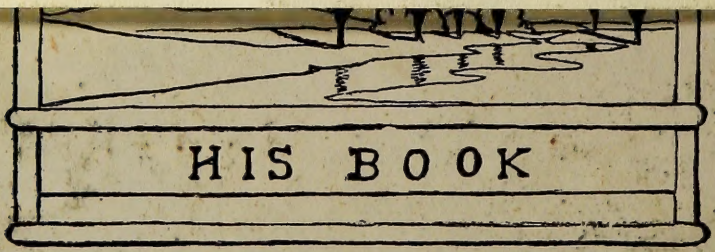
Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

From the Library
Of
Henry S. and Juliana Haskell



Lessing's Werke.

Herausgegeben

von

Richard Gosche.

Erste illustrirte Ausgabe.

Siebenter Band:

Leben und leben lassen. — Zur Geschichte und Literatur. — Theologische Streitschriften. — Neue Hypothese über die Evangelisten. — Ueber die von der Kirche angenommene Meinung. — Zu Nathan dem Weisen. — Bibliolatrie. — Sogenannte Briefe an verschiedene Gottesgelehrte.

Lessing's Werke.

Herausgegeben

von

Richard Gosche.

Erste illustrirte Ausgabe.

Siebenter Band

bearbeitet von Robert Boxberger.

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1875.

COLUMBIA LIBRARY

833L56
I14
v.7

FROM THE LIBRARY OF
HENRY S. AND JULIANA HASKELL
1948

JUN 21 1949 MS

Einleitung.

Der vorige Band hatte uns Lessing auf der Höhe seiner kritischen Thätigkeit für das deutsche Theater gezeigt. Aber die Hoffnungen, die er an seine Uebersiedelung von Berlin nach Hamburg geknüpft hatte, daß ihm, wie er in einem Briefe an Gleim äußert, das Theater den Unterhalt bieten würde, den die Großen ihm bis jetzt versagt hätten, hatten sich nur in sehr mittelmäßiger Weise erfüllt. Die „Hamburger Dramaturgie", für deren Herausgabe er von der Hamburger Theatergesellschaft Honorar erhielt, rentirte nicht genug, obgleich sie viel gelesen wurde, oder vielleicht gerade deshalb, denn der Nachdruck bemächtigte sich ihrer, und so mußte sie mit dem ersten Bande aufhören, da die Theatergesellschaft nicht Uneigennützigkeit genug besaß, mit erheblichen Verlusten ein Unternehmen fortzuführen, welches der ganzen Nation zur Ehre, dem Theater, und besonders dem Hamburgischen, zum größten Segen gereichte. Aber auch der süße Traum von einem deutschen Nationaltheater in Hamburg schwand bald, und so war Lessing genöthigt auf andere Mittel, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, bedacht zu sein. Er machte in Gemeinschaft mit Bode, der, wie Nicolai und Göschen, Buchhändler und Schriftsteller zugleich war, buchhändlerische Projecte, die kein besseres Glück machten als die „Dramaturgie",

weil sie nicht mit der nöthigen praktischen Geschäftskenntniß ausgeführt wurden. Besonders waren sie auf ein Mittel bedacht, dem damals im Heiligen Römischen Reich in Schwange gehenden Nachdruck zu steuern, der ihnen beim Absatz der „Dramaturgie" so empfindlichen Schaden gethan hatte. Im letzten Stücke dieses unsterblichen Werkes kann Lessing nicht umhin, „seine Verachtung und seinen Haß gegen Leute zu bezeigen, in deren Vergleich alle Buschklepper und Weglaurer wahrlich nicht die schlimmern sind", womit er die Nachdrucker meint. Dieser Unwille war darum nicht weniger gerechtfertigt, weil sie beide selbst nicht ohne Schuld daran waren, daß der Nachdruck bessern Absatz fand als die Original-Ausgabe, die Anfangs in einzelnen Nummern erschien. In einer Anmerkung zu seinem Briefe vom 24. October 1769 berichtet Nicolai: „Einige unbekannte Leute hatten unter der erdichteten Firma Dodsley und Compagnie einen Bücherverkauf auf den Leipziger Messen angefangen. Die Hamburgische Dramaturgie, die in ganz Deutschland viel Aufsehen machte, ward sehr unordentlich expedirt. Man konnte nur in wenigen Städten Deutschlands Exemplare davon haben, und die Kosten der einzelnen Versendung mit der Post machten die Buchhändler und Käufer verdrießlich. Man hatte besonders unterlassen, Exemplare nach Leipzig zu senden, wohin sonst jeder Verleger neue Bücher zuerst schickt, weil alle Buchhändler beständig andere Bücher von daher verschreiben müssen, und also zwischen den Messen ein neues Buch mit den wenigsten Kosten und Weitläufigkeiten von daher bekommen können. Ich hatte dies meinem Freunde Bode gemeldet und ihm voraus gesagt, er werde sich Schaden thun, wenn er nicht sorge, daß bald Exemplare in Leipzig, als in dem Mittelpunkte des deutschen Buchhandels, zu haben wären. Umsonst; ich bekam die Antwort: Es sei einmal festgesetzt, man verschicke keine Exemplare, als die bestellt würden, und man müsse sich desfalls nach Hamburg und nicht nach Leipzig wenden. Es ist nur schlimm, daß Hamburg an einem Ende von Deutschland und nicht so bequem wie Leipzig für den deutschen Buchhandel liegt, daß da keine Buchhändlermessen sind, und daß z. B. ein Buch von der Stärke der Dramaturgie mit der Post von Hamburg nach Nürnberg verschrieben, noch einmal so theuer zu stehen kommen und spät zu haben sein wird.

Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob meines Freundes Lessings Ideen über den Buchhandel auf diese Weigerung, nach Leipzig zu schicken, einigen Einfluß hatten. Wahr ist es, er behauptete schon vorher, die Leipziger Buchhändlermessen und die daselbst von den Buchhändlern betriebenen Geschäfte wären gar nicht nöthig. Es mögen wohl auch andere Ursachen gewesen sein; denn die Direction des sogenannten akademischen Theaters war auch in anderen Dingen sehr peremptorisch. So viel ist gewiß, daß die Sache nicht zum Vortheile der Unternehmer ausschlug. Alle Buchhändler in Deutschland konnten nicht die neue Anordnung wissen, daß man sich wegen der Dramaturgie bloß nach Hamburg wenden müßte. Alle schrieben also nach Leipzig, und wegen dieser beständigen Nachfrage, da immer vergebens nachgefragt ward, und immer kein Exemplar zu schaffen war, kamen die verkappten Dodsley und Comp. auf den Einfall, die Dramaturgie nachzudrucken. Ich will gewiß den Nachdruck nicht vertheidigen: aber ausgemacht ist es doch auch, daß der Eigensinn, eine Waare (denn das ist ein Buch, in so fern es zum Verkauf stehet) nicht nach dem Platze schicken zu wollen, wo hauptsächlich Nachfrage ist, diesen Nachdruck unmittelbar veranlaßte." Lessing kam nun auf eine Idee, wie der Uebervortheilung des Autors zugleich durch den Nachdrucker und durch den Verleger gesteuert werden könnte, und das Resultat derselben haben wir in dem ersten Aufsatze dieses Bandes vor uns. Etwas von diesem Prospekte Lessings war schon früh in die Oeffentlichkeit gedrungen, und ein mit „Stl." unterzeichneter Recensent der Dramaturgie im neunten Stück von Klotz' „Deutscher Bibliothek" hatte geäußert: „Ich würde auch den zweiten Band der Dramaturgie anzeigen können, wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler dem Verfasser zu viel Arbeit machte, als daß er das Werk bald beschließen könnte." Wozu Lessing bemerkt: „Ich hatte allerdings so etwas vor. Ich wollte meinen Lesern erzählen, warum dieses Werk so oft unterbrochen worden, warum in zwei Jahren erst, und noch mit Mühe, so viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr versprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beschweren, durch den man den geradesten Weg eingeschlagen, es in seiner Geburt zu ersticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt einige Betrachtungen anstellen.

Ich wollte das einzige Mittel vorschlagen, ihm zu steuern. — Aber das wäre ja sonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr für sie, wenigstens der rechtschaffenen Männer unter ihnen; und es giebt deren." Lessing verkannte jedoch keineswegs die bittere Wahrheit, daß „so lange Deutschland nicht unter Einem Herrn stände, welcher der natürlichen Billigkeit durch positive Gesetze zu Hilfe kommen könnte und wollte", das Raubsystem des deutschen Nachdrucks unter fürstlicher, selbst kaiserlicher Flagge nach besten Kräften fortgeführt werden würde; bekanntlich hat erst der Bundestag unter der geringen Zahl seiner Verdienste wenigstens das sich erworben, Autoren und Verleger, besonders die letzteren durch Privilegien auf dem ganzen deutschen Gebiete geschützt zu haben. Je weniger aber zu Lessings Zeit auf amtlichen Schutz zu rechnen war, desto mehr Pläne der Selbsthilfe tauchten damals auf, von Luther und Leibnitz bis auf Klopstock und Bahrdt, so daß Lessing es nicht bedauern durfte, den seinigen als Fragment im Pulte liegen gelassen zu haben. Erst nach seinem Tode wurde er durch Fülleborn veröffentlicht. Ein anderer Grund, weshalb Lessing mit diesem Plane nicht an die Oeffentlichkeit treten mochte, war wohl der, daß er überhaupt damals an Deutschland verzweifelte und entschlossen war, sein Glück anderswo, in Italien zu suchen. Nur den Bemühungen seines Freundes Ebert und dessen dringender Verwendung bei dem Erbprinzen von Braunschweig ist es zu danken, daß Deutschland die letzte Schmach erspart blieb, daß sein großer Sohn dem undankbaren Vaterlande auf Nimmerwiedersehen den Rücken kehrte. Der kritischen Beschäftigung mit dem deutschen Theater wandte er allerdings seit dieser Zeit den Rücken und vertiefte sich nun in die Schätze der Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren Ausbeutung ihn zunächst, mehr durch Zufall als durch eigene Wahl, auf das Gebiet der Theologie zurückführte. Ein glücklicher Zufall nämlich spielte ihm gleich in den ersten Wochen seines Wolfenbüttler Aufenthalts (1770) ein Manuscript des Berengarius von Tours in der dortigen Bibliothek in die Hände, welches seine Vertheidigung gegen die Angriffe Lanfrancs von Canterbury in Betreff der Abendmahlslehre enthielt, und von dessen Vorhandensein man bis dahin auch nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte; im Gegentheil hatte man angenommen,

Berengar sei durch jene Schrift des Lanfranc von seinen ketzerischen Irrthümern bekehrt worden. Dies gab wieder willkommene Gelegenheit zu einer „Rettung", und Lessing war der Mann, sie auf das ausgiebigste und für die Wissenschaft ersprießlichste zu benutzen. Wenn er sich hiemit bei den Theologen, auch bei den strengen Lutheranern, wohlverdienten Dank erwarb und fortfuhr sich Ansprüche auf denselben durch die ersten Veröffentlichungen in seinen Beiträgen „zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" zu erwerben, so sollte dies später, wie hier ausführlicher zu erörtern ist, durch eine sonderbare Verkettung von Umständen in das gerade Gegentheil umschlagen. Zunächst aber haben wir uns hier mit einem Manne zu beschäftigen, mit welchem Lessing sich in mehr als einer Hinsicht geistesverwandt fühlte, und von dessen enormer geistigen Thätigkeit in dem einsamen Wolfenbüttel ihm auf Tritt und Schritt die Spuren in die Augen fielen, mit dem großen Polyhistor Gottfried Wilhelm von Leibniz. Zwar waren die Werke dieses vielumfassenden Geistes, dieses wahrhaft genialen und im Größten wie im Kleinsten schöpferischen und neue Geistesbahnen aufspürenden und einschlagenden Philosophen Lessingen schon früher, wie von vorn herein anzunehmen ist, nicht unbekannt geblieben; wie Leibniz trieb auch Lessing gern neben einander: Mathematik, Geschichte, Sprachforschung, Literaturgeschichte, Theologie und Philosophie. In dem Verkehr mit Mendelssohn werden Leibnizische Lehrsätze geprüft und ihre Entstehung erörtert, die „Theodicee" muß Lessing schon ziemlich früh bekannt geworden sein; eine Sammlung gelehrter Briefe interessirt ihn besonders wegen der darunter befindlichen Leibnizischen Briefe (vgl. den 71. Literaturbrief im vierten Bande), und die Dramaturgie schließt er mit den Worten: „Das Beste ist, daß ihre (Dodsley und Comp., siehe oben) Einladung wohl von den Wenigsten dürfte angenommen werden. Sonst wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernst darauf dächten, das bekannte Leibnizische Projekt auszuführen." Wozu Guhrauer (Lessing, II, 1, S. 223) bemerkt: „Nämlich eine societas subscriptoria der Gelehrten unter einander, um sich und ihre Werke der Macht der Buchhändler zu entziehen. Das Nähere enthalten Leibnizens Briefe an Sebastian Kortholt vom 15. October

und 19. November 1715. (Opera omnia, ed. Dutens, V, 333 f.)" Wenn dies nun bei einem Manne von Leſſings geiſtiger Spannkraft einem Manne gegenüber, deſſen Geiſt durch das Medium ſeiner Nachtreter Wolf und Baumgarten-Cruſius eben ſo wohl wie durch ſeine eignen Schriften die geiſtige Bildung des vorigen Jahrhunderts bis auf Kant beherrſchte und dieſem „Jahrhundert der Aufklärung" ſein Gepräge aufdrückte, ſehr natürlich iſt, ſo trat ihm, wie geſagt, dieſer außerordentliche Mann in Wolfenbüttel geradezu leiblich nahe und erweckte in ihm den Vorſatz, ſeine Werke methodiſch zu ſtudiren und ſich zum Organ ſeines Lebens, Lehrens und Wirkens zu machen, auch die vor einigen Jahren, 1768, in Genf erſchienene Geſammtausgabe ſeiner Werke in ſechs Quartbänden, durch die ſich ein ausländiſcher Gelehrter, Ludwig Dutens, ein Verdienſt erworben hatte, welches ſich Leibniz' Landsleute hatten entgehen laſſen, aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek möglichſt zu bereichern. Wahrſcheinlich hatte er auch die Abſicht, das Leben dieſes außerordentlichen Mannes zu ſchreiben, wozu gerade Wolfenbüttel der geeignetſte Platz war. Sein Bruder veröffentlichte nach ſeinem Tode aus ſeinem Nachlaß einen Aufſatz: „Leibniz. Chronologiſche Umſtände ſeines Lebens", der im Weſentlichen ein Auszug aus Bruckers, dem erſten Bande von Dutens' Ausgabe wieder vorgedruckter, Biographie iſt, und dem wir die folgenden Angaben zu Grunde legen.

Ungefähr 100 Jahre vor Leſſing, 1671, war Leibniz zuerſt mit dem Braunſchweiger Hofe in Verbindung getreten, deſſen Haupt damals der Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, Johann Friedrich, Kalenbergiſcher Linie war. Damals war Leibniz in den Dienſten des Kurfürſten von Mainz, des um die Wiſſenſchaft hoch verdienten, ehrwürdigen Philipp von Schönborn, aber im Auftrag ſeines Miniſters, des berühmten Grafen von Boineburg, ſeit 1672 in Paris abweſend. Der Kurfürſt ſtarb ein Jahr darauf, und Leibniz, der ſich dadurch außer Dienſt befand, begab ſich in die Dienſte Johann Friedrichs, der ihn zu ſeinem Hofrath und Bibliothekar machte, mit Erlaubniß, ſo lange in Paris zu bleiben, bis er ſeine Rechenmaſchine zu Stande gebracht. Von dieſer Erlaubniß machte jedoch Leibniz nur mäßigen Gebrauch und kam 1677 nach Hannover. „Die Bibliothek daſelbſt", heißt es bei Leſſing wörtlich, „ward durch den

Zukauf der Bibliothek des Hamburgischen Medici und Professors Martini Fogelii auf seinen Rath vermehrt. In diese Zeit fallen auch die Bemühungen, das Wasser aus den Bergwerken auf dem Harz zu bringen. Desgleichen schrieb er um diese Zeit, als die französischen Gesandten auf dem Nimwegischen Frieden keinen Gesandten der deutschen Fürsten außer den Kurfürsten zulassen wollten, unter dem Namen Caesarini Furstenerii „De jure supremátus ac legationis principum Germaniae", wozu er sich aber doch niemals bekennen wollen, um sich an den königl. und kurfürstlichen Höfen, an welchen er gelitten war, nicht in Mißgunst zu setzen. — — 1679 starb sein Herzog Johann Friedrich, auf dessen Tod er das schöne lateinische Gedicht machte. Ernst August aber, dessen Bruder, der ihm in der Regierung folgte, bestätigte ihn mit einer Pension von 600 Thlr. als Hofrath, obschon Leibniz selbst kaiserliche Dienste suchte und an Lambecii Stelle Bibliothekar werden wollte. — — 1684 unternahm er seine gelehrte Reise zur Erläuterung der braunschweigischen Geschichte. Er reiste besonders Deutschland durch und ging von da nach Italien. — — 1691 machte ihn Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, auch zu seinem Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel. 1692 ward sein Herr Ernst August Kurfürst; welches Geschäft Platen trieb, dem Leibniz in Beischaffung aller Rechte und Vorzüge des Hauses aus der Geschichte sehr behilflich war. — 1693 erschien sein „Codex juris gentium diplomaticus", der größten Theils aus Wolfenbüttelischen Handschriften genommen war. — — 1696 ward er Geheimer Justizrath und Historiograph des Kurfürsten von Hannover. — 1698 kamen seine „Monumentorum historicorum nondum hactenus editorum Tomi II" heraus. — — 1707 erschien der erste Tomus seiner Collectionum historicarum antiq. Brunsvicenses illustrantium"; die übrigen zwei Tomi folgten 1710 und 1711. — 1710 schaffte er die Gudeischen Reste[1]) nach Wolfenbüttel. — 1713 reiste er nach Wien und ward in der Verhandlung des Utrechter Friedens gebraucht. — Er verließ es aber noch in diesem Jahre, weil die Pest da ausbrach und ihn sein Hof zurück-

1) Mste.; d. h. Manuscripte? Bei Dutens I, S. XCIII heißt es: Thesaurum codicum Mscr. Gudianum bibliothecae Guelpherbytanae vindicavit.

forderte. Der Kurfürst von Hannover war König in England geworden, und Leibniz schrieb seinen „Anti-Jacobite", den er aber nie für seine Arbeit erkennen wollte. Um diese Zeit, weil sein Hof mit ihm nicht vergnügt[1]) war, daß er so oft an fremden Höfen sich aufhalte und das Geschäft der braunschweigischen Geschichte vernachlässige, wollte er nach Frankreich gehen, und Eccard ward braunschweigischer Historiograph, um das von ihm angefangene Werk fortzusetzen. — — Er starb 1716." Dies ist der kurze Abriß seines Lebens, so weit es sein Verhältniß zu den braunschweigischen Landen betrifft. Da es nun Lessingen nahe gelegt war, eine Geschichte, weniger der Entstehung, wie dies vorzugsweise sein Vorgänger Burckhard gethan hatte, als der Benutzung der Wolfenbüttler Bibliothek zu schreiben, so ist zu begreifen, wie die mit Lessings Worten angeführten Umstände aus Leibniz' Leben seine besondere Aufmerksamkeit erregen mußten. Und so sagt er in der Vorrede seiner schon erwähnten Beiträge „zur Geschichte und Literatur", 1773: „Denn kaum, daß Burckhard noch die wenigen Werke mitnimmt, die Augustus (Herzog von Braunschweig, der Begründer dieser Bibliothek) selbst aus dieser seiner Bibliothek, entweder zuerst oder verbessert herausgeben lassen. Das weit Mehrere und weit Beträchtlichere, was in Zeiten, die ihm doch viel näher waren, Männer wie Leibniz, Eckard, Lenfant, Corte, Salig ꝛc. aus ihr geschöpft haben, ist mit dem tiefsten Stillschweigen von ihm übergangen worden. Gleichwohl hätte auch er schon dreist behaupten können, was ich jetzt um so viel sicherer behaupten darf: nämlich, daß in diesem Jahrhunderte schwerlich eine Bibliothek in Europa so viele und so wichtige Beiträge zu so mancherlei Theilen der Gelehrsamkeit geliefert hat als die unsrige." Aus diesen „Wolfenbüttler Beiträgen" sind denn nun auch die in diesem Bande folgenden Aufsätze genommen, bei deren Auswahl uns dasselbe Princip geleitet hat wie bei der Auswahl der Recensionen aus der Voßischen Zeitung: wir bieten vollständig die Beiträge zur Theologie (darunter auch einen Theil der in den meisten Ausgaben fehlenden berühmten „Wolfenbüttler Fragmente" von Hermann Samuel Reimarus, ohne welche die später folgenden theo-

1) d. h. zufrieden.

logischen Streitschriften nicht so gut zu verstehen sind) und die zur deutschen Literatur, weil gerade diese Aufsätze auch ihrem Inhalte nach (denn Lessings Geist ist freilich in Allem, was er untersucht, gleich groß) ein bleibendes Interesse haben.

Den Anfang machen zwei Beiträge zu der schon erwähnten Gesammtausgabe von Leibniz' Werken. Den ersten derselben haben wir, weil er kurz war, beibehalten, den zweiten aber, der seinem lateinischen Inhalte nach mit dem Gegenstande des Streites zusammen längst von unsrer Zeit überholt ist, haben wir im Interesse der Popularität unserer Ausgabe gestrichen. Denn Lessing selbst war sich deutlich bewußt, daß der Schwerpunkt des Interesses dieser Aufsätze nicht in dem gelieferten Text, sondern in seinen, in Wahrheit höchst wichtigen und anziehenden Erläuterungen beruhe. Und in diesen zeigt sich nun gleich die große Geistesverwandtschaft Lessings mit Leibniz. Denn wie dieser, nach Lessings eigener Auseinandersetzung, Nichts gerne ganz wegwarf, was die antike Philosophie, die Kirchenväter und selbst die Scholastiker, besonders aber auch die orthodoxen Dogmatiker an religiösen Begriffen einmal in Umlauf gesetzt hatten, sondern nur „sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe nahm, in dem sie so mancher Theologe nimmt" („aber er fand", setzt Lessing hinzu, „daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr Wahres liege, als in den eben so rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung: und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den letztern zu wenig"): so steht auch Lessing mit Leibniz auf Seite der Orthodoxen gegen die damaligen rationalistischen Neuerer; so verficht er mit Leibniz die Ewigkeit der Höllenstrafen, weil der Wille zum Sündigen ewig ist; so verficht er die Trinität gegen die seichte unitarische Auffassung der Socinianer im zweiten Aufsatz. Und dazu halte man nun die berühmte Stelle aus einem Briefe an seinen Bruder vom 2. Februar 1774: „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine

eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen, ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch hernach das Kind in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? — Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, erkundige dich doch nur nach diesem Punkte genauer und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen." Man sieht, Lessing vertritt auch hier wie überall, auch vom Standpunkt der Orthodoxie aus, das Recht der freien Forschung, er möchte nur nicht, daß ihm eine Gretchenseele die Mahnung zuriefe: „das ist nicht recht, man muß dran glauben", denn dann würde er auch schon jetzt aus seines Nathan Seele antworten: „Kein Mensch muß

müssen — und ein Lessing müßte?" War er also bis dahin mit den Zionswächtern der orthodoxen Theologie so ziemlich im Guten hingekommen, da er objectiv ihren Standpunkt vertrat, so mußte sich dies nothwendig ändern, als er Miene machte, das Recht der freien Forschung auch Denen zu wahren, die durch dieselbe zu Zweifeln an der orthodoxen Lehre geführt worden waren. Den Anfang dazu machte er im dritten Aufsatze wieder mit einer „Rettung", die, weil sie diesmal einem Deisten, einem Vernunft-Theologen galt, im orthodoxen Lager schon böses Blut machte. Aber Lessing hatte noch schärfere Pfeile in seinem Köcher, und ehe die Orthodoxen Zeit hatten, ihr frommes Mißfallen an der Ehrenrettung eines unglücklichen Verfolgten zu erkennen zu geben, erfolgten in dem dritten und später in dem berüchtigten vierten Beitrag im vierten und fünften der von uns aus denselben gewählten Aufsätze die ersten Veröffentlichungen der „Wolfenbüttler Fragmente", über deren Erscheinen im orthodoxen Lager nicht bloß Lärm, sondern geradezu der Generalmarsch geschlagen wurde. Die durch diese Veröffentlichung hervorgerufenen Streitigkeiten haben Lessingen bei Allen, die nicht selbst prüfen (und wie Wenige sind deren?) den Ruf eines Gottesleugners zu Wege gebracht, und kurz nach seinem Tode verbreitete sich in Braunschweig unter dem Pöbel das Gerücht, der Teufel habe Lessingen wie weiland seinen Dr. Faust geholt. Den classischesten Ausdruck fand aber diese pfäffische Verketzerungssucht in den Worten des Abts von der H..., der, als in einer Sitzung des Consistoriums zu Braunschweig der Abt Henke vom seligen Lessing sprach, ihm mit heiligem Eifer ins Wort fiel: „Herr College, Sie wollten doch wohl nur sagen: der verstorbene Lessing?" (Guhrauer, Lessing II, 2, S. 315 f.). Gleichwohl kommt bei diesem ganzen Streite Lessings eigne Ansicht von der Religion erst in zweiter Linie in Betracht; es handelt sich zunächst nur um die Berechtigung zur Veröffentlichung der Fragmente, durch welche, behaupteten die Orthodoxen, den glaubensschwachen Seelen ein Aergerniß gegeben worden sei.

Die Antwort darauf können wir füglich Lessing selbst überlassen, der sie mit Luthers Worten giebt. Aber durch die persönlichen Angriffe des Hauptpastors Göze wurde Lessing dazu gedrängt, mit seinen eignen Ansichten hervorzutreten und über die Ent-

stehungsgeschichte unserer Religion sowie über deren erste Verbreitung umfassende Studien anzustellen. Wenn er durch dieselben nun auch zu der Wahrnehmung geführt wurde, daß es bei der Entstehung und Ausbreitung unserer Religion ungleich natürlicher und darum Gottes würdiger, zugegangen sei, als die Orthodoxie annehmen wollte, so war er für diese nach bestem Wissen angestellten Untersuchungen und deren Ergebnisse, die aber zum Theil erst nach seinem Tode öffentlich bekannt wurden, seinem Schöpfer allein Rechenschaft schuldig, der denn auch den vielfach geprüften Dulder für die Freiheit der Forschung und der Ueberzeugung mitten aus diesen Streitigkeiten heraus an seinen Thron berief. Uns Allen aber bleibt der Segen seines Wirkens und die köstlichen Früchte, die dieser Kampf um die höchsten geistigen Güter der Menschheit in Lessings Geiste gezeitigt hat: die köstliche Polemik gegen Göze und die herrliche Toleranzlehre des Nathan. „Die Herausgabe der Fragmente", sagt Guhrauer (Lessing II, 2, S. 131 f.), „abgesehen von den Kämpfen, welche sie Lessing bereiteten, und von dem Anstoß, den dadurch die Theologie erhielt, wäre schon für sich selbst ein Beweis von der Höhe, womit er auch hier über den größten Theil seiner Zeitgenossen sich erhob. Er that damit nichts Anderes, als was vor ihm Leibniz billigte und sogar beförderte, wenn er am Abend seines Lebens auf die Bekanntmachung des Heptaplomeres des Bodinus drang (dieses entschiedenen Deisten), welches in vielen Abschriften seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts nicht bloß unter den Gelehrten, sondern auch in den höchsten Kreisen verbreitet war und mit Begierde gelesen wurde. Ganz wie später Lessing, ganz wie die erleuchtetsten Theologen unsrer Zeit (ich nenne einen Neander) dachte der große Mann, daß der Sieg der Wahrheit und des Christenthums im Verhältniß der Stärke der Angriffe nur gewinnen könne. Doch scheiterte der Druck an dem Dazwischentreten der Regierungen, und eines der merkwürdigsten Werke, welches Scharfsinn und Gelehrsamkeit im Dienste der Gewissensfreiheit und bürgerlichen Duldung, allerdings mit deistischen Principien, mitten im Brande des bürgerlichen und Religionskrieges in Frankreich verfaßt hatte, gerieth endlich in Vergessenheit, so sehr, daß selbst Lessing von dessen Dasein nichts erfahren, weil er sonst unmöglich so ganz davon geschwiegen hätte; ich setze hinzu, weil

er sonst ganz gewiß auch jenen großen „Fragmentisten" des 16. Jahrhunderts, in welchem die Idee Nathans des Weisen im Keime liegt, ans Licht gezogen hätte."

Jener berühmte Fragmentist des 18. Jahrhunderts aber, der schon genannte Hermann Samuel Reimarus, Professor an dem Hamburger akademischen Gymnasium, Hamburgs größte Berühmtheit in diesem Jahrhundert, ein Mann, sagt Guhrauer, der klassische Gelehrsamkeit mit philosophischem Geist und sinniger Naturbeobachtung wie Wenige verband, der Schwiegersohn des großen Gelehrten Johann Albert Fabricius, hat mit Lessing jedenfalls nur in sehr geringer, vielleicht in gar keiner persönlichen Verbindung gestanden, denn er starb schon in dem ersten Jahre von Lessings Niederlassung in Hamburg, den 22. Februar 1768. Doch mit seiner Familie wurde Lessing um so vertrauter, und aus den Händen seiner Tochter Elise, die, mit ihm Zeit Lebens befreundet, in dem an die Veröffentlichung sich knüpfenden Geisteskampfe treu auf seiner Seite blieb, erhielt er das verhängnißvolle Manuscript. Dagegen hatte er sich mit seinem nachmaligen erbittertsten Gegner, dem Hauptpastor an der St. Katharinen-Kirche zu Hamburg, Melchior Göze, zur Verwunderung seiner Freunde, ziemlich vertraut gemacht, was uns nach dem oben Erwähnten nicht erstaunen darf. Ja, er hielt Gözen einmal in einer orthodoxen Frage in höchst geistreicher Weise gegen seinen eignen Freund Alberti, der Diaconus an derselben Kirche mit Göze war, und dem der letztere das Leben redlich schwer machte, die Stange. Lessings Freunde, die die ganze unparteiische Größe dieses Geisteshelden nicht zu würdigen wußten, schrieben zwar seine Besuche bei Göze auf Rechnung von dessen vorzüglichem Rothwein; aber Lessing selbst hat uns in seinen Collectaneen unter dem Worte „Hamburg" einen Bericht von seinem Verhältniß zu ihm gegeben, der ganz anders lautet, und der hier in einem kurzen Auszuge wiedergegeben werden muß: „Den 24. Jänner 1769 habe ich den Senior Göze zuerst persönlich kennen lernen. Ich besuchte ihn auf seine wiederholte Einladung und habe einen in seinem Betragen sehr natürlichen und in Betracht seiner Kenntnisse gar nicht unebnen Mann an ihm gefunden. Wir sprachen zuerst von der hiesigen öffentlichen Bibliothek. Hierauf sprachen wir wegen seiner

Streitigkeit mit Semler (über die sogenannte Complutensische Bibel): in welcher Göze nun wohl offenbar Recht hat. Göze hat eine vortreffliche Sammlung von Bibeln und besonders den ersten Ausgaben von Luthers Uebersetzung. Luthers letzte Revision seiner Bibel ist von 1545, welche denn auch bei Beurtheilung seiner Sprache in meinem Lexico zu Grunde gelegt werden müßte." Dann folgen noch mehrere Notizen über seltene Bücher, aus denen man ersieht, daß damals zunächst das gemeinsame bibliographische Interesse die beiden Gelehrten an einander ebenso band, wie es sie später, wie wir sogleich sehen werden, entzweite.

„Den Gedanken", sagt Guhrauer (Lessing II, 2, S. 141), „die Fragmente von Reimarus in die Welt zu schicken, brachte Lessing bereits von Hamburg nach Wolfenbüttel mit. Bei Mendelssohns Anwesenheit in Wolfenbüttel 1770, zeigte er ihm das Manuscript und vertraute es ihm an. Vor anderen Personen hielt er damit zurück, selbst vor dem Erbprinzen, der vielleicht durch Mendelssohn von jenem Manuscripte Kunde erhielt. „Die Neugierde der bewußten Person (schreibt er an Mendelssohn nach dessen Rückkehr nach Berlin, den 9. Januar 1771) nach dem Manuscripte hat sich halten lassen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor eingen Tagen wieder zu sehen bekam. Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, ebenfalls nicht weit her ist; daher habe ich ihm auch nur bloß die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuscript bei sich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wollte."

Als Lessing im Sommer dieses Jahres nach Berlin kam, wollte er hier sogleich das Ganze in den Druck geben. Sowohl Nicolai als Mendelssohn widerriethen ihm auf das ernstlichste dieses Vorhaben. „Umsonst!" (sagt Nicolai) „er war davon nicht abzubringen; wie er sich denn überhaupt nicht leicht von einer Idee abbringen ließ, die einmal in seinem Geiste lebhaft geworden war. Er schrieb unsere Widersetzlichkeit einem ganz falschen Beweggrunde zu." Es fand sich auch ein Verleger, welcher den Druck übernehmen wollte, unter der Bedingung, daß das Buch die Censur passirte. Die theologische Censur wollte nun den Druck weder verhindern noch unterdrücken, aber doch nicht ihr vidi darunter setzen, welches

man (meint Nicolai) einem christlichen Theologen auch nicht so übel nehmen konnte. Der Verleger hielt sich dadurch gegen alle Verdrießlichkeit nicht gedeckt, und Lessing nahm das Manuscript mit zurück nach Wolfenbüttel. So geschah es, daß er das Werk in Bruchstücken seinen ‚Beiträgen' einverleibte. Er hatte für dieselben (sie kamen in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Braunschweig heraus) die Censurfreiheit, und unter dem Schutze derselben erreichte er, wenn auch durch einen Umweg, seinen Zweck. An den Aufsatz über Adam Neuser im dritten Beitrage (1774) geschickt anknüpfend, machte er den Anfang mit dem unverdächtigsten dieser Fragmente: „Von Duldung der Deisten." Das ganze Manuscript führt den Titel: Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes und besteht aus fünf Büchern. Reimarus vollendete die letzte Umarbeitung dieses seines zu wiederholten Malen bearbeiteten Werkes kurze Zeit vor seinem Tode (1768). Nach Lessings Tode erschienen auch die von Lessing selbst nicht veröffentlichten Stücke des Manuscriptes unter dem Titel: „Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten. Ein Nachlaß von G. E. Lessing, herausgegeben von D. A. E. Schmidt. Berlin 1787." Auch in Niedners Zeitschrift für historische Theologie wurde ein Abdruck neu ausgewählter Fragmente besorgt, in den Lessing-Ausgaben von Lachmann und von Maltzahn jedoch, die so manchen gelehrten nicht Lessingischen Text bringen, wie z. B. aus den „Beiträgen" das Lügenbuch von Erasmus Stella, mit dessen Herausgabe sich Lessing außerdem eine kleine Blöße gab, da es schon herausgegeben war, wird der Wiederabdruck mit den Worten abgelehnt: „Hier folgt das Fragment, welches hier nebst den übrigen wegbleibt, weil sie nachher zusammen gedruckt sind." Das ganze Manuscript, welches noch jetzt in Hamburg aufbewahrt wird, hat übrigens Lessing, nach einem Briefe an Herder zu schließen, wohl nie in Händen gehabt.

Eine ähnliche „Rettung" vor Henkershand nahm er mit dem Ungenannten vor, dessen zur Vertheidigung Wilhelms von Grumbach, besonders gegen pfäffische Intriguen, geschriebenes Gedicht „Die Nachtigall", welches 1567 in Leipzig von Henkershand verbrannt worden sein soll, Lessing in drei Abschriften in der Wolfenbüttler Bibliothek vorfand und seinen Grundsätzen gemäß sofort herausgab.

Man lese die goldenen Worte, womit er in der Einleitung zu diesem Gedicht sein Unternehmen rechtfertigt. Dieselbe edle Gesinnung spricht er im sechsten „Anti-Göze" mit den Worten aus: „Wenn es wahr sein sollte, daß noch irgendwo ein Exemplar dieser so fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden sei; in der Mediceischen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber so heimlich gehalten werde, daß Niemand es lesen, Niemand das Geringste der Welt daraus mittheilen dürfe: wahrlich, so möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar sein, und wenn ich Großherzog zugleich sein könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieser Bedingung sein, damit ich ein der Wahrheit und dem Christenthume so nachtheiliges Verbot geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaste drucken lassen und geschwind das Großherzogthum, welches mir jetzt schon in Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte." Was nun den anonymen Verfasser der „Nachtigall" betrifft, so gab im „Deutschen Museum" 1779, I, S. 61 ff. und II, S. 458 ff. ein mit „G. S. T." unterzeichneter Schriftsteller ein „Altes Gedicht vom Verfasser der Nachtigall" heraus. Derselbe theilte auch einen Brief mit, der dieses „alte Gedicht" begleitete, in welchem der Verfasser die Drangsale schildert, die er eben jener „Nachtigall" wegen hat ausstehen müssen. Der Brief ist unterzeichnet: „Gegeben den 3. Juni 1568. Paris

Ew. ꝛc.

unterthänigster

Wilhelmus K. Brennus politanus
Matheseos professor."

Es ist aber wohl zu lesen: Brennopolitanus, und demnach würde sich hier der Verfasser nennen: Wilhelm K.[1]) aus Brandenburg. Der Herausgeber wußte Nichts von einer Veröffentlichung des Rector Klose in Breslau in den „Neuen literarischen Unterhaltungen" 1774, I, S. 22—37: „Klaggesang der Nachtigall",

1) D. h. „Klebitz". Uebrigens war der Druck erst am 24. oder 25. März 1567 vollendet, woraus sich ergiebt, daß die Schrift füglich nicht schon den 13. Januar zu Leipzig verbrannt werden konnte, wie Heydenreich angiebt. Ortloff, Geschichte der Grumbachischen Händel IV, S. 328.

worin das traurige Schicksal des Druckers der Nachtigall, Hans Schmidt, in einem rührenden Tone beklagt wird. „Dieses Stück", sagt Guhrauer (Lessing II, 2, S. 74), „besaß ein Freund des Herausgebers in einer Abschrift; eine andere davon, sammt einer von Lessings Nachtigall, enthält gleichzeitig die Rhedigersche Bibliothek, welche, wie Klose bemerkt, mehrere Schätze mit der Wolfenbüttler Bibliothek gemeinschaftlich besitzt. Lessing erhielt noch späterhin eine Abschrift des Kaiserlichen Verbots der Nachtigall, das er sich eigenhändig abgeschrieben, wahrscheinlich um davon noch einmal Gebrauch zu machen. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel bewahrt noch diese Abschrift." [1]) — Guhrauer irrt, wenn er Hans Schmidt für den Verfasser der Nachtigall hält; daß er der Drucker ist, ergiebt sich aus folgender Stelle des im „Deutschen Museum" mitgetheilten Gedichtes (1779, II, S. 471):

Den drei und zwanzigsten April
gefangen wird Hans Schmidt mit Will,
daß er gedruckt die Nachtigall,
welche gesungen überall,
erstlich zu Frankfurt an dem Main,
welchen beklagen groß und klein.

Interessant für das Schicksal dieser Flugschrift ist auch folgende Stelle, S. 472:

Indem wird auch die Nachtigall
gewürgt und gefangen überall,
ein gering und kleines Vögelein
Vom Kaiser hoch verfolgt muß sein.
Durch Kaiserlich Legation
gros Reichsstädt werden gesprochen an
die Drucker musten schwören all
zu drucken keine Nachtigall;
Buchkrämer werden gefraget auch:
wie viel Nachtigall sie hatten noch?
Sie sein verkauft, war ihr Bescheid,
und sein gefolget weit und breit;
Zunftmeister müssen sammeln ein
das gering und klein Waldvögelein;
Die Baseler wurden g'beten sehr,
daß sie ja keine druckten mehr:

1) Vgl. O. v. Heinemann in Gosche's „Archiv für Literaturgeschichte" I, S. 311, Nr. 15.

auch ist ausgangen solch ein Schall:
daß ein lebendig Nachtigall
oft mit dem Häuslein sei gebracht,
da man so scharf Verbot gemacht,
weil es von allen nicht verstan,
sonderlich vom gemeinen Mann.
Zu Heidelberg, der schönen Stadt,
drei Drucker man gefangen hat,
der Meyer und Jost Zimmermann
mit Schirach sind gegriffen an;
dann weil die Nachtigall am Rhein
verfolget ward und an den Mayn,
must auch Neckar schliessen zu
dem Vögelein sein Rast und Ruh;
doch eh es seinen Geist aufgab
haben es viel geschrieben ab:
von vielen ist es translatirt
an manchen Orten imprimirt;
in Schweiz, Savoy und Niederland,
in Frankreich hört man ihr Gesang;
so oft ein Frühling kömmt herbei
wird gehalten ihr Gedächtniß frei.
Der Autor macht sich auch von dann,
ruft Gott den treuen Schöpfer an,
daß er wolt fort ein Vater sein
über sechs seiner Kindlein klein;
daß er für die möcht sein behut't
die durstig sind nach seinem Blut.
Daß Niemand mög verdächtig sein,
zur Nachtigall sich bekent allein;
auf sich allein nimt alle Schuld
damit der Drucker möcht' in Huld
kommen der kaiserlichen Kron,
weil er die Admonition
allein gestellt, und die Geschicht
erzählt aus fürstlichem Bericht.
Entschuldigt auch die löblich Stadt
Frankfurt, mit sambt den weisen Rath,
der Stadt Verräther machet er
zu Schelmen und zu Lügener.
Etliche nahmen Judas Lohn,
zu suchen ihn sind ausgegahn.

Die Schlußworte des Herausgebers (S. 571) müssen auch hier wiederholt werden: „Und nun, ihr Antiquare oder ihr Anderen, denen Ohngefähr und Liebe zur mittlern Literatur Kenntniß in solcher verschafft hat, könnt ihr mir nicht den Mann nennen, der dies Gedicht gemacht hat? Mich dünkt, es steht mancher Name in

unsern Musenalmanachen von Jahr zu Jahr treulich fortgeschleift, dessen Besitzer, wenn er 1568 gelebt hätte, es ungemacht gelassen haben würde." Der Name ist denn auch glücklich ermittelt worden. Gödeke sagt in seinem „Grundriß" I, S. 272: „Als Verfasser wird Wilhelm Klewitz bezeichnet (von dem ein ähnliches Gedicht in Meusels histor. lit. Magazin T. 4 steht und von dem es noch giebt: Zeitung aus Niderlant von dem umgang oder Processíon so in Antorff (Antwerpen) gehalten im J. 1566, deutsch durch W. Klebitium (mit Reimen). 1566. 4°.)"

Der vierte „Beitrag" brachte unter dem „Mehreren aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend", als fünftes Fragment an letzter Stelle einen Aufsatz „über die Auferstehungsgeschichte" sammt „Gegensätzen des Herausgebers" zu allen fünf Fragmenten. Reimarus deckte in diesem Fragmente zehn Widersprüche in den Berichten der Evangelisten von der Auferstehungsgeschichte Jesu auf, nicht um damit die Glaubwürdigkeit der Bibel zu bestreiten, sondern um der strengen orthodoxen Inspirationstheorie, die auch den Buchstaben der Bibel als vom heiligen Geiste eingegeben und den Verfasser einer kanonischen Schrift nur als Clavier betrachtet, auf welchem der heilige Geist spielt, einen Stoß zu versetzen. Dies brachte die sogenannten Harmoniker, d. h. die Theologen, welche durch eine gekünstelte Interpretation die kleinen Widersprüche in Einklang zu bringen versuchen, gewaltig in Harnisch. Zuerst trat ein Ungenannter dagegen auf, der sich später als Johann Heinrich Räß, Archidiaconus und Superintendent zu Wolfenbüttel, zu erkennen gab, mit einer Schrift: „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige im vierten Beitrag ꝛc. gemachte neue Einwendungen vertheidigt. Braunschweig 1777." Lessing antwortete mit der „Duplik". Aber früher noch war gegen das zweite Fragment „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können" der Director Schumann in Hannover mit einer Schrift zu Felde gezogen: „Ueber die Evidenz der Beweise für die christliche Religion." Sie richtete sich gegen die Behauptung dieses Fragmentes: „Es sei zum gegründeten Glauben, der aus der Bibel entstehen soll, nöthig, daß Einer alle Alten und ihre Nachrichten von den Büchern der Bibel und ihren Verfassern durchlese; daß er die Kritik, Sprachen

und Historie der Zeiten, Gewohnheit und Meinungen inne habe; viel Schärfe des Verstandes besitze und seine Vernunft im Nachdenken wohl geübt habe." „Dieser Forderung, welcher nicht viele Gelehrten, geschweige Ungelehrte genügen möchten, setzt nun Schumann entgegen, was er den Beweis des Geistes und der Kraft nach den Worten des Apostels Paulus und des Origenes nennt, nämlich denjenigen Beweis, der von den erfüllten Weissagungen des Alten Testaments und den zur Bestätigung des Evangeliums von Christo und seinen Aposteln verrichteten Wundern hergenommen ist." (Guhrauer, Lessing II, 2, S. 170.) Gegen ihn richten sich die in diesem Bande zunächst auf die „Beiträge" folgenden zwei zuerst auf einzelnen Bogen erschienenen Schriften: „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft" und „Das Testament Johannis".

Aber beide Abfertigungen waren nur das Vorspiel zu dem Kampfe mit Göze, gegen welchen die nun folgenden Streitschriften, die „Parabel", die „Axiomata", die elf „Anti-Göze" (nach Julius Cäsars Anti-Cato genannt) und die „Nöthige Antwort" sammt der „Ersten Folge" gerichtet sind. — Nach Lessings Abgang von Hamburg hatte das freundschaftliche Einvernehmen mit Göze noch fortgedauert, und Göze hatte öffentliches Zeugniß von seiner Anerkennung von Lessings Genialität und Gelehrsamkeit abgelegt. Aber, wie schon gesagt, was die Veranlassung ihrer Freundschaft gewesen war, die gemeinsame Bücherliebhaberei, wurde auch die erste Ursache zu Göze's feindseliger Gesinnung gegen Lessing. Dessen Bruder erzählt (Lessings Leben I, S. 401 ff.) den Vorfall folgendermaßen: „Göze, der seinen Sohn in Helmstädt besuchen wollte oder ihn dahin brachte, reiste durch Braunschweig und von da aus nach Wolfenbüttel, um Lessingen zu sprechen, der an eben dem Tage mit einigen Hamburgischen Freunden nach Braunschweig gegangen war. Da sie einander also verfehlt hatten, so ging Lessing, der es erfuhr, mit Eschenburg in das Wirthshaus, wo Göze in Braunschweig abgestiegen, aber von Wolfenbüttel noch nicht zurück war. Sie gaben also Karten ab. Den Morgen darauf reiste Göze in aller Frühe wieder fort. Nicht lange hernach schrieb er an Lessingen und ersuchte ihn eine in der Wolfenbüttelschen Bibliothek befindliche Bibelausgabe, wegen einer gewissen

Stelle zu collationiren, und wenn diese sich so verhielte, wie er auf einem Zettel bemerkt hätte, bloß das Wort: concordat darunter zu schreiben. Lessing versäumte, ihm zu antworten. Göze beklagte sich darüber in der schwarzen Zeitung, nannte ihn aber nicht bei seinem Namen, sondern nur den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek, und fügte hinzu: er habe sich darauf an einen berühmten Geistlichen eben dieses Orts, den sel. Generalsuperintendenten Knittel, gewendet, der ihm sogleich mit umgehender Post alle erwünschte Auskunft gegeben habe. Lessing, da er dieses las, wollte an Gözen schreiben und sich entschuldigen; aber auch das vergaß er, und Göze, der ein besseres Gedächtniß hatte, nicht. Er erzählte diesen Vorfall der Welt (Lessings Schwächen, S. 28) und blies darauf in den schwarzen Zeitungen gegen die Fragmente, wie es einem Wächter Zions gebührt. Allein ehe dieser theologisch-komische Streit recht ausbrach, starb Lessingen seine Frau im Kindbette. Dieses Unglück, dem er noch wenige Tage vorher zu entgehen glaubte, drückte ihn sehr nieder und war vielleicht Schuld, daß er bei Gözen eine Gefälligkeit unterließ, die er dem unbekanntesten Gelehrten nicht so leicht zu versagen pflegte, so geringfügig die Sache an und für sich selbst sein mochte." Mit Recht setzt K. Lessing noch hinzu: „Hätten sich aber alle diese kleinen Umstände auch nicht ereignet, Göze hätte wahrscheinlich doch gegen die Fragmente und ihren Herausgeber zu schreiben nicht unterlassen: denn es war einmal bei ihm unumstößlicher Grundsatz, über Alles, was er in das Verhältniß mit Gott zwingen konnte, die menschlichen Verhältnisse zu vergessen." Aber jener Umstand von dem Tode seiner geliebten Frau nach einjähriger glücklicher Ehe in dem einsamen Wolfenbüttel und das dadurch in Lessing erweckte Gefühl der Vereinsamung und gesteigerte Gefühl der Verbitterung über die Schicksalsschläge, die ihn immer verfolgten, „wenn er es einmal auch so gut haben wollte als andere Menschen", muß auf Seite Lessings mit in Anschlag gebracht werden, um den Ton richtig zu würdigen, in welchem er mit seinen Gegnern sprach. Den 7. Januar 1778, als seine Frau am Tode lag, schrieb er an Eschenburg: „Ich danke Ihnen für die Abschrift des Gözischen Aufsatzes. Diese Materien sind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerstreuen können." Und den 25. Februar 1778

an seinen Bruder: „Daß meine Duplik nach deinem Sinne gewesen, ist mir sehr lieb. Besonders freue ich mich, daß du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängst, welches mir alle anderen theatralischen Arbeiten so schal und wäßrig macht.“ Denn wirklich zeigt sich in allen diesen Streitschriften, die häufig geradezu in die dialogische Form übergehen, der geborne Dramatiker noch besser als im Drama selbst.

„Das von manchen Seiten ertönende Geschrei über Lessings Feindseligkeiten gegen das Christenthum und den Schaden, der diesem durch die Fragmente zugefügt werde, regte das braunschweigische Consistorium gegen ihn auf, welches beim Ministerium das Verbot der die Fragmente enthaltenden Bände der Beiträge; des einzeln erschienenen Fragments Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger und seines Anti-Göze erwirkte; ihm selbst ward vom Herzog die Censurfreiheit genommen und unter Androhung schwerer Ungnade und Strafe die Bekanntmachung anderer Stücke der Fragmente und ähnlicher Schriften untersagt. Doch Lessing ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Dem Bruder, der ängstliche Besorgniß hegte, der Reichshofrath und die evangelischen Reichsstände würden gegen ihn auftreten, benahm er am 23. Juli 1778 diese Furcht und sandte ihm zugleich einen neuen gegen Göze gerichteten Bogen (die Nöthige Antwort), um ihn in Berlin drucken zu lassen. Den 2. August schreibt er der gleichfalls seinetwegen besorgten Freundin Elise Reimarus, über jenes Verbot beiße er sich noch trefflich mit dem Ministerium herum, und er hoffe, Göze solle nicht die Freude erleben, daß er seine Batterie wenigstens verlegen müsse; da der Herzog und der Erbprinz an der ganzen Sache keinen Antheil haben, so könne er sich um so freier gegen das Ministerium äußern. ‚Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen sähe meinen Abschied zu fordern, den die Herrn, die mir ihn geben würden, wohl zur Zeit verantworten sollten. Denn im ganzen die Sache zu rechnen, stehe ich für meine Person so sicher, als ich nur stehn kann; und den Spaß hoffe ich noch selbst zu erleben, daß die meisten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten.‘ Am folgenden Tage verbot ihm das Ministerium, auch auswärts ohne seine Genehmigung

etwas drucken zu lassen." (Düntzer, Erläuterung des Nathan, S. 1 f.) Und darüber blieben dann die nunmehr folgenden Streitschriften unvollendet im Pulte liegen und wurden erst von seinem Bruder nach seinem Tode an das Tageslicht gezogen, wodurch sich dieser um die geistige Aufklärung seiner Landsleute ein ewiges Verdienst erworben hat. Denn auch als Fragmente sind sie höchst bedeutend und eröffnen in schlagender Kürze und Bestimmtheit für die damalige Zeit ganz neue Blicke in die Urgeschichte des Christenthums. Aber auch dieses Verbot, so wenig es gerechtfertigt war, schlug zum Heile für die deutsche Literatur aus. Lessing, dem man auf dem streng wissenschaftlichen Gebiete in der Theologie das freie Wort abgeschnitten hatte, wurde dadurch veranlaßt, eine alte Idee vom Jahre 1775 wieder vorzunehmen und zu versuchen, „ob man ihn auf seiner alten Kanzel, dem Theater, zu Worte kommen lassen wollte": er kündigte seinen Nathan an. Den 11. August 1778 schreibt er seinem Bruder: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen, und du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher je lieber ein paar hundert Mal auf einem Octavblatte abdrucken lassen und ausstreuen, so viel und so weit du es für nöthig hältst. — — Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu (zu der Novelle von den drei Ringen) erfunden zu haben, daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will als noch mit zehn Fragmenten." Und den 1. December 1778: „Das Stück braucht eben nicht sechzehn Bogen zu werden, weil ich eine ziemlich starke Vorrede dazu in petto habe." In dieser „Vorrede", zu welcher wir zwei Entwürfe aus seinem Nachlasse in diesem Bande mittheilen, wollte er sich auch über seine neue Interpunction für die Schauspieler erklären, wozu er aber, schreibt er demselben den

15. Januar 1779, nun wohl schwerlich Platz haben dürfte. Endlich schreibt er diesem den 16. März 1779: „Da ich gar nicht weiß, wie viele Bogen das Stück betragen wird, so habe ich mir nun vorgenommen, ganz und gar keine Vorrede vorzusetzen, sondern diese, nebst dem Nachspiele: Der Derwisch, und verschiedenen Erläuterungen, auch einer Abhandlung über die dramatische Interpunction entweder zu einem zweiten Theile oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückzubehalten."

Nach den oben angeführten Worten aus dem Briefe an seinen Bruder vom 25. Februar 1778 fährt Lessing fort: „Nächster Tage sollst du auch eine Schrift wider Gözen erhalten, gegen den ich mich schlechterdings in die Positur gesetzt habe, daß er mir als einem Unchristen nicht ankommen kann. Doch das sind alles die Scharmützel der leichten Truppen von meiner Hauptarmee. Die Hauptarmee rückt langsam vor, und das erste Treffen ist meine Neue Hypothese über die Evangelisten, als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen. Das ist die nämliche Schrift, die ich Voßen zugedacht habe; denn sie ist so, daß sie bei dem Allen sich vor der Berlinischen Censur nicht fürchten darf. Er hätte sie auch schon, wenn mir seit drei Wochen nur nicht wieder unvermuthete Hinderungen vorgekommen wären. Indeß vertröste ihn nur weiter nicht; ich will ihn damit überraschen." Schon vor seinen theologischen Streitigkeiten, 1774, hatte Lessing an eine solche Hypothese gedacht. Er sollte die Einleitung bilden zu einem bei Voß herauszugebenden „Fragmente des Ungenannten". Er schreibt an seinen Bruder den 11. November 1774: „Von eben demselben Verfasser nämlich, von welchem das Fragment über die Duldung der Deisten ist, wollte ich ihm (Voß) ein anderes über den Canon schicken, das ich mit meiner Vorrede herauszugeben Willens wäre, unter dem Titel: Eine noch freiere Untersuchung des Canon alten und neuen Testaments ꝛc. Dieses noch freiere, siehst du wohl, geht auf Semlers freie

Untersuchung. Voß mag sich die Sache überlegen. Wenn er das Manuscript drucken will, so kann er es haben, so bald er will." Damals wurde aber, aus unbekannten Gründen, aus der Sache nichts.

Was endlich die letzte Schrift dieses Bandes betrifft, so schreibt Lessing den 12. December 1779 an seinen Bruder: „Ich bin jetzt mit Sogenannten Briefen an verschiedene Theologen, denen an meinen theologischen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt, beschäftigt. Die erste Verschickung enthält Briefe an den Dr. Walch in Göttingen, dessen kritische Untersuchung ich vor allen Dingen beantworten muß. Die zweite wird Briefe an die Herren Leß und Räß enthalten u. s. w. Die erste wird zu Ostern gewiß erscheinen. Aber was du von der Ankündigung derselben sagen wirst, die du kurz nach dem neuen Jahre erhältst, soll mich wundern." „Aber diese Ankündigung", sagt Guhrauer (Lessing II, 2, S. 158), „blieb Lessing eben so schuldig als die Briefe an Walch. Das Bruchstück: ‚Von den Traditoren. In einem Sendschreiben an den Herrn Doctor Walch', gehört zu jener Ankündigung, welche wohl nur darum unterblieb, weil sie Lessingen unter der Hand zu einer eignen Abhandlung erwuchs. Daß Lessing starb, ohne diese Briefe zu vollenden und herauszugeben, ist ein großer Verlust für die Wissenschaft, da er selbst von dieser Arbeit (im Juni 1780, an Elise Reimarus) rühmte, daß er keine Schrift mit gewaschenern und vollern Händen angefangen habe."

Lessing starb wie Goethe's Götz von Berlichingen; Alles stürmte auf ihn ein: seine Geldbedrängnisse, die von seinen frommen Gegnern ausgestreuten bösen Gerüchte, der Tod seiner Frau, die Vereinsamung in Wolfenbüttel, die polemische Verbitterung; er knickte zusammen und verfiel in eine geistige Schlafsucht. „Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte, sie sollte sein wie mein Leben. Sein Wille geschehe!" Nicht so glücklich wie sein großer Nebenbuhler, der es keck aussprechen und durchführen durfte:

Wie mancher Mißwillige schnuffelt und wittert
Um das von der Muse verlieh'ne Gedicht;
Sie haben Lessing das Ende verbittert,
Mir sollen sie's nicht!

Robert Boxberger.

Leben und leben lassen.

Ein Projekt für Schriftsteller und Buchhändler.*)

Wie? es sollte dem Schriftsteller zu verdenken sein, wenn er sich die Geburten seines Kopfes so einträglich zu machen sucht, als nur immer möglich? Weil er mit seinen edelsten Kräften arbeitet, soll er die Befriedigung nicht genießen, die sich der gröbste Handlanger zu verschaffen weiß — seinen Unterhalt seinem eigenen Fleiße zu verdanken zu haben?

Aber Gelehrte, sagt man, die sich mit Bücherschreiben abgeben, stehen doch gewöhnlich in bürgerlichen Bedienungen, durch welche für ihr genugsames Auskommen gesorgt ist.

Ich weiß wirklich nicht, ob dieses die Absicht aller Amtsbesoldungen sein *kann*. Ich weiß, daß sehr viele derselben dieser Absicht jetzt nicht mehr entsprechen, indem sie zu einer Zeit festgesetzt worden, zu welcher die Preise der Bedürfnisse bei weitem nicht die jetzigen waren.

Aber Weisheit, sagt man weiter, feil für Geld! Schändlich! Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst müßt ihr es geben![1]) So dachte der edle Luther bei seiner Bibelübersetzung.

*) G. G. Fülleborns Nebenstunden. Breslau 1800. Zweites Stück, S. 37 bis 48.

1) Matth. 10, 8.

Luther, antworte ich, macht in mehreren Dingen eine Ausnahme. Auch ist es größtentheils nicht wahr, daß der Schriftsteller das umsonst empfange, was er nicht umsonst geben will. Oft ist vielleicht sein ganzes Vermögen darauf gegangen, daß er jetzt im Stande ist, die Welt zu unterrichten und zu vergnügen. Oder sollen ihm die Amtsbesoldungen das zugleich mit gut machen? Der Staat oder Regent bezahlt ihn nur grade für das, was er wegen seines Amtes zu wissen und zu können nothwendig braucht, welches oft wenig genug ist. Was er mehr weiß, ist für seine Rechnung: und wenn er über dieses Mehr noch mehr wissen will, das geht den Staat vollends nichts an. Daß gleichwohl so viel junge nichts Gemeines versprechende Gelehrte, in ihrem Amte, das sie anzunehmen sich nicht enthalten können, wie man zu sagen pflegt, verbutten und versauern, kommt größtentheils daher, weil ihre Besoldungen nicht hinlänglich sind und sein können, um sich die Bücher und Instrumente anzuschaffen, welche zum Fortschreiten in einer Wissenschaft unentbehrlich sind. Warum diesen die Quelle eines Zuflusses verstopfen oder verleiden, der noch oft der einzige für sie ist!

Aber, setzt man hinzu, die alten Gelehrten, die Schriftsteller bei den Griechen und Römern begnügten sich doch nur mit der einzigen Ehre, nahmen für ihre Arbeiten kein Geld!

Ei! woher hat man denn das? Etwa, weil Quintilian in der Zuschrift an seine Verleger keines Honorarii gedenkt? Oder, weil Eckhard de Edit. librorum apud Veteres nichts davon beigebracht?

Man denke an Horazens: Gestit numos in loculos demittere![1])

Und Statius, gab er wohl seine Agave umsonst aufs Theater?*) Um ein Billiges freilich, denn er mußte froh sein, wenn ihm der Comödiant gab, was ihm die Großen versagten:

Quod non dat procer, dabit histrio.[2])

Und so viele andre Dichter, welche die römische Bühne einträglich fanden,

*) Juvenal. VII, 83 sq.

1) Epist. II, 1, 175.

2) ib. v. 90. Vgl. Lessing an Gleim, den 1. Februar 1767: „Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so viel, als sie mir hier

Quoque minus prodest, scena est lucrosa poëtae.

Die erste Hälfte dieses Verses mag jetzt von deutschen Theatern oft genug wahr sein; aber auch die andere?

Und selbst Terenz, auch er verkaufte seine Stücke nicht bloß den Aedilen, und nahm nicht bloß Geld, weil er die Ehre hatte, es vom Staate zu bekommen. Er nahm es vom Schauspieler, ohne diese Ehre, und lachte hoffentlich mit, wenn dieser ihn seines Geizes wegen im Prolog anstach, wo er nicht gar die Spötterei diesem in den Mund gelegt hatte. Wir wissen ja sogar noch, welches Stück ihm am theuersten bezahlt worden, und wie theuer. Eunuchus meruit pretium, quantum nulla antea cuiusdam Comoedia, id est, octo millia nummum, das macht nach unserm Gelde — — doch für wen sollt' ichs wohl in Deutschland berechnen? — — —

Erstes Bruchstück.

Ueber Eigenthum an Geisteswerken.

Man mache gleich Anfangs einen Unterschied zwischen Eigenthum und Benutzung des Eigenthums.

*

Ich kann hundert Dinge mein Eigenthum nennen, insofern ich von ihnen darthun kann, daß sie ohne mich entweder gar nicht, oder doch nicht solcher Gestalt vorhanden sein würden: aber folgt daraus, daß ich sie deswegen ausschließungsweise zu nutzen befugt bin?

*

Um befugt zu sein, etwas ausschließungsweise zu benutzen, muß es erst möglich sein, daß ich es so benutzen kann.

*

Sobald ich dieses Können nicht in meiner Gewalt habe, ist es ohnmächtiger Eigennutz, wenn ich andre von der Mitbenutzung

---

gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen schloß, fielen mir die Worte aus Juvenal bei:

Quod non dant proceres, dabit histrio —"

durch ein bloßes: aber es wäre doch besser, wenn ich allein bei der Schüssel bliebe! abzuschrecken denke — — —

*

— — Daß dem Verleger auf das Buch, welches er mit Genehmhaltung des Verfassers drucken läßt, ein Eigenthum zustehe, halte ich für unerwiesen.

*

Wenigstens kann das Eigenthum des Verlegers nicht größer und von keiner andern Natur sein, als das Eigenthum des Verfassers war.

*

Das Eigenthum des Verfassers aber, wenn die Nutzung mit inbegriffen wird, ist so gut, als keines.

*

Denn man kann nichts sein Eigenthum nennen, in dessen Besitz man sich nicht zu setzen und zu erhalten im Stande ist.

*

Nun ist aus der Erfahrung klar, daß kein Verfasser, wenn er einmal mit seinem Werke zum Vorschein gekommen, wenn er einmal eine oder mehrere Copieen davon machen lassen, im Stande ist, zu verhindern, daß nicht auch wider seinen Willen Copieen davon genommen werden — Folglich — — —

Zweites Bruchstück.

Nachdruck.

Daß der Nachdruck unbillig sei, daß der Nachdrucker sich schämen sollte, zu ernten, wo er nicht gesäet hat, und der faulen Hummel gleich über den Honig der fleißigen Bienen herzufallen: wer leugnet das? Aber was hilft das, dem Nachdruck zu steuern?

Freilich, wenn Deutschland unter Einem Herrn stünde, welcher der natürlichen Billigkeit durch positive Gesetze zu Hilfe kommen könnte und wollte!

Aber bei dieser Verbindung unter Deutschlands Provinzen, da die menschlichsten das Principium haben, des baaren Geldes so wenig als möglich aus ihren Grenzen zu lassen: wer wird ihren

Finanzräthen begreiflich machen, daß man allein den Buchhandel unter dieses Principium nicht ziehen müßte?

Sie sagen: Wenn ein populärer Gellert so allgemein gelesen wird: was für ein Recht giebt das seinem sächsischen Verleger, die brandenburgischen und österreichischen Staaten in Contribution zu setzen?

Als der sächsische Verleger seinem Verfasser einen traurigen Ducaten für den Bogen bezahlte: konnte er sich da wohl vorstellen, damit eine so wichtige Kux erkauft zu haben? Warum sollen seinen unerwarteten Wucher nicht Mehrere theilen?[1]) — — —

Drittes Bruchstück.

Das Project.

§ 1.

Selbstverlag und Subscription bleiben.

§ 2.

Der Schriftsteller läßt auf seine Unkosten drucken; aber die Subscription geht lediglich durch die Hände der Buchhändler.

§ 3.

Der Schriftsteller thut förmlich Verzicht, durch seine Freunde, die keine Buchhändler sind, Subscribenten sammeln zu lassen. Es wäre denn an Oertern, die kein deutscher Buchhändler wohl ablangen kann, oder wo sich etwa Buchhändler fänden, die aus bloßem Neide, weil sie nicht Alles haben sollten, lieber gar nichts möchten.

§ 4.

Aber wie viele werden deren sein, sobald der Vortheil, den sie von Einsammlung der Subscribenten haben, nicht beträchtlicher ist, als er bisher gewesen. Und das soll er sein.

§ 5.

Man theile also den Preis, den das Buch haben soll (von dessen Billigkeit weiter unten) in drei Theile. Ein Drittheil für

---

1) Der Verleger von Gellerts Fabeln war Johann Wendler in Leipzig, der durch diesen Verlag zum reichen Manne wurde. Breitkopf hatte Bedenken getragen, ihn anzunehmen.

den Druck, ein Drittheil für den Verfasser, und ein Drittheil für den Buchhändler, bei dem die Liebhaber unterzeichnen.

§ 6.

Das Drittheil für den Druck ist so reichlich gerechnet, daß das Buch mit aller typographischen — wo nicht Pracht, doch Sauberkeit erscheinen kann. Und da der Autor selbst drucken läßt: so ist nicht zu vermuthen, daß er aus schmutziger Gewinnsucht es daran werde fehlen lassen. Was ja daran noch Ueberschuß sein dürfte, lasse man ihn für Briefporto, für Spedierkosten bis Leipzig, wo das Werk ausgeliefert wird, und dergleichen rechnen.

§ 7.

Das eigentliche Drittheil für den Verfasser ist anzusehen, als ob es auf den Preis für den zu verarbeitenden rohen Stoff verwandt würde, und versteht sich ja wohl von selbst.

§ 8.

Endlich das Drittheil für den Buchhändler, welchem billigen Manne könnte das nicht genügen? Besonders da ich annehme, daß der Buchhändler Risico ganz und gar nicht dabei haben muß; und Mühe nur wenig.

§ 9.

Denn was braucht der Buchhändler mehr, als daß er die Ankündigungen, die ihm der Verfasser zuschickt, an seine Kunden auf die gehörige gute Art vertheilet und versendet? Die Exemplare erhält er in Leipzig, wo er ohnedies hinreiset, oder doch seinen Commissionär hat. Die wenigsten seiner Kunden, wenn sie wissen, mit wem sie zu thun haben, werden sich auch schwerlich weigern, ihm gegen die Messe die Subscription in Pränumeration zu verwandeln, damit er auch nicht einmal nöthig hat, die Auslage auf der Messe von seinem Gelde zu machen.

§ 10.

Denn das ist allerdings nöthig, daß auf der Messe gegen Erhaltung der Exemplare sogleich baare Bezahlung geleistet werde. Der Schriftsteller kann nicht borgen; und nur darum opfert er einen so ansehnlichen Theil seines Gewinnstes auf, damit ihm

Alles erspart werde, was das Zeit versplitternde Detail des Kaufmanns erfordert: Buchhalten, Mahnen, Einkassiren u. dergl.

§ 11.

Was könnte denn auch gegen diese baare Bezahlung noch sonst eingewendet werden, da der Buchhändler nicht nöthig hat, sich mit einem einzigen Exemplare mehr zu beladen, als bei ihm besprochen worden? Und wenn ihm auch von seinen Kunden die Subscription in Pränumeration nicht verwandelt worden: welcher Kaufmann wird nicht gern Geld nach Leipzig führen, das er mit 33 Procent wieder zurücknehmen kann?

§ 12.

Wäre es nicht vielmehr zu wünschen, daß sich der ganze Buchhandel auf diese Art realisiren ließe? Ein Großes, glaube ich, könnte dazu beitragen, wenn sich irgend Jemand eines Ankündigungs-Journals unterzöge, in welchem alle diejenigen Verfasser, deren Werke in dem Meßkatalogo auf die künftige Messe versprochen werden, eine umständliche Nachricht ertheilten. Eine solche Selbstankündigung, in welcher sich jeder Schriftsteller gewiß von seiner besten Seite zeigen würde, wäre gleichsam das Wort, bei welchem er künftig gehalten würde, und müßte Liebhabern und Gelehrten wohl angenehmer sein, als eine erschlichene oder selbstgemachte Recension im Posaunenton, wenn das Buch schon da ist, und so viel daran liegt, daß es mit guter Art unter die Leute kömmt. — — —

Zur

Geschichte und Literatur.

Aus den

Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Leibnitz von den ewigen Strafen.

Ich sehe, daß gegenwärtig bei unsern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenstrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch so werden, daß er endlich entschieden und beigelegt heißen könnte! Denn das ist ohne Zweifel bei dergleichen Streitigkeiten das Traurigste, daß sie gemeiniglich nichts erstreiten, und sich zwanzig oder funfzig Jahre später der erste der beste Zelote oder Vernünftler berechtiget glaubt, die Sache ganz wieder von vorne anzufangen.

Einem solchen Schwätzer nicht gleich zu werden, ist es höchst nöthig, vorher die Geschichte der streitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu studiren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger seinen Faden fallen lassen, kann man durch Aufhebung derselben und durch Vergleichung ihrer verschiedenen Richtungen den entweder verlassenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuschlagen hoffen. Wenn gar unter diesen Vorgängern sich Leibnitze befinden, was kann schlechterdings lehrreicher sein, als

sich in die geringsten Fußtapfen derselben zu stellen und von da aus um sich zu schauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des großen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht besser als mit Mosheims[1]) Worten angeben zu können; besonders da diese Worte selbst dabei gelegentlich eine literarische Erläuterung und Bestätigung erhalten können.

Als Mosheim 1725 seine hierher gehörige Schrift hinter dem ersten Theile seiner „Heiligen Reden" herausgab, schickte er folgende Erklärung darüber voraus: „Die beigefügten Gedanken von der Lehre Derer, die den Strafen der Hölle ein Ziel setzen, sind von mir gefodert worden. Andere haben weitläuftiger und gelehrter von dieser Sache geschrieben. Und ich kann's daher wohl leiden, wenn man glaubt, meine Arbeit sei unnöthig. Die unschuldige Uebereilung von einigen meiner Freunde, die gegen mein Wissen dieselbe wollen drucken lassen, und zwar nicht ohne Fehler, hat mich bewogen, da ich ihr Vorhaben erfahren, ihnen zu versprechen, daß ich selbst den Druck besorgen würde. Ich vollziehe jetzund meine Zusage. Und was ist denn hierin Strafwürdiges? Oder würde ich nicht, wenn ich meine Zusage nicht gehalten, ebenso sehr gesündiget haben, als da ich dieselbe vollziehe? Es ist endlich besser, einige Bogen zu viel, als zu wenig von dergleichen Dingen der Welt zu liefern. Und je mehr Einfluß diese Lehre in gewisse Wahrheiten des Glaubens hat, die den Grund der Seligkeit betreffen, je öfters hat man Ursache, die Beweisthümer derselben festzusetzen. Man pflegt stets auf die Vernunft hierin sich zu berufen. Und es kömmt vielen der berühmtesten Männer vor, als wenn die Sache Derjenigen, welche die Ewigkeit der Strafen behaupten, beinahe verloren sein würde, wenn man diese allein fragen wollte. Ich glaube das Gegentheil, ohne daß ich Andere deswegen verachten will, die anders denken. Mir däucht, daß die Vernunft, wo nicht stärker, doch ebenso stark vor Diejenigen streite, welche

---

1) Joh. Lorenz v. Mosheim (1694—1755), Professor der Theologie in Helmstädt und Göttingen.

die Ewigkeit, als vor Die, welche das Ende der göttlichen Rache vertheidigen. Man sieht oft gewisse Meinungen der Menschen, die den Beifall der Meisten erhalten, für klare Gesetze der Vernunft an, die man nicht leugnen darf. Und oft mißt man die Gerechtigkeit des göttlichen Gerichtes nach der Gewohnheit der menschlichen Richterstühle ab. Das Scharfsinnigste, was vor das Ende der Höllenstrafen geschrieben, sind die Gedanken eines sonst gelehrten Mannes, dem man Schuld giebt, daß er vor seinem Ende in die giftigen Irrthümer der Socinianer verfallen. Ich habe dieselben nicht ohnehin gelesen und gebe dem Verfertiger das Zeugniß eines nicht übel beschaffenen Verstandes. Aber wenn man einige Zweideutigkeiten hebt und die Kraft der Schlüsse von den menschlichen Sachen auf die göttlichen leugnet, so wird der sogenannte Beweis ein Schatten, bei dem man den Zusammenhang vergebens sucht. Ich bin lange Willens, in einer lateinischen Schrift die Geschichte der Lehre, von der hier die Rede, vorzutragen und nicht nur die Quellen derselben zu entdecken, sondern auch die unterschiedenen Arten, ihr eine Farbe und Gewicht zu geben, zu untersuchen. Eine Menge von andern Arbeiten, die zum Theile nicht unbekannt, hat bisher die Ausarbeitung derselben aufgehalten. Vielleicht finden sich bald einige Stunden, in welchen ich den gesammelten Vorrath von Gedanken und Zeugnissen in Ordnung bringen und der Welt vorlegen kann."

Wer jener gelehrte Mann sei, der noch das Scharfsinnigste für die verneinende Meinung geschrieben, zeigt Mosheim durch den untergesetzten Titel der Schrift selbst an: *Ernesti Soneri*[1]) Demonstratio Theologica et Philosophica, quod aeterna impio-

1) Ernst Soner (Sonner), geb. 1572 in Nürnberg, starb 1612 als Professor der Medicin und Physik in Altorf. „Leibnitz' Theodicee", übers. von Gottsched, S. 476: „Ernestus Soner, ehemaliger Professor der Phil. zu Altorf, der ein vortrefflicher Aristotelicus war, zuletzt aber für einen heimlichen Socinianer erkannt wurde, hat eine kleine Schrift verfertiget, unter dem Titel ‚Demonstration wider die Ewigkeit der Strafen'. Diese Demonstration war auf den vielfältig abgedroschenen Grundsatz gegründet, daß zwischen einer unendlichen Strafe und einem endlichen Verbrechen keine Gleichheit wäre. Sie wurde mir gezeigt, als sie, vermuthlich in Holland, war gedruckt worden, und ich antwortete: es wäre nur eines zu bedenken, welches Sonern nicht beigefallen; nämlich, daß das Anhalten der Strafe von dem Anhalten des Verbrechens herkäme. Weil also die Verdammten böse und gottlos blieben, so könnten sie aus ihrem Elende nicht errettet werden:

rum supplicia non arguant Dei justitiam sed injustitiam", und fügt hinzu: „Der weltberühmte Herr von Leibnitz hat dies Werkchen herausgeben wollen, welches sehr selten ist. Ich habe eine Abschrift desselben zur Hand, vor dem bereits die Vorrede steht, die er mit demselben wollen drucken lassen. Ein anderer Ort wird mir Gelegenheit geben, hievon mehr zu erwähnen, da ich zugleich die Güte Desjenigen rühmen werde, dem ich diese und andere hierher gehörige Sachen zu danken habe."

Nun ist leider Mosheimen die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier seine Leser vertröstet, und die er ohne Zweifel in jener lateinischen Schrift zu finden hoffte, welche er von der Geschichte der streitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, so ist auch die gedachte Vorrede des Leibnitz zu dem Sonerschen Beweise darüber im Verborgenen geblieben und fast gänzlich vergessen worden. Denn seit 1737, als Ludovici in der Historie der Leibnitzischen Philosophie*) Mosheimen seines Versprechens erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von Jemand Andern anders als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner**), wenn er die Schrift des Sonerus wegen ihrer Seltenheit anführte, wäre gedacht worden. Selbst

*) Theil II, S. 27. — [„Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibnizischen Philosophie", Leipzig 1737.

**) Wie etwa vom Vogt, Cat libr. rar., p. 635. [„Scriptum rarum, haud facile obvium, et plerisque eruditorum invisum. Ingeniosum vocatur a Summ. Rever. Jo. Laur. Mosheimio in Praefat. Concion. Sacrar. Part. I. qui indicat, se apographum hujus Opusculi ex Leibnitiano exemplo MSto cum ejusdem praefatione possidere."]

---

und also hätte man zur Rechtfertigung der Dauer ihres Elendes und ihres Leidens nicht vonnöthen, voraus zu setzen: daß die Sünde durch die Beleidigung des unendlichen Wesens, nämlich Gottes, unendlich bestraft werden müsse; welchen Satz ich damals noch nicht genugsam untersucht hatte, um darüber ein Urtheil zu fällen. Ich weiß wohl, daß die Scholastiker nebst ihrem Magistro Sententiarum, in der gemeinen Meinung stehen: in dem andern Leben hätte weder Schuld noch Verdienst statt. Allein ich glaube nicht, daß diese Meinung für einen Glaubensartikel gehalten werden könne, wenn man sie nach der Schärfe nehmen sollte. Der Herr Fecht, ein berühmter Glaubenslehrer zu Rostock, hat sie in seinem Buche ‚Von dem Zustande der Verdammten' sehr wohl widerlegt. Er spricht im 59. §, sie sei ganz falsch, Gott könne seine Natur nicht ändern, und die Gerechtigkeit sei ihm wesentlich: der Tod habe wohl die Thüre der Gnaden, aber nicht die Thüre der Gerechtigkeit verschlossen."

von Bruckern nicht, der doch bei Erzählung von Soners Verdiensten um die Aristotelische Philosophie*) die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn sie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke, die wir dem Herrn Dutens zu danken haben, erschienen ist, so dürfen wir uns um so weniger darüber wundern, da Deutschland überhaupt so äußerst nachlässig gewesen, die Bemühungen dieses würdigen Ausländers zu unterstützen. Anstatt daß man sich um die Wette hätte beeifern sollen, ihm mit so vielen ungedruckten Vermehrungen, als sich nur immer auftreiben lassen wollen, an die Hand zu gehen, hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckten Aufsätze seines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte sie freilich nicht alle selbst wissen, und der einzige ehrliche Brucker konnte sie ihm freilich auch nicht alle nachweisen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht bloß unterblieben, weil jeder deutsche Gelehrte besorgen mußte, daß ihm schon ein Anderer darin zuvorgekommen, so ist es weit weniger befremdlich als das todte Stillschweigen, welches unsere Recensenten darüber beobachten. Wußten sie denn also gar nichts, was in diesen sämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im Geringsten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich jetzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf diesen Ausfall gebracht hat. — Also kurz, eben diese Vorrede, welche Leibnitz zu Soners Schrift gemacht hat, welche Mosheim besaß, welche Mosheim drucken lassen wollte und nicht drucken ließ, ist es, was ich hier aus unserer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu lassen, wie sie in unsere Bibliothek gekommen, muß ich sagen, daß sie Mosheim selbst dem Ansehen nach aus unserer Bibliothek erhalten. Wenigstens war Derjenige, dessen Güte in Mittheilung derselben er anderwärts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius Hertel. Doch da Hertel mit Leibnitzen selbst viel Umgang gehabt hatte, auch nach Allem sehr begierig war, was selten und heterodox hieß, so kann es eben so wohl sein, daß er sie mitsammt der Sonerschen Schrift Mosheimen aus seinem eignen literarischen Vorrathe mitgetheilet, als unter

*) *Hist. cr. Phil.* T. IV, P. 1, p. 312.

welchem sie also erst nach seinem Tode unserer Bibliothek einverleibet worden wäre. Dieses wird mir auch daher wahrscheinlicher, weil sich nicht nur eine Abschrift von Mosheims Gedanken, sondern auch dessen eigenhändiger Brief an Herteln dabei befindet. Jene stimmt mit dem nachher geschehenen Abdrucke völlig überein, diesen aber will ich in der Anmerkung*) ganz vorlegen und so ohne Weiteres den Leser zur Hauptsache kommen lassen. —

LEIBNITII PRAEFATIO.

Ernesti Soneri, Philosophi quondam apud Altorfinos clarissimi, Demonstratio, quam vocat, Theologica etc. de injustitia aeternarum poenarum laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis visa est, solent enim fere aestimare homines, quae non noverunt. Ut saepe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipsa sufficit ad refutandam delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non potest, Sonerum subtiliter et ingeniose scripsisse; sed demonstratio tamen ejus magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus speciositate argumenti decipiatur, cujus vis huc redit. Peccata finita sunt; inter finitum et infinitum nulla est proportio; ergo poenae

*) „Nebst nochmaliger gehorsamster Danksagung für die meinetwegen neulich genommene Mühe sende ich hier sowohl meine eigenen Einfälle als Soneri Bedenken von den Strafen der Höllen zurück. So spitzfindig dieses letztere eingefädelt, so leicht ist mit dem ehrlichen Manne nach seinen eigenen Grundsätzen auszukommen. Er setzt zum Grunde, in Gott sei keine andere Gerechtigkeit als diese, daß er seine Zusage halten müsse, in allen andern sei seine Macht unumschränkt. Sehr wohl! So wird denn deutlich folgen, daß Gottes Gerechtigkeit gar nicht hindere, daß er den Gottlosen ewige Strafen auflegen könne. Nach seiner Macht kann er dies thun. Der ganze Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott wirklich in der Schrift den Gottlosen ewige Strafen gedrohet. Aber kömmt's so weit, so wird der ehrliche Socinianer verlieren, und man wird ihm auf Eins Zehen antworten können. Ich schriebe mehr, wenn ich mein Meister wäre. Uebermorgen soll ich wieder disputiren, und meine andern Collegia sollen auch vor Ostern geendiget sein. Daher wird mir fast kein Augenblick frei gelassen, und die ich frei habe, muß ich zur Ausfertigung des Halesii anwenden. Meine Betrachtungen über die Conduite der Dordrecht'schen Väter werden eben nicht wohl den Advocaten dieses Concilii gefallen. Doch sie sind auf klare Facta und Sätze der Vernunft gegründet. Ich bin ohne Ausnahme u. s. w.

Mosheim."

quoque debent esse finitae. Porro peccata esse finita, ostendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi possint, quos his verbis enumerat. „Si impiorum delicta sint infinita, aut ut talia considerari possint, vel habent vim istam infinitam ex se ipsis, vel a delinquente, vel ab eo in quem et contra quem delinquitur, vel ab horum aliquibus, vel ab omnibus simul; sed nullo istorum modorum possunt esse infinita, aut ut talia considerari, et tamen praeter hos nullus alius superest modus, quo infinita dici et esse possint: ergo omnino non sunt infinita."

Quae communiter respondere solent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum poenarumque petitum, apud ipsos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet, nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici potest infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, seu gradu intensivo aliisque quorum autor meminit, sed et a numero peccata infinita dici possunt. Etiamsi igitur concederemus ipsi, nullum peccatum per se infinitum esse, revera tamen dici potest, damnatorum infinita numero peccata esse, quoniam per totam aeternitatem in peccando perseverant. Quare si aeterna sunt peccata, justum est, ut aeternae etiam sint poenae. Nempe homines mali se ipsos damnant, ut recte dictum est a sapientibus, perpetua scilicet impoenitentia et a Deo aversione. Nihil igitur hic Deo, quasi ultra mensuram peccati severo, imputari potest.

Und das ist sie ganz, die sogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des Sonerus selbst beifügen werde. Zwar ist sie als gedrucktes Buch noch immer so selten, als sie zu den Zeiten des Leibnitz war, weil ich nicht wüßte, daß sie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Inhalt hat nicht mehr das Verdienst, welches er damals bei Denen haben konnte, die eine freie Untersuchung in Glaubenssachen liebten. Er ist in hundert Bücher seitdem übergetragen worden, die in Aller Händen sind. Denn da man besonders den Freunden der Wiederbringung es neurer Zeit nicht

schwer gemacht hat, ihre Meinung so laut zu sagen, als sie nur gewollt, so ist theils von ihnen, theils auf ihre Veranlassung die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenstrafen ebenso oft mit allen Arten von Gründen als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerei vertheidiget und bestritten worden. Kurz, Soners Demonstration ist bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht nur verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht aus eben diesem Grunde auch die Vorrede des Leibnitz im Verborgenen lassen können und müssen? Denn was er Sonern darin entgegensetzet, ist jetzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm selbst anderwärts vorgetragen worden. — Ich weiß dieses sehr wohl. Doch meine Absicht geht bei Bekanntmachung derselben auch nicht sowohl auf die vertheidigte Wahrheit als auf den Vertheidiger, als auf dessen Gesinnungen und Gründe bei seiner Vertheidigung. Beide sind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim selbst, der es doch sehr wohl wissen konnte, was die Vorrede des Leibnitz eigentlich enthalte, verleitet noch jetzt seine Leser, sich einen ganz falschen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerst erwähnte*), geschah es in so allgemeinen Ausdrücken, daß der gute Pagenkopen sich einbildete, da Leibnitz die Demonstration des Soner habe herausgeben wollen, so müsse er sie gebilligt haben. Um ihm nun das Verständniß näher zu eröffnen, erwiderte Mosheim hierauf**): „Der Herr von Leibnitz hat nicht darum diese Bogen wollen drucken lassen, weil er sie vor wichtig gehalten und Soners Meinung angenommen. Er hat vielmehr dieselben mit einer Vorrede begleiten wollen, die in meinen Händen ist, worin er Sonern selbst aus Aristotelis Grundlehren widerlegt und die Blöße seiner Beweisthümer aufdeckt. Sein Vorhaben war, der Welt den schlechten Werth seiner Schrift zu zeigen, die man deswegen für unwiderleglich hielte, weil sie selten war und Wenigen zu Gesichte kam.“ Aber wenn Mosheim anfangs zu wenig gesagt hatte, so sagt er offenbar nun zu viel, und seine Gegner dürften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte

*) Angeführter Maßen vor dem ersten Theile seiner „Heiligen Reden“.

**) In dem „Sendschreiben über unterschiedliche Dinge“, hinter dem zweiten Theile der „Heiligen Reden“.

belegen, daß er vorsätzlich das Ansehen des Leibnitz mißbrauchen wollen. Denn hier ist sie nun, diese Vorrede; und wahrlich, man muß in sehr Wenigem sehr Vieles zu sehen wissen, wenn man Alles darin finden will, was Mosheim darin gefunden zu haben vorgiebt. Leibnitz soll Sonern aus Aristotelis Grundlehren widerlegen? Er soll die Blöße seiner Beweisthümer aufdecken? seiner Beweisthümer? Sind seine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären sie denn, jene Aristotelische Grundlehren? Ich kann in Leibnitzens Vorrede dergleichen ebenso wenig finden als in Soners Schrift selbst, von welcher Mosheim gleichfalls sagt, daß sie sich auf Grundsätze des Aristotelis beziehe. Alles Aristotelische, was Soners Schrift hat, ist dieses, daß sie in lauter schulgerechten Schlüssen abgefaßt ist. Denn die Prämissen dieser Schlüsse sind nichts als Sätze des gesunden Menschenverstandes und keinesweges dem Aristoteles eigenthümliche Lehren. Also auch wenn durch die Bemerkung des Leibnitz das Dilemma des Soner wirklich seine Kraft verliert, so geschieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Aristoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Aristoteles: ist es denn auch nur wahr, daß sie so siegend, so entscheidend ist, diese einzige Bemerkung des Leibnitz? Aufrichtig zu reden, ich glaube nichts weniger. Denn es sei immerhin unwidersprechlich, daß die menschlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können, ja werden müssen, was ging Sonern diese eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, sich darauf einzulassen? und gegen wen sollte er sich darauf einlassen? Wenn sie von einigen seiner Gegner auch angenommen wird, diese Unendlichkeit, wird sie deswegen als der vornehmste oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören sie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich bestreitet? Nämlich daß, wenn sie auch nicht statthätte, diese Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die bloß endlichen Sünden dieses Lebens eine unendliche Strafe warte? daß schon eine einzige dieser Sünden diese unendliche Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibnitz die ganze Streitfrage. Diese ging bei Sonern lediglich auf die Sünden dieses Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich sein können. Und Leibnitz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen

sollen, die für sich allein schon, wenn sie nothwendig unaufhörlich geschehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es könnte also leicht sein, daß Leibnitz selbst sich dieses bei einer zweiten Erwägung nicht bergen können und eben deswegen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn da sie einmal geschrieben war, warum hätte er sie sonst nicht sollen drucken lassen? Wenigstens kann man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwohl das Wesentliche davon viele Jahre nachher an einem andern Orte angebracht habe, nämlich in seiner „Theodicee" (übs. v. Gottsched p. 315). Ebenderselbe Gedanke kann an einem andern Orte einen ganz andern Werth haben. Was Leibnitz dort für eine ungiltige Widerlegung erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wohl mit beibringen. Dort sollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden, und dazu taugte es schlechterdings nicht. Hier aber, in der „Theodicee", wo er, was er damit nicht erweisen konnte, als anderweitig erwiesen voraussetzen durfte, sollte es bloß dienen, das größte physicalische Uebel, das er sonach in seiner besten Welt zu sein bekennen mußte, desto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können, ohne dabei auf die Unendlichkeit Desjenigen zu sehen, gegen den diese Schuld geschehen, weil diese Unendlichkeit doch nicht mit in den Zusammenhang der Dinge verwebet sein konnte.

Und das würde es Alles sein, was ich hier hinzuzufügen hätte, wenn mir nicht ebendieses Weges einer unserer neuesten Schriftsteller begegnet wäre. Herr Eberhard[1]) in seiner Apologie des Sokrates, einem in vieler Absicht sehr vortrefflichen Buche, worin er die Lehre von der Seligkeit der Heiden untersucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in seine Prüfung ziehen zu müssen geglaubt. Nun hat es zwar seine ganz besondere Ursache, warum ich wünschen könnte, daß er sich, wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates, dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich bloß diese schwerlich vermögen können, mir die geringste Anmerkung dagegen zu erlauben, wenn er nicht zugleich,

1) Joh. Aug. Eberhard, geb. 1738, seit 1778 Prof. der Philosophie in Halle, gest. 1809.

indem ihn seine Materie auch auf das brachte, was Leibnitz darüber geäußert hatte, gegen Diesen und dessen Aeußerung Verschiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen einen so nahen Anlaß finde. Ich will, was ich zu sagen habe, so kurz zu fassen suchen als möglich und meine Gedanken, wo nicht ordnen, doch zählen.

I. Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr Eberhard von Leibnitzen in Absicht seines Betragens gegen angenommene Religionssätze fällt. Nachdem er nämlich nun auch auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede gewesen, zeigt er sehr wohl, daß man mit demselben nicht über die Grenzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die scharfsinnigsten Verfechter dieser Sache, wie Leibnitz, haben es wohl gefühlt, daß ein solcher Beweis nicht weiter reicht. Leibnitz argumentirte also nur bloß für Die, welche von der wirklichen Ewigkeit höllischer Qualen aus der Schrift schon überführt waren. Da ihm so viel daran gelegen war, seine Philosophie allgemein zu machen, so sucht er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen, sie ihnen allen für ihre Meinung günstig und vortheilhaft zu zeigen, um sich aller Beifall zu verschaffen. Er nahm ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nach dem er sie mit seinem System verglich, ohne ihnen selbst beizupflichten.“ — Erscheinet in diesem Urtheile der Philosoph nicht ein wenig zu eitel? Werden seine Gesinnungen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion selbst zuträglich ist? Beides ist ganz gewiß des Herrn Eberhard Absicht nicht gewesen. Aber es ist unleugbar, daß er sich hier nicht durchgängig so glücklich und bestimmt ausgedrückt hat, als er sich sonst auszudrücken pflegt. Denn so eingenommen man sich auch Leibnitzen für seine Philosophie denken darf oder will, so kann man doch wahrlich nicht sagen, daß er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen gesucht habe. Wie wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder

Beides ist nichts weniger als Einerlei. Leibnitz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das nur auch sagen wollen, und ein Theil seiner Worte sagt es wirklich. „Er nahm ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nach welchem er sie mit seinem System verglich." Sehr wohl; nur hätte Herr Eberhard nicht hinzusetzen müssen: „ohne ihnen selbst beizupflichten." Allerdings pflichtete er ihnen bei, nämlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht sowohl beilegte, als in ihnen entdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit, und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten sollen? Auch ist ihm das weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite und suchte einen Jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

II. Herr Eberhard fährt fort: „Dies ist augenscheinlich der Fall mit dem gegenwärtigen Beweise. Um seiner besten Welt bei Denen, die eine Ewigkeit der Höllenqualen annehmen, Eingang zu verschaffen, suchte er darzuthun, daß auch diese sich mit seinen Sätzen von der besten Welt und mit seinen Begriffen von der Gerechtigkeit Gottes reimen lasse." Man vergesse nicht, was dieses für ein Beweis ist. Es ist der, welcher die endlose Dauer der Strafen aus der unaufhörlichen Fortsetzung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung stehet dieser Beweis mit der Lehre von der besten Welt? Wie kann er dieser Lehre bei Denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen auch ohne ihn annehmen? Hören diese ewige Qualen darum auf, ein Ein-

wurf gegen die beste Welt zu sein, weil sie gerecht sind? Gerecht oder nicht gerecht: sie geben in beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausschlag und gegen diesen Ausschlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit, hätte Leibnitz seine beste Welt verwahren müssen. So wie er es auch wirklich gethan, aber nicht durch besagten Beweis, sondern durch eine ganz andere Ausflucht. Denn wenn dieser nämliche, von den ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen seine beste Welt auch noch dadurch verstärkt wurde, daß selbst die Zahl der ewig verdammten Menschen unbeschreiblich größer sein werde als die Zahl der Seligen, was antwortete er darauf? Etwa bloß, daß gleichwohl diese ungleich mehreren Verdammten mit Recht verdammt wären? Was hätte ihm dieses für seine beste Welt helfen können, was sich ohnedem schon von selbst verstehet, wenn anders die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er Beides, sowohl die ewige Verdammniß des größern Theils der Menschen als auch die Gerechtigkeit dieser Verdammniß, für völlig ausgemacht an und leugnet bloß die Folge, indem er zeigte, was für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menschen insgesammt wären und wie dem ohngeachtet in der allgemeinen Stadt Gottes das Böse in Vergleichung mit dem Guten fast für nichts zu rechnen sein werde*). Und das, meine ich, hieß der Lehre von der besten Welt auch bei Denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke aber, woraus diese Ewigkeit herzuleiten sei, sollte bloß die Gerechtigkeit Gottes dabei in ein näheres Licht setzen. Das allein ist in den Worten des Herrn Eberhard wahr. Warum er aber sagt, daß es nur auf seine, d. i. dem Leibnitz eigenthümliche Begriffe von der Gerechtigkeit dabei abgesehen gewesen, gestehe ich, nicht einzusehen. Schlimm genug, daß man die Lehre von der besten Welt noch immer seine Lehre nennt, warum sollen nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes seine Begriffe heißen?

*) Theodicee, Th 1. § 19. [Uebers. v. Gottsched, S. 167: „Wenn wir demnach bei der eingeführten gemeinen Lehre bleiben, daß die Zahl der ewig verdammten Menschen unbeschreiblich größer sein werde, als die Zahl der Seligen ist; so muß man sagen, das Böse werde dem ungeachtet, in Vergleichung mit dem Guten, fast für nichts zu rechnen sein, wenn man die wahrhaftige Größe der Stadt Gottes betrachtet.]

III. Noch fügt Herr Eberhard hinzu: „Er (Leibnitz) nimmt die ewigen Qualen nur bedingungsweise an und zeigt, daß sie in der Voraussetzung ewiger Verschuldigungen nichts Ungerechtes enthalten.“ Ich kenne die Stelle in der „Theodicee“*), wo sich Leibnitz vollkommen so ausdrückt. Gleichwohl würde er es schwerlich haben auf sich kommen lassen, wenn man daraus hätte schließen wollen, daß er sonach Alles, was die Gottesgelehrten sonst für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, schlechterdings verwerfe. Er thut dieses wirklich auch so wenig, daß er vielmehr in dem wichtigsten Punkte, worauf es dabei ankömmt, mit ihnen mehr als einig ist. Ich will sagen, daß er diesen Punkt nicht allein in seinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, sondern ihn sogar sehr scharfsinnig vertheidiget. Herr Eberhard behauptet, daß Gott bei seinen Strafen einzig und allein die Besserung der Bestraften zum Zwecke haben könne und müsse. Leibnitz hingegen dehnet diese Besserung nicht allein auf Die aus, welche die Strafen nur mit ansehen, gesetzt auch, daß sie bei den Bestraften selbst nicht stattfände, sondern er redet auch der bloß rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Besserung, noch das Exempel, ni même la reparation du mal, zur Absicht habe, sehr ernstlich das Wort, indem er sie nicht bloß auf die von den Theologen erwiesene Androhung, sondern auf eine wirkliche Convenienz, auf eine gewisse Schadloshaltung des Verstandes gründet**). Selbst den Satz, daß die Sünde deswegen unendlich bestraft werde, weil sie ein unendliches Wesen beleidige, hat er nirgends verworfen oder auch nur gemißbilliget. Er sagt zwar an einem Orte, daß

*) Theil 1. § 133. [Uebers. v. Gottsched, S. 315: „Allein es ist hier wohl zu erwegen, daß die Verdammniß ein Erfolg der Sünde ist; und ich habe schon zu andrer Zeit einem gewissen Freunde, der mir die Ungleichheit zwischen einer ewigen Strafe und einem umschränkten Laster vorwarf, zur Antwort gegeben, daß hierbei gar keine Ungerechtigkeit vorgienge, wofern die Dauer der Strafe nichts anders, als ein Erfolg der immerdaurenden Sünde sei; wovon ich weiter unten ein mehrers gedenken werde.“]

**) Cette espece de justice, qui n'a point pour but l'amandement, ni l'exemple, ni meme la reparation du mal. — Hobbes et quelques autres n'admettent point cette justice punitive, qui est proprement vindicative. — Mais elle est toujours fondée dans un rapport de convenance, qui contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent; comme une belle musique, ou bien une bonne architecture contente les esprits bienfaits. *Theod.*, II. § 73.

einmal eine Zeit gewesen, „als er diesen Satz noch nicht genugsam untersucht hatte, um darüber ein Urtheil zu fällen"*). Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel, weil er nachher, als er ihn genugsam untersucht hatte, erkannte, daß sich schlechterdings nichts darüber bestimmen lasse. Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit Gott wirklich zukömmt, welcher endliche Verstand kann ihre Grenzen bezeichnen? Wer darf sich zu entscheiden wagen, was für einen Maßstab sie bei diesen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maßstab ihrer eignen Unendlichkeit ist wenigstens ebenso wahrscheinlich als jeder andere.

IV. Aber wozu dieses Alles? Will ich Leibnitzen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernste bis zum Aergerniß unsrer Philosophen orthodox machen? Keines von Beiden. Ich gebe es zu, daß Leibnitz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geleugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, Allen Alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibnitz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen lassen, ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte, weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr Wahres liege als in den ebenso rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wieder-

*) Theod., III. § 92. [Uebers. v. Gottsched, S. 476. — Wir haben die Stelle schon oben angeführt.]

bringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun als mit den Letztern zu wenig.

V. Herr Eberhard hat diese Meinung von ihm und seiner esoterischen Philosophie gerade nicht. Er glaubt, der vornehmste Grundsatz derselben, von dem besten Zusammenhange der Dinge, erhalte erst alsdenn seine größte Evidenz, wenn man annimmt, daß alle vernünftige Wesen endlich einmal zur Glückseligkeit gelangen. „Dieses", sagt er, „hat Leibnitz wohl gefühlt und ungeachtet er, wie ich oben bemerkt habe, seine Philosophie auch der entgegengesetzten Meinung anzupassen suchte, so hat er doch seine eigene Mißbilligung derselben nicht undeutlich zu verstehen gegeben. Einer seiner geschicktesten Schüler und Vertheidiger (Vattel)[1] erkennet dieses ohne Bedenken. Das mildere Schicksal der Sünder ist auch seinen Grundsätzen zu tief eingegraben, als daß man die letztern annehmen und das erstere verwerfen könnte, wofern man ihre ganze Kraft und Ausdehnung kennt und die innersten Geheimnisse derselben erforscht hat. Er kennet keinen Stillstand, keine Ruhe in der Welt; Alles ist bis im Kleinsten in steter Bewegung und zwar zu mehrerer Ausdehnung. Diesen Wachsthum zieht er augenscheinlich der gleichmäßigen Vollkommenheit vor, man mag ihn übrigens durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreiecks erklären*)." Ich muß mit Erlaubniß des Herrn Eberhard hier anmerken, daß, wenn er sich in Ansehung dieses letztern aus der Leibnitzischen Philosophie gezognen Grundes nicht überhaupt irret, er sich doch wenigstens in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle gewiß ganz vergriffen hat. Leibnitz sagt daselbst: „Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison." Dieses scheinet Herr Eberhard von der doppelten Hypothes[2], die immer wachsende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreiecks zu erklären, verstanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die

*) *Leibnitz, Lettre à M. Bourget, Opp.* T. II, p. 332.

1) Emmerich v. Vattel, der berühmte Verfasser des „Droit des gens", geb. 1714 in Neufchâtel, starb 1767 ebenda. Seine „Défense du système Leibnitien contre les objections de Mr. Crousaz" erschien 1741 in Leyden.

2) Vergl. II, S. 368 ed. v. Maltzahn IX, S. 14. 159. X, S. 15. 26. V, S. 3.

doppelte Hypothes, überhaupt entweder eine immer wachsende oder eine immer gleiche Vollkommenheit des Ganzen anzunehmen*). Wenn nun Leibnitz selbst im Jahre 1715 noch kein Mittel sah, aus ungezweifelten Grundsätzen entweder das Eine oder das Andere zu demonstriren, wie kann man sagen, daß er gleichwohl das Erstere augenscheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang sein System nicht im Geringsten, sich für Eines von Beiden zu erklären; es bleibt unter beiden Voraussetzungen ebendasselbe und von beiden äußerte er bis auf das Letzte, daß er noch nicht einsehe, welche er schlechterdings annehmen müsse. Denn so wie er die von der immer wachsenden Vollkommenheit, insofern man entweder einen ersten Augenblick annehmen wolle oder nicht, entweder durch die Hypothes der Hyperbel oder des Triangels erläutert, so erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit durch das Rectangulum. Von allen diesen dreien Hypothesen zusammen sagt er in einem andern Briefe als dem, welchen Hr. Eberhard anführt, ausdrücklich: „Ainsi il n'est pas si aisé de decider entre les trois hypothèses, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout.“ [1]) Ferner in noch einem andern: „Quant à la grande question, s'il est possible de demontrer par raison quelle hypothèse, savoir du rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, est preferable dans la constitution de l'univers, je crois qu'il faudroit s'attacher à un raisonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en metaphysique on n'a pas l'avantage des mathematiciens de pouvoir fixer les idées par

*) Hier ist die Stelle in ihrem völligen Zusammenhange: „On peut former deux hypothèses, l'une que la nature est toujours également parfaite, l'autre qu'elle croit toujours en perfection. Si elle est toujours également parfaite, mais variablement, il est plus vraisemblable qu'il n'y ait point de commencement. Mais si elle croissoit toujours en perfection (supposé qu'il ne soit point possible de lui donner toute la perfection tout à la fois) la chose se pourroit encore expliquer de deux façons, savoir par les ordonnées de l'hyperbole ou par celle du triangle. Suivant l'hypothèse de l'hyperbole, il n'y auroit point de commencement, et les instans ou états du monde seroient crû en perfection depuis toute l'eternité; mais suivant l'hypothèse du triangle, il y auroit eu un commencement. L'hypothèse de la perfection égale seroit celle d'un rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison.“

1) Ebenda S. 334.

des figures, il faut que la rigueur du raisonnement y supplée, laquelle ne peut guère être obtenuë en ces matieres, qu'en observant la forme logique. — Ainsi je vous prie, Monsieur, de penser comme vous pourriez reduire vos raisonnemens ladessus à une forme duë; car je n'en vois pas encore le moyen." [1]) Und, wie gesagt, Alles dieses schrieb er im Jahre 1715, also am Ende seiner Laufbahn, in Briefen, welche die letzten Erläuterungen seines Systems enthalten. Daher sind diese nämlichen Briefe an Herrn Bourguet, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der sämmtlichen Werke zuerst erschienen, auch einer der schätzbarsten Vorzüge derselben.

VI. Wollte aber Herr Eberhard seine Worte nicht so genau genommen wissen; sollte er bloß haben sagen wollen, daß, obschon Leibnitz keine von den gedachten Hypothesen im eigentlichen Verstande demonstriren können, er gleichwohl für die von dem beständigen Fortgange zu größerer Vollkommenheit einen merklichern Hang gehabt habe: so muß ich gestehen, daß ich ihm auch hierin nicht beifallen kann. Leibnitz scheinet mir vielmehr der immer gleichen Vollkommenheit um Vieles geneigter gewesen zu sein, ja seinen Freund einer förmlichen Demonstration derselben sehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht seine Ursachen hatte, lieber aus ihm herauszuholen als ihm vorzusagen. Ich gründe mich besonders auf die Stelle, wo er ihm schreibt: „Vous avez raison, Monsieur, de dire que de ce que les êtres finis sont infinis en nombre, il ne s'ensuit point que leur système doit recevoir d'abord toute la perfection dont il est capable. Car si cette consequence etoit bonne, l'hypothèse du rectangle seroit demontrée." [2]) Mich dünkt nämlich, wenn diese Folge auch nicht nothwendig, sondern wenn sie nur möglich ist, daß dadurch die Hypothes des Rectangels schon einen großen Vorzug gewinnt. Denn das Ganze könnte sonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkommenheit haben, der es sich nach der andern Hypothes nur immer nähert, ohne sie jemals zu erreichen, und ich sehe nicht, warum es nicht ebendaher das Wählbarere für die ewige Weisheit sollte gewesen sein. Die Möglichkeit aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Wesen gleich anfangs in den vollkommensten Zusammenhang, deren sie fähig sind, gebracht werden können, giebt Leibnitz nicht allein

1) Ebenda S. 335. — 2) Ebenda S. 336.

zu, sondern rettet sie auch gegen den Vorwurf des Immer-Einerleien, indem er zeigt, daß, wenn der nämliche Grad der totalen Vollkommenheit schon bliebe, dennoch die einzelnen Vollkommenheiten unaufhörlich sich ändern würden.

VII. Doch gesetzt auch, Alles dieses verhielte sich nicht so, wie ich sage; gesetzt, es wäre ganz ohnstreitig, was Herr Eberhard vorgiebt, daß Leibnitz den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenscheinlich vorgezogen habe: würde er nicht sodann wenigstens den Begriff, den Leibnitz mit diesem Wachsthume verband, viel zu weit ausdehnen? Leibnitz hätte ihn zuverlässig bloß von den allgemeinen Zuständen des Ganzen verstanden, und Herr Eberhard erstreckt ihn auf alle einzelnen Wesen. Wenn aber auch diese in beständiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung sein sollen, so möchte ich wissen, wie bei moralischen Wesen überhaupt Sünde statthaben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde selbst nichts Anderes als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung sein sollte. Nein so hat Leibnitz gewiß nicht gedacht, sondern was er von einem einzelnen Zustande des Ganzen nach der Hypothes der gleichmäßigen Vollkommenheit sagt: Cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choses singulières qui la composent puissent augmenter et diminuer en perfection*“ [1]), das ist schlechterdings auch von jedem Zustande des Ganzen nach der Hypothes des immerwährenden Wachsthums zu verstehen. Das Ganze mag in dem nämlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachsen, so hindert das Eine ebenso wenig als das Andere, daß nicht einzelne Wesen ebensowohl an Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieses mögliche Abnehmen ist bei moralischen Wesen die Sünde unerklärlich, und mehr als ebendieses mögliche Abnehmen braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, selbst in dem System der immer wachsenden Vollkommenheit zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderst jene esoterische große Wahrheit selbst anzeigen, in deren Rücksicht Leibnitz der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden zuträglich fand. Und welche kann es anders sein, als der fruchtbare Satz,

1) Ebenda S. 333.

daß in der Welt nichts insuliret[1]), nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen ist? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen sein kann, und diese Folgen die Strafen der Sünde sind, wie können diese Strafen anders als ewig dauern? wie können diese Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Hr. Eberhard selbst erkennet in diesem Verstande die Ewigkeit derselben und drückt sich mit aller Stärke und Würde darüber aus: „Wenn nichts anders die endlose Hölle sein soll als dieser ewige Schaden, der uns von jeder Versündigung ankleben soll, so wird Niemand bereitwilliger sein als ich, dieser Meinung die Hände zu bieten. Ich werde gern alle Mißdeutungen, denen der Ausdruck könnte unterworfen sein, um der Sache selbst willen übersehen. Ich werde es mit allem Eifer und mit aller Ueberredungskraft, die mir Gott gegeben hat, den Gemüthern einzuprägen suchen, daß eine jede Unsittlichkeit ihre bösen Folgen bis ins Unendliche habe, daß ein jeglicher Schritt, den man in dem Wege der Vollkommenheit zurückthut, unser ganzes ewiges Dasein hindurch an der ganzen Summe derselben, an der Länge des durchlaufenen Weges fehlen werde." Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige Baumgarten[2]) diese Ewigkeit der Strafe zu innuiren schien? Wie kam es, daß er Diesem allein die Ehre gab, einen so wahren und großen Verstand damit verknüpft zu haben? Folget sie nicht auch aus Leibnitzischen Grundsätzen? Ja, beruht sie selbst bei Baumgarten auf andern Grundsätzen als auf Leibnitzischen? Der Satz, woraus sie Dieser unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität sein könne, was ist er weiter als eine für gewisse Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus diesem Satze nicht sowohl die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit, aus der Verdammniß durch die Verdammniß in die Seligkeit überzugehen, fließet.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in ungezweifelten Leibnitzischen Lehren so offenbar gegründet ist, so muß sie sich auch

---

1) „Insuliren" jetzt „isoliren" (vom franz. isoler, vermittelt durch ital. isolare, von isolar lat. insula).

2) Siegmund Jakob Baumgarten, geb. 1706 zu Wolmirstädt, gest. 1757 als Prof. der Theologie in Halle, berühmter Theolog und Historiker.

zu beiden Hypothesen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen sowohl als der wachsenden, schicken, wenn sich anders das ganze System des Leibnitz, wie ich gesagt habe, gleichgiltig gegen diese Hypothesen verhält. Und das thut sie auch wirklich, unter der Einschränkung nämlich, daß sowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzelnen Wesen, sondern von den totalen Zuständen aller Wesen zugleich prädiciret wird. Unbeschadet der einen und der andern kann ein moralisches Wesen nicht allein in seinem Fortgange zur Vollkommenheit stocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen, sondern ich sehe nicht, warum es nicht auch in diesem Rückgange ewig beharren und sich immer weiter und weiter von seiner Vollkommenheit entfernen könnte. Auf dieser Möglichkeit beruhet der exoterische Grund, den Leibnitz für die unendliche Dauer der Verdammniß aus der endlosen Fortsetzung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu sein, nicht nur eine ewige Verdammniß, sondern eine ewige in alle Ewigkeit wachsende Verdammniß daraus folgern müssen.

X. Allerdings schaudert die Menschheit bei dieser Vorstellung, ob sie schon nur auf die bloße Möglichkeit sich beziehet. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: Warum mit einer bloßen Möglichkeit schrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage besorgen: Warum nicht damit schrecken, wenn sie doch nur eigentlich für Den erschrecklich sein kann, dem es mit seiner Besserung nie ein Ernst gewesen? Gesetzt aber auch, daß es selbst mit dieser Möglichkeit noch nicht seine Richtigkeit hätte; daß sie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen bestehen könnte, daß aber der ewige Rückgang eines moralischen Wesen in sich selbst widersprechend wäre: so bleibt auch so noch die Ewigkeit der Strafen nach den strengsten Leibnitzischen Grundsätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestrafet. Denn nun auch angenommen, daß das höchste Wesen durchaus nicht anders strafen kann als zur Besserung des Bestraften; angenommen, daß die Besserung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe sei; ist es schon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders bessern kann als dadurch, daß sie ewig dauert? Will man sagen: „Allerdings, durch die lebhafte Erinnerung, welche sie

von sich zurückläßt?“ Als ob diese lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre.

XI. Doch warum bei Dingen verweilen, die Niemand leugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geleugnet, sondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Also ist Beides nicht Eines? Also ist die Hölle etwas Anderes, wenigstens etwas mehr als der Inbegriff jener Strafen? — Ich weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieser Meinung sind. Allein ich finde, daß wenigstens Herr Eberhard unter diese Theologen nicht gehöret; und er ist darum gewiß nicht weniger orthodox als sie. Denn in der ganzen Religion ist nichts, was so etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift gedrohten Strafen keine anderen sind als die natürlichen, welche auch ohne diese Androhung auf die Sünde folgen würden. Wenn aber eine höhere Weisheit eine dergleichen außerordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat, so hat sie für ebenso zuträglich erkannt, sich ganz nach unsern gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, stehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten geflossen sind, warum man die Ewigkeit der Verdammniß leugnen zu müssen geglaubt. Indem nämlich die Schrift, um die lebhafteste Vorstellung von jener Unglückseligkeit zu erwecken, die auf die Lasterhaften wartet, fast alle ihre Bilder von dem körperlichen Schmerze hernahm, mit dem alle Menschen ohne Ausnahme am bekanntesten sind, so hat man, wenn auch nicht die körperlichen Schmerzen selbst, wenigstens deren Beschaffenheit und Verhältniß zu unserer Natur, nicht für das Bild, sondern für die Sache selbst genommen und aus diesem falschen Begriffe etwas bestritten, was auf alle Weise gegründeter ist als dieser Begriff. So sind aus Strafen Qualen, aus Qualen ein Zustand von Qualen, aus der Empfindung eines solchen Zustandes eine alles Andere ausschließende, unsers ganzen Wesens sich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die intensive Unendlichkeit, die man mehr oder weniger, stillschweigend oder ausdrücklich den Strafen der Hölle unbedachtsam beigelegt oder gar beilegen zu müssen geglaubt, diese weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intensive Unendlichkeit allein ist es, welche die unendliche Dauer derselben so unbegreiflich, mit der Güte und Gerech-

tigkeit Gottes so streitend, unsern Verstand und unsere Empfindung so empörend macht, von jeher gemacht hat und nothwendig machen muß.

XII. Besonders bei Denen machen muß, die sich keine göttliche Strafen ohne Absicht der Besserung denken können. Ihr Gefühl ist sehr richtig, aber ihr Verstand macht einen Trugschluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Besserung ausgeschlossen, sondern durch die intensive Unendlichkeit derselben. Denn zu dieser intensiven Unendlichkeit gehöret vornehmlich ihre Stätigkeit, und diese Stätigkeit ist es, welche alle Besserung unmöglich macht. Ich will sagen und habe zum Theil schon gesagt: Wenn die Strafen bessern sollen, so hindert die immerwährende Fortdauer des physischen Uebels derselben so wenig die Besserung, daß vielmehr die Besserung eine Folge dieser Fortdauer ist. Aber die Empfindung dieses dauernden Uebels muß nicht stätig, muß wenigstens in ihrer Stätigkeit nicht immer herrschend sein; weil es unbegreiflich ist, wie bei dieser herrschenden Stätigkeit auch nur der erste Entschluß zur Besserung entstehen könnte. Herr Eberhard selbst behauptet die Möglichkeit des ersteren mit so ausdrücklichen als nachdrücklichen Worten: „Das Physische der Strafe mag immer bleiben; der besser belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr nennen, er wird sich dabei nicht mehr unglücklich dünken, so schmerzhaft es auch immer seiner Sinnlichkeit sein mag.“ Was heißt dieses anders, als daß sich der Sünder bessern kann, ohngeachtet seine Strafe nie aufhöret? Aber wenn sollte er nur den Gedanken fassen, daß das fortdauernde physische Uebel für ihn ein wohlthätiges Uebel sei, wenn sollte er anfangen können, besser belehrt zu sein, falls die Empfindung dieses Uebels so intensiv und stätig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müssen glaubt?

XIII. Ich sage mit Bedacht: „aus einigen figürlichen Ausdrücken.“ Denn andere, besonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen sowohl die Endlosigkeit der Strafen als zugleich die Besserung des Bestraften bestehen kann. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, ist nicht allein unter der Voraussetzung begreiflich, daß die Besserung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne, sondern kann auch

auf eine andere Weise mehr als wahrscheinlich gemacht werden. Nämlich wenn man in Erwägung zieht, daß, obschon Strafe und Belohnung etwas Positives sein werden und sein müssen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe sind, welche die nämlichen bleiben, so lange sie in dem nämlichen Verhältnisse abnehmen oder wachsen. Der reiche Mann in der Hölle mag sich immer bessern; mag sich immer, von dem ersten Augenblicke der empfundenen Strafe an seiner Vollkommenheit wieder zugewandt und mit jedem folgenden Augenblicke sich ihr mehr und mehr genähert haben: hört er darum auf, in Ansehung des Lazarus in der Hölle zu bleiben, der von dem ersten Augenblicke seiner empfundenen Seligkeit an indeß um ebenso viele Schritte einer höhern und höhern Vollkommenheit zugeeilet ist? — Wer hierwider im Ernste den Einwurf machen kann, daß auf diese Weise Hölle und Himmel in Eines fließen, und sich jeder Sünder sonach trösten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in Himmel zu kommen, der ist gerade Derjenige, mit dem man sich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlassen müßte. Für ihn mag es nur immer bei dem Buchstaben bleiben. Denn auf ihn und Seinesgleichen ward gerade bei dem Buchstaben gesehen.

XIV. Aber einen Mann wie Hr. Eberhard darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortschreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere seine relative Benennung verlieret, nicht schon aus dem System der bessernden Strafen folget? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwischen Himmel und Hölle macht, die nirgends grenzenden Grenzen, die auf einmal abgeschnittenen Schranken derselben, die, ich weiß nicht durch was für eine Kluft von Nichts getrennet sein sollen, diesseits welcher schlechterdings nur lauter solche und jenseits welcher schlechterdings nur lauter andere Empfindungen statthaben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphilosophischer sind, als der allergröbste Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer sein kann? Bei diesem liegt doch noch wenigstens eine große unstreitige Wahrheit zum Grunde, und er wird nur darum so unsinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die sowohl mit dem Wesen der Seele als mit der Gerechtigkeit Gottes streiten.

XV. Daß sie mit dem Wesen der Seele streiten, ist daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig ist, das ist, keiner solchen Empfindung fähig ist, die bis in ihr kleinstes Moment nichts als angenehm oder nichts als unangenehm wäre; geschweige, daß sie eines Zustandes fähig sein sollte, in welchem sie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art hätte. Daß sie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes streiten, dieses, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen sein worden, als es verdienet. Was heißt indeß offenbarer damit streiten, als annehmen oder zu verstehen geben, daß selbst die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bei ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menschlichen Gerechtigkeit in gewissen Fällen unvermeidlich ist? Diese Unvollkommenheit besteht darin, daß die menschliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren, nicht anders als durch die wenigere Bestrafung belohnen und durch die wenigere Belohnung bestrafen kann, mit einem Worte, daß sie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck ist, in Bausch und Bogen bestrafen und belohnen muß. Aber dieses müßte auch Gott? Nimmermehr! Sondern wenn es wahr ist, daß der beste Mensch noch viel Böses hat und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist, so müssen die Folgen des Bösen Jenem auch in den Himmel nachziehen und die Folgen des Guten Diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein Jeder muß seine Hölle noch im Himmel und seinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Bösen müssen von den mehrern Folgen des Guten und die Folgen des Guten von den mehrern Folgen des Bösen nicht bloß abgezogen werden, sondern jede derselben müssen sich in ihrer ganzen positiven Natur für sich selbst äußern. Nichts anders meinet die Schrift selbst, wenn sie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leser, stellt er sich diese Stufen auch so vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieser Stufen, sie sei so niedrig als sie wolle, gleichsam ihre eigene intensive Unendlichkeit? Die niedrigste Stufe des Himmels ist ihm freilich nur die niedrigste, aber dem ohngeachtet nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

XVI. Und nun: warum seine Waffen nicht lieber gegen diese irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der

Schrift hinwegzuexegesiren sind als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigstens dünket, daß selbst der scharfsinnigste Ausleger, wenn er gegen diese an will, Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch sehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr Eberhard darauf dringt, daß das Wort ewig in der hebräischen und griechischen Sprache nur eine unbestimmte, aber keineswegs unendliche Dauer andeute, so sagt er unter Andern: „Ueberhaupt muß man die Zeitfolge in der stufenweisen Erhöhung eines solchen abstracten Begriffs, als der Begriff der Ewigkeit ist, wohl bemerken. Dieser Begriff ist nicht immer so transscendental gewesen, als ihn zuletzt die stärkste Anstrengung der erhabensten Philosophie gemacht hat.“ Die Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kann bei vielen metaphysischen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bei dem aber von der Ewigkeit wohl schwerlich. Da er bloß negativ ist, so sehe ich nicht, was für eine Gradation darin möglich ist. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher so vollständig gehabt, als er nur sein kann. Daß man eine lange, unbestimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt gewesen, das beweiset im Geringsten nicht, daß man sich Anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange, unbestimmte Zeit gedacht habe. Denn Jenes geschieht noch täglich auch von Leuten, die sehr gut wissen, was das Wort Ewigkeit eigentlich sagen will. Noch weniger beweiset die ursprüngliche Armuth der Sprache, die den abstracten Begriff der Ewigkeit nicht anders als durch Häufung der Zeit auf Zeit auszudrücken wußte, daß dem Begriffe selbst das Wesentliche jemals gefehlt habe. Die Geschichte der Weltweisheit ist auch völlig dagegen. Denn er sei immerhin, dieser Begriff der Ewigkeit, eine besondere Anstrengung der erhabensten Philosophie: wenigstens ist die Philosophie einer solchen Anstrengung sehr früh fähig gewesen und diese erhabenste Philosophie ist keine andere als die allerälteste. Selbst das Transcendentalste, dessen er fähig ist, dieser Begriff der Ewigkeit, und wozu sich selbst noch jetzt so Wenige erheben können, ich meine die Ausschließung aller Folge: selbst dieses war den alten Philosophen schon sehr geläufig und, wie gesagt, fast geläufiger als unsern.

XVII. Ebenso wenig möchte ich verschiedene andere Aeußerungen des Herrn Eberhards über diese Materie zu den mei-

nigen machen, die, ohne das Wesentliche der Streitfrage zu betreffen, sie dennoch in einem falschen Lichte zeigen. Ein solches Licht nenne ich die obschon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwohl sehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Christen entstanden sei. „Zwar bin ich nicht im Stande", sagt er, „den wahren Zeitpunkt ihres Entstehens und ihrer Ausbreitung unter den Christen anzugeben. Es sei aber, welcher es wolle, so muß in demselben die Barbarei schon so viel Land gewonnen haben, daß die Sophisterei der Schulgelehrten in den menschlichen Gemüthern einen gebahnten Weg vor sich finden konnte. Denn daß die Vernunft diese schreckliche Lehre verkenne, davon hoffe ich den Beweis bis zu einer solchen Augenscheinlichkeit zu führen, daß ihnen nichts mehr wird übrig bleiben, als sie auf die Rechnung unrichtig verstandener Schriftstellen zu schreiben." Wie gesagt, wenn er es in diesen Worten nicht ausdrücklich leugnet, daß auch andere Religionen als die christliche die ewigen Strafen der Lasterhaften lehren und gelehret haben, so ist sein Ausdruck doch nicht ganz unschuldig, wenn der Sache Unkundige sich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geschehe oder jemals geschehen sei. Gleichwohl ist dieses so falsch, daß es ihm schwer werden dürfte, auch nur *eine* zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre und sich nicht vielmehr von dem Gegentheil ebenso streng ausdrücke, als er zugestehen muß, daß es in der Schrift wenigstens dem Ansehen nach geschieht. Ein jeder neue Christ brachte daher die gemißbilligte Lehre aus seiner verlassenen Religion in die christliche schon mit hinüber, und die mißverstandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf zu bringen, sondern konnten ihn höchstens nur darin bestärken. Vielmehr dürfte sich der Zeitpunkt weit leichter angeben lassen, wenn man eine allen Religionen so gemeine Lehre in der christlichen Religion zuerst angefangen hat, theils aus vermeinten philosophischen Gründen, theils aus eignen mißverstandenen Voraussetzungen, zu bestreiten. Und auch schon wegen dieser Uebereinstimmung aller Religionen möchte ich nicht mit dem Herrn Eberhard sagen, „daß die Vernunft diese schreckliche Lehre verkenne", oder wie er sich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die Vernunft an

diesem Lehrsatze unschuldig, daß in dem ganzen Umfange ihrer Wahrheiten sich nicht eine finde, die durch eine richtige Folgerung dahin führe." Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund sein; und ohnstreitig ist die von je her, obschon mehr dunkel empfundene als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde hinlänglich gewesen, darauf zu bringen. Oder vielmehr diese Wahrheit und die Lehre von den ewigen Strafen ist im Grunde Eines, nur in den verschiednen Religionen durch die Bemühung, diese Strafen sinnlich zu machen, mehr oder weniger verstellet.

XVIII. Ich schließe mit der nähern Anzeige der gleich anfangs erwähnten Ursache, warum ich wünschen könnte, daß sich Herr Eberhard gegen die ewigen Strafen der Lasterhaften wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es ist diese, weil Sokrates selbst solche ewigen Strafen in allem Ernste geglaubt, wenigstens so weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, sie mit den unverdächtigsten, ausdrücklichsten Worten zu lehren. Man sehe seine Rede zum Schlusse des Gorgias beim Plato, in welcher folgende Stelle schlechterdings keine Einwendung dagegen erlaubt: *„Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ' ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι, καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχοι, φοβούμενοι, βελτίους γίγνωνται. Εἰσὶ δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων, οὗτοι οἳ ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν· ὅμως δὲ δι' ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι. Οἳ δ' ἂν τὰ ἔσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγνεται· καὶ οὗτοι αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδέν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα."* [1]) — Hier ist

1) „Jedem aber, der Strafe leitet, die mit Recht von einem Andern über ihn verhängt ist, kommt es zu, entweder besser zu werden und daraus Nutzen

aller Ausflucht vorgebauet. Das τὸν ἀεὶ χρόνον ist nicht so zweideutig als jenes αἰὼν oder αἰώνιος. Und was wäre auch alle Zweideutigkeit bei dem ausdrücklichen Gegensatze von Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit sie sich bessern, und von Verdammten, die sich durchaus nicht bessern können, sondern bloß Andern zum Beispiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeiniget werden? „Τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντες τὸν ἀεὶ χρόνον.“ Freilich ist es wahr, daß wenigstens sonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt, ohne Unterschied ewig machte. Aber wenn bloß dadurch seine Lehre erträglicher wird, was ist denn in unserer Religion, das uns hindert, diesen Unterschied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert? Als ob nicht der größere Theil unserer Glaubensgenossen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zustand, den die ältere Kirche glaubet und lehret, und den unsere Reformatores ohngeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht so schlechtweg hätten verwerfen sollen: was ist er im Grunde anders als die bessernde Sokratische Hölle? Und wenn es denn nur auch bloß möglich wäre, ja in alle Ewigkeit bloß möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weise zu bessern stünden, Sünder, welche nie aufhören könnten zu sündigen: warum für diese bloß möglichen Ungeheuer nicht auch bloß mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen oder gelten lassen? —

— O meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibnitz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?

---

zu ziehen, oder Andern ein Beispiel zu geben, damit diese, indem sie sehen, was er duldet, aus Furcht besser werden. Er sind aber Diejenigen, denen selbst die von Göttern und Menschen ihnen auferlegte Buße Nutzen schafft, Solche, welche heilbare Fehler begingen; dessenungeachtet erwächst ihnen dieser Nutzen durch Schmerzen und Leiden, sowohl hier als im Hades; denn auf andere Weise konnten sie nicht von ihrer Ungerechtigkeit befreit werden. Die aber das größte Unrecht verübten und durch solche Ungerechtigkeiten unheilbar wurden, werden dadurch zum warnenden Beispiel; ihnen erwächst weiter kein Nutzen, indem sie unheilbar sind, Andern aber erwächst er, die sie ihrer Vergehungen wegen die größten, schmerzlichsten, grauenvollsten Leiden immerdar erdulden sehen, indem dieselben offenbar in dem Kerker des Hades als Beispiele hingestellt sind, ein Schauspiel und eine Warnung für die fort und fort dorthin kommenden Ungerechten.“ —

Des Andreas Wissowatius

Einwürfe wider die Dreieinigkeit.

Es ist mir hier nicht sowohl um das, was die Aufschrift ankündiget, als vielmehr um einen Aufsatz unsers Leibnitz zu thun, welchen die Welt zwar hat, aber auch so gut wie nicht hat. Ich meine seine „Defensio Trinitatis per nova Reperta Logica".

Ich will zuvörderst die Geschichte von der Entstehung dieses Aufsatzes mit den Worten des Chevalier de Jaucourt*) erzählen. „In diesem nämlichen Jahre (1671) zeigte sich unser Philosoph öffentlich als einen Theologen, und das bei einer von den Gelegenheiten, die der bloße Zufall an die Hand giebt. Der Baron von Boineburg[1]), welcher eben zur katholischen Religion

*) In seiner Lebensbeschreibung des Herrn von Leibnitz, die gewöhnlich den französischen Ausgaben der „Theodicee" vorgesetzt ist. Seite 16 der Amsterdamer Ausgabe von 1747.

1) Joh. Christian von Boyneburg, geb. 1622 zu Eisenach, trat 1650 in kurmainzische Dienste und wurde 1656 katholisch. 1666 lernte er in Nürnberg Leibnitz kennen und zog ihn nach Mainz in die Dienste des Kurfürsten. 1669 ging er nach Warschau, um die Wahl des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg zum Könige von Polen zu betreiben.

übergetreten war, hatte an den Andreas Wissowatius, mit dem er in großer Verbindung stand, einen langen Brief geschrieben, nicht allein um sich bei ihm wegen seiner Veränderung der Religion zu rechtfertigen, sondern auch um ihn zu vermögen, einen gleichen Schritt zu thun. Aber der Brief des Barons machte auf den Geist des Wissowatius wenig Eindruck. Dieser Polnische von Adel, der unter den Unitariern sehr berühmt war, ist den Gottesgelehrten durch verschiedene Schriften bekannt, die man in der sogenannten Bibliothek der polnischen Brüder gesammelt hat, wo sie unter den Anfangsbuchstaben seines Namens A. W. vorkommen. Er war übrigens ein Enkel des Faustus Socinus und damals bereits in hohem Alter. Er hatte Zeit seines Lebens nichts gethan, als die Grundsätze seiner Secte vertheidiget, für die er das Elend bauen mußte, welches er muthig ertrug. Er flüchtete zuletzt nach Amsterdam, wo er im Jahre 1678 starb. Daß nun so ein Mann bei seinen Gesinnungen werde fest geblieben sein, kann man sich leicht vorstellen. Er antwortete dem Herrn von Boineburg, daß er eben so wenig die Lehre von der Transsubstantiation als die von der Dreieinigkeit zugeben könne, daß er also, ehe er sich auf jene einlasse, ihn vorläufig nur auffordern wolle, diese festzusetzen oder auch nur in syllogistischer Form auf die Gründe zu antworten, die er ihm dagegen zuschicke; er sei gewiß, daß so etwas auf keine Weise zu leisten stehe. Der Baron von Boineburg konnte Ehren halber nun nicht zurück, er mußte die Ausforderung annehmen. Weil er aber durch allzu viele Geschäfte zerstreut war, so wandte er sich an Leibnitzen. Er gab ihm das Schreiben des Wissowatius und beschwor ihn, eine Antwort darauf abzufassen; welches Dieser denn auch in einem kleinen lateinischen Werke that, das den Titel führet: Die heil. Dreieinigkeit, vertheidiget durch neue logische Schlüsse (raisonnemens). Und da zeigte nun unser Gelehrter, daß es bloß eine sehr mangelhafte Logik sei, vermittelst welcher sich Wissowatius bei dieser Streitigkeit den Sieg zuschreiben könne, daß hingegen eine genauere Logik den Glauben der Orthodoxen begünstige. Uebrigens war er nichts weniger als der Meinung, daß man die Dreieinigkeit aus philosophischen Gründen erweisen müsse; er bauete einzig dieses Geheimniß auf die göttliche Schrift und glaubte sehr weislich, das

Beste in Ansehung desselben sei, wenn man sich bloß und allein an die geoffenbarten Worte und Ausdrücke hielte, ohne sich in weitere Auslegungen einzulassen; weil sich doch in der Natur kein Exempel finde, welches dem Begriffe der göttlichen Personen genau genug entspreche. Er trug sogar kein Bedenken, zu sagen, daß man sehr unrecht handle, wenn man weiter gehe und das Wort Person und andere dergleichen auslegen wolle; als welches um so weniger gelingen können, da dergleichen Auslegungen von den Erklärungen abhingen. Das ist es denn mit Kurzem, worauf seine Ideen über diese Materie hinauslaufen."

In dieser Stelle des Jaucourt ist nicht Alles so, wie es sein soll. Man erlaube mir also, ehe ich weiter gehe, einige Anmerkungen darüber.

1. Das Chronologische darin ist ganz falsch. Denn obschon auch Fontenelle[1]) vor dem Jaucourt die Leibnitzische Schrift, von welcher die Rede ist, in ebendasselbe 1671. Jahr gesetzt hat; obschon selbst Fontenellen die Acta Eruditorum hierin vorgegangen; obschon Ludovici und Brucker Beide das Nämliche nachgeschrieben: so kann es doch unmöglich seine Richtigkeit haben*).

*) *Eloge de Leibnitz par Font.* — *Acta Erudit.* Mens. Jul. 1717. *Elogia Leibn.*, p. 326. — Ludovici, Historie der Leibnitz. Philos., Th. I, S. 8, 61.

1) Bernard le Bovier de Fontenelle (geb. 1657 zu Rouen, gest. 1757), seit 1669 immerwährender Secretär der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Sein „Eloge de Mr. de Leibnitz" wurde 1717 in der Pariser Akademie der Wissenschaften gelesen. Fontenelle sagt, nach der Uebersetzung von Gottsched vor der „Theodicee" S. 44 f: „Im 1671. Jahre gab er nicht nur die beiden Theorias motus abstracti et concreti ans Licht, sondern er antwortete auch einem gelehrten Socinianer, Socius Neffen (sic), Namens Wissowatius, der die feinste Dialectik, worauf diese Secte pochet, und die er fast mit der Sprache zugleich von der Amme gelernt hatte, wider die Dreifaltigkeit brauchte. Herr von Leibnitz zeigte in einer Schrift unter dem Titel: Sacro-sancta Trinitas, per nova inventa Logica defensa, daß die gemeine Vernunftlehre sehr große Mängel habe; daß, wenn es nach ihr ginge, sein Gegner zwar einige Vortheile haben könnte, allein wenn man sie verbesserte, so verlöre er sie alle, und es wäre die wahre Logik der Meinung der Rechtgläubigen vortheilhaft." In seinem Entwurf zu Leibnitz' Leben (ed. Hempel XVIII, p. 333) begeht übrigens Lessing denselben chronologischen Fehler, wenn er sagt: „1671 kam er zuerst in die Bekanntschaft des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, Johann Friedrichs, Kalenbergischer Linie, und schrieb die Defensionem logicam S. S. Trinitatis, desgleichen Hypothesin physicam novam seu theoriam motus concreti." Woraus sich ergiebt, daß diese Skizze vor obigem Aufsatz, also vor 1773 entstanden ist.

Denn Leibnitz sagt in seiner Anrede an Boineburgen: „Ibit tecum in Poloniam, si pateris, quod a Polono ad te venit.“ Nun aber that Dieser seine Reise nach Polen in der bewußten Angelegenheit des Pfalzgrafen von Neuburg, Philipp Wilhelm, im Februar oder März 1669.*) Folglich muß Leibnitz seinen Aufsatz wenigstens zu Anfange dieses, wo nicht gar schon im vorigen Jahre, verfertiget haben, als in welchem er bereits die Bekanntschaft des Barons gemacht hatte.

2. Der unbestimmte Ausdruck des Jaucourt: „der Baron von Boineburg, welcher eben zu der katholischen Religion übergetreten war“ (venant d'embrasser la religion catholique) hat den Ludovici zu einem noch gröbern chronologischen Irrthume verleitet. Denn er sagt: „Zu eben der Zeit (das ist im Jahre 1671) geschah es, daß der Baron von Boineburg zur römisch-katholischen Kirche überging.“ Aber dieses war bereits beinahe vor zwanzig Jahren geschehen, nämlich 1653, wie aus einem Briefe des Conrings[1]) an Bluhmen erhellet.**)

3. Daß nun schon bereits damals Boineburg mit dem Wissowatius im Briefwechsel gestanden, und in so genauem, daß er sich für verbunden erachtet, sich gegen ihn wegen seiner Religionsveränderung zu rechtfertigen, ist im Geringsten nicht glaublich, ob es gleich auch in den Actis Erudit. vorgegeben wird. Ich weiß wenigstens gewiß, daß der Brief, mit welchem Wissowatius dem Boineburg seine Einwürfe überschickte, aus Mannheim vom October 1665 datiret ist, woraus ich schließe, daß Boineburg wohl überhaupt mit dem Wissowatius nicht eher in Verbindung gekommen als seit 1663, da dieser mit seinen aus Polen vertriebnen Brüdern in der Pfalz aufgenommen und einige Jahre zu Mannheim geduldet wurde. Ich ersehe diesen Umstand aus dem Leben des Wissowatius***) und hätte vermeint, in Struvens[2]) Pfälzischer Kirchenhistorie mehr davon zu finden.

*) *Gruberi Anecd. Boineb.*, P. I, p. 1227.

**) Ib. p. 70.

***) *Sandii Bibl. Anti-Trinit.*, p. 257.

1) Hermann Conring (1606—1681), 1632 Professor der Philosophie zu Helmstädt.

2) B. G. Struve (1671—1738), Professor der Geschichte in Jena.

4. Was Jaucourt sonst sagt, daß Boineburg dem Wissowatius nicht selbst antworten können, daß er Leibnitzen beschworen, es an seiner Stelle zu thun, sind nichts als französische Auszierungen und Verbrämungen des lateinischen Texts in den Actis, der freilich zu solchen falschen Vorstellungen Gelegenheit giebt. Denn da Boineburg die Einwürfe des Socinianers bereits 1665 erhalten hatte, Leibnitz aber seine Antwort frühestens 1668 aufsetzte, so hatte Jener gewiß längst selbst darauf geantwortet, so gut als er konnte, und communicirte sie einige Jahre darauf bloß Leibnitzen, damit auch dieser seine Kräfte daran versuche. Daß aber Leibnitz gar, wie die Acta sagen*), in Boineburgs Namen seine Antwort abgefaßt habe, widerlegt der Augenschein, indem sie nicht in einen Brief von ihm, sondern in einen an ihn eingekleidet ist.

5. Wenn Jaucourt den Titel der Leibnitzischen Schrift in seiner Sprache angiebt, so setzt er in einer Note noch hinzu, daß sie in ihrer Grundsprache unter dem Titel „Sacrosancta Trinitas per nova Argumenta Logica defensa“ noch in dem nämlichen 1671. Jahre in Duodez gedruckt worden. Aber dieser Druck ist sicherlich von seiner Erfindung. Ich habe nirgends die geringste Spur davon gefunden, und von Leibnitzen selbst könnte er unmöglich sein veranstaltet worden. Denn Leibnitz hätte gewiß nicht gesagt, daß er die Dreieinigkeit „per nova *argumenta* logica“ vertheidiget habe. Seine Aufschrift war: „per nova *reperta* logica“, und Beides ist von einander eben so weit unterschieden, als directe Beweise für eine Sache von bloßen Prüfungen vorgeblicher Beweise wider diese Sache. Daß Leibnitz sonst, wie Jaucourt sagt, es für das Beste erkläret habe, in Ansehung des streitigen Punkts „de s'en tenir simplement aux termes révélés“, das ist wenigstens nicht in dieser Schrift gegen den Wissowatius geschehen, und da, wo es geschehen, setzt Leibnitz hinzu: „autant qu'il se peut“. Er sahe zu wohl ein, daß es mit den bloßen biblischen Worten nicht überall gethan sei, und daß es eine sehr seltsame Art, theologische Streitigkeiten beizulegen oder ihnen vorzubauen, sein würde, wenn man es genug sein lassen wollte, daß Jeder

*) *L. c.* Leibnitius sub ejus nomine epistolam exaravit, cui titulus. *Sacrosancta Trinitas etc.*

nur die nämlichen Worte brauchte, möchte er doch dabei denken, was ihm beliebe.

6. Noch ist es so richtig nicht, wenn Jaucourt vorgiebt, daß man die Schriften des Wissowatius in der Bibliotheca Fratrum Polonorum gesammelt habe. In dieser hat man bloß, zur Ergänzung der Commentare des Wolzogen[1]) über das N. Testament, seine Auslegungen über die Apostelgeschichte und über die Briefe Jacobi und Judä eingeschaltet. Was er sonst drucken lassen oder geschrieben, ist da nicht zu finden, geschweige, daß man etwa gar auch die Einwürfe da suchen dürfte, deren Mittheilung ich hierdurch vorbereiten wollen.

Denn diese, so viel ich weiß, sind noch nirgends gedruckt. Wenigstens fehlen sie da, wo sie schlechterdings nicht fehlen müßten. Ich meine in den gesammten Werken des Leibnitz, in deren erstem Theile dessen Antwort darauf zu finden. Diese Antwort ist da völlig unverständlich, völlig unbrauchbar, weil ihr Verfasser, ohne die Einwürfe seines Gegners zu wiederholen, sich mit bloßen Buchstaben darauf bezogen. Herr Dutens sagt, daß er sie aus dem Adparatu literario des Polycarp Leysers, der zu Wittenberg 1718 herausgekommen, abdrucken lassen. Ich habe dieses Buch nicht bei der Hand, aber ganz gewiß müssen auch da die Einwürfe des Wissowatius fehlen; denn unmöglich könnte sonst Herr Dutens seine Ausgabe eines solchen Uebelstandes schuldig gemacht und von freien Stücken einen Aufsatz seines Verfassers in ein Räthsel verwandelt haben.

Und, wie gesagt, bloß darum, bloß um einer so wohlgemeinten und scharfsinnigen Arbeit unsers Philosophen alle den Nutzen wiederzugeben, den sie haben kann, und den sie, ich weiß nicht aus welcher Nachlässigkeit oder aus welchen Absichten und Bedenklichkeiten, zu haben verhindert worden, will ich hier etwas drucken lassen, welches sonst, seinem eignen Werthe und Nutzen nach, gar wohl ungedruckt hätte bleiben können. Denn ob es gleich das Stärkste enthält, was die Socinianer jemals auf die Bahn gebracht haben; ob dieses Stärkste gleich darin in seiner unüberwindlichsten Form erscheinet:

---

1) Joh. Ludwig von Wolzogen, Freiherr von Neuhäusel (1599–1661), ursprünglich reformirt, später Unitarier.

so dürfte doch schwerlich Einer, der mit diesen Streitigkeiten sonst bekannt ist, das geringste Neue dabei finden. Wohl aber verdienet die logische Bemerkung, wodurch Leibnitz den fürchterlichen Schlüssen der Gegner ihre schwache Seite abzugewinnen wußte, noch immer neu genannt zu werden. Wenigstens habe ich nicht gefunden, daß Brucker sie unter die logicalischen Erfindungen des Leibnitz rechnet, wohin sie doch wirklich gehöret, auch nicht, daß Wolff in seiner lateinischen Logik von ihr Gebrauch gemacht hätte, Anderer zu geschweigen.

Wir werden gleich sehen, worauf sie hinausläuft. Denn da die Handschrift der Bibliothek, aus welcher ich die Einwürfe des Wissowatius nehme, auch die Antwort des Leibnitz enthält, und ich bei Vergleichung derselben mit dem Gedruckten bemerke, daß dieses sehr verstümmelt und verfälscht, daher an vielen Stellen gar nicht zu verstehen ist, so glaube ich Dank zu verdienen, wenn ich auch sie hier wiederum mit abdrucken lasse, damit man doch irgendwo das Ganze beisammen finden möge und den gehörigen Gebrauch davon machen könne. Ich will unter dem Texte des Leibnitz die vornehmsten verstümmelten und verfälschten Stellen näher anzeigen, damit man um so weniger an der Nützlichkeit und Nothwendigkeit meines Verfahrens zweifle. Zu mehrerer Bequemlichkeit der Leser habe ich auch für gut gehalten, Einwürfe und Antwort nicht ein Jedes besonders in Einem fortlaufen zu lassen, sondern so zu zertheilen und in einander zu schlingen, als es die einzelnen Stücke derselben erfordern.

Ich kann es sehr überhoben sein, über die Streitigkeit selbst, welche dieser Leibnitzische Aufsatz betrifft, etwas zu sagen. Was ist nicht Alles vorlängst darüber gesagt worden? und was wäre es, was man jetzt gern darüber hören möchte? Nur ein paar Anmerkungen über die Art, wie sich Leibnitz damals und ferner sein ganzes Leben hindurch dabei genommen, vergönne man mir beizufügen.

1. Leibnitz hatte nicht im Geringsten die Absicht, die Lehre der Dreieinigkeit mit neuen, ihm eignen philosophischen Gründen

zu unterstützen.[1]) Er wollte sie bloß gegen den Vorwurf des Widerspruchs mit sich selbst und mit unleugbaren Wahrheiten der Vernunft retten. Er wollte bloß zeigen, daß ein solches Geheimniß gegen alle Anfälle der Sophisterei bestehen könne, so lange man sich damit in den Schranken eines Geheimnisses halte. Einer übernatürlich geoffenbarten Wahrheit, die wir nicht verstehen sollen, gereicht diese Unverständlichkeit selbst zu dem undurchdringlichsten Schilde; und man braucht die dialektische Stärke und Behendigkeit eines Leibnitz lange nicht zu haben, um mit diesem Schilde alle Pfeile der Gegner aufzufassen. Die Gegner sind es, welchen das Schwerste bei so einem Streite obliegt, nicht die Vertheidiger, welche ihren Posten nur nicht muthwillig verlassen dürfen, um ihn zu behaupten. Ehe also noch Leibnitz die vorgegebnen unwiderleglichen Einwürfe des Antitrinitariers gesehen hatte, konnte er schon voraus wissen, daß sie nichts weniger als unwiderlegbar sein würden. Auch erschreckte ihn die syllogistische Form, in der sie erschienen, nicht. Er war von Kindheit auf in diesen Waffen geübt, und man weiß, daß er nie aufgehöret hat, sie zu schätzen, zu empfehlen und bei aller Gelegenheit zu brauchen. Noch in seiner „Theodicee", wo er sich gegen die unauflöslichen Einwürfe erklärt, die sich nach Baylen wider die Geheimnisse der Religion, wenigstens in Ansehung unserer gegenwärtigen Erkenntniß, machen ließen, gesetzt auch, daß man hoffen könne, es werde noch einst mit der Zeit Jemand eine bisher unbekannte Auflösung finden, — noch an jener Stelle seiner „Theodicee" sagt er: „Ich bin hierüber einer Meinung, die vielleicht Manchen sehr fremd vorkommen wird; ich halte nämlich dafür, diese Auflösung sei schon völlig gefunden, sei auch nicht eben die schwerste, und ein Mensch von mittelmäßigem Verstande, der nur genugsame Aufmerksamkeit haben kann und sich der Regeln der gemeinen Logik genau zu bedienen weiß, sei im

---

1) Zum Belege führe ich nur eine Stelle aus „Remarques sur le livre d'un Antitrinitaire anglais" etc., einem Aufsatze Leibnitzens (Opera I, 24—26) an, welche sich direct auf die Lehre von der Dreieinigkeit bezieht: „Il faut avouer, qu'il n'y a aucun exemple dans la nature, qui réponde assez à cette notion des personnes divines. Mais il n'est point nécessaire, qu'on en puisse trouver, et il suffit, que ce qu'on en vient de dire, n'implique aucune contradiction, ni absurdité." (Guhrauer, Lessings Leben II, 2. 119.)

Stande, auf die verwirrendsten Einwürfe wider die Wahrheit zu antworten, wofern solche einzig und allein aus der Vernunft genommen sind und für Demonstrationen ausgegeben werden. So sehr auch heut zu Tage der gemeine Haufe der Neuern die Logik des Aristoteles verachtet, so muß man doch bekennen, daß sie untrügliche Mittel und Wege zeigt, den Irrthümern in dergleichen Fällen zu widerstehen. Denn man darf nur den Vernunftschluß nach den gewöhnlichen Regeln untersuchen, so wird man alle Zeit ein Mittel finden, zu entdecken, ob entweder in der Form gefehlt, oder ob die Vordersätze noch nicht gehörig erwiesen worden." [1])

2. Es kam also auch damals nur darauf an, eine solche Untersuchung anzustellen, und es ist sonderbar, wie in einem philosophischen Kopfe sich Alles zur rechten Zeit zusammenfindet. Schon einige Jahre vorher hatte Leibnitz, als er in seinem Werke De Arte combinatoria [2]) die verschiedenen Arten des kategorischen Schlusses näher berechnen wollte, verschiedne neue und ihm theils ganz eigene Anmerkungen über die genauere Bezeichnung derselben gemacht, und jetzt erkannte er auf einmal, daß durch eine derselben den Einwürfen seines Gegners am besten beizukommen sei. Er selbst sagt in seiner Antwort, daß diese Anmerkung die sei, welche „naturam copulae propositionis in syllogismo" betreffe; aus den Exempeln aber erhellet, daß es vielmehr eine andere ist, und zwar die, welche nicht die Qualität, sondern die Quantität der Prämissen betrifft, nämlich, um sie mit seinen eignen Worten zu sagen, „omnes propositiones singulares esse, virtute latentis signi universales". Doch er wird ohne Zweifel seinen Grund gehabt haben, warum er sich so und nicht anders darüber erklärte, welchen ich Denen zu finden überlasse, welchen dergleichen dialektische Subtilitäten geläufiger sind als mir. Genug, daß er durch den einzigen Kunstgriff, das Einzelne, von welchem in den Vordersätzen des Schlusses etwas bejahet oder verneinet wird, allgemein auszudrücken, klar zu Tage legte, daß sein Gegner, was er erweisen wolle, fast

---

1) Nach der Uebersetzung von Gottsched, S. 84, mit einigen Veränderungen.

2) Vergl. Lessings Skizze zu Leibnitz' Leben (ed. Hempel XVIII, S. 332: 1666 erschien auch seine Ars combinatoria. Dieser war beigefügt Demonstratio existentiae Dei ad mathematicam certitudinem exacta.

immer schon voraussetze: die kürzeste und kräftigste Art, auf sonst verfängliche Syllogismos zu antworten.

3. Ich bin daher gewiß, daß, wenn man diese seine Antwort, so wie sie bisher gedruckt gewesen, für sich ohne die Einwürfe des Wissowatius hätte verstehen und also brauchen können, sie sicherlich Canz[1]) in seinem bekannten Buche De Usu philosoph. Leibnit. et Wolf. in Theologia vorzüglich würde gebraucht haben. Er bediente sich dafür eines spätern Aufsatzes von 1694, den Leibnitz bei Gelegenheit der damaligen Streitigkeiten über diese Materie in England verfertigt hatte.[2]) Wenn dieser aber auch schon alle die Präcision nicht hätte, mit der jene Antwort abgefaßt ist, so beweiset er dennoch hinlänglich, daß sein Verfasser als Mann noch eben der orthodoxen Meinung war, die er als Jüngling behauptet hatte. Es würde sehr leicht sein, auch noch weiterhin aus seinen Schriften Beweise die Menge beizubringen, daß er nie aufgehört, dieses Sinnes zu sein, und zwar würden sich die dahin gehörigen Stellen gerade in solchen Schriften finden, in welchen er gewiß nicht nöthig hatte, zu heucheln, ich meine in Briefen an seine vertrautesten Freunde. — Nun also ein Wort mit Denen, welche sich in eine so strenge Rechtgläubigkeit eines Philosophen, wie Leibnitz war, gar nicht finden können.

4. Man erkennet zu wohl, daß Leibnitz aus der Classe der alltäglichen Philosophen nicht ist, in deren Kopfe es so hell und zugleich so finster sein kann, so viel Sinn neben so viel Unsinn so nachbarlich und friedlich hausen kann, daß sie bald englische Scharfsinnigkeit zeigen und bald kindischen Blödsinn verrathen. Man hat zu viel Beweise, daß das Licht seines Verstandes überall gleich verbreitet war, kurz, man läßt ihm von dieser Seite alle Gerechtigkeit widerfahren. Nur von der andern desto weniger. Man giebt ihm, ich weiß nicht welchen Plan von Allgefallenheit[3]); es soll ihm

---

1) Israel Gottlieb Canz 1690—1753 Professor der Theologie in Tübingen und Anhänger der Wolffischen Philosophie.

2) Remarques de Mr. Leibnitz sur le livre d'un Anti-Trinitaire Anglois, qui contient des considerations sur plusieurs explications de la Trinité et qui a été publié l'an 1693—4, wieder abgedruckt in Feller's Otium Hannoveranum Seite 8 ff.

3) Vergl. Lessings Wörterbuch zu Logau (ed. v. Maltzahn V, S. 344: Allengefallenheit ein ziemlich unbehilfliches und von dem Dichter ohne

mehr um sein System als um die Wahrheit zu thun gewesen sein; er soll mit allgemein beglaubten Irrthümern nur darum so säuberlich verfahren haben, damit man hinwiederum desto säuberlicher mit seinen angenommenen Sätzen verfahre: kurz, man macht ihn zu dem kriechendsten, eigennützigsten Demagogen, der dem Pöbel in dem Reiche der Wahrheit bloß geschmeichelt, um ihn zu tyrannisiren. Unmöglich, sagt man, konnte er es sich doch selbst verbergen, daß die Vernunft mehr auf der Seite des kleinen unterdrückten Haufens als der herrschenden Kirchen stehe, aber er sprach Diesen nach dem Munde, um selbst des Beifalls der Mehrern versichert zu sein. Gut, fügen Freund und Feind hinzu, daß wir seine Karte kennen! Denn ist es nicht schon auch aus seinem Leben genugsam bekannt, daß er doch von dem Allen selbst nichts glaubte, was er die Welt überreden wollte, daß sie glauben müsse?

5. Glauben! selbst nichts glaubte! — Es sei einen Augenblick. Leibnitz hat nichts geglaubt; aber war es ihm darum weniger vergönnt, die verschiednen Meinungen von Christo als so viel verschiedne Hypothesen zu betrachten, nach welchen die von ihm redenden Stellen der Schrift auf eine übereinstimmende Art zu erklären? Konnte er darum kein gründliches Urtheil fällen, welche von ihnen der andern vorzuziehen sei, weil er im Grunde von keiner überzeugt war? Was braucht es dazu mehr, als zu überschlagen, bei welcher den wenigsten Schriftstellern Gewalt geschieht? Und gesetzt, er hätte sich allzu leicht hierin irren können, weil man selten in das Einzelne und Genaue einer Streitigkeit sich einläßt, an der man keinen wahren Antheil nimmt, beruht denn hier Alles nur auf exegetischen Gründen? Gesetzt, der Philosoph müsse es ganz und gar unentschieden lassen, welcher von beiden Theilen dem andern

---

Zweifel gemachtes Wort, hier: Das Bestreben allen zu gefallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die ἀρεσκεια des H. Paulus auszudrücken." Und so hat es auch Lessing gebraucht in dem Aufsatze „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion". Das V. Hauptstück desselben (ed. v. Maltzahn, XI, 1, S. 92) sollte handeln: „von ihrer (der Christen) Allengefallenheit." Bei Logau ist es die Ueberschrift zu Ep. 26 des dritten Buches in Lessings Ausgabe:

Daß er gefalle jedermann
Geht schwerlich, glaub ich, jedem an,
Als dem, bey dem hat gleichen Preis
Gott, Teufel, Recht, Krumm, Schwarz und Weiß.

in diesen überlegen sei, hat die Sache keine andere Seite, von welcher er dennoch, und vielleicht nur er allein, sie richtig beurtheilen kann? Und was könnte uns bewegen, in das Urtheil eines Leibnitz von dieser Seite ein Mißtrauen zu setzen? Ja, sollte man sein Urtheil nicht eben darum für so viel unparteiischer halten, weil er innerlich nach keiner Seite hing und weder das Eine noch das Andere glaubte?

6. Wenn ein Orthodox, sollte es auch ein Sherlock[1]) sein, sagt und schreibt, daß der Socinianismus trotz aller seiner Ansprüche auf gesunde Vernunft eine der allerdümmsten und sinnlosesten Ketzereien sei (that *Socinianism*, after all its pretences to reason, is one of the most stupid sensless heresies), die jemals die Kirche zerrüttet, so verdenke ich es eben Keinem, der auf diese Beschuldigung nicht achtet. Sie wird ebenso zuversichtlich zurückgeschoben, und was ist natürlicher, als daß Jeder seine eigne Meinung für die vernünftigere hält? Aber wenn der uneingenommene, kalte Philosoph ungefähr das Nämliche sagt, so hat es ohne Zweifel etwas mehr zu bedeuten, und alle öffentliche oder heimliche Freunde einer von ihm so gemißbilligten heterodoxen Meinung müßten sich, meine ich, auf etwas mehr gegen ihn gefaßt halten als auf Recrimination. Wenn Wissowatius sich in dem Briefe an Boineburgen rühmte, seinen Lehrbegriff „de Jesu Christo non supremo Deo, sed tamen huic proximo et subordinato, ac proinde de ejus adoratione divina non suprema, sed supremae proxima et subordinata“, gegen den Vorwurf, daß er sich widerspreche, hinlänglich in dem vorigen Briefe gerettet zu haben, so sagt Leibnitz, daß er hierauf nichts antworten könne, weil er jenen vorigen Brief nicht zu Gesichte bekommen habe. Das ist, er wollte sich nicht dem Tadel aussetzen, von etwas zu urtheilen, das er nicht gesehen habe. Im Grunde aber war er sehr überzeugt, daß Wissowatius schlechterdings das nicht könne geleistet haben, dessen er sich rühmte. Denn ich könnte der Stellen zwanzig aus ihm anführen, wo er mit völliger Ueberzeugung behauptet, daß der Socinianismus nach allen Wendungen und Drehungen dennoch nichts als wahre Abgötterei sei und bleibe.

---

1) Thomas Sherlock, geb. 1678, seit 1748 Bischof von London, gest. 1761.

7. Man denke nicht, daß er auch dieses nur behauptet habe, um den Orthodoxen zu heucheln. Nein, sondern seine ganze ihm eigene Philosophie war es, die sich gegen den abergläubischen Unsinn empörte, daß ein bloßes Geschöpf so vollkommen sein könne, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden verdiene; daß es, ich will nicht sagen, die Anbetung mit ihm theilen möge, sondern auch nur, selbst von unendlich unvollkommneren Geschöpfen, dürfe und könne gedacht werden, als ob es minder unendlich weit von der Gottheit abstehe, dann sie selber. Die Wahrheit, daß Gott, und nur Gott, und nur er selbst die Welt erschaffen habe; daß er sie durch kein Geschöpf habe schaffen lassen; daß ein Geschöpf nichts schaffen könne; daß das allervollkommenste Geschöpf ein Theil der Welt sein müsse und im Verhältniß gegen Gott kein beträchtlicher Theil der Welt sein könne als die elendeste Made: diese Wahrheiten oder vielmehr diese einzige Wahrheit (indem sich keine ohne die andere denken läßt) ist die Seele seiner Philosophie, und man kann sich noch wundern, daß er einen Religionsbegriff verworfen, der schnurstracks mit dieser Wahrheit streitet, welche allein der Grund aller natürlichen Religion ist und nothwendig der unbezweifelte Grund auch jeder geoffenbarten Religion sein müßte, die das Zeichen der Erdichtung nicht an der Stirne führen will? Und man kann noch zweifeln, ob er den verworfenen Religionsbegriff aus ganzen Herzen verworfen? ob er ihm aus ganzen Herzen die gemeine Lehre vorgezogen, die jeder Vernunftswahrheit ohne Nachtheil zur Seite stehen kann, weil sie keiner widersprechen will und mit Grunde von sich rühmen darf, daß sie so lange noch nicht richtig verstanden ist, als sie einer einzigen zu widersprechen scheinet?

8. Leibnitz machte sich daher auch kein Bedenken, Diejenigen von den Socinianern, welche ihre Brüder kaum dieses Namens würdigen wollen, weil sie frei gestehen, daß sie Den, welchen sie nicht für Gott halten, auch weder als Gott anbeten, noch sonst auf eine Weise mit Gott oder neben Gott oder in Beziehung auf Gott verehren mögen, diese, sage ich, für die bessern und vernünftigern Socinianer zu halten. Denn wenn sie schon keine eigentlichen Socinianer sind, so sind sie doch offenbar die bessern und vernünftigern Unitarier. Sie haben mit den Socinianern den

nämlichen Irrthum gemein, aber sie handeln diesem Irrthume mehr consequent. Ob sie aber sonach viel oder wenig von den Mahometanern verschieden sind, was liegt daran? Nicht der Name macht es, sondern die Sache; und wer die Sache zu lehren oder zu insinuiren den Muth hat, der müßte auch freimüthig genug sein, dem Namen nicht ausweichen zu wollen. Was haben sie denn auch je Gründliches jenen Folgen entgegengesetzt, die nothwendig aus ihrer Lehre fließen, und die Niemand stärker gegen sie betrieben hat als Abbadie?[1]) Nämlich daß, wenn Christus nicht wahrer Gott ist, die Mahometanische Religion eine unstreitige Verbesserung der christlichen war, und Mahomet selbst ein ungleich größrer und würdigerer Mann gewesen ist als Christus, indem er weit wahrhafter, weit vorsichtiger und eifriger für die Ehre des einzigen Gottes gewesen als Christus, der, wenn er sich selbst auch nie für Gott ausgegeben hätte, doch wenigstens hundert zweideutige Dinge gesagt hat, sich von der Einfalt dafür halten zu lassen, dahingegen dem Mahomet keine einzige dergleichen Zweideutigkeit zu Schulden kömmt.

9. Um sich der aufrichtigen Abneigung unsers Philosophen von allen Lehrsätzen der Socinianer noch mehr zu versichern, darf man sich nur erinnern, wie unzufrieden er auch mit ihrer anderweitigen Philosophie war, nach welcher er sie noch weit unter die Mahometaner setzte. „Les Sociniens", sagt er irgendwo, „poussent leur audace plus loin que les Mahométans dans les points de doctrine; car non contens de combattre le mystère de la trinité et d'eluder des passages très-forts, ils affoiblissent jusqu'à la theologie naturelle, lors qu'ils refusent à Dieu la prescience des choses contingentes, et lors qu'ils combattent l'immortalité de l'ame de l'homme. Et dans l'envie de s'eloigner des theologiens scholastiques, ils renversent tout ce que la theologie a de grand et de sublime, jusqu'à rendre Dieu borné. Au lieu qu'on sait qu'il y a des Docteurs Mahométans, qui ont de Dieu des idées dignes de sa grandeur." An einer andern

---

1) Jakob Abbadie (1654—1727), 1680 Prediger der franz. Gemeinde in Berlin, 1689 in London.

Stelle sagt er von Locke[1]), den er auch mit ein wenig andern Augen ansahe, als noch itzt gewöhnlich: „Inclinavit ad Socinianos, quorum paupertina semper fuit de Deo et mente philosophia.“[2]) War es der seichtere Philosoph, welcher den Socinianer, oder war es der Socinianer, welcher den seichtern Philosophen gemacht hatte? Oder ist es die nämliche Seichtigkeit des Geistes, welche macht, daß man ebenso leicht in der Theologie als in der Philosophie auf halbem Wege stehen bleibt?

10. Und nun, auf das Obige zurückzukommen, auf den Glauben. Mag denn also auch Leibnitz, sagt man, den Socinianern so aufrichtig entgegen gewesen sein, als er will, genug, daß er von der orthodoxen Meinung im Grunde sicherlich gleich weit entfernt war. Er glaubte das Eine ebenso wenig als das Andere, kurz, er glaubte von der ganzen Sache nichts. — Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit diesem Worte sagen wollte. In dem Munde so mancher neuern Theologen, muß ich bekennen, ist es mir wenigstens ein wahres Räthsel. Diese Männer haben seit zwanzig, dreißig Jahren in der Erkenntniß der Religion so große Schritte gethan, daß, wenn ich einen ältern Dogmatiker gegen sie aufschlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu sein vermeine. Sie haben so viel dringende Gründe des Glaubens, so viel unumstößliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals so kurzsichtig sein können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten. Alles, was ich in jenen ältern Dogmatikern bloß als wahrscheinliche Vermuthungen, als praejudicia, als praescriptiones[3]) angeführt finde, welche einen Nichtchristen bewegen können, die christliche Religion nicht so schlechtweg zu verwerfen, sondern sich einer ernstlichen Prüfung derselben zu unterziehen;

---

1) John Locke, englischer Philosoph, geb. zu Wrington (Somersetshire), 29. August 1632, gest. zu Oates (Essexshire), 28. October 1704. Sein Hauptwerk: „An essay concerning human understanding“, erschien zuerst London 1690.

2) An Bierling (Opera, ed. Dutens, T. V, S. 358). Dieselbe Stelle führt Lessing auch in seiner Skizze über Leibnitz an (ed. Hempel XVIII, S. 339).

3) Tertullians Schrift de praescriptionibus hat Lessing übersetzt (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 105 ff.).

Alles, womit man ehedem bloß die Einwürfe der Ungläubigen und Abgötter ablaufen lassen; kurz, Alles, wovon aufrichtig allda bekannt wird, daß es weder einzeln noch zusammengenommen eine beruhigende Ueberzeugung wirken könne: Alles dieses haben so viele unserer neuerern Gottesgelehrten zusammen so in einander gekettet und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, daß nur die muthwilligste Blindheit, nur die vorsätzlichste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der heilige Geist nun noch dabei thun will oder kann, das steht freilich bei ihm; aber wahrlich, wenn er auch nichts dabei thun will, so ist es ebendas. Sie haben bewiesen, und so scharf bewiesen, daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweise etwas wird auszusetzen finden.

11. Sie also freilich, die in diesen letzten Tagen ganz anders gelernt haben, die Vernunft zum Glauben zu zwingen, werden schon Leibnitzen mit der Zeit, in welcher er lebte, entschuldigen müssen, wenn ich von ihm versichere, daß er freilich nicht, weder die Dreieinigkeit, noch sonst eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt hat; wenn glauben so viel heißt, als aus natürlichen Gründen für wahr halten. Es erhub sich nur eben erst bei seinen Lebzeiten unter einigen Reformirten der Streit über die vorläufige Frage, ob es möglich sei, und wenn es möglich, ob es dienlich sei, die christliche Religion auf bloß natürliche Beweise zu gründen, der Vernunft allein die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit anheimzustellen. Aber es sei nun, daß Leibnitz von diesem Streite entweder nichts in Erfahrung brachte oder ihn für die bisher gewöhnliche Meinung entschieden zu sein glaubte, genug, er fuhr fort, hierüber zu denken, wie er es in seiner Jugend war gelehret worden. Nämlich, daß es zweierlei Gründe für die Wahrheit unserer Religion gebe: menschliche und göttliche, wie es die Compendia ausdrücken, das ist, wie er es hernach gegen einen Franzosen ausdrückte, der unsere theologischen Compendia ohne Zweifel nicht viel gelesen hatte, erklärbare und unerklärbare; deren erstere, die erklärbaren oder menschlichen, auf alle Weise unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung oder derselben Complement einzig und allein durch die andern, die unerklärbaren und göttlichen, könne und müsse bewirkt

werden.[1]) Diese seine altväterische Meinung, wie gesagt, müssen sie ihm verzeihen. Denn wie konnte er voraussehen, daß sie nun bald am längsten wahr gewesen sein werde und Männer aufstehen würden, die, ohne sich viel bei jener vorläufigen Streitfrage aufzuhalten, sogleich Hand an das Werk legen und alle erklärbaren, aber bisher unzulänglichen Gründe zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte? Er mußte leider aus Vorurtheilen seiner Jugend sogar dafür halten, daß die christliche Religion bloß vermöge eines oder mehrerer oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, sie eigentlich nicht glauben heiße, und daß das einzige Buch, welches im eigentlichen Verstande für die Wahrheit der Bibel jemals geschrieben worden und geschrieben werden könne, kein anderes als die Bibel selbst sei.

12. Aber was er denn nun sonach aus menschlichen oder erklärbaren Gründen nicht glaubte, hat er das darum ganz und gar nicht geglaubt? Wovon ihn seine Vernunft nicht überzeugt hatte, wovon er sogar nicht einmal verlangte, daß ihn seine Vernunft überzeugen sollte, hat ihn davon sonst nichts überzeugen können? Die von unsern Gottesgelehrten, die hierauf mit Allerdings

---

1) Feller, Otium Hannoveranum sive Miscellanea Leibnitii enthält S. 235 ff. die: Lettres de Monsieur de Leibnitz et de Monsieur Pelisson de la Tolérance et des différends de la Religion. Darin heißt es S. 238 ff.: Mais les raisons de nostre persuasion sont de deux sortes, les unes sont explicables, les autres inexplicables. Celles que j'appelle explicables pruvent être proposées aux autres par un raisonnement distinct; mais les raisons inexplicables consistent uniquement dans nostre conscience ou perception, et dans une experience de sentiment intérieur, dans lequel on ne sauroit faire entrer les autres, si on ne trouve moyen de leur faire sentir les mesmes choses de la mesme façon. — — Or ceux qui disent trouver en eux une lumière divine intérieure, ou bien un rayon qui leur fait sentir quelque vérité, se fondent en raisons inexplicables. -Et je vois que non seulement les Protestans, mais encore des Catholiques Romains employent ce rayon: car outre les motifs de croyance ou de crédibilité (comme ils les appellent) c'est-à-dire outre les raisons explicables de nostre Foi, qui ne sont qu'un amas d'argumens de différens degrés de force, et qui ne peuvent fonder tous ensemble qu'une foi humaine, ils demandent une lumière de la grace du ciel, qui fasse une entière conviction, et forme ce qu'on appelle la Foi divine: de sorte que ceux qui se fondent sur cette lumière, ne peuvent demander d'autre examen à ceux qui se fondent sur une lumière contraire, que celuy de la propre conscience d'un chacun; sçavoir s'il dit vray et s'il sent effectivement la lumière dont il se vante.

antworten, die sich nicht schämen, von unerklärbaren Wahrheiten auf eine unerklärbare Art überführt zu sein, diese frage ich weiter. Und woher weiß man es also, daß Leibnitz die orthodoxen Lehrsätze, die er so wohl zu vertheidigen wußte, selbst nicht geglaubt hat? Etwa daher, weil man vorgiebt, daß er sich nach dem Aeußerlichen der Religion nicht sehr bequemt habe? — Aber man sehe, was du Luc*) und Andere hierauf antworten. Ich meines Theils will nichts hinzusetzen als folgende kleine Bemerkung.

13. Fontenelle ist Derjenige, der es zuerst in die Welt geschrieben, daß es mit dem Christenthume des Leibnitz nicht weit her gewesen: „On l'accuse de n'avoir été qu'un grand et rigide observateur du droit naturel. Ses pasteurs lui ont fait des reprimandes publiques et inutiles.“ [1]) Freilich hätte es Leibnitz nun ja auch wohl seinen Pastoren recht machen und in ihre Predigten kommen können. Aber wenn er es nun gethan hätte, wenn er Alles mitgemacht hätte, was diese Pastores nur von ihm verlangen konnten, was denn? Würde man ihn nun ganz gewiß für einen guten Christen gelten lassen? Ich zweifle sehr. Denn man höre nur, wie es Fontenellen geht, dem nämlichen Fontenelle, der es für werth hielt, die Urtheile armseliger Prädicanten von Leibnitzen auf die Nachwelt zu bringen! Fontenelle selbst hatte sich auf den Fuß gesetzt, daß ihm von dieser Seite nichts vorzuwerfen stand; er erfüllte alle äußerlichen Pflichten eines katholischen Christen auf das Genaueste. Und doch, was geschicht nach seinem Tode? Da kömmt ein frommer Compilator**) und sagt mit trockenen Worten: „qu'il soupçonne *Fontenelle* de n'avoir rempli ses devoirs de Chretien que par mépris pour le Christianisme meme.“ Der arme Fontenelle! Aber hatte er diese Lästerung nicht ein wenig um Leibnitzen verschuldet?

*) *Observations sur les Savans incredules.* A Genève 1762, p. 313.
**) *Questions sur l'Encyclopedie.* Quatrieme Partie, p. 262.

1) In der Lobrede auf Leibnitz, übers. v. Gottsched (vor der „Theodicee“ abgedruckt, S. 62).

Von Adam Neusern

einige authentische Nachrichten.

Besagte Nachrichten sind in einem Briefe enthalten, welchen dieser unglückliche Unitarier aus Constantinopel an einen seiner Freunde geschrieben, und von dem sich unter den neueren Handschriften unserer Bibliothek eine allem Ansehen nach gleichzeitige Abschrift befindet.

Da ich nun nicht wüßte, daß er bereits gedruckt wäre, dieser Brief, oder, wenn er es ja irgendwo sein sollte, wo er sich meinen Nachforschungen so hartnäckig entziehen können, da ich behaupten darf, daß er wenigstens so gut als nicht gedruckt ist, indem man unterlassen, den gehörigen Gebrauch davon zu machen, und die nämlichen Falschheiten, welchen er auf die glaubwürdigste Art widerspricht, neurer Zeit noch immer aus einem Buche in das andere übergetragen worden: so hoffe ich, weder etwas Ueberflüssiges noch Unnützes zu thun, wenn ich ihn hier ganz mittheile.

Adam Neusers Geschichte überhaupt darf ich hier als bekannt voraussetzen. Damit aber der Leser doch sofort etwas habe, sein Gedächtniß aufzufrischen und während dem Lesen des Briefes die Vergleichung selbst anstellen zu können, so sei es mir

erlaubt, ihm das erste das beste von den tausend Handbüchern aufzuschlagen, welche sich vermessen, auch die sonderbarsten Männer, auch die seltsamsten Erscheinungen in der moralischen Welt mit ein paar Worten abzufertigen und auf immer entweder zu brandmarken oder zu verklären.

So schreibt Jöcher[1]: „Adam Neuser, ein merkwürdiger Apostata, war aus Schwaben geboren, wurde in der Lutherischen Religion auferzogen, bekannte sich aber nachgehends zu der reformirten und ging in die Pfalz, wo man ihn zu Heidelberg bei der Peterskirche zum Prediger machte. Ungeachtet er viel Fehler an sich hatte und sonderlich dem Trunke sehr ergeben war, so brachte er sich doch durch den äußerlichen Schein eines gottseligen Eifers und durch seine Beredtsamkeit bei dem Volke ein ziemliches Ansehn zuwege. Als er aber bei dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich III., in Ungnade verfiel, ließ ihn selbiger von dieser Kirche wegnehmen und an die Kirche zum heil. Geist in Heidelberg setzen, allwo man ihm keine andere Amtsverrichtung verstattete, als die Frühbetstunden zu halten. Diese Degradation verursachte bei ihm einen ungemeinen Verdruß, deswegen er sich vornahm, den Socinianismum, dem er schon viele Jahre heimlich zugethan gewesen, zu befördern. Er brachte zu solchem Ende etliche pfälzische Prediger auf seine Seite und bemühte sich nicht allein mit dem berühmten Socinianer Georgio Blandrata[2], welcher damals bei dem Woywoden von Siebenbürgen Medicus war, eine schriftliche Correspondenz aufzurichten, sondern auch sich nebst den Seinigen in des türkischen Kaisers Selim II. Schutz zu ergeben. Sein Hauptabsehen lief auf einen Synkretismum[3] zwischen der Mahometanischen und Photinianischen Lehre hinaus. Er ging endlich gar so weit, daß er an den Sultan Selim einen Brief

---

1) In seinem Gelehrten-Lexikon, zu welchem Lessing Nachträge und Verbesserungen sammelte. Vgl. den 25sten der kritischen „Briefe" im dritten Bande unserer Ausgabe.

2) Georg Blandrata, Italiener, geboren um 1515, starb 1585. Seit 1563 Leibarzt des Fürsten von Siebenbürgen.

3) Religionsmengerei. Arianismus, Photinianismus, Socinianismus, Antitrinitarismus und Unitarismus sind nahe verwandte Begriffe und werden daher vielfach promiscue gebraucht.

schrieb, welcher aber in des Kurfürsten Hände kam, weswegen er gefangen genommen und nach Amberg geführet wurde. Doch sieben Wochen hernach salvirte er sich zum andern Male, begab sich nach Constantinopel und trat öffentlich zu der Mahometanischen Religion, wurde aber zu nichts Andern als zu einem Chiaus gemacht. Er war ein wollüstiger Mensch, ein Trunkenbold und ein rechter Atheist, deswegen er auch von den Türken nicht weniger verachtet als von den Christen gehaßt wurde. Seine liederliche Lebensart stürzte ihn in eine schändliche Krankheit, da er von Würmern gleichsam gefressen ward und einen so abscheulichen Gestank von sich gab, daß ihm kein Mensch nahe kommen wollte, bis er endlich mit erschrecklicher Verfluchung Gottes und aller Religionen den 15. October 1576 zu Constantinopel starb. Die siebenbürgischen Socinianer haben seine Manuscripte vor hundert Gulden an sich gekauft, von welchen aber niemals etwas ans Tageslicht gekommen." —

Doch Jöcher ist ein gar zu elender Compilator. Die Umstände seiner Erzählung, welche sich aus dem nachfolgenden Briefe als falsch ergeben werden, könnten also leicht mehr für eigenthümliche Unrichtigkeiten des nachlässigen Zusammenschreibers als für allgemein angenommene Behauptungen gehalten werden, wenn man nicht sähe, daß auch Andere damit übereinstimmen, welche mit mehr Ueberlegung geschrieben und die Quellen unmittelbarer gebraucht haben, und aus denen wenigstens Einen für Alle zu hören, sich wohl noch der Mühe verlohnet.

Dieser Eine sei Heineccius[1]), welcher in seiner Abbildung der alten und neuen griechischen Kirche*) sich gelegentlich über Neusern also ausdrückt: „Es war dieser Adamus Neuserus Anfangs Prediger zu Heidelberg, nachgehends aber wegen eines Zankes mit seinem Collegen D. Oleviano abgesetzt. Hierüber wurde der Mensch dermaßen ergrimmet, daß er sich heimlich mit den Socinianern in Siebenbürgen bekannt machte und ihre gotteslästerliche Lehre annahm, wozu er auch Joh.

*) Anhang, S. 27, Anmerk.

1) Joh. Mich. Heineccius, 1674—1722 Vice-Generalsuperintendent in Halle.

Sylvanum, Inspectorem zu Ladenburg, Jacob. Suterum, Pastorem zu Weidenheim, und Matthiam Vehe, Diaconum zu Lutre, verführte, unter dem Vorwande, daß der Fürst in Siebenbürgen einen eigenen District Landes von den Türken erhalten, aus dessen Einkünften die Socinianischen Prediger reichlich unterhalten würden. Als hierauf Anno 1570 ein Abgesandter aus Siebenbürgen auf den Reichstag nach Speier kam, wollten sich diese heimlichen Socinianer solcher Gelegenheit bedienen und besuchten nicht nur denselben zu Speier, sondern es schrieb auch Sylvanus an Georg. Blandratam, den Hauptsocinianer und Leibmedicum des Fürsten in Siebenbürgen, Neuserus aber gar an den türkischen Kaiser, in welchem Briefe dieser Letztere denselben wider das deutsche Reich aufhetzet und Anschläge giebt, wie er sich dessen bemächtigen könne. Gott aber fügte es so wunderlich, daß der Abgesandte diese Briefe dem Kaiser Maximiliano selbst in die Hände liefern mußte, welcher sie dem Kurfürsten in der Pfalz Friederico III. alsofort zustellte. Darauf ließ man diese Leute insgesammt in Verwahrung bringen und ihre Sachen, worunter man gräuliche und gotteslästerliche Schriften fand, hinwegnehmen. Nach langer Ueberlegung wurde Sylvanus enthauptet, Suterus und Vehe des Landes verwiesen, Neuserus aber entkam zweimal aus dem Arrest und entflohe nach Constantinopel, allwo er sich beschneiden ließ und öffentlich zu den Mahometanern bekannte. Er verfiel bald darauf in den Atheismum und führte ein so gräuliches Epikurisches Leben in aller Unzucht, daß ihn die Türken selbst Saitam Ogli [1]) oder ein Kind des Teufels nannten, wie dieses Alles in des Henrici Altingii *Historia Eccles. Palatina*, in den *Monumentis pietatis et litterariis Palatinis*, p. 206 seq., wie auch aus den Actis, welche zum Theil p. 318 seq. angeführet werden, ausführlicher zu ersehen ist."

Wahr ist es, Alles, was Heineccius hier sagt, ist getreulich aus dem Alting [2]) gezogen, dessen Historia Ecclesiae Palatinae, sowie in der pfälzischen Kirchengeschichte überhaupt, also

1) So steht auch in Lessings Original. Es müßte Saitan (Satan) heißen.

2) Heinrich Alting (geb. zu Emden 1583, gest. 1644), reform. Theolog, seit 1627 Professor der Theologie in Gröningen.

auch in diesem besondern Vorfalle, allerdings ein Hauptbuch ist. Alting schrieb sie um 1618, zu einer Zeit also, als sich noch ganz zuverlässige Erkundigungen einziehen ließen. Sie kam aber nicht eher in öffentlichen Druck als 1701, in welchem Jahre sie Miege und Nebel ihren Monumentis Pietatis einverleibten. In eben diesen Monumentis ist es auch, wo zuerst die Acta Sylvanum und Neusern betreffend erschienen, die jedoch nichts weniger als vollständige juridische Acta sind, sondern weiter nichts als das Bedenken der Heidelbergischen Theologen und Prediger über das Verbrechen der Inquisiten nebst Neusers Briefe an den türkischen Kaiser enthalten. Struve in seiner „Pfälzischen Kirchenhistorie" hat sie wiederum abdrucken lassen, jedoch nur mit einem einzigen, nicht eben sehr beträchtlichen Stücke vermehrter, nämlich einem Schreiben des Kurfürsten Friederichs an den Kurfürsten Augustus zu Sachsen, um auch das Bedenken der sächsischen Theologen einzuziehen. Dem ohngeachtet hat freilich, was aus diesen beiden Quellen, dem Alting und den sogenannten Actis, geschöpft ist, seine gute Richtigkeit, aber doch nur insoweit, will ich hoffen, als diese Quellen selbst ihre Richtigkeit haben? —

Und nun bitte ich meine Leser, vorläufig besonders auf zwei Punkte aufmerksam zu sein, welche beide nicht allein von Jöchern und vom Heineccius sowie von allen neuerern Compilatoren vorgegeben worden, sondern sich auch beim Alting mit ausdrücklichen Worten behauptet finden.

Der erste dieser Punkte betrifft den Brief, welchen Neuser an den türkischen Kaiser nicht bloß geschrieben, sondern wirklich abgeschickt haben soll, und zwar durch den Bevollmächtigten abgeschickt haben soll, welchen der Fürst von Siebenbürgen 1570 auf den Reichstag nach Speier sandte, um mit dem Kaiser und den Ständen ein Bündniß wider den Türken zu schließen: „Dum istic versatur", nämlich der Kaiser zu Speier, schreibt Alting, „appulit ibidem Woiwodae Transylvani Legatus, ut cum Imperatore et Ordinibus Imperii ageret de ineundo foedere, mutuae securitatis ac defensionis ergo. Hunc salutatum Spiram excurrunt Neuserus, Sylvanus et Vehe, eique litteras suas in Transylvaniam perferendas commendant, quas Sylvanus ad Georgium Blandratam, Woiwodae Medicum, Neuserus ad ipsum

Imperatorem Turcicum exaraverant, in iis fassi, plures esse in Germania Arrianae factioni addictos, quibus nihil magis in votis esset, quam Turcarum Monarchae viam sternere in Imperio et cum ipso coniungi.“

Der zweite Punkt betrifft Neusers zweimalige Gefangennehmung und zweimaliges Entkommen aus seiner Gefangenschaft, worin ebenfalls Jöcher und Heineccius nichts Anderes thun, als daß sie dem Alting folgen. Denn nachdem Dieser erzählt, daß die Theologen und weltlichen Räthe des Kurfürsten über das Verbrechen und die Bestrafung der Gefangenen lange nicht einig werden können, fährt er fort: „Dum ita res trahitur, Neuserus fuga elabitur; sed Ambergam retractus die 8. Septbr. ejusdem anni et carceri mancipatus, post sex septimanas custodum seu negligentia seu perfidia ex turre arcis postica fune se demisit et *secunda* vice elapsus per Bohemiam et Silesiam in Poloniam ac tandem in Transylvaniam profugit.“ — —

Dieser zwei Punkte, sage ich, beliebe man besonders eingedenk zu sein, wenn man sich nunmehr die Mühe nehmen will, den versprochnen Brief selbst zu lesen. Ich theile ihn ganz so mit, wie er in unserer Abschrift erscheinet; sogar ein paar Stellen, in welchen etwas zu mangeln scheinet, habe ich lieber durch einen Stern bemerken, als nach Gutdünken ergänzen oder den Verdacht erwecken wollen, daß sie wohl nur in dem Drucke diese Verstümmelung erlitten. Wer der Caspar und Landsmann gewesen, an welchen Neuser seinen Brief gestellet, kann ich nicht sagen. Doch hänget seine Glaubwürdigkeit auch im Geringsten nicht hiervon ab:

„Die Gnade Gottes sey mit Euch, und allen den Euern, zu ewigen Zeiten!

„Lieber Herr Casper und Landsmann,

„Eure Briefe, die Ihr mir geschickt habt, sind mir sehr angenehm gewesen; sonderlich dieweil ich verstehe, daß Ihr Euer Gemüth und Herz noch nicht von mir abgewendet habt. Daß Ihr Euch aber verwundert, warum ich in diß Ort (nämlich gen Constantinopel) kommen bin, könnt Ihr wohl erachten, daß es nicht

kleine, sondern große, wichtige Ursachen müssen gewesen seyn. Ihr wißt ohne allem Zweifel wohl, wie ich aus des Herrn Friedrichen, Pfalzgrafen Churfürsten am Rhein, Gefängniß bin erlediget worden, wie mir Gott von wegen meiner Unschuld so wunderbarlich geholfen hat, und wie ich in England, auch in Frankreich keinen sichern Ort habe möge finden. Dann in England, in der Hauptstadt London, kam ich zu den Flammischen, oder Flandrischen, oder Niederländischen Prädicanten, die daselbst ein Volk oder Kirche haben, bot ihnen meine Dienste an, doch mit meinem unbekannten Namen: dieweil ich aber keinen Abschied nicht hatte, wer ich wäre, wo ich her käme, konnte ich nichts bey ihnen erhalten, mußte derohalben eine solche lange Schiffahrt über Meer, vollends bis gen London, umsonst zugebracht haben. In Frankreich zu Paris (wie der Hochgelehrte Theophilus Dasypodius, zur selbigen Zeit des Grafen von Solms Präceptor in Paris, wohl weiß) durfte ich nicht bleiben von wegen der bekannten Studenten, sonderlich des Doctors Bictu, des jungen Pfalzgrafen Herzog Christophori Präceptoris zu Genf, bey welchem ich ausgetragen bin worden, als der ich ein Feind der rechten neuen Lehre und seines lieben Vaterlandes sey; welche wenn sie mich gewußt hätten, bald würden auf die Fleischbank geopfert haben.

„In Pohlen habe ich viel frommer Leute gefunden, zu Cracau und sonst, die mich gern bey sich hätten behalten, wenn es wäre müglich gewesen: aber von wegen der Widersacher, sonderlich des Tretii, welchem ich bin offenbar worden, und am meisten von wegen des Königs Gebott, welcher vornehmlich keinen neuen Arrianer, wie sies nennen, so aus Deutschland, oder andern Landen, kommen wäre, forthin wollte leiden, wurde ich aus großer Noth und Furcht meines Lebens gezwungen, mit dem hochgelehrten Herrn Johann Sumer, Rector zu Clausenburg, oder Coloßwar in Siebenbürgen*], als er von meiner Zukunft höret, wer ich sey, schreibt er zu dem Rath gen Clausenburg, welche mich zu ihrem Prediger hatten aufgenommen, sie sollten mich nicht aufhalten, sondern ziehen lassen. Aber der Rath erlanget bey dem Fürsten, daß ich bleiben möchte, daß ich keine neue Lehre einführen sollte. Mittlerzeit wurde ich von des Fürsten in Siebenbürgen Hofprediger Dipnisio ausgeschrien, wie daß ich aus meinem Vater-

lande habe müssen entlaufen, von deßwegen, daß ich zu Heydelberg eine Jungfrau geschwächt, und einen Ehebruch sollte begangen haben; wie es dann pflegt zu gehen, wie man sagt, wenn der Wagen fällt, so hat er fünf Räder, das ist, jedermann schändet und schmähet einen solchen, der in das Elend um Unschuld verjaget ist. Darzu trugen sich etliche Sachen zu zwischen mir und andern Ministris zu Clausenburg, dieweil ich ihrer Confession nicht in allen Dingen zufiel, als nehmlich de Differentia novi & veteris Testamenti, de Justificatione coram deo, item de Interpretatione primi capitis apud Ioannem Evangelistam. Ueber diß alles, so schrieb quidam nobilis & magnificus und hochgelehrter Mann aus Pohlen zu mir auf diese Weise: statim post tuum discessum a nobis sparsus est rumor, tuum Principem, sc. Palatinum, scripsisse ad nostrum Regem ut te capiat, & vinctum Heidelbergam mittat, quem rumorem a Tretio et ab illis veritatis hostibus conflatum esse arbitror, sicut et alia multa; jam ut tibi caveas et nomen tuum ne aperias vehementer rogo. Solche und dergleichen Sachen machten mich also furchtsam, daß ich eine Zeitlang krank lag, und meinen Schlaf verlor, und nicht anders gedachte, oder gedenken konnte, denn ich wäre schon wieder gefangen: und das war mir der größte Stoß, daß ein gemein Geschrey war, der Fürst in Siebenbürgen wäre vom Türkischen Kayser abgefallen und hätte sich zu dem Römischen Kayser geschlagen, sich und das ganze Land an dem Kayser ergeben, und solches wurde nicht von Schlechten, sondern von den Vornehmsten im Lande gewiß gehalten, und alle Arrianische im Lande würde man verbrennen: diß, sprich ich, thät mir den größten Stoß. Denn ich gedachte an die Worte, die mir ein Schreiber, mit Namen M. Stephan, in dem Gefängniß zu Heydelberg gesagt hatte. ‚Wann ich zum ersten, da ich bis Ungarn kommen, nicht hätte wieder umgewendet, sondern wäre in Siebenbürgen gezogen, so wäre ich gefangen, und in des Kayserς Hand gen Wien überantwortet worden‘, gedachte derohalben bey mir: Siehe, in dem Gefängniß zu Heydelberg wurde dir allezeit vorgeworffen, was man mit dir handelte und thäte, das müßte man des Kayserς halben thun; bist du denn nun in Siebenbürgen, in des Kayserς eigenem Lande, wie wird denn der Kayser allda mit dir umgehen lassen? Solches

und dergleichen hielt ich dem Superindenten, dem Franciſco Dauidts zu Clauſenburg vor, der beſchlagte ſich im Rathe, wohin ich doch mit andern etwa zween Monate ziehen möchte, da ich ſicher und ohne alle Sorge wäre, bis daß man eigentlich möchte inne werden, ob mir eine Gefährlichkeit in Siebenbürgen würde zuſtehen oder nicht; wurde derohalben für gut angeſehen, daß ich mit einem öffentlichen Druck dieſe Calumnien, ſo mir von den Heydelbergiſchen aufgelegt, entſchüttet und meine Unſchuld an Tag gäbe. Denn in Siebenbürgen wußten ſie alle gleichwohl, daß mich etliche von einer gefundenen Schrift halben, die ich ſollte geſchrieben haben, für einen Feind des Vaterlands hielten. Dieweil aber der Fürſt in Siebenbürgen uns etwas zu drucken gänzlich verbotten hatte, damit die Arrianiſche Lehr (wie mans nennt) nicht mehr über Hand nähme, und er bey andern chriſtlichen Fürſten ſolches Drucks halben keine Ungunſt überkäme, ward von dem Superindenten beſchloſſen, daß ich auf zween Monat in Ungarn, auſſerhalb des Fürſten in Siebenbürgen Gebiete, in eine Stadt, mit Namen Sochiman (dem Baſcha zu Timitſchwar unterworffen) zu einer Druckerey ziehen ſollte, und daſelbſt mit einem offnen Druck meiner Widerſacher Schmähworte widerlegen, und auch was ich ſonſt bey mir Nützliches hätte, drucken laßen; wurde derohalben mit einer öffentlichen Commendation oder Schreiben des Superindenten Franciſci Davidts abgefertiget zu dem Buchdrucker gen Schiman, welcher unter vorgemeldten Superindenten Gebiete, und ein Prediger daſelbſt zu Schiman war, mit Namen Paulus; und ſolche gemeldte Commendation die lautete an alle Prediger in Ungarn, die unter dieſer Superintendentz waren, und ſonderlich an den Herrn Benedict, den Prediger zu Temitſchwar. Ehe ich aber aus des Weyda oder Fürſten in Siebenbürgen Landen kommen, und zog in den Flecken mit Namen Luguſch, da finde ich in ſelbem Flecken vorgemeldten Buchdrucker Herrn Paulum. Nachdem er die Briefe las, ſo ihm der Superintendent geſchrieben, zeigt er mir an, wie er aus der Stadt Schiman vertrieben wäre von denen, ſo den Wallachiſchen Glauben. Dieſelben hätten mit Geſchenk und Verklagniß bey dem Baſcha ſoviel zuwege gebracht, daß er hätte weichen müſſen, und wohne itzund mit ſeinem Hausgeſinde zu Luguſch, zeigte mir auch ſeiner Druckerey etliche Buchſtaben, die

mir sehr wohl gefielen, spricht zu mir, allhier dürffen wir noch nichts drucken, dann dieser Flecken ist noch des Fürsten aus Siebenbürgen, aber morgen, wills Gott, wollen wir zu dem Herrn Benedict gen Temitschwar, und ohne allen Zweifel bey ihm, dieweil er ein schön weit Haus hätte, die Druckerey anrichten. Wie wir gen Temitschwar zum Prediger kamen, funden wir ihn sehr schwach, denn er hatte Colicam; es gefiel ihm aber unser Vornehmen sehr wohl, und verhieß allen guten Willen. Sobald die Gemein der Ungarischen Christen, sammt dem Ungarischen Richter (wie sie ihn nennen) von meiner Zukunft hören, erzeigen sie mir große Ehre; aber der Druckerey halben, antwortet der Richter, könne noch möge nichts angerichtet werden, ohne des Baschas Vorwissen, dieweil ich aus Deutschland sey; dazu habe ihm der Bascha bey seinem Eid und seinem Kopf befohlen, kürzlich vor acht Tagen, daß er keinem fremden Christen wollte gestatten etliche Tage hier zu bleiben, er habe dann solches dem Bascha zuvor angezeigt. Derohalben so wolle er dem Bascha solches vorbringen. Sobald der Bascha höret, daß ich ein Deutscher sey, und Bücher drucken wolle zu Temitschwar, schickt er alsobald nach mir, redet mich ernstlich an, spricht, ich sey ein Welscher und von ihren Feinden den Venedigern ausgesandt, das Land zu verrathen. ‚Denn warum sprichst du, daß kein Welscher nicht seyest? hast du doch mit der Christen Schreiber Welsch geredet.‘ Wir hatten mit einander Lateinisch geredet, welches dem Bascha ist vorgetragen worden, als wenn es Welsch gewesen wäre. Darnach spricht er wieder zu mir, warum willst du Bücher bey uns drucken? hat es doch eigene Druckereyen in Siebenbürgen. Antwortete ich, wie daß der itzige Fürst oder Weyda nicht gestatten wolle, daß man etwas in der Religion Sachen druckte, auf die Weis wie es bey dem Könige ist gehalten worden. Darauf spricht der Bascha: wenn dem also ist, wie du sagst, so hat der Weyda schon wider seinen Eid gethan, den er Gott und unserm Kayser gethan hat; denn er hat geschworen, daß er, sonderlich in Religionssachen, wie es bey dem König ist gehalten worden, nichts hindern wolle, so er aber die Druckerey verhindert, so thut er wider seinen Eid; welches ich nicht glaube. Darum will ich, spricht der Bascha, dem Weyda von dir schreiben, was du in seinem Lande gethan hast, und wie du allhier ausgäbest, daß er

seinen Eid weder an Gott noch an dem Kayser gehalten habe; dieweil du sprichst, daß er die Druckerey verbotten habe; mittler Zeit sollst du mein Gefangner seyn; so ich denn von dem Weyda verstehen würde, daß du auf ihn gelogen hast, so bist du gewißlich ein Verräther; derohalben will ich dich nachmals dem Kayser gen Constantinopel schicken, der wird wohl aus dir bringen, wer du seyst, und ich will dich itzund bald auf solche Weis fragen lassen.*] Und obgleich der Christen Richter, und andere Christen dazu redeten, und mich vertheidigten, wie ich von wegen des Wortes Gottes aus meinem Vaterlande vertrieben wäre, wie ich 35 Wochen wär gefangen gelegen, und wie ich dieser Sachen halben schriftliche Zeugniß mit mir aus Siebenbürgen gebracht hätte, so half es doch nichts, ich mußte sein Gefangner seyn, und hieß die andern Christen abtreten. Da sahe ich in was Nöthen ich war; denn der Fürst in Siebenbürgen würd dem Bascha nicht geschrieben haben, daß er die Druckerey verbotten hätte, sonst hätte er sich selbst schuldig gegeben, er würd auch solches aufgenommen haben als eine Verklagung vor dem Bascha, und würd mir gewißlich keine gute Promotion geschrieben haben; sprach, Ach lieber Gott, in Deutschland bin ich für einen Feind der Deutschen und für einen Freund der Türken gehalten worden, hier unter den Türken werd ich für einen Feind der Türken und für einen Feind meines Vaterlandes geachtet, darum daß ich, so viel die Dreyfaltigkeit belangt, nur Einen Gott geglaubt hatt, als wie die Türken, und haben mich darum wollen ertödten. Darauf spricht der Bascha, wenn dem also ist, daß du allein an den einigen Gott glaubst, der Himmel und Erden erschaffen hat, als wie wir, und bist darum von den Deinen für einen Türken gehalten worden, so beweis itzt solches mit dem Werk; werd zu einem Türken, so sollst du nachmals zu drucken Macht haben wider deine Feinde alles, was dir gefällt; thust du aber solches nicht, so hast du diese Gefährlichkeit zu erwarten, wie dir angezeigt ist. Darauf antwortet ich, daß ich auch den Alkoran gelesen hätt, und einen Gefallen daran gehabt hätt, darum ich denn für einen Türken wäre gehalten worden. Sobald der Bascha diese Wort höret, spricht er, er wolle mich gen Constantinopel dem Kayser schicken, da ich noch auf den heutigen Tag bin, bei des Kayserß oberstem Dolmetsch, welcher ein Deutscher ist. Daß aber diesem

also sey, habe ich auch des von Alba Julia Predigers in Siebenbürgen Brief Euch hierbey gelegt. Dieses hab ich Euch auf Eure erste Frag sollen antworten, da Ihr begehret zu wissen, wie oder warum ich an dieses Ort kommen sey.

„Aus diesem allen könnet Ihr leichtlich sehen, daß ich kein bleibende Stätt in so viel Königreichen hab können finden, und derohalben aus Noth gezwungen worden, durch einen öffentlichen Druck meine Unschuld zu offenbaren. Wie es mir aber ob solcher Druckerey ergangen sey, habt Ihr genugsam verstanden. Ihr thut mich auch fleißig ermahnen, daß ich wieder umwenden und mich wieder in mein Vaterland begeben sollt, welches meines Erachtens nichts anders wäre, dann sich eben in den Tod hinein stürtzen. Dann ich bin von glaubwürdigen Leuten mündlich und schriftlich berichtet, daß der Churfürst zu Heydelberg dem Ioanni Syluano habe den Kopf lassen abhauen, von wegen einer Schrift, die ich solte geschrieben haben. Denn also schreibt mir ein guter Freund zu: Gaudebant te, euitato crudeli illo Syluani judicio (quem tuae literae ad Turcarum Imperatorem potentissimum scriptae pridie nativitatis Dñi Ao. 72 jugularunt) in tuto esse. Ein anderer guter Freund schreibt mir auf diese Weise zu: Syluanus superioris anni mense Decembri capite plexus est, eiurata prius religione; crimini datum est, quod conscius fuerit tuarum, quas ad Turcas scripseris literarum: ille Deum et homines testatus est, sibi iniuriam fieri. Responsum tandem, Principem non aliter velle; alii dimissi sunt. Hieraus möcht ihr wohl abnehmen, was ich zu erwarten hätt, so ich hinaus sollt kommen. Aber auf daß Ihr verstehet, wie es eine Gestalt habe mit obgemeldtem Briefe, darum dem Syluano ist das Leben genommen, habe ich ein wenig allhier Euch wollen aufzeichnen, auf daß Ihr sehet und erkennet, daß solches Ausgeben von meinen Widersachern lauter Erdicht und Lügen sey, welches ich so hell und klar darthun will, als die Sonne scheint. Möcht aber jemand gedenken, ‚Ey was schreibst du von solchen, es ist itzunder zu spat, du wirst dem Syluano doch das Leben nicht können wieder zustellen; du bedarfst keiner Entschuldigung, sie können dir doch nicht mehr schaden, und ist dir solches Ausgeben deiner Widersacher vielmehr eine grosse Ehr, denn eine Schand bey diesen Leuten, da du itzt bist; sag du

auch also, und rede nicht wider deine eigene Ehre' u. s. w. Aber ich suche meine eigene Ehre nicht, sondern die Wahrheit, und auf solche Weis, wie ichs am jüngsten Tag soll und muß vor dem lebendigen Gott bekennen, will ich itzt von obgemeldter Schrift reden. Erstlich ist es bey den alten Verständigen bräuchlich, so man etwas redet oder schreibt, quo animo, quo proposito et fine, mit was Gemüth oder Fürnehmen dieß geschrieben oder geredt sey, man bedenk, wie Syrach auch lehret, Kapt. 19. Denn bedenkt man des Autoris Fürnehmen nicht, so er es nicht geoffenbaret hat, so ist es nicht müglich, daß man die Sache recht verstehen kann. Darum geschicht mir Gewalt und Unrecht von meinen Widersachern, daß sie mir solche meine Briefe (darinn ich mein Propositum nicht geoffenbaret hab) auslegen nach ihrem Sinn und Wohlgefallen. Hält sich nun die Sache also: dieweil ich, soviel die Dreyfaltigkeit belangt, irrig war, beschloß ich bey mir alles zu versuchen, bis ich mein bekümmert und verirret Gewissen zufrieden gestellt hätt. Wie hat nun dieses sollen geschehen? auf was Weise? Es ist der Brauch, wenn man an einem Dinge zweifelt, daß man hinzeucht und schickt an diese Ortt, da etwas sich zugetragen hat, und daselbst die Wahrheit erforscht, will man anders der Sachen gewiß seyn. Dann wir wissen, wie uns der Pabst immerdar Lügen und falsche Historien, anstatt der Wahrheit vorgelegt hat, und wie fast er die rechte Wahrheit verboten habe mit Feuer und mit Schwerd. Wie sollte man aber besser können die Wahrheit erfahren von der Dreyfaltigkeit, weder allein an diesem Ort, da sich am allerersten der Hadder und Zwietracht hat zugetragen? Nun hat solche Zwietracht am allerersten allhier zu Constantinopel angefangen, wie alle Historien bezeugen; so hat sich Arrius also gehalten, wie die Historien melden, daß er dem Kayser Constantinum, sammt vielen seiner Nachkommen auf seine Meinung gebracht hat, und sind alle Graeci von dem Pabst zu Rom der Dreyfaltigkeit halben in Bann gethan worden, und bleiben auf den heutigen Tag in des Pabstes Bann. Dann sie bekennen nicht, daß der heilige Geist von dem Sohne ausgehe, sondern allein von dem Vater. Denn also lautet die Historia: Graeci non obediunt Ecclesiae Romanae et habent errores multos, qui sunt condemnati per Ecclesiam sc. Romanam, quia dicunt quod Spiritus sanctus non procedit a Foili,

sed a Patre solum; etiam dicunt, quod non est purgatorium. Haec sunt verba Historiae. Wenn nun, nach der Griechen Meinung, der heilige Geist nicht von dem Sohne, sondern von dem Vater ausgeht, so folgt, daß Christus nicht gleicher Gott mit dem Vater ist, denn der heil. Geist geht ja allein aus von dem lebendigen einigen Gott. Nun geht aber der heil. Geist (wie die Griechen sagen) nicht von dem Sohn aus, sondern von dem einigen lebendigen Gott. Es wollen auch etliche Gelehrte, als nehmlich der Camerarius zu Leipzig, quod Symbolum Athanasii, non ab ipso Athanasio, sed potius a rancido quodam Monacho compositum sit. Solche und andere dergleichen Ursachen bewegten mich also sehr, daß ich gedacht: Siehe, die Griechen halten nicht also von der Dreyfaltigkeit wie der Pabst; nun sind aber die Griechen daselbst daheim, wissen um alle Historien, der Dreyfaltigkeit halber, mehr dann der Pabst, und glauben doch nicht wie der Pabst. Derohalben, gedacht ich, must es ein Betrug des Pabstes seyn, beschloß derohalben bey mir von wegen meines Gewissens, und von wegen der Wahrheit alles zu versuchen, bis ich bey solchen Griechen (dieweil die wahre Historie bey niemand anders sonst zu finden) die rechte Wahrheit erfahren hätte. Nachdem aber an solchen Orten unmüglich zu kommen, es geschehe dann durch grosse Geschenk und Gaben, oder durch die Sprach, oder sonst durch Gunst und Promovirung grosser Potentaten, welcher Dinge keines, als nehmlich Gaben, die Sprache oder Promovirung ich zu hoffen hatte: nahm derohalben nach langem hin und her Denken zum Exempel den Apostel Paulum, der in gleichen Sachen, nehmlich auf daß die Wahrheit geoffenbaret werde, ist allen alles worden, den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide, und befiehlet, man soll ihm in solchen Sachen nachfolgen. Auf solches Propositum Pauli, und niemand auf keinerley Seiten, weder Juden, noch Heiden, noch Christen, noch Türken zu verletzen, Gott ist mein Zeuge, habe ich solchen Brief geschrieben. Ja so begierig die Wahrheit zu erforschen bin ich gewest, daß ich auch auf solche Weise, als wie Paulus, zu einem Juden oder zu einem Heiden wollte geworden seyn; solch mein gut Propositum ist mir also übel ausgelegt worden.

„Nun, mein lieber Landsmann, urtheil itzunder, wie man mit mir sey umgangen; ob diß auch göttlich und billig sey. Wenn

jemand Paulo hätt fürgeworffen: Ey, Paule, du haſt in deiner Schrift und Predigten Juden und Heiden dem Teufel gegeben, und biſt nun ſelbſt zu einem Juden und Heiden worden. Hätt auch ein ſolcher Paulo Recht gethan? Nein gewißlich. Von ſolchen meinem Proposito habe ich aus Pohlen zweymal gen Heydelberg geſchrieben an den Churfürſten ſelbſt; aber ich kann nicht glauben, daß ſolche Briefe überantwortet ſeyn worden. Man würde ſonſt ohn allen Zweifel über den Syluanum kein ſolch Urtheil gefällt haben. Solches, was ich itzt ſchreib, iſt vor vier Jahren mein Propositum geweſen, da ich dieſen Brief ſchrieb, den der Pfaltzgraf in meiner Schreibſtuben unter meinen Büchern gefunden hat: aber itzund, da ich ſonſt keinen Platz, in der ganzen weiten Welt gehabt habe, und wunderlich durch Gottes Schickung, wie Ihr droben gehört habt, gen Conſtantinopel bin kommen, und der großmüthigſte Kayſer mich beſchützet und beſchirmet, iſt dieß mein Propositum gar nicht auf dißmal, wie es zu demſelbenmal geweſen iſt. Wohlan, das ſey das erſte Argument, daß meine Widerſacher Unrecht gegen mich gehandelt haben, da ſie mir die Worte im Briefe vorgeworffen, und doch mein eigentliches Vornehmen nicht verſtanden haben.

„Zu dem ſetze ich, daß meine Widerſacher meine Briefe recht verſtanden haben nach dem Buchſtaben, wie ſie lauten, und haben es gedeutet, wie ſie gewollt haben, ſo hätten ſie mir doch nach göttlichen und weltlichen Rechten nicht ſchaden können. Denn ich frage meine Widerſacher, was geſchehen ſey; zu welchen Feinden des deutſchen Landes ich mich geſchlagen habe, da ich dieſe Briefe geſchrieben habe; wohin ich dieſe Briefe geſchickt habe: ſo können ſie nichts reden de facto, daß etwas geſchehen zu derſelbigen Zeit. Ich ruffe ja zu einem Zeugen an auf meine Seele, daß ſolche Briefe kein Menſch nie geleſen hat, weder ich allein, bis er in ihre Hand iſt kommen. Wann ich dieſer einem, die mir in das Haus ſein gefallen zu Heydelberg, 100 Gulden wäre ſchuldig geweſen, und derſelbige hätte einen Brief in meiner Stube von mir geſchrieben gefunden, in welchem Brief geſtanden wäre, ich wollte ihn bezahlen, wollte er auch alſo den Brief de facto ausgelegt haben, als wenn er ſchon bezahlt wäre? Nein gewißlich. Warum legt man mir dann dieſen Brief alſo aus, als wenn ich mich ſchon zum ſelbigenmal zu ihren Feinden geſchlagen hätte?

Ja sprechen sie, dann im Gefängnisse hat man mir also geantwortet, voluntatem malefactionis pro facto reputari, als wenn einer im Willen hätt zu stehlen, man erwischt ihn in solchem Vornehmen, so sey es gleich so viel, als wenn er schon gestohlen hätte; also sey es auch mit diesen meinen Briefen: ich hab einmal in Willen gehabt, mich zu ihren Feinden zu thun und daselbst viel Böses anzustiften, in solchem Vornehmen sey ich gefangen worden. Derohalben so wäre mir solches Schreiben zugerechnet, als wenn ich das Werk schon vollbracht hätte. Was dünkt einen? Hier mußt du bleiben, Adam, du kannst dich nicht verantworten. Ich sage, daß ich mit solchen Worten gar nichts gehindert, sondern vielmehr quit, frei, ledig und los gesprochen würde, dieweil er spricht, ich habe mich zu ihren Feinden wollen schlagen, und in solchem Vornehmen sey ich gefangen worden. Denn da ich höre, daß Sylvanus gefangen sey, darum daß wir bey des Weyda Legaten zu Speyer gewesen waren, lauffe ich davon, komme bis gen Presburg, und weiter geselle mich zu Kaufleuten von Debretzen, dieweil ich aber sehe, daß ich in Siebenbürgen nicht kann kommen, bedenk ich und beschliesse bey mir, daß ich wiederum wolle umkehren, wieder gen Heydelberg ziehen, mein Lebelang des Glaubens oder aller andern Sachen halben nichts anzuheben, sondern alles fallen und beruhen lassen; kehre in solchem Vornehmen wieder um, reise fast auf die hundert Meilen wieder zurück und schlage mich nicht zu des Pfalzgrafen Feinden, sondern Freunden, zu seinem Canzler gen Amberg, zeige mich daselbst an, er ladet mich ins Kloster zu Gast, ich komme, versehe mich nichts Böses, so läßt er mich dieselbige Nacht gefangen legen. Wie dürfen sie denn sagen, ich sey nach dem Vornehmen des Briefes gefangen worden, indem ich habe wollen zu ihren Feinden lauffen. Also sollten sie ihre Rede nach der Wahrheit gesetzt haben, ob man nehmlich einem solchen sein Vornehmen oder seinen Willen für das Werk solle rechnen, der ihm vorgenommen hat, seinen Nächsten zu tödten, indem er hingeht, so besinnt er sich, bedenkt daß Unrecht ist, kehrt wieder um, ist ihm leid, daß er solches Vornehmen gehabt hat; solte man solchem den Willen für das Werk zurechnen? Nein gewißlich. Nun hatte es ja eine solche Gestalt und Meinung mit mir gehabt, das weiß Gott der Herr;

daß ich selbst wieder umgekehret habe, selbst zu des Churfürsten Prädicanten zu Neuburg, Melchior Pottern, kommen, mit ihm gen Amberg gezogen und daselbst dem Pfalzgräfischen Canzler anzeigen lassen: das heißt nicht, nach dem Vornehmen des Briefes seyn gefangen worden. Der König David hatte einmal im Willen, er wollte seinen Herrn den Saul umbringen, aber er geht in sich selbst, spricht, da sey Gott vor (1 Samuel. 24.), daß ich meinen Herrn den König umbringen sollte: Solch Vornehmen des Davids wird Saul innen, er hält den David darum, von solches Vornehmen wegen, für keinen Mörder. Hat der vorgeregte Saul ein solches können merken, der doch dem David Tag und Nacht nach dem Leben stellte, solltens denn nicht vielmehr solche weise Leute, wie sie sind, gemerket haben, wo nicht die Affecten sie gehindert hätten?

„Zudem, wenn sie mich gleich zu demmal, da ich bin auf Siebenbürgen gezogen, im hinwegziehen und nicht im widerkehren, gefangen hätten, so hätten sie mir doch nichts in der Wahrheit können schaden. Dann ich zog deßhalben auf Siebenbürgen zu, dieweil ich bey des Weyda Legaten zu Speyer gewesen war, und verheissen, ich wollte ihm dienen, und zog nicht von dieses obgemeldten geschriebenen Briefes aus, sondern daß ich zu dem Fürsten in Siebenbürgen wollte. Ob derselbige zu demselbenmale als ein Feind oder als ein Freund des Vaterlandes sey gehalten worden, ist männiglich wohl bekannt, wie der Secretarius zu Speyer in des Haffners Haus, da wir waren, uns angezeigt, daß der Weyda ein Freund des Deutschen Landes wär worden, und alle alte Feindschaft abgestellet sey. Daraus ist abzunehmen, was ich von diesem viel gemeldeten obgeschriebenen Briefe habe gehalten, wie daß ich re ipsa solches Propositum selbst immutiret habe.

„Nichts desto weniger wird mir solche Schmach und Unbilligkeit von meinen Widersachern aufgelegt. Es geht mir gleich als einem, der ein Testament oder Schuldbrief widerruft, abgestellet und vernichtet hat; man findet aber solchen Brief und will ihn für kräftig anziehen. Jedermann wird sprechen, ein solcher Brief hat keine Kraft mehr, dieweil der Autor solchen Brief für unkräftig erkennet hat. Was darf es viel Worte? Man lasse diesen ge-

schriebenen oder gefundenen Brief selbst reden, so wird solcher Brief, von welches wegen sie mir das Leben haben nehmen wollen, mich los und ledig zählen.

„Wenn, sprich ich, der Buchstab dieses Briefes demnach*], dem ich ihn geschrieben hatte und überlas ihn, gefiel mir nicht, gedachte bey mir selbst, ‚wenn vielleicht aus sonderm Unglück deine Mißgönner diesen Brief sollten überkommen, so möchten sie dich in groß Unglücke bringen; es wird dirs keiner glauben, daß du in proposito et fine, nehmlich die Wahrheit zu erfahren, geschrieben hattest; was willst du anfangen', gedacht ich, ‚so viel dich bemühen der Religion halben, in weite unbekannte Lande dich zu begeben?' beschloß die ganze Sache ruhen zu lassen, nichts anzuheben, und zu einem Zeugniß deß schrieb ich neben an den Brief an die Seite, Hoc potest omitti i. e. hoc negotium, hoc meum propositum potest omitti; das ist, diß mein Vornehmen, dieser Brief, dieses Geschäft mag wohl unterlassen werden: und diß sind die letzten gewesen, die ich an diesen Brief geschrieben habe, nachdem ich ihn überlesen habe.

„Wollen nun meine Widersacher auf dem Buchstaben beruhen dieses vielgemeldten Briefes, so sollen sie ihn ganz lesen, so sollen sie nichts außen lassen. Wenn jemand die Zehngebotte schrieb, als nehmlich, ‚Ich bin der Herr dein Gott, der dich aus Aegypten geführet hat; du sollst dir kein Bildniß machen; du sollst nicht stehlen, nicht tödten, nicht ehebrechen' wenn er es alles geschrieben hätt, unten an den Brief, oder auf die Seite wolle er schreiben, so er es überlesen hätt, ‚die Gebotte mögen unterlassen werden, man darf dieß Gebott nicht halten, man darf andere Götter haben, man mag stehlen' was hielt ein solcher von den Zehngebotten? Gewißlich nichts. Also und auf diese Weise habe ich von mir selbst ungezwungen allein in meiner Schreibstube diesen vielgemeldten Brief mit meiner eignen Hand unterschrieben, daß er nichts sey, nichts gelte und zu unterlassen sey. Darum geht es mir gleich mit diesem Briefe, wie ich vorgemeldet habe, als wenn man einem ein Testament, so durchstochen, oder durchstrichen wäre von dem Autore, wollte fürlegen, und immerdar sprechen: Siehe, das das stehet im Brief; das ist dein Wille und Propositum! und man wollte nicht bedenken, daß das Testament durchstochen und

durchstrichen wäre. Mit welchem durchstechen und durchstreichen der Wille des Autoris ist vernichtet worden.

„Also, wenn meine Widersacher sprechen: Siehe, das stehet im Brieff, das hast du geschrieben, das und das hast du im Willen gehabt: so sollen sie alleweg dazusetzen, hoc potest omitti. Wenn jemandt bey sich in seiner Schreibstuben schreibt, er wolle ein Dorff oder Stadt anzünden, und gereuet ihm hernach, schrieb unten an den Brief, ‚Ich will solches, was ich geschrieben hab lassen und nicht thun' begäbe sich auf solches in den Dienst dieses Dorffs oder Stadt Freundt, welcher kriegen wollt wider den andern, der solches obgemeldt Dorff oder Stadt anzünden wollt, würde man ihm auch solche Brief auslegen können, als wär er noch der Meinung, vorgemeldt Dorf oder Stadt zu verbrennen? Nein gewißlich, denn mit Worten und Werken wäre das Widerspiel vorhanden. Also hat es auch eine Meinung hierinnen. Diese Brieff habe ich mit meiner eignen Handschrift, Hoc potest omitti, vernichtet und ausgethan, hernachmals mich in den Dienst des Weiwoda begeben, welcher ein Freund des Teutschlands war; daß ich ja mit Worten und Werken das Widerspiel zu demselbenmal erzeigt hab. Dieses hoff ich sey auf dißmal genug zu Verantwortung dieser Schmach, die mir aufgelegt worden. Dann wo bin ich itzt, da ich dieses schreib? Zu Constantinopel, und nit in des Churfürsten am Rhein Gefängknuß, da ich aus grosser Forcht, oder Errettung meines Lebens, etwas reden müßte? Was für einen Nutz hab ich, daß ich solches schreib? Keinen, sondern allein, wie ich gemeldt hab, der Wahrheit zu gutt.

„Letzlich hab ich auch verstanden, daß meine Widersacher ausgeben, ich hab des Churfürsten zu Heydelberg Sigill überkommen, und solches, sprechen sie, stehe geschrieben, in vielgemeldten gefundenen Briefen. Aber wie sie mit ihrer vorigen Anklag, wie ihr gehört, bestanden, also bestehen sie auf dißmal auch. Denn es helt sich die Sach also. Nachdem ich den oftgemeldten Brief schriebe, und meinen Namen darin setzte, wer Ich wäre, was ich für ein Dienst oder Amt in Heydelberg gehabt hätte, gedacht ich bey mir, man wird dir in solchen fernen Landen, da du hinziehen willt, nicht Glauben geben, daß du in einem solchen Amt gewesen seyest, du habst den Brief und Sigel von deinem Fürsten. So

hat aber der Churfürst von wegen des Genffischen Banns den fürnehmsten Gelehrten und Theologis, als dem Doctor Poquino, dem Doctor Zanchio, und mir auch, einem jeden insonderheit einen eignen Brief geschrieben, mit seinen Sigill wie bräuchlich versiegelt. Weil nun die Ueberschrift des Churfürsten Briefs lautet, ‚Unserm Adam Neuser, Prediger oder Kirchendiener allhie zu Heydelberg' gedacht ich, dieser Brief kann dir gnugsam Zeugnuß geben in fremden Landen, daß du dieser bist, für den du dich ausgiebst. Denn der Churfürst, dieweil ich ihn des Genffischen Banns halben zuwider war, würde mir nit so viel Brief und Sigill, so ich weggezogen wär, mitgetheilet haben. Darumb gedacht ich, ich wollte vorgemeldten des Churfürsten Brief mit vielgemeldten andern Briefen schicken, auf daß mir würdt Glauben gegeben, daß ich dieser wäre, für den ich mich ausgebe, und habe also in vielgemeldten Brieff geschrieben, Ut intelligas me sc. talem esse, qualem me esse praedico, mitto tibi literas sigillo Principis munitas. Aus diesen Worten schliessen meine Widersacher, ich sey dem Churfürsten an das Sigill kommen, oder etwa ein Sigill in des Churfürsten Namen machen lassen. Also geht es mir; das ist die Anklag meiner Widersacher. Wenn dem also wär, wie meine Widersacher ausgeben, so frag ich, ob etwa der Churfürst oder ein Secretarius sein Sigill verloren habe. Dann wenn ich ein solches Sigill bekommen hätte, so würd ein Mangel an solchem Churfürstlichen Sigill gewesen seyn. Niemandt aber hat sich zu derselbigen Zeit beklagt, daß man eines solchen Sigills mangel, auch nit dazumal, da ich im Gefängniß gewesen bin. Zu dem, welcher Goldschmidt oder Meister würd mir eines solchen Churfürsten Sigill dürfen machen, wenn ichs gleich an einen begehrt hätte? oder wo ist ein solcher, der es gemacht gehabt habe? Warum habe ich keinen Brieff in des Churfürsten Namen geschrieben? Wo hab ich ein solches Sigill gelassen? Wann ich schuldig wäre, so würd ich mich an diesen Orten, da ich jetzt bin, solches nicht schämen dörffen; jetzund könnt ich meiner Widersacher spotten. Aber Gott im Himmel ist mein Zeug, daß mir in solcher Sache von meinen Widersachern Gewalt und Unrecht geschicht. Habe ich ein falsches Sigill des Churfürsten gehabt, so hat er mirs selbst geschickt, denn ich von keinen andern versiegelten Brieff weiß

noch schreib, weder allein von diesem, den er mir des Banns halben geschrieben hatt. Lieber Gott, wie ist das iniqua interpretatio. Denn wäre das nit unfreundlich ausgelegt, wenn ein Burgermeister einem ein Brief hätt geschrieben, und mit seinem Sigill versiegelt; dieser aber, so der Brief geschrieben ist, schicket solchen des Burgermeisters Brief einem andern, und schrieb darneben also, Mitto tibi literas sigillo consulis munitas: wenn man einen solchen sein Schreiben also wollt auslegen, als spräch er, ich habe des Consulis Sigill, sein Pittschirung bekommen, und siegelt damit, oder, ich schicke dir des Consulis Pittschirring; wär das nit, sprich ich, unfreundlich gehandelt und ausgelegt? Aber Gott, der solches siehet und weiß, wird solches wohl an ihnen straffen.

„Weiter, mein lieber Landsmann, vermahnet Ihr mich auch, daß ich mich tröste soll der Gnaden und Barmherzigkeit Gottes, wo ich der Lehr halben wäre irr gegangen. Darauf sollt ihr wissen, daß ich an solchem gar keinen Mangel (Gott sey Lob!) leide. Denn ich kenne meinen Gott, und weiß, daß er mich aus so viel Trübsal errettet hatt, wird es auch hinfort thun. Mich erfreuet nichts höheres, denn daß ich gegen meinen Gott ein rein Herz und gewissen Geist hab behalten, und bin vergewissert, daß ich ein Freund und kein Feind Gottes sey. Dann mein Gewissen, wie Johannes lehrt I. 3. ist mir stärker und grösser, denn der ganzen Welt Zeugniß, und was ich zu Heydelberg begehrt habe, der Lehr und sonderlich der Dreyfaltigkeit halben von Ario, von solchem ist mir Gott Lob ein Genüge geschehen. Ich hab auch vetustissima Exemplaria novi Testamenti vor dieser Zeit in Siebenbürgen geschickt manuscripta, welche ich wollt, daß ihr sie sehen solltet. Ich glaub, daß solche Exemplaria nicht sehr lang nach Christi Geburtt seyn geschrieben worden.

„Soviel natürliche Lieb belangt, darum Ihr mir schreibt, sollt Ihr und könnet wissen, daß ich ein Mensch und kein Holz oder Stein bin. Derhalben solches, (daß ich die Meinen hab müssen verlassen) niemands mehr bekümmert, denn mich. Aber was wär den Meinen damit geholfen gewest, daß ich zu Heydelberg bey ihnen wär geblieben, und mich hätt lassen ertödten. Denn hätten sie je gar keine Hoffnung mehr können haben. Bitt ich euch auch

von der alten Kundschaft wegen, Ihr wollt helffen und rathen, daß mein Sohn aus dem Gefängniß erlediget werde, und wollt ihm sagen, daß er sich forthin in keinen Weg unterstehe, zu mir zu kommen. Dann solches ist ihm unmüglich; er würd gefangen und verkaufft, und könnt nit mehr ledig werden. Denn es ist nit also hierinnen ein Land zu wandern, als wie in Teutschland. Thue mich auch fleißig gegen Euch bedanken, daß Ihr mir, wie ich aus Eurem Brieff verstehe, begehret Lieb und Freundschaft zu erzeigen. So Ihr wißt und erfahren könnt, wie es um die Meinen zu Heydelberg ein Gestalt hat, thut mirs zu wissen. Hiermit befiehl ich Euch, sampt allen den Euren, dem lieben Gott. Datum zu Constantinopel am Mittewoche vor Ostern Anno Domini 1574.

„Euer Landsmann

„Grüßt mir den Herrn D. Cratto, welcher, wie ich verstehe, Eure Brieff überantwortet hat.

Adam Neuser."

Vor unserer Abschrift stehet von einer jüngern Hand geschrieben: „Infelicissimi terque quaterque Apostatae et Mamelucae *Adami Neuseri* scriptum, in quo pessima fide et conscientia leprosa suam historiam narrat." Ich wüßte so nicht zu urtheilen. Apostat und Mameluke so vielmal, als man will! Aber der Brief ist doch wahrlich mit einer Kaltblütigkeit und Ruhe geschrieben, die nichts weniger als ein wundes und peinigendes Gewissen verräth; und was die pessimam fidem anbelangt, so möchte ich gerade das Gegentheil behaupten. Kleine Beschönigungen seines gethanen Schritts erlaubt sich Neuser allerdings, und wer kann ihm diese verdenken? Allein die Facta, welche er erzählet, haben doch alle das so vollkommene Ansehen der Glaubwürdigkeit, stimmen alle mit dem, was man von den damaligen öffentlichen politischen Angelegenheiten aus andern Quellen weiß, so gänzlich überein, finden sich zum Theil selbst durch das Vorgeben seiner Gegner, unvermerkt und wider ihren Willen, so deutlich bestärkt: daß die pessima fides vielmehr auf diese zurückfallen würde, wenn unrichtige Erzählungen eben nothwendig alle pessimam fidem zum Grunde haben müßten und der Mensch nicht öfters, auch mit dem festesten Vorsatze, die lautere Wahrheit zu sagen oder zu schreiben, sich und die Welt belügen könnte.

Um dieses nicht in den Wind gesagt zu haben, komme ich auf die zwei Punkte zurück, auf die ich besonders zu achten meinen Lesern vorläufig empfohlen habe. Ich rede von dem zweiten zuerst; weil er der unbeträchtlichere, aber auch zugleich der unstreitigere ist, den man dem Briefsteller also wohl am ersten einräumen dürfte.

Wie vielmal nämlich Reuser gefangen genommen worden, kann doch wohl Niemand besser wissen als Reuser selbst? Also auch Niemand besser als er selbst, wie vielmal er aus der Gefangenschaft entronnen? Wenn er nun also erzählt, daß er nur einmal gefangen genommen worden, oder vielmehr auch dies eine Mal nicht sowohl gefangen genommen worden, als vielmehr sich selbst der Gefangenschaft überliefert habe; wenn er sagt, daß er auf erhaltene Nachricht von der Einziehung seiner Mitgenossen davongelaufen und bis Preßburg gekommen sei; wenn er die Ursachen und Umstände angiebt, die ihn bewogen, wieder umzukehren; wenn er die noch lebenden Personen namhaft macht, an die er sich bei seiner Zurückkunft vor andern zu wenden für gut befunden*): was für Bedenken kann man haben, ihm in allen diesen Dingen völligen Glauben beizumessen, die am Ende in der Hauptsache nichts ändern, bei denen es sich also auch gar nicht absehen läßt, warum er sie anders erzählen sollte, als sie in der That vorgefallen waren? Und wem erzählt er sie? Etwa Einem, der im Geringsten nichts davon wußte oder wissen konnte? Etwa auf gutes Glück der Nachwelt, der dergleichen Kleinigkeiten selten wichtig genug sind, um sie in genaue Untersuchung zu ziehen? Nichts weniger; er erzählt sie einem Landsmanne, der Theil an seinen Zufällen nahm, und dem er das, was er ihm als in der Ferne geschehen erzählt, sehr verdächtig machen würde, wenn er ihn in dem belügen wollte, was in seiner eigenen Heimath vorgefallen war, und von dessen Grund oder Ungrund er sich auf dem Platze selbst sofort unterrichten konnte. Wenn wir genau zusehen, so findet sich auch sogar in obgedachten Actis eine Stelle, die dem Reuser'schen Vorgeben in diesem Stücke sehr günstig ist. In dem Bedenken der Heidelbergischen Theologen nämlich, und zwar in

*) Oben S. 71.

dem Absatze, welcher den Matthias Vehe besonders angeht*), wird nämlich aus einem andern eigenhändigen Briefe des Neusers angeführt, daß ihn Sylvanus und Vehe auf dem Wege nach ihrem Gefängnisse durch einen Studenten Namens Mader warnen lassen. Neuser war also damals noch nicht in Verhaft; und was ist glaublicher, als daß er sich die Warnung werde zu Nutze gemacht haben?

Doch, wie gesagt, es kömmt so wenig auf diesen Punkt an, daß man Neusers Erzählung davon für die wahrhaftere zu halten keinen Anstand nehmen wird. So wenig! — gleichwohl aber auch nicht so gar wenig! Denn kann man in Abrede sein, daß die freiwillige Wiederkunft, zu der sich Neuser entschloß, ob er schon seine Mitgenossen gefangen wußte, zum Mindesten von keinem so bösen Gewissen zeuget, als er bei seinem angeblichen Verbrechen hätte haben müssen? Und dann, der Argwohn, welchen ein offenbar erlogener Umstand auf jeden andern Umstand der nämlichen Geschichte nicht anders als werfen kann! Wer den einen nicht wußte, kann auch den andern nicht gewußt haben. Wer den einen nach seinen Absichten zu drehen und zu verfälschen für gut fand, kann sich das Nämliche auch mit jedem andern erlaubt haben.

Und nun mit diesem Mißtrauen zu dem Hauptpunkte, zu dem Briefe an den türkischen Kaiser. Ein solcher Brief, wie ich bereits angemerkt, ist wirklich unter den Actis vorhanden, und der Inhalt desselben ist äußerst verfänglich; auch gesteht Neuser selbst, einen solchen Brief geschrieben zu haben. Sogar was er zu seiner Entschuldigung desfalls beibringt, scheinet zum Theil nichts als kahle Beschönigung zu sein, das nämlich, was er von der Absicht sagt, in welcher er den Brief geschrieben. Das Exempel des h. Paulus ist offenbar gemißbraucht.

Allein diese zweideutige Absicht auch bei Seite gesetzt; zugegeben sogar, daß seine Absicht augenscheinlich gewesen, nicht die Wahrheit zu erforschen, sondern in Ueberzeugung der schon erforschten und gefundenen Wahrheit wider die Gegner derselben den grausamsten Feind zu verhetzen und gemeinschaftliche Sache mit

*) Beim Struve, S. 227.

ihm zu machen: eine Verantwortung bleibt ihm dennoch übrig, die auf einmal den Ausschlag so völlig auf seine Seite giebt, daß ich nicht absehe, was darauf zu antworten stehet.

„Ich habe ihn geschrieben", sagt Reuser, „diesen unglücklichen, so mißverstandenen Brief; aber ich habe ihn nie abgeschickt; ich habe ihn keinen Menschen zu lesen gegeben; ich habe ihn durch eine eigenhändig beigefügte Clausel so gut als vernichtet; ich habe von dem, was ich darin zu thun vorhatte, wirklich das Gegentheil gethan."

Dieses sagt Reuser; und allem Ansehen nach sagt er auch hiermit nichts als die lautere Wahrheit, oder es wäre doch ein sonderbares Unglück für seine Gegner, wenn er die Wahrheit nicht gesagt hätte und gleichwohl ihr eigenes Vorgeben seine Aussage jetzt in den Augen der unparteiischen und kaltblütigen Nachwelt so wahrscheinlich machte und bestärkte!

Denn man überlege doch nur! Wem soll Reuser seinen verrätherischen Brief an den türkischen Kaiser, „in qua fassus", nach dem Alting, „plures esse in Germania Arianae factioni addictos, quibus nihil magis in votis esset, quam Turcarum Monarchae viam sternere in Imperio, et cum ipso conjungi"; wem soll er diesen Brief, in welchem er, wie die Heidelbergischen Theologen in ihrem Bedenken sagen*), eine grimmige Conspiration wider die ganze Christenheit anspinnet, wem soll er diesen Brief zur Bestellung anvertrauet haben? Dem siebenbürgischen Gesandten? Ihm, welcher „de ineundo foedere" (sind gleichfalls Altings Worte) „cum Imperatore et Ordinibus Imperii, mutuae securitatis ac defensionis ergo", wider den Türken zu handeln von seinem Herrn nach Speier geschickt war? Ihm? Reuser müßte toll und rasend gewesen sein! Ihm, der nach Deutschland kömmt, um Hilfe gegen den Türken zu suchen, einen Brief zu vertrauen, in welchem der Türke aufgemuntert wird, je eher je lieber loszuschlagen! in welchem den türkischen Waffen die beste Hoffnung gemacht wird! in welchem der Verfasser mit ausdrücklichen Worten dem türkischen Kaiser schreibt: „Ich meines Theils will nach allem Vermögen mit Schreiben

*) Beim Struve, S. 218.

und Vermahnen nichts unterlassen, damit sie, die abgöttischen Christen, zum rechten Glauben bekehret, Gottes Ehre gefördert und Ewr. Majestät Reich (das türkische Reich) erweitert werde!" Einen solchen Brief einem Feinde des Türken zur Bestellung anvertrauen! Noch einmal: Neuser müßte toll, er müßte rasend gewesen sein. Oder will man etwa sagen, ohne dieses gewesen zu sein, habe Gott einen Mann, der ihn einmal verleugnet, allerdings so weit verblenden und in seiner Verblendung so unsinnig handeln lassen können? Das wäre wahrlich ein schönes Blümchen — aber nur für die Kanzel. Der Geschichtschreiber verlangt Wahrheit, oder doch wenigstens Wahrscheinlichkeit. Eher würde es sich noch hören lassen, wenn man sagen wollte, Neuser habe die wahren Gesinnungen des siebenbürgischen Gesandten auch wohl nicht gewußt. Da der Fürst von Siebenbürgen es zeither so lange mit den Türken gehalten, so habe Neuser nicht vermuthen können, daß er nun auf einmal von ihm abfallen wolle. Doch dem widerspricht Neuser selbst, wenn er in seinem Briefe schreibt, daß es männiglich wohl bekannt gewesen sei, was der siebenbürgische Gesandte wolle, und wenn er Ort und Personen namhaft macht*), wo und von wem er das Nähere davon erfahren habe. Wie konnte auch der Auftrag des Gesandten, überhaupt genommen, noch Jemanden ein Geheimniß sein, da er bereits zuvor in Prag dem Kaiser Eröffnung davon gemacht hatte und, wie Isthuanfius schreibt**): „ubique a Caesarianis summa laetitiae significatione, quacunque iter fecerit, exquisitisque honoribus" aufgenommen worden. Wenn also auch gleich ebenderselbe hinzusetzt: „Isthic demum", zu Speier, wohin der Gesandte dem Kaiser folgen müssen, „Caesar legationis seriem et capita ita discussit, ut eam quam secretissimam esse vellet nec ullum alium praeterquam Joannem Trautsonium,

*) Oben S. 71.

**) Hist. lib. XXIV, p. 517. [Nic. Isthuanfi, ein kaiserlicher Rath und Vice-Palatinus des Königreichs Ungarn, im 17. Jahrhundert, aus einem adligen ungarischen Geschlecht, studirte zu Padua und Bologna, begab sich nachgehends in Kriegsdienste, wohnte auch vielen Kriegsexpeditionen in Ungarn bei. Er starb, als ihn einige Zeit vorher der Schlag gerührt, 1608, im 80. Jahre ohne Erben, als der letzte seines Geschlechts, nachdem er 34 Bücher de rebus hungaricis von 1490 bis 1605 geschrieben. (Jöcher.)]

aulae suae praefectum, ac Joannem Baptistam Weberum Jurisconsultum et Romani Imperii Vicecancellarium, ex Ungaris vero Johannem Listhium Episcopum Besprimiensem et Ungaricum Cancellarium consiliis adhiberet, iisque serio interdiceret, ne ea ullo modo panderentur", so ist diese geheimnißvolle Verhandlung unstreitig bloß von den Bedingungen des Bündnisses und nicht von dem Bündnisse selbst zu verstehen.

Aber weiter: wie soll denn hierauf der Kurfürst von der Pfalz zu dem Briefe gekommen sein, den Neuser so unsichern Händen so thöricht anvertrauet hätte? Dieses erzählet Alting im Verfolg der oben angeführten Stelle so: „Quum igitur Maximilianus Imperator sese excusaret Oratori Transylvano de foedere negaretque cum iis pacisci se posse, qui deitatem Christi et divinam Personarum Trinitatem non agnoscerent: ‚Atqui', respondit ille, ‚non est quod tantopere abhorreas ab illa fide, quam una nobiscum tenent ac tuentur magni in Imperio Principes eorumque Theologi.' Et cum dicto, ut assertioni suae fidem faceret, depromsit litteras Neuseri ac Sylvani, et Caesari in manus tradidit. Is porro resignatas et lectas Friderico III. Palatino Electori communicavit eumque commotum rei insolitae indignitate, ne nimium turbaretur monuit, cum ipse in suis ditionibus, quanquam ignarus foveret id genus hominum; in quos tamen detectos secundum leges animadverti Magistratus esset." Was für Armseligkeiten! Welch ein pedantischer Kaiser! Welch ein verlegener, treuherziger Gesandte! Daran sollte sich der Kaiser gestoßen haben? Der lieben Orthodoxie wegen sollte er sich mit einem Fürsten nicht haben einlassen wollen, der ihm ein Königreich abzutreten, wenigstens des Titels und der Ansprüche auf dieses Königreich für ihn zu entsagen und sich wider seinen fürchterlichsten Feind so genau mit ihm zu verbinden bereit war? Oder wenn gleichwohl Maximilian diese fromme Schwachheit wirklich gehabt hätte, warum äußerte er sie denn nicht sogleich in Prag? Warum versparte er eine solche Bedenklichkeit denn bis nach Speier? bis der Gesandte eben Neusers Briefe in der Tasche hatte? Endlich, als er von dem Gesandten erfuhr, daß es auch in Deutschland, selbst unter den Fürsten des Reichs und ihren Theologen, Arianer gebe: was wurden denn die Arianer

in Siebenbürgen in seinen Augen dadurch besser? Und wie konnten sie auf einmal um so viel besser werden, daß er nun nicht allein das Bündniß mit Freuden einging, sondern dem ketzerischen Fürsten sogar eine seiner Nichten zur Ehe versprach? ihn in seinen eigenen Landen aufzunehmen versprach, falls ihn der Türke aus Siebenbürgen vertreiben möchte?*) Sollte Beides etwa mit der Bedingung geschehen sein, wenn Dieser vorher seinem Arianischen Irrthume entsagt hätte? Davon weiß die Geschichte nichts. Auch würde man es schwerlich gewagt haben, dem Gesandten eine so lächerliche Forderung nur merken zu lassen. Denn wer war denn dieser Gesandte? Es war, wie wir wissen, Caspar Bekeß, des Fürsten Johann Sigismund vertrautester Freund und selbst ein Arianer. Dieses bezeugt Sandius**), wenn es nicht aus dem Vertrauen des Fürsten schon genugsam abzunehmen wäre. Ihm also, einem Arianer selbst, hätte man unter die Augen gesagt, daß die Arianer keine Leute wären, mit welchen ein ehrlicher Christ Bündniß machen könne? Er, ein Arianer selbst, hätte nichts darauf zu antworten gewußt als dieses, daß unter den Fürsten des Reichs und ihren Gottesgelehrten doch gleichwohl auch Arianer wären? Er, ein Arianer selbst, hätte diese seine verborgenen Glaubensbrüder in Deutschland dem Kaiser so ohne Bedenken verrathen können? Wer zwar unter den Fürsten des Reichs ein Arianer sei, mochte er wohl selbst nicht wissen; aber das konnte und mußte er doch wissen, daß er die Gottesgelehrten, die ihm dafür bekannt waren, durch seine Anzeige der unvermeidlichsten Verfolgung aussetzte, der auf allen Fall zu entgehen sich die guten Leute eben an ihn gewandt hatten. Und dem ohngeachtet hätte er sie ohne Noth, ohne allen abzusehenden Vortheil aufgeopfert? — Wem Alles das begreiflich ist, nun, dem sei nichts unbegreiflich, was ihm Theologen zu Rechtfertigung ihrer verübten Grausamkeiten in der Geschichte nur immer vorschwatzen können und wollen!

Bisher habe ich den Brief, welchen Neuser an den türkischen Kaiser entworfen zu haben selbst bekennet, für ebendenselben

*) *Isthuanfius* l. c. p. 517.

**) Enucl. Hist. Eccles., Lib. III, p. 430. [Christoph Sand, Geistlicher in Königsberg, wegen seiner Hinneigung zum Socinianismus abgesetzt. Im Jahre 1668 verließ er Preußen und starb in Amsterdam 1680.]

gelten lassen, welcher sich angezeigter Maßen bei den sogenannten Actis befindet. Daß er es im Grunde auch wohl ist, will ich nun zwar nicht leugnen. Ich kann aber doch auch nicht anzumerken unterlassen, daß man den letztern nicht für so ganz unverfälscht zu halten Grund habe. Gewiß ist es wenigstens, daß er nicht in der Sprache erscheinet, in welcher ihn Neuser aufgesetzt hatte. Neuser hatte ihn lateinisch geschrieben, wie aus der Stelle erhellet, die er selbst daraus anführet; und hier ist er nur deutsch zu lesen, in einer Uebersetzung nur also, die sich wohl schwerlich von dem Verfasser selbst herschreiben dürfte. Ja, aus der angeführten Stelle, wenn man sie gegen das Deutsche hält, ist klar, daß sich der Uebersetzer, wer es nun auch gewesen, nicht so gar genau an das Original müsse gebunden haben. Und doch ist dieses nur der kleinste Scrupel, den ich mir gegen die Glaubwürdigkeit des noch vorhandenen deutschen Briefes mache. Ein weit größerer bezieht sich auf eine ausdrückliche Stelle desselben, die ich mit andern historischen Umständen, wie sie sowohl von Neusern als von seinen Feinden angegeben werden, auf keine Weise zusammenreimen kann. Es sagt nämlich Neuser selbst in seinem Schreiben, welches um Ostern 1574 datiret ist, daß er den Brief an den türkischen Kaiser vor vier Jahren*) aufgesetzt habe; also um Ostern 1570, vor dem Reichstage zu Speier, als ihn noch Niemand wegen des Arianismus in Verdacht hatte, als ihn noch keine deswegen drohende Gefahr aus dem Lande zu fliehen nöthigen konnte. Auch seine Feinde wollen besagten Brief erst auf dem Reichstage zu Speier in die Hände bekommen haben; auch seine Feinde sagen, daß erst auf diesen Brief, den 15. Julius 1570, der Verhaft wider ihn und seine Genossen verhangen worden, dem er für seine Person zu entkommen das Glück hatte. Und gleichwohl wird in eben dem Briefe, so wie er jetzt bei den Actis vorhanden, mit ausdrücklichen Worten dieser seiner ersten Flucht bereits gedacht. Wie in aller Welt kann das sein? Wie kann Neuser durch einen Brief zur Flucht genöthiget werden, in welchem er von dieser Flucht selbst meldet? Wie kann die Wirkung eher als ihre Ursache gewesen sein? Oder soll es nicht von seiner ersten Flucht zu verstehen sein, wenn er gleich

*) Oben S. 69.

anfangs an den türkischen Kaiser schreibt*): „Zuforderst aber soll Ew. Majestät gänzlich dafür halten, daß ich zu derselben meine Zuflucht suche, nicht wie etliche Christen zu thun pflegen, welche um ihrer Mißhandlung willen, als Diebstahl, Mord, Ehebruch, bey den Ihrigen nicht bleiben mögen. Dann für einem Jahr war ich Fürhabens zu Euch zu fliehen, kame bis gen Presburg, aber dieweil ich der Ungarischen Sprache unerfahren, nicht weiter vermochte, bin ich derhalben wieder zu den Meinen gekehrt, und fast noch ein ganz Jahr bey ihnen gewesen, welches gar nicht seyn mögen, wenn ich etwa einer Missethat halben flüchtig worden" u. s. w. Von welcher Flucht ist es denn zu verstehen? Wir wissen ja weder von ihm, noch von seinen Feinden, daß er schon vorher einmal, ehe er wegen des Briefes an den türkischen Kaiser gefangen werden sollen, nach Ungarn entflohen sei. Diese Flucht hingegen, deren er hier gegen den Kaiser gedenkt, und die, von welcher er oben in seinem Briefe, S. 39, redet, sind einander so völlig gleich, daß sie schlechterdings beide für die nämliche zu achten. Sonach aber läßt sich hierbei nur Zweierlei denken. Entweder Neuser hat den Brief an den türkischen Kaiser nach seiner freiwilligen Zurückkunft in der Gefangenschaft zu Amberg geschrieben, und alsdann ist es schon aus diesem Grunde nicht wahr, daß er des nämlichen Briefes wegen gleich anfangs mit den Uebrigen eingezogen werden sollen; schon aus diesem Grunde nicht wahr, daß der Kurfürst den nämlichen Brief durch den römischen Kaiser aus den Händen des siebenbürgischen Gesandten bekommen können. Oder Neuser hat ihn vor seiner Reise nach Speier geschrieben, er mag ihn nun dem Gesandten anvertrauet haben oder nicht, und alsdann ist die Copie, wie sie annoch bei den Actis befindlich, verfälscht, interpolirt wenigstens in dieser Stelle, die sich so offenbar auf eine spätere Zeit beziehet. Jenes kann ich darum nicht für das Wahrscheinlichere halten, weil Neusers Angabe, den Brief vor vier Jahren geschrieben zu haben, darwider ist; weil er ausdrücklich sagt, daß man das Concept desselben in seiner Schreibstube unter seinen Büchern gefunden habe, da man es in dem Gefängnisse müßte gefunden haben, wenn er es in dem Gefängnisse geschrieben

*) Beim Struve, S. 230.

hätte. Folglich muß man natürlicher Weise auf das Andere fallen; und das ist es, was ich sagen wollen. Freilich enthält sonst der Brief eben nichts, was Neuser nicht gar wohl wirklich könnte geschrieben haben. Allein in untergeschobenen Schriften läßt sich auch immer die Denkungsart eines Andern eher nachahmen, als aller Verstoß gegen historische Umstände verhüten. Auch behaupte ich nicht, daß der ganze Brief erdichtet sei. Ich behaupte nur, daß die angeführte Stelle ihre Richtigkeit nicht haben könne, so weit Neusern selbst zu glauben, und sich seine Gegner doch wohl nicht mit ihren eignen Waffen schlagen wollen. Struve scheinet dieses schon zum Theil empfunden zu haben, wenn er schreibt: „Neuser wurde auch in Siebenbürgen, als wohin er sich retiriret hatte, von dem Kaiser und Kurfürsten von der Pfalz verfolget; und als er sich weder daselbst noch sonsten in der Christenheit sicher achtete, adressirte er sich in folgendem Schreiben an den türkischen Kaiser.“ Also aus Siebenbürgen erst hat Neuser, nach ihm, an den türkischen Kaiser das Schreiben erlassen, aus welchem man seine feindselige Gesinnung gegen Deutschland und die ganze Christenheit, schon als er sich noch in dem Schoße derselben befand, zu erweisen pflegt? So ist es nach ihm nicht das nämliche Schreiben, welches der siebenbürgische Gesandte an den Kaiser auslieferte? So ist es nicht das nämliche, welches den Kurfürsten zu der Verfolgung veranlaßte? Nicht das nämliche, auf welches er selbst in seiner vorhergehenden Erzählung als auf Neusers Hauptverbrechen weiset? Nicht das nämliche, welches alle anderen Scribenten, die Neusers Händel berühren, für das nämliche halten? —

Und so viel von den vorläufigen zwei Punkten bis hierher; Alles, was ich nun noch zur Erläuterung derselben und des mitgetheilten Briefes überhaupt beizubringen hätte, vergönne man mir, ohne Ordnung und Schmuck in eine Folge einzelner Anmerkungen zu fassen. Gemacht sind sie einmal, diese Anmerkungen; und wenn sie schon an und für sich selbst nicht sehr wichtig sein sollten, so werden sie doch immer Dem, der irgend einmal in diesem Winkel des Feldes zu arbeiten hätte, bald eine kleine Mühe, bald einen kleinen Fehlgriff ersparen können. Wie viel Schlechtes muß in dem historischen Fache geschrieben werden, ehe sich etwas Gutes schreiben läßt!

1. Daß Neuser zu den Türken geflohen und unter den Türken gestorben, ist so unstreitig, als unbestritten es geblieben. Ob er aber darum auch selbst ein Türke geworden, ob er den türkischen Glauben in aller erforderlichen Form angenommen, das ist es, woran Einige, wie bekannt, noch zweifeln wollen, als Sandius, Arnold[1]), Gerber und Andere. Wenn indeß Gerber Arnolden, so wie Arnold dem Sandius gefolgt ist, und dieser sich einzig auf den Mart. Ruarus[2]) beziehet, so muß ich in Ansehung des Letztren etwas bemerken, welches G. H. Götze*), der diese Zweifler geflissentlich zu widerlegen der Mühe werth gehalten, vor allen Dingen hätte bemerken sollen. Nämlich dieses, daß es nicht wahr ist, daß Ruarus, auf den sie endlich Alle hinauskommen, an Neusers förmlichem Uebergange zur türkischen Religion gezweifelt, sondern daß Sandius seine Worte nur unrecht verstanden. Ruarus nämlich schreibt an Calov**): „Ignosce, Vir clarissime, quod jure tui monendi utar, quod ipse mihi dedisti, in historico praecipue genere. Eo pertinet et illud, quod Paulum Alciatum perinde atque Neuserum ad Turcas se proripuisse et ejurata religione Christiana Alcoranum professum, nimium aliorum relationi credens, affirmas; quorum nomina satius fuisset allegare, ne fides tua accusari posset.“ Was heißt nun dieses? Will Ruarus sagen, daß Calov Beiden, dem Alciatus und Neusern, Unrecht gethan? Keinesweges; er tadelt ihn bloß des einzigen Alciatus wegen, von dem er vorgegeben, daß er, ebenso wie

*) Praef. ad Meletemata Annaebergensia.
**) Epist. Cent. I, 87.

---

1) In Gottfried Arnolds (1666—1714, Pfarrer zu Perleberg) „Unparteiischer Kirchen- und Ketzerhistorie“ kann ich nur folgende Stelle über Neuser finden, die Lessings Worte nicht sehr bestätigt (I, S. 852 f.): „Die andern historien von Adamo Neusero, der aus einem Calviniſten ein Arrianer und endlich ein Türcke soll worden seyn, von denen andern Arrianern, als Serveto, Gentili, Blandrata und andern sind umständlich von gar vielen untersuchet worden, auch würcklich dargethan, daß derselbigen abfall nicht eben denen Reformirten zuzuschreiben gewesen, oder auch vorzuwerffen sey, nachdem aus denen Lutheranern so viele, als Joh. Sommerus von Pirna, Osterodius, Schmalzius und viele andere, auch Arrianer worden wären. Hier ist der ort nicht, daß wir uns weiter dahinein begeben.“

2) Martin Ruarus, geb. um 1587, Rector des Collegiums zu Rakow und später Socinianischer Geistlicher zu Danzig, starb 1657.

Neuser, perinde atque Neuserus, zur türkischen Religion getreten sei. Hätte er dieses von Einem wie von dem Andern leugnen wollen, so würde er sicherlicher Beider Namen mit dem bloßen et verbunden haben. Da er aber perinde atque braucht, so giebt er es von Neusern vielmehr zu und verbittet sich bloß, den Alciatus mit ihm hierin in eine Classe zu stellen. Daß dieses die wahre Auslegung sei, ergiebt sich auch daraus, daß Ruarus in der Folge sich bloß die Ehrenrettung des Alciatus angelegen sein läßt, von Neusern aber weiter kein Wort verlieret. Von Jenem versichert er aus glaubwürdigen Familiennachrichten, daß er in Danzig gestorben; von Diesem aber mußte er wenigstens doch eingestehen, daß er in Constantinopel gestorben; und was für einen Beweis hätte er führen können, daß er allda nicht als ein Türke gestorben? Wenn man ja hierwider etwas einwenden wollte und müßte, so würde sich dieses noch am ersten hören lassen, daß Neuser selbst in seinem Briefe nichts davon sagt. Er sagt bloß*): „Sobald der Bascha diese Worte höret (nämlich sein Bekenntniß von dem Alkoran), spricht er, er wolle mich gen Constantinopel zu dem Kayser schicken, da ich noch auf den heutigen Tag bin, bey des Kaysers oberstem Dollmetsch, welcher ein Deutscher ist.“ Doch was sollte er auch mehr sagen? Wer erzählt gern eine Komöde, die er mit sich müssen spielen lassen? Einem Manne, der nicht ganz ohne Gefühl und Scham ist, kostet es die äußerste Ueberwindung, sich ihr zu unterziehen; was Wunder, daß er jeder Gelegenheit ausbeugt, sich ihrer wiederum zu erinnern? Recht wohl, daß sich die Religionen unter einander den Uebertritt selbst so erschweret haben, daß nicht leicht ein ehrlicher Mann zu einer von der andern laufen wird! Was also Neuser von sich hier bloß verschweigt, hat man kein Recht, darum in Zweifel zu ziehen, wenn es von andern glaubwürdigen Leuten, die an Ort und Stelle davon Nachricht einziehen können, bestätiget wird. —

2. Ein Wort jedoch von diesen glaubwürdigen Leuten selbst. Kaum kann ich Michael Heberern**) dazu rechnen, als welcher erst 1588, und also zwölf Jahr nach Neusers Tode, nach Constantinopel kam und seine Nachrichten wahrlich nicht von sehr

*) Oben S. 65.

**) In seiner Aegyptiaca servitus, gedruckt zu Heidelberg 1610, in 4°.

zuverlässigen Personen hatte. Eher noch muß man den böhmischen Baron Wenceslaus Budowez von Budowa gelten lassen, der sich um 1579 bei der römisch kaiserlichen Gesandtschaft zu Constantinopel befand; also aber doch auch nicht Neusern von Person gekannt hatte und gleichwohl einige dreißig Jahre darauf die abscheulichsten Dinge von ihm in die Welt schrieb*), von welchen einige offenbar erlogen sind. Der Unverwerflichste bleibt also einzig und allein Stephanus Gerlach, welcher in den Jahren 1573—78 kaiserlicher Gesandtschaftsprediger in Constantinopel war und vielfältigen Umgang mit Neusern gehabt hat. Was dieser von ihm, theils gelegentlich in seinen nachher in Deutschland herausgegebenen polemischen Schriften, theils in seinem Tagebuche von ihm erzählt, ist die Hauptquelle, gegen welche jede andere Nachrichten geprüfet werden müssen; nicht zu vergessen, daß man diese Hauptquelle auch gegen sich selbst prüfe. Denn die Züge sind nicht immer gleich lauter, die man aus ihr thut; und besonders scheint in dem Tagebuche, welches uns nicht einmal im Originale mitgetheilet worden**), die jedesmalige Laune des Verfassers vielen Einfluß auf das gehabt zu haben, was er von dem Manne einzutragen für gut befand. —

3. Ob nun aber auch schon, um wieder auf das Vorige zu kommen, in diesem Tagebuche nirgends mit ausdrücklichen Worten gesagt wird, daß sich Neuser beschneiden lassen; obschon vielmehr verschiedene Stellen darin vorkommen, wo Neuser versichert, daß er des türkischen Glaubens nicht sei; obschon Gerlach selbst von einem Wälschen sagt, daß er ein Türk, aber nicht beschnitten worden***): so ist doch aus andern Umständen un-

*) V. Circulus Horologii lunaris et solaris etc. Hanoviae 1616, in 4°. Und zwar in der diesem Werke beigefügten Genealogia Socinianorum, p. 234.

**) Erst 1674 stellte es ein Enkel des Verfassers aus dessen eigenhändigen hinterlassenen Papieren ans Licht; und ob er schon nicht anzeigte, daß diese Papiere lateinisch abgefaßt gewesen, und er also nur eine Uebersetzung liefere, so finden sich doch genugsame Spuren davon in dem Werke selbst, und leider Spuren, welche nicht allein beweisen, daß es eine Uebersetzung, sondern noch dazu eine sehr elende Uebersetzung ist. Eine Abschrift von dem lateinischen Originale besaß Joh. Pet. Ludewig, welche Heineccius gebraucht hat. (S. Anhang zur Abbildung der griechischen Kirche, S. 16.)

***) Tagebuch, S. 80. [Stephan Gerlachs des Aeltern Tage-Buch der von zween Glorwürdigsten Römischen Kaisern, Maximiliano und Rudolpho, beider-

STEPHANUS GERLACHIUS. S.S. THEOL. D. et Prof. Tubing.
Aet. 56. A. 1602.

ſtreitig, daß Neuſer ſo nicht abgekommen. Die Türken vertrauten ihm z. E. aufgefangene Briefe des kaiſerlichen Geſandten, um ſie zu verdolmetſchen und zu entziffern*), welches ſie wohl ſchwerlich würden gethan haben, wenn ſie ihn nicht für Einen von den Ihrigen zu halten alle Urſache gehabt hätten. Daß auch Gerlach im Geringſten nicht an Neuſers Beſchneidung gezweifelt habe, kann ich aus einem ſeiner noch ungedruckten Briefe beweiſen, welche ſich in unſerer Bibliothek befinden. Dieſer Brief iſt an D. Heerbranden in Tübingen den 11. October 1573 aus Conſtantinopel geſchrieben, und ich will die Stelle daraus, die Neuſern betrifft, in mehr als einer Abſicht hier einſchalten. — „Memini adhuc, ornatissime Vir, R. V. D. mihi mandasse, ut de Adamo Neusero, quondam Pastore Heidelbergensi, inquirerem. Comperi autem a ludi rectore Gommorensi (cui familiaris fuit), quod Neuserus solum, ut dicitur, vertens, Gomorram pervenerit, ibique se in dolium cum aliis multis Budam transferendum includi curaverit, verum cujusdam mercatoris proditione latere non potuisse. Hac fraude detecta, aliam comminiscitur, et habitum Ungaricum assumens totum se more Turcarum radi voluit, ut tutius et securius iter Budense ingredi possit. Sed ne hoc quidem cessit ei consilium. Nam ad supremum Capitaneum castrorum Gomorrensium D. Kielmannum Greppingensem tanquam trans-

ſeits den Andern dieſes Namens, Höchſtſeligſter Gedächtnuß, an die Ottomanniſche Pforte zu Conſtantinopel abgefertigten und durch den Wohlgebornen Herrn Hn. David Ungnad, Freiherrn zu Sonnegk und Preyburg ꝛc., Römiſch-Kaiſerlichen Raht, Mit würcklicher Erhalt- und Verlängerung des Friedens, zwiſchen dem Ottomanniſchen und Römiſchen Kaiſerthum und demſelben angehörigen Ländern und Königreichen ꝛc. glücklichſt-vollbrachter Geſandtſchaft: aus denen Gerlachiſchen, Zeit Seiner hierbei bedienten Hoff-Prediger-Ampts-Stelle eigenhändig auffgeſetzten und nachgelaſſenen Schrifften herfürgegeben durch Seinen Enckel M. Samuelem Cerlachium, Special-Superintendenten zu Gröningen, in dem Herzogthum Würtemberg. Mit einer Vorrede Herrn Tobiae Wagneri, ꝛc. Frankfurt a. M. 1674, S. 80: „Eben heut erzehlet mir ein welſcher verleugneter Chriſt (der in Cypern gefangen worden, und darum, daß er ſein Weib und Kinder wieder bekommen möcht, ein Türck, aber nicht beſchnitten, worden ꝛc."]

*) Ebenda S. 175. [S. 174 f.: „Eben heut iſt dem Baſſa ein Paquet Schreiben meines Herrn an unſern Kaiſer ꝛc. mit lauter Ziffern geſchrieben, ſo den Tag zuvor durch den Achmet Tehaia, Agenten von Ofen, ſie fort zu ſchicken, übergeben worden, in die Hände kommen, welche dem Neuſer ſie zu verdolmetſchen, übergeben worden. Der ſich aber wohl gehalten und meinen Herrn aller Sachen halben, wie ſie ſich verlaufen, berichtet."]

fuga et explorator delatus, in vincula conjectus est. Ex quibus tandem, precibus dicti ludi moderatoris aliorumque, hominis vesaniam, ex assiduis studiis et lucubrationibus contractam, mentientium, liberatus, per Poloniam Septem castra adiit, indeque comitem assumens (ut audio, virum doctum) ante annum Constantinopolin venit, mox cum comite infausto circumcisus, non Mophti i. e. Turcarum patriarcha aut Papa, sed Spachii factus est. Es iſt aus einem Pfaffen ein einſpänniger Reiter geworden. Sunt enim Spachii Turcici Imperatoris gregarii equites. Sed tantum stipendii non habet, ut equum alere possit. Visam agit miseram et contemptam. Socios habet Germanos quosdam in bello captos; cum his quotidie fere in tabernis et tonstrina quadam potat; profana et obscena, nonnumquam de masculorum (salva R. V.) concubitu (qui in Turcia usitatissimus est), tractat; a suis sceleratus *Pfaffus* et transfuga quovis supplicio dignus audit, quod abjurata religione nostra ad Turcas sponte transierit, regerit ille convitia; sicque tempus fallunt. Sed nec ipsum interim terrores et pugnae (illae foris et a conterraneis) desistunt. Nam a familiaribus ipsius intelligo, quod pessima conscientia utatur: attonitus et meditabundus assideat: subinde ingemiscat vocesque desperationis plenas interdum edat, quod nimirum majestatem Dei scrutans in hunc errorem et tenebrarum gurgitem demersus sit. Mox rursum se colligens blasphemiis et mendaciis nostram religionem incessit. Nunquam tamen manifestis verbis Turcicam probare visus est. Et cum ipsi a sociis (nam hic religio omnis libera est) Apostasia objicitur, non se fidem mutasse, sed pristinam adhuc in corde alere, respondet. Circumcisioni vero exemplo nescio quorum populorum, a Divo Matthaeo conversorum, patrocinatur, qui antiquitus et baptismum et circumcisionem retinerent. Omnem pecuniam, quam secum ex Germania et Transylvania abstulit, Constantinopoli amisit eamque per Magos recuperare frustra tentavit. Ita miser homo a Satana ubique deluditur. Novis rebus et magicis artibus ipsum studere familiares perhibent. Primo Octobris colloquium meum per tonsorem quendam Germanicum petiit, sed quia concioni opera danda erat, conventum in aliud tempus

distuli. Uxorem jam ducere cogitat, interpretis nostri vicinam, sed quia nummis, quos unice spectant Turcae, non turget, metuo ne nuptiis istis excidat. Sed plus satis de isto.“ — Das Sophisma für die Beschneidung kann keine Erfindung der lüderlichen dummen Spießgesellen des Neusers gewesen sein; auch war es keine Erfindung von Gerlachen, welcher selbst gestehet, daß ihm die Thatsache, auf welcher es beruhe, unbekannt sei: folglich kam es zuverlässig von Neusern selbst und beweiset mehr als alles Andere, daß das wirklich an ihm vollzogen worden, was er damit beschönigen wollen. Es sind aber die äthiopischen Christen, welche, wie jetzt einem Jeden bekannt, Beides, Beschneidung und Taufe, haben. Neuser hatte hiervon ohne Zweifel unter den Griechen Nachricht erhalten. Denn aus Gerlachs Unwissenheit sieht man, daß es in Deutschland damals noch eine ganz unerhörte Sache gewesen; wie ich denn auch finde, daß unsere Landsleute erst 1574 das äthiopische Glaubensbekenntniß näher kennen lernen, so wie es Zaga Zabo 1534 in Portugal übergeben hatte. — Von dem übrigen Inhalte der angeführten Stelle weiter unten.

4. Der Glaubwürdigkeit des Neuserschen Briefes wächset dadurch nicht ein Geringes zu, daß er vollkommen mit der mündlichen Erzählung übereinstimmet, die Neuser Gerlachen schon zuvor von seinem Schicksale gemacht hatte. Unwahrheiten erzählt man nicht leicht so gleichlautend. Man sehe diese Erzählung beim Wolf*) und in dem Gerlach'schen Tagebuche unter dem 21. October 1573. Wenn er z. E. in dem Briefe hier sagt, daß er freiwillig nach der Pfalz zurückgekommen sei, so sagt er es dort ebenfalls: „sponte in Palatinatum reversus.“ Wenn er hier sagt, daß er mit den Predigern in Clausenburg Streit bekommen, so sagt er es auch dort; nur daß ich dort noch deutlicher zu sehen glaube, was für Punkte dieser Streit betroffen. Er betraf diejenigen Glaubenslehren, in welchen der kühne, aber seinen Grundsätzen getreue Unitarier so viel weiter geht als der eigentlich so genannte Socinianer, der weder kalt noch warm ist, und der,

*) Lect. Memorab. Centenario XVI, p. 901. Wolf will sie aus Gerlachs Antidanaeus genommen haben, wo ich aber (p. 35) nur das letztere Stück finden können.

man weiß nicht warum, gern den Namen einer Religion beibehalten möchte, deren innerstes Leben er vernichtet. „Dum ibi haereo“, zu Clausenburg nämlich, „inter Fratres Poloniae et Transylvaniae disputatur de articulo Justificationis: et res eo deducitur, quod Christus sua morte et passione genus humanum non redemerit, nec illud suo sanguine justificare et salvare possit, siquidem nudus homo sit“ u. s. w. Man kann leicht errathen, auf welcher Seite Neuser in diesem Streite gewesen. Auf des Franciscus Davidis[1]) Seite ohne Zweifel, von dem es, sollte ich meinen, zu unsern Zeiten nicht laut genug gesagt, nicht oft genug wiederholet werden kann, daß Socinus selbst an ihm zum Verfolger geworden. So gewiß ist es, daß Sectirer, wenn sie auch noch so wenig glauben, gegen Die, welche auch dieses Wenige nicht glauben wollen, bei Gelegenheit ebenso intolerant zu sein geneigt sind, als der abergläubischste Orthodox nur immer gegen sie sein kann. — Auch wenn Neuser hier in dem Briefe erzählt, daß er im Geringsten nicht in dem Vorsatze, zur türkischen Religion zu treten, nach Ungarn gegangen sei, sondern bloß um eine Widerlegung seiner Widersacher oder sonst etwas Nützliches daselbst drucken zu lassen; daß ihn da bloß die äußerste Noth, um nicht auch von den Türken verfolget zu werden, genöthiget, den letzten Schritt zu thun: so erzählte er es dort nicht anders. „Haec“, sagte er, die obigen Streitigkeiten nämlich, „cum agitarentur, et ego quaedam de uno vero Deo contra Trinitatem publicare constituerem, ejusque gratia in vicum quendam nobilem Turciae patrocinio gaudentem, ad Typographum ibi commorantem profectus essem, Bassae Themeswarensi proditus fui, qui me Constantinopolim misit nihil reluctantem, sed potius de eo gratulantem mihi ipsi: quod Alcoranum a veri-

1) Franciscus David, gewöhnlich Davidis genannt, aus Ungarn. Im Anfange war er der römisch-katholischen Religion zugethan, nachher aber bekannte er sich zu der augsburgischen Confession und behauptete derselben Lehre wider die Reformirten mit besonderm Eifer. Hierauf hielt er's eine Zeit lang mit den Reformirten und ward endlich von Blandrata für den Socinianismus gewonnen, der es auch dahin vermittelte, daß der siebenbürgische Fürst, Johann Sigismund, seinen bisherigen lutherischen Hofprediger, Dionysius Alesius, abdankte und den Davidis an dessen Stelle setzte. Später wurde er Superintendent in ganz Siebenbürgen. 1574 wurde er, wegen ärgerlichen Lebenswandels, sagt Jöcher, zu ewigem Gefängniß verurtheilt, in welchem er 1579 starb.

tate non alienum esse, et in omnibus capitibus religionis mecum sentire cognovissem“ ꝛc. Nur von dem Schreiben an den türkiſchen Kaiſer, von welchem er hier ſo umſtändlich iſt, ſagt er dort nichts; ohne Zweifel, weil ihm die daher genommene Anklage noch nicht zu Ohren gekommen und während ſeinem Gefängniſſe nie die Rede davon geweſen war. War aber das, ſo war es ohnſtreitig auch erſt nach ſeiner Flucht von Amberg unter ſeinen Papieren zu Heidelberg gefunden worden; woraus wiederum die Falſchheit des Vorgebens erhellet, daß es der Kaiſer von dem ſiebenbürgiſchen Geſandten erhalten habe. Zwar läßt Neuſer dort ſelbſt den Kaiſer nicht ganz aus dem Spiele, wenn er ſagt: „Hoc“, ſeine Arianiſche Geſinnung nämlich, „cum in comitiis Spirensibus de me et Sylvano Imperatori Maximiliano et per eum meo Principi innotuisset, fuga mihi consului.“ Allein muß der Kaiſer darum durch den ſiebenbürgiſchen Geſandten ſelbſt dahinter gekommen ſein? Muß er es aus dem Schreiben an den türkiſchen Kaiſer erſehen haben, weß Geiſtes Kind Neuſer ſei? Neuſer geſteht ja ſelbſt, den ſiebenbürgiſchen Geſandten in Speier mit ſeinen Freunden beſucht zu haben. Wie, wenn der Kaiſer, als ihm dieſes zu Ohren gekommen, aus bloßem Verdachte, den man gegen alle fremde Geſandten hat, nur wiſſen wollen, was es für einen Zuſammenhang mit dieſem Beſuche habe? Wenn er alſo die Briefe auffangen laſſen, die an den Geſandten gekommen? Wenn es alſo aufgefangene Briefe von Neuſern an den Geſandten bloß geweſen wären, die dem Kaiſer das Geheimniß verrathen? Dieſe Vermuthung iſt ſo wahrſcheinlich, daß man ſich gar nicht wundern darf, ſie vom Sandius für die Wahrheit ſelbſt angenommen zu finden*), wenn er Neuſers Brief, „ad illustrem Dn. Bekesium, Joannis Sigismundi Transylvaniae Principis Legatum ad Maximilianum II. Imperatorem“, als noch im Manuſcripte vorhanden anführt und hinzuſetzt: „qua epistola Caesar intercepta, procuravit, ut Neuserus cum Sylvano in vincula conjiceretur.“ Daß das Datum dieſes Briefes, 1571, welches Sandius angiebt, ein Druckfehler ſei, verſteht ſich. Aber ebenſo verſteht ſich, daß, wo ein Druckfehler iſt, darum nicht eben auch eine Lüge ſein

*) Biblioth. Antitrinit., p. 61.

müsse. Ein aufgefangener Brief von Neusern an Bekeß muß wenigstens wohl dagewesen sein; nur ob eben der Kaiser ihn aufgefangen habe, das ist freilich eine andere Frage. Denn wie leicht könnte ihn bloß der Kurfürst von der Pfalz haben auffangen lassen? Ihm konnte doch Neusers Reise am wenigsten verborgen geblieben sein. Bei ihm war Neuser ohnedem nicht wohl angeschrieben. Bei ihm hatte Neuser schon zu mehr Malen um seinen Abschied angehalten. Was Wunder also, wenn er gleich das Schlimmste von ihm argwohnte und an seine Briefe zu kommen suchte? Und als er sie hatte, warum hätte er sie nicht von dem Kaiser erhalten zu haben vorgeben können, um die Lebhaftigkeit und Schärfe seiner Untersuchung damit zu verlarven? Neuser sagt es ja, daß er im Gefängnisse immer hören müssen, was man mit ihm handle und thäte, das müßte man des Kaisers halben thun. Hätte er es nun auch am Ende selbst geglaubt, war es darum wahr? Bleibt es darum dennoch nicht höchst unwahrscheinlich, daß sich der Kaiser eines so widersprechenden Betragens schuldig gemacht, indem er auf der einen Seite ein paar arme Geistliche, hinter deren Arianismus er nicht auf die beste Weise gekommen war, so strenge verfolgen und auf der andern Seite sich mit einem offenbar erklärten Arianer in Bündniß und Schwägerschaft einlassen wollen? Warum ich aber vielmehr den Kurfürsten eines Winkelzuges für fähig halte, davon wird weiterhin die Ursache vorkommen.

5. Als die mehrgedachten Acta und Neusers Schreiben an den türkischen Kaiser in den Monumentis Palatinis 1701 zuerst erschienen, konnten sich die reformirten Herausgeber nicht enthalten, in der Vorrede auf diejenigen Lutherischen Gottesgelehrten zu sticheln, welche, freilich unrecht genug, Neusers Abfall dem Calvinismus zur Last legen wollen und die Bestrafung des Sylvanus für zu strenge gehalten hatten. „Bene est“, fügen sie hinzu, „quod saltem nil in gratiam Neuseri scripserint, qui ebrius abiit in locum suum, et cujus Epistola, quam publicamus, et notae, quas Alcorani sui margini allevit, quasque penes nos asservamus, qualis fuerit indicant. Sed nec in Sylvani supplicio *furor erga errantes* (Wütherei gegen die Irrenden) exercebatur, siquidem ille aeque ac Neuserus cum Turcis

commercium habuit, et blasphemiae ejus tam horrendae fuerint, ut priores esse non potuerint.“ Gleichwohl, sieht man, lasse ich mich nicht abschrecken, es noch zu thun, was diese Herren meinten, daß es bisher so wohl unterblieben sei. „Bene est, quod saltem nil in gratiam Neuseri scripserint!“ Bene? Ich sage, schlimm ist es, daß es nicht geschehen! Schlimm, daß nach zweihundert Jahren ich der Erste sein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verschafft! Einem unglücklichen Manne, den man aus der Christenheit hinaus verfolget hat! Oder, wenn er Unrecht hatte, daß er sich hinaus verfolgen ließ, hat er darum in nichts Recht? Hatten seine Verfolger darum — ich will nicht sagen gewonnen Spiel — denn das haben sie leider! — sondern in Allen gutes aufrichtiges Spiel gegen ihn, weil sie ihn endlich zu einem Schritte brachten, den freilich Niemand vertheidigen kann? Wenn der Ausgang die Seele der Geschichte sein soll, wenn man nach diesem alles Vorhergegangene beurtheilen soll, so wäre es ebenso gut, wir hätten gar keine Geschichte. Ist es genug, ein blutdürstiges Bedenken gehässiger Theologen nebst einem cassirten Schreiben unter dem vielversprechenden Titel Acta gegen einen Verurtheilten drucken zu lassen, um seine Vertheidiger auf immer zu präcludiren? Das Beste, was an diesen Actis fehlet, das Verhör, die eigene Aussage der Beschuldigten, wird durch Neusers Brief einiger Maßen ersetzt; und nun bitte ich um Revision des Processes. Jenes Schreiben an den Türken sei noch so richtig, sei in jedem Worte noch so authentisch, sei von seinem Verfasser selbst nicht durchstrichen, nicht verworfen worden, sei von ihm wirklich abgeschickt worden, enthalte so viel bürgerliches Verbrechen, als man nur will: was ging eines Andern Schreiben den Sylvanus an? Hatte er es mit unterschrieben? Keinesweges. Er betheuert, daß er nicht das Geringste davon wisse; er stirbt darauf. Auch Neuser versichert, daß es Sylvanus ebenso wenig als sonst ein Mensch in der Welt gelesen habe; er unterläßt nicht, dieses zweimal an den Kurfürsten aus Polen nach Heidelberg zu schreiben. Man findet nicht angezeigt, wodurch man den Sylvanus des Gegentheils überführen können. Und gleichwohl! Und gleichwohl sollen wir nicht sagen dürfen, daß die Hinrichtung desselben nichts als Wütherei gegen Irrende gewesen?

6. Einen andern unumstößlichen Beweis, daß diese Hinrichtung nichts anders gewesen, hat jedoch auch bereits längst ein Mann angegeben, den man wohl nicht im Verdachte haben wird, daß er einen Antitrinitarier begünstigen wollen, und in einer Schrift angegeben, die nichts weniger als zu Ehren dieser Religionspartei geschrieben ist: E. S. Cyprian[1]) nämlich, in seiner Dissertation de Mortibus Socinianorum.*) Im neunten Capitel, welches vom Sylvanus besonders handelt, sagt er von ihm: „An et perduellionis convictus sit, quod volunt Pareus, Altingius, Hoornbeckius, Spanhemius et Reformati communiter, valde dubium est. Mihi ob solam doctrinam et in Christum dicteria interemtus videtur. Habeo autem hujus meae sententiae longe firmissimum argumentum, quod nulla arte elusum iri existimo. Nimirum major, forte et melior consiliariorum pars noluit eum capitali supplicio affectum, quare ipsemet elector sententiam ferre coactus est, ut supra ex Altingio percepimus. At si Sylvanus criminis laesae majestatis convictus fuisset, consiliarii mortis sententiam sine omni circuitione in eum tulissent. Deinde adeo non est probatum, Sylvano cum Turcis literarum commercium fuisse, ut id ne dicere quidem audeant Reformati.“ Die Sache hat ihre Richtigkeit. Nur darin ist Cyprian, oder vielmehr Alting, dem er folgt, nicht genau genug, daß er nicht bestimmter angiebt, zwischen wem die Uneinigkeit über die Bestrafung des Sylvanus eigentlich obgewaltet. Sie war nicht sowohl unter den Räthen des Kurfürsten, ob sie schon auch unter diesen war, als vielmehr unter den Theologen und Räthen. Die Theologen verlangten Blut, durchaus Blut; die politischen Räthe hingegen stimmten größten Theils auf eine gelindere Bestrafung. Das würde einer Verleumdung der Theologen sehr ähnlich sehen, wenn es nicht der Kurfürst in seinem Schreiben an den Kurfürst Augustus von Sachsen selbst sagte: „Demnach denn ich“, schreibt er**), „mich sowohl bei meinen Theo-

*) Unter seinen Dissertationibus varii argumenti, die Fischer herausgegeben, befindlich.

**) Beim Struve, S. 228.

1) Ernst Salomon Cyprian, geb. 1673, seit 1735 Vicepräsident des Oberconsistoriums zu Gotha, gest. 1745.

logis und politischen Räthen Raths befragt, was vor Straf gegen einen solchen Gotteslästerer vorzunehmen, und aber der eine Theil, nämlich die Theologi, ihr Bedenken dahin gestellt, daß nicht allein solche Gotteslästerungen mit dem Ernst capitaliter zu strafen, sondern daß er sich auch politischer Weise so weit vergessen, daß er wohl eine ernste Leibesstrafe verwirkt habe. Meine politischen Räthe aber ihr Bedenken mehrentheils dahin gestellt, daß die kaiserlichen Rechte dergleichen Straf mildern, et quod Ecclesia non claudat gremium redeuntibus" etc. — Zum Unglück ist auch das Bedenken der Theologen noch selbst vorhanden und ist ebendasselbe, welches, wie schon bemerkt, die sogenannten Acta fast einzig und allein ausmacht. Welch ein Bedenken! Wem müssen die Haare nicht zu Berge stehen bei diesem Bedenken! Nein, so lange als Ketzergerichte in der Welt sind, ist nie aus einem eine sophistischere, grausamere Schrift ergangen! Denn was kann sophistischer sein, als daß sie durchgängig nur aus dem Grunde der Gotteslästerung entscheiden? Als ob die Beklagten die Gotteslästerung eingestanden! Als ob die Beklagten ihnen die Gotteslästerung nicht vielmehr zurückgeschoben! Als ob die Beklagten, wenn sie Macht gehabt hätten, nicht völlig aus eben dem Grunde ihnen selbst den Kopf hätten absprechen können! Und was kann grausamer sein, als sich durch keine Reue, durch keine versprochene Besserung wollen erweichen lassen? Waren es Menschen, welche schreiben konnten*): „Denn daß sie (die abscheulichen Bekenner nur des einigen, nicht dreieinigen Gottes) mit ihrer Bekenntniß Besserung verheißen, wäre ihnen wohl zu wünschen, daß ihnen Gott eine ernstliche Bekehrung verleihen wolle; aber wie dieses bei Gott allein stehet, daß er sich erbarmet, deß er sich erbarmen will, also gebühret es dem Menschen, daß er seine Gerichte, die er ihnen mit ausdrücklichen Worten vorgeschrieben und befohlen hat, standhaftig exequire"? Also: nur erst den Kopf ab; mit der Besserung wird es sich schon finden, so Gott will! Welch ein Glück, daß die Zeiten vorbei sind, in welchen solche Gesinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! daß sie wenigstens unter dem Himmel vorbei sind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigen-

*) Beim Struve, S. 228.

der Gedanke, wenn es möglich wäre, daß sie auch unter diesem Himmel einmal wiederkommen könnten! —

7. Wenn aber der Kurfürst Friedrich in dem angezogenen Schreiben den Kurfürsten zu Sachsen nur um das Bedenken seiner politischen Räthe ersucht, das Bedenken seiner Theologen aber sich aus dem Grunde verbittet, „weil sie Zweifels ohne mit den Seinen auf die göttlichen Rechte würden schließen", so kann man sicher behaupten, daß dieses Zweifels ohne ohne Zweifel ganz anders ausgefallen sein würde und der Kurfürst nur darum etwas als ausgemacht annimmt, was nichts weniger als ausgemacht war, weil er sich auch von dieser Seite in einer Sache nicht neuen Widersprüchen aussetzen wollte, in der er allem Ansehen nach seinen Entschluß längst gefaßt hatte. Denn unmöglich würden Lutherische Theologen den Genfischen Grundsatz, daß Alles mit dem Tode zu strafen, was das Gesetz Mosis mit dem Tode zu strafen befiehlt, worauf das ganze Heidelbergische Bedenken gebauet ist, gebilliget haben. Wohin nun aber das Bedenken der sächsischen Räthe gegangen, läßt sich nicht mit vollkommner Gewißheit sagen, da es nie bekannt geworden. Vermuthlich aber muß es mit dem Bedenken des größern Theils der pfälzischen Räthe wohl übereingekommen sein, weil sich sonst der Kurfürst wahrscheinlicher Weise darauf bezogen hätte und nicht genöthigt gewesen wäre, sich zu stellen, als ob er einen Ausspruch nach eigenem Gutdünken thue, mit dem sonderbaren Zusatze, er glaube, er habe auch den h. Geist, welcher in dieser Sache ein Meister und Lehrer der Wahrheit sei. „Elector autem", schreibt Alting, „cunctantibus et haerentibus Consiliariis, ne iretur in infinitum, et sua manu sententiam conscripsit (cui hoc epiphonema subjunxerat, putare se, quod et ipse Spiritum Sanctum habeat, hac in parte magistrum et doctorem veritatis) eamque die 11. Aprilis 1572 octo mensibus ante quam executioni mandaretur, Consiliariis suis communicavit." Sind das wirklich des Kurfürsten Worte gewesen, nun, so ist der hier oben versprochene Grund, warum ich glaube, daß er sich nicht zu groß gehalten, kleine Winkelzüge zu brauchen. Denn was ist offenbarer ein Winkelzug als diese Berufung auf den h. Geist, den auch er haben will? Wer war ihm denn sonst entgegen

gewesen als seine politischen Räthe, die doch ganz gewiß auf die unmittelbare Einwirkung des h. Geistes keinen Anspruch machten, und deren h. Geiste er seinen h. Geist nöthig gehabt hätte entgegenzusetzen? Die auf die Erleuchtung des h. Geistes pochten, waren ja seiner Meinung, oder er vielmehr der ihrigen. Was hatte denn also auch er für einen h. Geist, als den, der aus Genf wehete? —

8. Ich komme wieder auf unsern Neuser. Auch für Diesen macht Cyprian einige gute Anmerkungen und ist weit entfernt, Alles, was seine Widersacher von ihm in den Tag hineingeschrieben, für erwiesene Wahrheiten anzunehmen: „Datae porro ad Selimum II. Neuseri litterae, de quibus non satis exploratum habeo, num consilia subvertendi imperii Romani suggesserint, quae procul dubio risu a Turcis fuissent excepta.“ Cyprian hatte Neusers Schreiben bei den Actis noch nicht gelesen; ja, er sagt weiterhin, daß er glaube, es sei nie bekannt worden. Gleichwohl ist seine Dissertation erst 1703 gedruckt, also zwei Jahr nachher, als dieses Schreiben in den Monumentis Palatinis erschienen war. Und kannte er etwa diese Monumenta nicht? Er kannte sie nur allzu wohl; denn er citiret Altings Hist. Eccles. Palat., die in ihnen gleichfalls zuerst ans Licht gekommen war. Dieses ist mir, ich gestehe es, ein Räthsel. Oder hielt er etwa, so wie hernach Struve, das in den Monumentis befindliche Schreiben für ein späteres, welches Neuser aus Siebenbürgen an den türkischen Kaiser geschrieben, aus welchem man folglich seine Anklage nicht hernehmen könne? Sodann, sollte ich meinen, würde er sich hierüber wohl deutlicher erklärt haben. Doch dem sei, wie ihm wolle; genug, er kannte es nicht oder wollte es nicht kennen und schreibt weiter: „Scripsit ad Turcarum Imperatorem Neuserus, fateor; sed quia literae, quod ego sciam, nunquam publici juris factae sunt, incertum est, num suffecerint probando perduellionis proposito. Quid si Neuserus hoc solum scripserit, se ex civitate sua in Turciam migraturum, ubi loqui liberius liceret? Sane id scribi non vetat jus naturae, ceu Grotius docuit *secundo de jure belli capite*, V. §. 24. Dicamus autem, jure civili id interdictum fuisse; numquid sola voluntatis transeundi significatio illico capitale supplicium meruerit?

Et contineant tandem Neuseri literae perduellionis indicia, quid hoc ad Sylvanum?“ Gelinder konnte man von Neusers Schreiben, ohne es gelesen zu haben, wohl nicht urtheilen. Es war auch höchst wahrscheinlich geurtheilet; denn was konnte ein armer Prediger in Heidelberg dem türkischen Kaiser eben für Anschläge geben? Dem ungeachtet dürfte man doch wohl ein wenig schärfer davon urtheilen müssen, wenn man es nunmehr gelesen hat und es so, wie es bei den Actis zu lesen ist, für völlig unverfälscht halten könnte. Denn obschon Neuser selbst davon sagt*): „Auf solches Propositum Pauli, und niemanden auf keinerlei Weise, weder Juden, noch Heiden, noch Christen, noch Türken zu verletzen, Gott ist mein Zeuge, habe ich den Brief geschrieben“, so kommen doch wirklich verschiedene Stellen darin vor, die nur allzu deutlich auf die Verletzung der Christen abzuzwecken scheinen. Als: „Derohalben wenn Ew. Majestät die abgöttischen Christen zur Erkenntniß des einigen Gottes bringen, Euer Reich erweitern, und des einigen Gottes Ehr in der ganzen Welt ausbreiten wollen, so ist es itzund Zeit fürzunehmen, dieweil der Christen Pfaffen und Prediger also zwieträchtig seyn, und das gemeine Volk im Glauben zu zweifeln anfähet, so treiben und trücken die Bischöfe und Obrigkeiten den armen Mann so heftig, daß er öffentlich Ewr. Majestät Zukunft begehret, damit Ewr. Majestät das teutsche Reich besitzen, und den Armen erledigen thue.“ — Ferner: „Was weiters vom Stande der Christen vonnöthen zu wissen, will Ewr. Majestät ich mit Gottes Gnaden mündlich berichten.“ — Diese Stellen, wenn sie, wie gesagt, nicht interpolirt sind, möchten sich schwerlich unter den Schirm und Schutz des Grotius ziehen lassen, als welcher an dem angeführten Orte bloß für Recht erkennet, daß es einzelnen Gliedern freistehen müsse, den Staat, in welchem es ihnen länger zu leben nicht anstehet, mit einem andern zu vertauschen. Daß aber dieser andere Staat sogar ein feindlicher Staat, in Ansehung des zu verlassenden, sein könne; daß diese Verlassung sogar in der Absicht geschehen könne, dem andern nunmehr gegen den erstern beizustehen, ist Grotius zu behaupten sehr weit entfernt. Kömmt doch aber auch Neusers Rechtfertigung

*) Oben S. 68.

hierauf gar nicht an. Mag doch sein Schreiben so viel Hochverrath enthalten, als ein Schreiben nur immer enthalten kann! Genug, er hat es nicht abgeschickt; er hat es nach reiferer Ueberlegung selbst gemißbilliget. Das ist es, was uns seine Widersacher verschwiegen haben; das ist es, wovon sie uns gerade das Gegentheil bereden wollen.

9. Selbst Leibnitz, der Alles las, mußte Neusers Schreiben an den Türken, so wie es bei den Actis befindlich, noch nicht gelesen haben, als er 1706 an La Croze schrieb: „C'est un bonheur pour le Christianisme, que les Turcs n'ayent pas eu l'esprit de profiter des avis des gens faits comme *Adam Neuser*, Ministre du Palatinat, qui vouloit établir une intelligence entre eux et les Chrétiens Anti-Trinitaires.“ Denn so weit ging doch Neusers Vorhaben, nach diesem Schreiben zu urtheilen, wirklich nicht. Er wollte sich den Türken mit Frau und Kindern in die Arme werfen; er bat den Kaiser, ihn für seinen Unterthanen anzunehmen; er gelobte als ein neuer Unterthan, ihm mit Rath und That wider die Christen beizustehen; er versicherte, daß unter den Christen Gleichgesinnte genug anzutreffen, die sich sofort zu ihm schlagen würden, wenn er in Deutschland mit einem Heere erscheinen könnte. Aber daß er ein ordentliches Verständniß zwischen diesen Gleichgesinnten und den Türken errichten wollen; daß er ihnen wirklich dahin abzweckende Eröffnungen gemacht; daß die Türken nur nicht witzig genug gewesen, von diesen Eröffnungen Gebrauch zu machen: dürfte wohl ebenso wenig aus dem Schreiben als sonst woher zu erweisen stehen. Aber wohl dünkt mich es mit Cyprianen sehr wahrscheinlich, daß alle dergleichen Eröffnungen von einem unbekannten Pfaffen mitten aus Deutschland, wenn es auch möglich gewesen wäre, sie vor den Divan zu bringen, nur mit Lachen und Verachtung würden sein aufgenommen worden. — Selbst noch später (1716) schreibt Leibnitz irgendwo: „Autrefois un certain *Adam Neuser*, qui de Ministre Reformé s'étoit rendu Turc, avoit aussi eu la pensée de cabaler dans la Chrétienté en faveur des Turcs. Il est sur que les Turcs y trouveroient des partisans, s'ils agissoient d'une manière moins barbare; car les Sociniens, les Anabaptistes et les Fanatiques pourroient leur être favorables.“ So gewiß nun auch das Letztere sein möchte, ebenso gewiß ist es doch auch, daß Neusern nichts

weniger in den Sinn gekommen, als in der Christenheit für die Türken zu cabaliren. Er suchte nichts, als mit guter Weise heraus zu kommen. Wenn hier Leibnitzen nicht sein eigenes Genie verführt hat, nach welchem er sich ein jedes Ding gleich in seinem allerweitesten Umfange dachte und überall Plan und Absichten wahrnahm, wo deren nur immer waren oder sein konnten, so mußte er sich eine solche Idee von Neusern lediglich aus der Strenge abstrahiret haben, mit welcher man gegen Neusers Genossen verfahren war. Er konnte diese Strenge ohne Zweifel nicht mit dem bloßen Vorsatze, zu den Türken zu fliehen, reimen; er verstärkte sich also den Grund dazu in seiner Einbildung durch wirkliche Thatsachen und dachte folglich, nach seiner Gewohnheit, auch da sehr bündig, wo er nicht ganz richtig dachte.

10. Ich bin gar nicht Willens, jedes geringere Versehen zu rügen, welches Dieser und Jener bei Erzählung der Neuser'schen Schicksale gemacht hat. Ich sage also z. E. nichts davon, daß Lauterbach*) den Johann Sigismund, welcher seinen Gesandten 1570 nach Speier schickte, einen Bathori nennt und so viele andere Unrichtigkeiten theils nachschreibet, theils zuerst begehet. Nur eine, die jedoch diesem Schriftsteller noch am wenigsten zu Schulden kömmt, kann ich anzumerken nicht unterlassen. Diese nämlich, daß man durchgehends Neusern einen Socinianer nennt. Thut man dieses in der Absicht, die Socinianer desto verhaßter zu machen, so ist es Bosheit. Thut man es aber, um in aller Einfalt damit anzuzeigen, für wessen Schüler und Anhänger man Neusern halte, so ist es Unwissenheit. Denn gewiß ist es, daß Neuser längst todt war, als sich Faustus Socinus zuerst bekannt machte; und von den Schriften des Lälius war nichts ans Licht gekommen. Aus der Uebereinstimmung der Lehrsätze ist eine solche Benennung vollends zu rechtfertigen; denn die Socinianer protestiren wider diese Uebereinstimmung und haben also Recht, sich zu beklagen, wenn man alle Arten der Unitarier unter ihrem Namen in eine Classe werfen will; ebenso, wie unter diesen auch Einige sind, die nicht einmal gern den Namen der Socinianer auf sich möchten kommen lassen.

*) In seinem Polnischen Arianischen Socinianismus, 1728 in 8o.

11. Was aber besonders Samuel Crell[1]) über diesen Punkt sagt, muß ich nothwendig hier anführen, weil es einen gar zu wichtigen Umstand enthält, der unsern Neuser angeht. „Jam vero scis", schreibt er an La Crozen*), „me *Socinum*, qua *Socinus* fuit, id est, ab aliis diversa excogitavit, plane deserere. In dogmate de uno Deo Patre constanter persisto. Quoad alia diversarum partium orthodoxis communia, cum orthodoxis sentio, aut ad eos propius accedo. *Mahometis* doctrinam non ego tántum, verum etiam qui *Socinum* stricte sequebantur, semper sunt detestati et abominati. Nec video, quomodo ii, qui Christum non prophetam solummodo aliis excellentiorem, sed dominum coeli et terrae, Deo patri, quantum fieri potest, conjunctum imperiique ejus reapse participem credunt magis quam alii Christiani Mahometismo obnoxii fieri possint. Fateor, illa Unitariorum monstra, quae Christum invocandum inficiantur, aut tantum pro propheta fere in regno demum millenario regnaturo habent, facilius eo insaniae delabi posse. Ut de *Neusero* dogmatis istius impii parente refertur. Parente, inquam: *Franciscus* enim *Davidis* eo adhuc tempore, quo cum *Georgio Blandrata Georgium Majorem*[2]) professorem Wittebergensem refutabat, dominum Jesum invocandum esse statuebat, ut ex isto opere non uno indicio constat. *Neuserus* vero non obscure sibi dogmatis hujus inventionem adscribit, adeoque etiam *Franciscum* illum seduxisse videtur." Ganz gewiß muß es Neusers Meinung gewesen sein, daß Christo, dem er die Gottheit absprach, weder Anbetung noch Anrufung gebühre. Denn da er die Göttlichkeit der Schrift aufgab, indem er ihr den Alkoran zur Seite setzte; da er folglich von dieser Seite durch keine exegetische Schwierigkeiten zurückgehalten ward: was hätte ihn denn zurückhalten sollen, jenen zweiten Schritt zu thun, den alle gesunde Vernunft zu thun befiehlet, sobald man den ersten gethan hat? Er ist nicht Gott, er ist nicht anzubeten, sind der Vernunft

*) Thes. Epist. Lacroziani, T. I., p. 111.

1) Samuel Crell, geb. 1660, gest. 1747 zu Amsterdam.

2) Georg Major, geb. 1502 zu Nürnberg, seit 1536 Professor in Wittenberg, seit 1547 Pfarrer in Merseburg, seit 1548 wieder in Wittenberg, starb 1574.

identische Sätze. So viel, sage ich, ist von Neusern unstreitig: daß er aber darum der Erste gewesen sei, welcher seinem Lehrbegriffe diese natürliche, nothwendige Ausdehnung gegeben; daß er den Franciscus Davidis verführt habe, mit ihm hierin gleicher Meinung zu sein; daß er sich selbst nicht undeutlich als den Erfinder solcher Meinung berühmt habe: das ist, woran ich zweifle, und wovon ich wünschte, daß es Samuel Crell nicht allein hätte behaupten, sondern auch erweisen wollen. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, in des Fr. Davidis Schrift wider George Majorn nachzusehen, wie er sich darin über die Anbetung Christi ausdrücket. Ohne Zweifel aber wird er da sich nicht anders äußern, als er sich 1568 auf der Unterredung zu Weißenburg äußerte. Da, weiß ich gewiß, war er schon im Grunde der Meinung, die er von Neusern erst angenommen haben soll. Denn wenn er schon dem Worte nach Christo die Anbetung nicht absprach, so sprach er sie ihm doch dem eigentlichen Sinne nach ab, indem er behauptete, daß ihm zwar eine Anbetung gebühre, aber doch nicht die nämliche Anbetung, welche dem Vater allein vorbehalten sei. Er ließ ihm also eine Anbetung, wie er ihm eine Gottheit ließ, das ist eine, die keine war.*) Mit der Zeit druckte er sich hierüber nur dürrer aus; welches aber keineswegs der Verführung Neusers, sondern lediglich dem Widerspruche des Socinus beizumessen war, der unter den neurern Unitariern zuerst den sonderbaren Mittelweg einschlug und sich nichts weniger als eine Demonstration, „quod Christo, licet rei creatae, tamen invocatio et adoratio seu cultus divinus conveniat“**), zu geben getraute. Alle Unitarier vor ihm, wenn man sie mit der Sprache herauszugehen nöthigte, waren des Davidis Meinung, oder sie verstanden doch unter der Anbetung Christi ganz etwas Anderes als unter der Anbetung Gottes. Ja, es ist so wenig wahr, daß Davidis zuerst in Siebenbürgen so gelehret habe, wie Crell sagt, daß es ihm von Neusern beigebracht worden, daß Socinus selbst mehr als Einen namhaft macht, der ihm darin vorgegangen. „Videbam enim“, sagt er in der Zuschrift seiner *Disputatio de Jesu Christi invocatione*,

*) V. Disputatio in causa sacrosanctae Trinitatis etc. Claudiopoli 1568.
**) V. *F. Socini* Epistolae, p. 143. Racoviae 1618.

„ad falsas et valde perniciosas planeque Judaicas quasdam de Christo opiniones, quas praeter vel etiam ante *Franciscum Davidis Jacobus Palaeologus, Johannes Sommerus, Matthias Glirius* et alii in Transylvania disseminaverant, ex multorum animis radicitus extirpandas, tractatione ista opus esse, in qua nimirum tota ferme Christianae religionis ratio explicaretur.“ Und weiterhin nennet er den Matthias Glirius insbesondere des Davidis „Symmystam et ex parte praeceptorem“.

12. Zwar dieser Glirius dürfte uns leicht ganz nahe wieder zu Neusern bringen. Denn hier kann ich nicht umhin, eine kleine Entdeckung auszukramen, die ich über diesen Glirius gemacht zu haben glaube. Sandius nämlich sagt*), daß Matthias Glirius ebenderselbe zu sein scheine, dessen Possevinus[1]) unter dem Namen Matthias Polonus gedenke, und von dem er melde, daß er Joh. Sommern in dem Rectorate zu Clausenburg gefolgt sei. Nur für einen Polen glaubt ihn Sandius deswegen nicht halten zu können, weil er des Joh. Sylvanus und Adam Neusers Gefährte gewesen und an deren Verfolgung in der Pfalz Antheil gehabt habe: „fuit enim Johannis Sylvani et Adami Neuseri socius ac persecutionis eorum particeps.“ Nun wissen wir aber, und wissen es sehr zuverlässig, daß in die Neuserschen Händel in der Pfalz außer dem Sylvanus, welcher am schlechtesten dabei weg kam, Niemand verwickelt gewesen als noch Jakob Suter und Matthias Vehe. Folglich ist entweder die Nachricht des Sandius gänzlich falsch, oder Matthias Glirius ist kein Anderer als Matthias Vehe. Ich glaube das Letztere. Matthias Vehe, glaube ich, als er die Pfalz und Deutschland verlassen mußte, fand für gut, seinen Namen zu verändern, und nannte sich Glirius anstatt Vehe. Der Grund, warum ich das glaube, ist, weil mir Glirius nichts anders als das übersetzte

*) Biblioth. Antitrinit., p. 60.

---

1) Der Jesuit Antonio Possevini (geb. 1534 in Mantua, gest. 1611), ging 1581 im Auftrage des Papstes nach Rußland, um wegen einer Ausgleichung des Schisma mit dem Czaren zu unterhandeln. Auf dieser Reise sammelte er den Stoff zu seinem wichtigen kirchengeschichtlichen Werke „Moscovia“.

Vehe zu sein scheinet. Denn Vehe[1]) hieß und heißt in verschiedenen Gegenden Deutschlands noch ein kostbares Rauchwerk, oder vielmehr dasjenige kleine Thier, dessen Fell dieses Rauchwerk ist, und das im Lateinischen mit dem allgemeinen Worte Glis benennet wird, so daß das Adjectivum Glirius sehr wohl Einen bedeuten könnte, der seinen Namen von einem dergleichen Vehe zu führen glaubte. —

13. Wenn denn solcher Gestalt aber auch schon, wie gesagt, Glirius uns auf Neusern zurückbrächte und Beide, Davidis und Glirius, folglich ihren Irrthum aus einer und ebenderselben Quelle hätten, so bleiben doch noch so manche Andere übrig, von welchen Socinus gesteht, daß sie „praeter vel ante Franciscum Davidis" den nämlichen Irrthum gehegt und ausgebreitet haben. Gegen Einen derselben, gegen den Joh. Paläologus, hatte ihn Socinus sogar schon in einer eigenen Schrift bestritten, als es noch ungewiß war, daß ihm auch Davidis anhange. Dieses sehe ich aus seiner Antwort an den Marcellus Squarcialupus, welcher es ihm verdachte, daß er den Paläologus darüber sowie über andere minder wichtige Dinge angegriffen habe. Ja, ihm vielmehr, dem Paläologus, giebt Socinus in besagter Antwort ausdrücklich die Ehre, mit welcher Crell Neusern brandmarken wollen. „Nec sane quemquam futurum puto, qui modo Palaeologi librum legerit, quin fateatur, vix aliter, quam ego feci, ei responderi potuisse, aut mitius aliquanto cum eo agi debuisse. Quid si cognitum haberet, ut quidem ego habeo, quot malorum causa non isthic tantum in Transylvania, sed in Ungaria quoque, in Lithuania et aliis in locis Palaeologi auctoritas et scripta fuerint? An non ipse *primus omnium* in provincia ista sententiam illam maxime inpiam et detestandam de non adorando neque invocando Christo una cum aliis compluribus pestilentissimis erroribus docuit et scriptum reliquit? Nonne ejus doctrina hodie, *quae a quibusdam Francisci Davidis doctrina esse creditur*, integrae eaeque non paucae Ecclesiae in Ungaria foedissime sunt corruptae?" Doch ganz gewiß war auch Paläogolus nicht derjenige Stifter und Urheber, zu welchem ihn

1) Vgl. „Eselkönig", S. 19, 182, 194, eine Lessingen bekannte Schrift.

Socinus machen will. Er kann höchstens nur der Erste gewesen sein, der sich Denjenigen förmlich widersetzt, die Christo mit der andern Hand wiedergeben wollten, was sie ihm mit der einen genommen hatten, und die sich wer weiß wie sehr um das Christenthum verdient zu machen glaubten, wenn sie es von einem unbegreiflichen Geheimnisse reinigten und dafür zu allen den falschen Religionen herabsetzten, welche nicht mehr und nicht weniger endliche Wesen anbeten, und welche zu verdrängen die ersten Lehrer desselben es sich so sauer werden lassen.

14. Indeß will ich nicht leugnen, daß Neusers mündliche Lehren und Schriften, ob sie schon an dem Unheile, welches Crell auf ihre Rechnung setzt, unschuldig waren, dennoch wohl sonst der unitarischen Kirche sehr verderblich gewesen. Ich will vielmehr, dieses zu beweisen, hier eine Nachricht des Gerlachs ergänzen, und sie aus dem Gerlach selbst ergänzen. Diejenige nämlich, welche in der bekannten Stelle seines Antidanaeus enthalten ist. „Exhibuit mihi", schreibt Gerlach, „ipse Neuserus Constantinopoli anno Domini 1574 literas, eodem anno, 2. Julii ad se ex Polonia a primario quodam Antitrinitariae haeresis propugnatore datas (quas bona fide transscripsi), cujus inter cetera, haec quoque verba sunt: Quaeso, mi Adame, diligenter interroga, an Alcoranus iste, quem Bibliander Tiguri edidit, sit authenticus et veritati Arabicae conveniat. Nam isto libro nos valde delectamur et divinum esse asserimus. Deinde peto etiam nomine fratrum, ut ommes vetustos Graecos libros inspicias, et si disputationem aliquam de uno Deo invenies, tecum apportato. Si veneris ad nos, nullo modo impediemus, quin ad tuos redeas, sed summopere curabimus, ut tutus discedere Constantinopolin possis. Nam talem virum, sicut tu es, optamus Constantinopoli habitare, ut quoad libros istos praedictos utilitas quaedam Ecclesiae accedat. Afferto etiam tecum, si potes invenire, libellum Porphyrii de autoritate s. scripturae, contra quem Cyrillus Alexandrinus scripsit. Nam nos ex tuis literis, quas scripsisti, intelligimus, multas esse contradictiones in sacris literis, igitur de multis locis dubitamus et te magna cum aviditate exspectamus, te amplectimur, ex ore tuo verba divina audire petimus. Noli ergo propter Deum tuos fratres in hac

causa deserere“ etc. — Eben diesen Auszug aus dem Briefe eines polnischen Arianers an Neusern hatte Gerlach bereits unterm 1. November an D. Jakob Andreä[1]) aus Constantinopel überschrieben, welches Schreiben sich ebenfalls unter den ungedruckten Gerlachschen Briefen in unserer Bibliothek befindet. Weil ich nun darin nicht allein den Namen jenes polnischen Arianers und Verfassers des Briefes an Neusern ausgedrückt sehe, sondern in der angezogenen Stelle selbst auch einige Auslassungen bemerke, so will ich diese Ergänzungen daraus mittheilen. Andreä hatte Gerlachen vor Neusern gewarnet; Gerlach erkennet diese väterliche Warnung mit Dank, setzt aber hinzu, daß Neuser gar nicht in den Umständen wäre, daß Vieles von ihm zu besorgen stehe, vielmehr müsse er sich nun vor ihnen fürchten, und das aus Ursachen, die sich nicht wohl sagen ließen. (Dieses zielet ohne Zweifel darauf, daß Neuser gutherzig genug gewesen war, den Römisch Kaiserlichen Gesandten, Baron von Ungnad, aus einem sehr schlimmen Handel zu helfen, wobei er des Vertrauens, welches die Türken auf ihn setzten, sich nicht sehr würdig erwies, wohl aber zeigte, daß das Wohlwollen gegen seine Landsleute und ehemalige Religionsverwandte bei ihm nichts weniger als verloschen sei, wie solches in dem Gerlachschen Tagebuche, S. 175—177[2]) mit Mehrerem zu ersehen.) Und hierauf fährt Gerlach fort: „Religionem nostram damnare desinit, disputationem de Deo respuit, Turcicismum tanquam fabulas ridet, reditum cum occasione, et quidem ad Protestantes, non dissimulat. Sed quod nequam plurimorum errorum monstra in corde alat, non prorsus inficior. Scripsit ad eum 2. Julii ex Polonia *Petrus Witrousk*, Superintendens Generalis Ecclesiarum recte de Deo sentientium (sic se appellat), omnium fratrum nomine petens, ut ad ipsos venire et

1) Jakob Andreä, geb. 1528 zu Waiblingen in Württemberg, gest. 1590, einer der bedeutendsten Urheber der Concordienformel.

2) Vgl. auch ebenda S. 254: „Dieweil er sich sonderlich in einem hohen Werk, als meinem gnädigen Herrn die Brieff aufgebrochen worden und dem Bassa zukommen, sich überaus wohl gehalten, als er dieselben verdolmetschen sollen, wie oben schon davon Meldung geschehen. Weil er nun in solchen Sachen unserm Kaiser sehr getreu war gewesen, hat es das Ansehen, als ob seine Erledigung aus der Türkei, darnach er großes Verlangen getragen, mit Fleiß so lang aufgeschoben worden, gleichwohl wär' er entweder gleich vor meinem Gnädigen Herrn oder bald nach ihm wieder hinaußkommen“ [wenn er nicht gestorben wäre].

de omnibus articulis religionis cum ipsis conferre velit; se enim ipsius scriptis, quae in Polonia reliquerit, motos esse, ut pedibus in ipsius sententiam irent. Deinde inter cetera sic scribit: Quaeso, mi Adame", und wie es dort aus dem Antidanaeus weiter lautet; nur daß nicht Alles in der nämlichen Ordnung folget und nach den Worten *„tecum apportato"* Folgendes ausgelassen ist: „Frustra enim non facies, et annuum stipendium dabimus tibi honestum. Ad haec tua scripta, quae de omnibus religionis capitibus collegisti, tecum fer. Nam imprimis curabimus, ut adversarii pudore suffundantur." — Also diese polnische Gemeinde wenigstens war durch Neusers Schriften so weit gebracht, als nur immer eine unitarische Gemeinde gehen kann, das ist weiter, als eine solche Gemeinde gehen müßte, wenn sie noch mit einigem Rechte den Namen einer christlichen Gemeinde führen wollte. Denn wahrlich gingen auch selbst Franc. Davidis und alle Diejenigen nicht so weit, welche Christo mit der Gottheit auch die Anbetung streitig machten, indem sie das Alte und Neue Testament doch noch immer allein für göttliche Bücher erkannten und selbst ihre Beweise daraus führten; so daß sie durch diese göttlich eingegebenen Bücher zum mindesten die christliche Moral bestätiget und außer allem Zweifel gesetzt glaubten. Jene polnischen Unitarier hingegen, die auch den Alkoran für göttlich hielten, waren entweder nichts als unbeschnittene Türken, oder wenn göttlich hier bloß gut und erbaulich bedeuten sollte, nichts als Deisten, in welchen, wenn alle polnische unitarische Gemeinden mit ihnen übereinstimmten, man wohl nicht sagen kann, daß 1658 und 1660 Christen aus Polen vertrieben worden.

15. Von den Handschriften, welche Neuser in Polen zurückgelassen hatte, oder von denen, welche nach seinem Tode in andere Hände kamen, muß Crell Einiges besessen oder gelesen haben, weil er oben sagen darf: „Neuserus non obscure sibi dogmatis hujus *(de non adorando et invocando Christo)* inventionem adscribit." Denn im Druck ist, nach dem Sandius, von Neusern nichts erschienen, als Scopus septimi capitis ad Romanos, wo er schwerlich Gelegenheit gehabt haben dürfte, diese Saite zu berühren. Um so viel mehr aber hätte Crell Neusers Worte selbst anführen müssen, wenn er gewollt, daß wir sein Vorgeben für

mehr als eine Vermuthung halten sollen, die mit der Natur der Sache selbst so sehr zu streiten scheinet. Daß die Argumenta philosophica cujusdam semi Ariani, welche H. Zanchius auf Befehl des Kurfürsten widerlegen müssen, welche Widerlegung sich unter des Zanchius[1]) Briefen befindet*), von Neusern gewesen, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Es war nur übel gethan, daß man am besagten Orte die Widerlegung ohne die Argumenta selbst einrückte, die sich nun nicht ohne Mühe aus jener errathen lassen. Vermuthlich waren sie ein Aufsatz, den man unter Neusers Papieren nach seiner Entfliehung fand. Denn selbst wird er sich zuvor wohl nicht breit damit gemacht haben, da er seine Gesinnungen so viele Ursache hatte äußerst geheim zu halten, daß er sie nur, wie er zu Gerlachen sagte, „Erasto suo intimo“ anzuvertrauen wagen durfte. Wenn aber diese seine Worte in dem Gerlach'schen Tagebuche (S. 35) durch seinen allervertrautesten, liebsten Freund übersetzt worden und hinzugefüget wird, der vielleicht Sylvanus gewesen: so kann das Letztere sich unmöglich von Gerlachen herschreiben, und Beides zeigt, mit welcher Nachlässigkeit und Unwissenheit das ganze Tagebuch aus des Verfassers lateinischen Papieren zusammengestoppelt worden, der doch wohl wissen mußte, wer Thomas Erastus[2]) war, welcher Neusern in dem Streite über die Kirchenzucht beigestanden und eine so vertraute Freundschaft mit ihm unterhalten hatte, daß er bei Vielen des Arianismus hernach selbst verdächtig wurde. Diesen meinte Neuser unstreitig, und an die etymologische Bedeutung des Worts war gar nicht zu denken, obschon freilich Neuser der Vertrauten mehr gehabt hatte und diese seine Aus-

*) Op. Tom. VIII, p. 114.

1) Hieronymus Zanchi, geb. 1516 zu Alzano, seit 1551 wegen seiner evangelischen Gesinnung aus Italien flüchtig, zeitweise an verschiedenen deutschen Universitäten als Professor thätig, starb 1590.

2) Thomas Erastus, geb. 1524, gest. 1583, war seit 1558 Professor der Medicin in Heidelberg, hat sich berühmt gemacht durch sein Festhalten an der Zwingli'schen Abendmahlslehre. [Vgl. Gerlachs Tagebuch, S. 67: „Er (Neuser) sagte auch, es sei zu Heidelberg kein Theologus oder Geistlicher, kein Professor oder Lehrer mit dem andern einig. Ursinus sei wider den Olearium, Erastus wider die andern, wegen der Excommunication und des Bannes ꝛc., aber die Niederländer haben da die Oberhand, und gelten bei dem Churfürsten am meisten“.]

sage wider den Erastus auch gar nichts beweiset. Denn ein Anderes ist, der Vertraute irriger Lehrsätze sein, und ein Anderes, solche Lehrsätze selbst hegen. Ich kann diesen Erastus nicht anders als hochschätzen, dem ein Neuser seine geheimsten Gedanken anvertrauen durfte, und der doch auch wiederum mit einem strengen Orthodoxen so freundschaftlich und unanstößig leben konnte, daß dieser Orthodoxe selbst nicht Anstand nahm, sein eifrigster Vertheidiger zu werden. Denn er eben ist der Freund, von welchem Zanchius an Lavatern schrieb: „In hac autem causa Arianismi, cujus suspectum habuerunt amicum permulti, propter arctissimam amicitiam cum N. defendi et defendam usque ad sanguinem, quia fit illi injuria, quantum ego potui ex familiaribus iisque permultis cum eo sermonibus colligere.“ *)

16. Ehe ich schließe, muß ich noch ein Wort von Neusers moralischem Charakter sagen, den man ohne Zweifel nur darum so abscheulich und schwarz zu schildern und zu glauben geneigt gewesen, weil man Zweierlei für ganz unstreitig und nothwendig gehalten. Einmal, daß schlechterdings nur ein höchst lasterhafter Mensch den Schritt thun könne, welchen Neuser gethan. Zum Andern, daß Dem, welcher die christliche Religion mit der türkischen vertauscht habe, wenn er nun auch bei dieser keine Beruhigung finde, nichts übrig bleibe, als in den äußersten Unglauben zu stürzen, welcher zu dem lüderlichsten Leben berechtige und am Ende unvermeidliche Verzweiflung nach sich ziehe. Daß das Exempel vieler, ja der meisten Renegaten zu diesen Voraussetzungen berechtige, will ich nicht in Abrede sein, wenn man nur hinwiederum zugestehen will, daß es Ausnahmen geben könne, zu welchen auch wohl Neuser könnte gehöret haben, und zu welchen er wirklich gehöret hat, wenn man anders dem Zeugnisse mehr glauben muß als der Nachrede. Zeugniß nenne ich, wenn der kaiserliche Gesandte an seinen Hof von ihm schrieb: „Gegen Gott hat er die Verantwortung seines Gewissens halben allein auszustehen, sonst ist er nicht ein arger Mensch, noch Christenfeind.“ Zeugniß nenne ich, wenn eine glaubwürdige Person [1]) Gerlachen versicherte,

*) *Zanchii* Epist. lib. II, Op. T. VIII, p. 402.

1) Alibeg von Frankfurt, Dragoman. Gerlach, Tagebuch, S. 249: „Den 29sten

„Neuser sei still und fleißig, habe ein besonderes Losament, daß sonst kein Deutscher wisse, wo er anzutreffen.“ Aber Nachrede nenne ich, was man von dem Ersten dem Besten höret, auch wohl von Einem, der seine eigene Schande bekannt hat, wenn das Alles wahr sein soll, was er von dem Andern erzählt. Nachrede nenne ich, womit man sich viele Jahre hernach trägt, und Leute sich tragen, denen man die Ursache allzu deutlich anmerkt, warum sie sich damit tragen. Dergleichen war, was oben Gerlach von Neusern nach Deutschland schrieb, ehe er ihn noch selbst gesehn und gesprochen hatte. Dergleichen war, was Heberer und Budowez lange nach seinem Tode von ihm zu hören bekamen, und so zu hören bekamen, als der Erzähler wohl merken konnte, daß sie es erwarteten und wünschten. Gerlach, bei dessen Anwesenheit zu Constantinopel Neuser starb, sagt, daß er an der rothen Ruhr gestorben sei und daß er mitten unter seinen Freunden gestorben sei, obschon freilich nicht in der besten Beschäftigung, im Trunke nämlich, ohne von Glaubenssachen im Geringsten zu reden.[1]) Diese Nachricht ist nicht geschmeichelt; aber so

---

hat Alibeg Tragoman gesaget: Neuser nehme das Türckische Sprichwort: Die beste Kunst zu Constantinopel sey: Niemand trauen, wohl in acht. Er traue keinem Menschen, seye still und fleissig, hab ein besonder Losament, daß fast kein Deutscher wisse, wo er anzutreffen. (NB. Das wird sein böses Gewissen, Schröcken, Angst, Furcht und Zagen machen.) Er verführe auch alle Deutschen, daß sie zu Mamelucken werden, und halten diese sehr viel auff ihm.“ S. 254 wird dieser Zeuge jedoch ein Saufbruder von ihm und gleicher Mamelucke genannt.

1) Ich gebe hier nach Gerlach S. 254 die Erzählung seines Todes mit einigen Abkürzungen: „Den 12. [October 1576] ist Kaiser Maximilianus [II.] gestorben, auch heut zu Abend Adam Neuser, als er zuvor etliche Tage an der Rohten-Ruhr darnieder gelegen. Seine Gesellen, Marx Beckner von der Crohnstatt, der wegen falschen Müntzens mit ihm aus Siebenbürgen entrunnen, Alibeg von Franckfurt, Tragoman, M. Oßwald, des Mehemets Uhrenmacher, Hanns Ferber von Backennen, Jörgen ꝛc., so unter dem Grafen von Hohenloe zu Hause, haben ihn jährlich [? täglich] besucht, und ihm sonst keinen Trost gegeben, als zu ihme gesagt: Bruder, sey frisch auf, wir wollen einen guten Suff mit einander thun. Worüber er sich dann ein wenig munter gemachet, sich auffgericht, aber bald wieder niedergeleget. — — Also haben es seine Sauffbrüder und gleiche Mamelucken diese Zeit mit ihme noch getrieben, daß ihm itzt dieser, itzt ein ander eines bringen, und die Letze mit ihme trincken müssen, und er also darüber blindvoll dahin gefahren. Sie, seine Gesellen, sagen, er habe vor seinem Ende gar nichtes mehr von Glaubens Sachen geredet, dieweil er sich dem Sauffen gar ergeben gehabt. — — Den 13. Morgens haben ihn seine Gesellen nach Türckischer Weise begraben“.

zuverlässig ist sie doch wohl, als sie ein Gerlach nur immer an dem nämlichen Tage einziehen konnte und wollte. Gleichwohl finden die Jöcher und Heineccius noch immer ihr Vergnügen daran, es nicht bei ihr bewenden zu lassen, sondern lieber das Gesage des Budowez und Heberer nachzuschreiben, welches man durch Gerlachen offenbar der Lüge überführen kann. Die rothe Ruhr wird bei Heberern zur Pest und beim Budowez, mit einem Worte, zu den Franzosen, wobei Niemand vor Gestank um den Kranken bleiben können, den man doch gleichwohl in der größten Verzweiflung dahinfahren sehen; nun urtheile man von dem Uebrigen! Mich ekelt, gegen alte Weiber zu streiten.

17. Wem es scheinen möchte, daß ich mich bei einer alten verlegnen Geschichte viel zu viel aufgehalten habe, den bitte ich zu bedenken, wie Vieles über den Servetus geschrieben worden, und von Deutschen geschrieben worden! Oder muß man schlechterdings ein Ausländer sein, um unsere Aufmerksamkeit zu verdienen? Leibnitz schrieb irgendwo: „J'ai d'autant plus de compassion du malheur de *Servet*, que son mérite devoit être extraordinaire puis-qu'on a trouvé de nos jours, qu'il avoit une connoissance de la circulation du sang.“ Nun irrte sich zwar Leibnitz hierin, wie er nachher selbst bemerkte. Aber doch sei es mir erlaubt, in Nachahmung dieser seiner Worte zu schließen: Ich habe um so viel mehr Mitleiden mit Neusern, da ich finde, daß er noch etwas mehr als ein Antitrinitarier gewesen; daß er auch ein guter mechanischer Kopf gewesen zu sein scheint, indem er an einer Erfindung gearbeitet, die mit der etwas Aehnliches haben mußte, die hundert Jahr hernach selbst Leibnitzen einmal durch den Kopf ging. „Neuser“, schreibt Gerlach*), „hatte sich vorgenommen, einen Wagen zu verfertigen, der sich von selbst bewegen sollte, und durch dessen schnellen Lauf, wenn es angegangen wäre, er große Dinge auszurichten vermeinte.“ Und was Leibnitz leisten wollte,

*) Beim Heineccius, Anhang, S. 27. [Und bei Gerlach, S. 285: „Indessen hat Hanns Ferber von Bakenen mit mir von des Neusers Sachen geredet und gesaget — —: Er hab auch seltzame Künsten getrieben: Angefangen einen Wagen zu machen, der geschwind und selbsten für sich lauffe, hab auch die Prob in kleinen Sachen gethan, aber in grossen ihm nie recht gerathen wollen. Auch hab er angefangen Asper, Thaler und Ducaten zu machen, auß zwoen drey, vier ꝛc.“]

weiß man aus Bechern*), oder weiß es vielmehr nicht aus ihm, weil er es mehr zu verspotten, als anzuzeigen für gut fand.

*) Närrische Weisheit, S. 149. [Vgl. Fontenelle, Lobrede auf Leibnitz, übersetzt von Gottsched, vor der „Theodicee", S. 38 f.: „Von dieser hohen Theorie ließ er sich oft auf die Erfahrung hernieder, wozu ihn seine Liebe zum gemeinen Besten bewog. Er hatte darauf gedacht, wie man die Fuhrwerke und Kutschen leichter und bequemer machen möchte: ein gewisser Doctor, der an dem Hofe des Churfürsten von Hannover kein Gnadengehalt bekommen hatte und die Schuld davon dem Herrn von Leibnitz beimaß, nahm daher Gelegenheit, ihm in einer gedruckten Schrift aufzubürden, er habe einen Wagen wollen bauen lassen, der in 24 Stunden die Reise von Hannover nach Amsterdam thun sollte. Dieser Spott war sehr übel ausgesonnen, weil er demjenigen, den er anfocht, vielmehr zur Ehre dienen mußte, wenn er nicht ganz und gar närrisch war."]

Von Duldung der Deisten.

Fragment eines Ungenannten.

Die hauptsächlichste Betrachtung, auf welche Neusers Geschichte einen denkenden Leser führet, brauche ich wohl nicht erst lange anzugeben. Sie ist es aber, die mich an Fragmente eines sehr merkwürdigen Werkes unter den allerneuesten Handschriften unserer Bibliothek, und besonders an eines derselben so lebhaft erinnert, daß ich mich nicht enthalten kann, von ihnen überhaupt ein Wort hier zu sagen und dieses eine als Probe daraus mitzutheilen.

Es sind, sage ich, Fragmente eines Werkes; aber ich kann nicht bestimmen, ob eines wirklich einmal vollendet gewesenen und zerstörten oder eines niemals zu Stande gekommenen Werks. Denn sie haben keine allgemeine Aufschrift; ihr Urheber wird nirgends angegeben; auch habe ich auf keine Weise erfahren können, wie und wenn sie in unsere Bibliothek gekommen. Ja, sogar daß es Fragmente eines Werkes sind, weiß ich nicht mit Gewißheit, sondern schließe es nur daher, weil sie alle einen Zweck haben, alle sich auf die geoffenbarte Religion beziehen und vornehmlich die biblische Geschichte prüfen.

Sie sind mit der äußersten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine Würde nie; Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu sein,

und nirgends erlaubt er sich Spöttereien und Possen. Er ist ein wahrer gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen. Er sagt seine Meinung geradezu und verschmähet alle kleine Hülfsmittel, den Beifall seiner Leser zu erschleichen.

Da, nach der Hand und der äußeren Beschaffenheit seiner Papiere zu urtheilen, sie ohngefähr vor dreißig Jahren geschrieben sein mögen[1]; da aus vielen Stellen eine besondere Kenntniß der hebräischen Sprache erhellet[2], und der Verfasser durchgängig aus Wolffischen Grundsätzen philosophiret[3]: so haben mich alle diese Umstände zusammen an einen Mann erinnert, welcher um besagte Zeit hier in Wolfenbüttel lebte und hier unter dem Schutze eines einsichtsvollen und gütigen Fürsten die Duldung fand, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden lassen; an Schmidt[4] den Wertheimschen Uebersetzer der Bibel.

---

1) Zwar suchte Lessing das Publikum in Betreff des wahren Verfassers der „Fragmente" irre zu führen, doch mag es mit diesem Umstand seine Richtigkeit haben, denn nach Guhrauer (Lessing II, 2, S. 133) gehen die frühesten Theile des Werks bis in den Anfang der vierziger Jahre zurück.

2) Solche Stellen sind: Beiträge III, S. 212; IV, S. 272. 343.

3) Vgl. den 9. „Anti-Göze" in diesem Bande.

4) Joh. Lorenz Schmidt war um 1700 in Zelle bei Schweinfurt geboren, seit 1725 Informator der Grafen von Löwenstein zu Wertheim a. Main. Seine Bibelübersetzung, das sogenante „Wertheimische Bibelwerk", erschien 1735 zu Wertheim unter dem Titel: „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus, der erste Theil, worinnen die Gesetze der Israelen enthalten sind, nach einer freien Uebersetzung, welche durch und durch mit Anmerkungen erläutert und bestätigt wird." Das Werk wurde 1737 confiscirt und der Verfasser gefangen gesetzt. Er starb in Wolfenbüttel als Hofmathematikus den 20. December 1749. Lessing schreibt den Namen immer Schmid, sowohl in den „Fragmenten", als auch im „Anti-Göze", in der Recension Lilienthals, Bd. III, S. 160 und ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 515 (in den „Collectaneen"), wo er von ihm sagt: „Schmid. Der Wertheimische Bibelübersetzer. Nach seiner Achtserklärung hat er sich lange Zeit in Altona aufgehalten, unter dem Namen Schröter, in dem Hause eines Menoniten, wo er von der Unterstützung verschiedner Freunde in Hamburg, und von seinen Arbeiten lebte. Hier übersetzte er des Spinoza Sittenlehre, mit Wolfs Widerlegung, die Frauenzimmer-Apotheke, Arbuthnot von Speisen, und Cantemirs Saracenische Geschichte. Endlich kam er durch Hrn. Stüven nach Wolfenbüttel, wo er eine kleine Pension von dem Herzoge genoß und in der Stille seine Uebersetzung des Alten Testaments vollendete. Das Manuscript davon besitzt der Herzog, und es sollen die gedruckten Bücher Mosis darinn sehr verbessert und die Anmerkungen um Vieles verkürzt sein. Er starb um 49. Auch die Hoffmannische Uebersetzung vom Antonino hat er ganz umgearbeitet, so, daß sie nach der letzten Ausgabe mehr seine, als Hofmanns Arbeit zu nennen."

Doch, ohne mich bei Vermuthungen über den Verfasser aufzuhalten, hier ist die Stelle, in welcher sich meine Leser mit seinem Geiste näher bekannt machen können. Sie ist aus einer Art von Einleitung genommen, in welcher er von der Vortrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion überhaupt handelt.

* * *

„Wenn kein vernünftiges Christenthum, kein Arianer und Socinianer heutiges Tages mehr geduldet werden will, was haben Diejenigen zu hoffen, welche sich bloß an die gesunde Vernunft in der Erkenntniß und Verehrung Gottes halten? Denn dahin sind schon längst Viele im Verborgnen gebracht worden, daß sie wohl eingesehen haben, wenn man Christi eigene Lehre nicht von der Lehre der Apostel und Kirchenväter absondern und allein beibehalten wollte, so ließe sich das apostolische und nachmals immer weiter ausgeartete Christenthum mit keinen Künsteleien und Wendungen mehr retten. Die reine Lehre Christi, welche aus seinem eigenen Munde geflossen ist, sofern dieselbe nicht besonders in das Judenthum einschlägt, sondern allgemein werden kann, enthält nichts als eine vernünftige praktische Religion. Folglich würde ein jeder vernünftiger Mensch, wenn es einer Benennung der Religion brauchte, sich von Herzen christlich nennen. Und vielleicht haben Diejenigen bei den Korinthern, welche weder Paulisch, noch Apollisch, noch Kephisch, sondern christlich heißen wollten, solche Reinigkeit der Lehre Christi, ohne alle Zusätze dieser und jener Apostel, dadurch bekannt. Eben diese Lehre würde auch noch christlich geblieben sein, wenn man sie nach ebendenselben Grundsätzen weiter ausgeführt und zu einer vollständigen Unterweisung der Gottesfurcht, Pflicht und Tugend gemacht hätte. Sobald aber die Apostel anfingen, ihr jüdisches System von dem Messias und von der Göttlichkeit der Schriften Mosis und der Propheten mithineinzumischen und auf diesen Grund ein geheimnißvolles neues System zu bauen, so konnte diese Religion nicht mehr allgemein werden. Der Glaube, worauf sie sich stützte, erforderte zuviel Beweis, als daß ihn ein Jeder aller Orten und zu allen Zeiten mit genugsamer Einsicht und Ueberführung hätte annehmen oder auch von Einwürfen und Anstößen befreien können. Sollte es aber ein blinder Glaube ohne Einsicht und Ueberführung

sein, so mußte er nothwendig die Vernunft gänzlich schweigen heißen und unterdrücken. Und darauf legten es schon die Apostel an, die denn auch, weil sie ihr eignes Glaubenssystem nicht völlig überdacht und nach allen Grundartikeln zureichend bestimmt hatten, ihren Nachkommen Gelegenheit gaben, immer mehrere Glaubensbücher, Geheimnisse, Ceremonien und Glaubensformeln zu stiften und sich dabei aufs Aeußerste unter einander zu verketzern; auch wenn der Apostel ihre Schriften nicht genugsam den Streit entscheiden, ein Nebenprincipium der Tradition und des päpstlichen Ausspruches einzuführen. Da man bei dem allzu grob gewordenen Abfall des Christenthums zum Aberglauben eine Reformation anfing, konnte man doch nicht einig werden, wie viel von den unsaubern Schlacken wegzuwerfen wäre. Der Eine näherte sich der Vernunft mehr als der Andere, und Beide doch nicht genug, daß es gegen die Einwürfe der sogenannten Deisten und Naturalisten bestehen konnte. Daher haben einige Theologi, wie gesagt, das Christenthum, was die Glaubenssätze und Principia betrifft, noch weiter nach der Vernunft zu bequemen gesucht, um es auf solche Weise von seinem gänzlichen Falle zu retten und dem denkenden Menschen unanstößig zu machen. Ich zweifle aber fast, ob nach dieser Methode von dem Christenthume viel mehr nachbleiben werde als der bloße Name. Wenigstens haben die mehrsten Theologi aller Secten solche Vereinigung des Glaubens mit der Vernunft für eine wirkliche Aufhebung aller Glaubenslehren angesehen und mit allen Kräften dahin gestrebt, daß bei aller übrigen Toleranz irrgläubiger und phantastischer Christen, ja der Juden und Heiden, nur die Arianer und Socinianer nirgend in der Christenheit aufkommen und geduldet werden möchten, wovon keine andere Ursache sein kann, als weil Arianer und Socinianer eine fast gänzlich vernünftige Religion haben, welche ihnen ein Dorn in den Augen ist; da jene Ketzer, Fanatici, Juden, Türken, Heiden, bei allen übrigen Irrthümern doch noch dies Verdienst an sich haben, daß sie etwas glauben. Was sie denn glauben, davon ist bei der Toleranz die Frage nicht; genug, sie glauben doch und folgen der Vernunft nicht. Siehe dann, weil der gesunden Vernunft alle Wege versperrt worden, Gott nach ihrer Einsicht unter einem angenommenen Christennamen zu verehren, so hat sie es endlich wagen müssen, sich bloßzugeben und rein heraus zu sagen:

„Nein, es ist wahr, wir glauben das nicht, was das heutige Christenthum zu glauben verlangt, und können es aus wichtigen Ursachen nicht glauben; dennoch sind wir keine ruchlosen Leute, sondern bemühen uns, Gott nach einer vernünftigen Erkenntniß demüthigst zu verehren, unsern Nächsten aufrichtig und thätig zu lieben, die Pflichten eines rechtschaffnen Bürgers redlich zu erfüllen und in allen Stücken tugendhaft zu wandeln." Was haben nun die Vorsteher der christlichen Glaubenslehren noch für Rath übrig, da die Menschen so frech geworden sind, öffentlich zu bekennen, daß sie von keiner andern Religion als von der vernünftigen überführt sind? Was für Rath? Sie verdoppeln ihren Eifer und wenden alle Beredtsamkeit an, zuvorderst den gemeinen Mann, hienächst die Obrigkeit in gleichen Eifer zu setzen. Da klagen wir es den Gemeinen und christgläubigen Seelen, daß jetzt der Unglaube und die Freidenkerei von Tage zu Tage mehr einreiße und als der Krebs um sich fresse, daß hie und da so viele Unchristen, Naturalisten, Deisten, Religionsspötter und Gotteslästerer entstehen, die Gottes Wort Lügen strafen, Christi Verdienst mit Füßen treten, Kirche und Abendmahl verachten, ja wohl gar ihren Gift in verwegnen Schriften ausstreuen, oder daß auch selbst unter Denen, die alle äußerlichen Gnadenmittel des Christenthums gebrauchen, manche Heuchler und in ihrem Herzen bloße Unchristen und höchstens nichts als vernünftige Heiden sind. Das ist den Ohren des blindgläubigen Pöbels eine Posaune, welche die Religionsgefahr ankündigt und ihm Haß und Verfolgung wider Alle, die nicht glauben wollen, einbläset. Denn der Pöbel glaubt so kräftig, daß er sich wohl auf seinen Glauben todtschlagen ließe und Andre gern todtschlüge, die das nicht glauben, was er glaubt. So bringen sie denn zur Unterdrückung der vernünftigen Religion ein ganzes Heer fürchterlicher Streiter auf die Beine, und die Obrigkeit muß nunmehr, als Beschützerin des Glaubens, die freidenkerischen Schriften in den Buchläden bei großer Strafe verbieten und durch des Scharfrichters Hand verbrennen lassen, wo nicht die entdeckten Verfasser gar vom Amte gesetzt oder ins Gefängniß gebracht oder ins Elend verwiesen werden. Dann macht man sich über die gottlosen Schriften her und widerlegt sie in aller Sicherheit nach theologischer Weise. Die Heuchelei, womit sich Viele in der Christen-

heit zu ihrem inneren Verdrusse behelfen müssen, zeuget wider die Herren Theologen, daß sie ein freies Bekenntniß der vernünftigen Religion durch Furcht und Zwang unterdrücken. Denn wer würde wohl in einer so ernsthaften Sache wider seine eigene Ueberführung öffentliche Handlungen begehen, die ihm ein Ekel und Aergerniß sind? Wer würde seine wahre Meinung, dafür er sich sonst gar nicht zu schämen hätte, vor seinen Freunden und Verwandten beständig verhehlen? Wer würde seine eigenen Kinder in solche Schulen schicken, da sie, nach seiner Einsicht von der wahren Religion, die er selbst zu haben vermeint, zu einem blinden und verderblichen Aberglauben angeführt werden, wenn er solches Alles nicht aus großer Furcht für den Verlust seiner ganzen zeitlichen Wohlfahrt zu thun genöthigt wäre? Die Herren Prediger mögen gewiß glauben, daß ein ehrlicher Mann seinem Gemüthe keine geringe Qual anthun muß, wenn er sich sein ganzes Leben hindurch stellen und verstellen muß. Was soll er aber anfangen, da die meisten Menschen, darunter er lebt, mit Haß und Bosheit gegen den Unglauben von der Priesterschaft erfüllt sind? Man würde ihm Freundschaft, Vertrauen, Umgang, Handel und Wandel, ja alle Liebesdienste versagen und ihn als einen ruchlosen und abscheulichen Missethäter vermeiden. Welcher gute Bürger würde seine Tochter wissentlich einem Unchristen zur Ehe geben? Und wie würde Die, so in seinen Armen schläft, wenn sie dereinst ihres Mannes wahre Meinung von dem Christenthum erführe, nach ihrer Schwachheit ängstlich thun und den Herrn Beichtvater anflehen, daß er doch ihren auf solche verdammliche Wege gerathenen Mann bekehren möchte? Was für eine herrliche Parentation würden ihm die Herren Prediger noch nach seinem Tode halten? Würden sie auch seinem Körper noch eine Ruhe in ehrlichen Begräbnissen zugestehen?

„Was ist also in der Heuchelei so vieler bedruckten Vernünftigen anders Schuld, als der mit so manchem zeitlichen Unglück verknüpfte Glaubenszwang, welchen die Herren Theologi und Prediger vermöge ihrer Schmähungen und Verfolgungen den Bekennern einer vernünftigen Religion bis in den Tod anlegen?

„Wahrlich, solch Verfahren ist auf alle Weise zu mißbilligen. Ein Mensch, der ohne sein Wissen in der ersten Kindheit mit Ge-

walt zum Christen getauft ist, und dem man den Glauben theils fälschlich angedichtet, theils in den unverständigen Jahren ohne Vernunft eingeprägt hat, kann nach keinem göttlichen oder menschlichen Rechte gehalten sein, sobald er andre Einsichten von der Wahrheit bekommt, ebendasselbe zu glauben, was er als ein Kind in Einfalt zu glauben gelehret war; viel weniger kann er darum, daß er nun dem angedichteten und blindlings eingeflößten Glauben entsagt, strafbar werden oder die Vorzüge eines Menschen und Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft verlieren und mit allerlei zeitlichen Ungemach belegt werden. Warum hat man ihn auf solche unerlaubte Weise mit dem Glauben berückt? — Was haben die Herren Theologi für Recht, daß sie Diejenigen, die doch eine vernünftige und wahre Religion haben und ausüben, sonst aber nichts wider den Staat und ihre Nebenmenschen oder in besonderen Tugendpflichten verbrechen, öffentlich vor dem gemeinen Haufen beschimpfen und verhaßt machen? Eigentlich gehören solche Dinge gar nicht auf die Kanzel. Denn die Zuhörer verstehen nichts von der Sache, und wenn sie aufrichtig die Gründe der Gegner zu wissen bekämen, würden sie nur irre werden.

„Also hat auch da keine unparteiische Widerlegung Statt. Wer zum Lehrer auf der Katheder berufen ist, der mag immerhin gegen alle Ungläubige und Irrgläubige streiten. Aber ein Lehrer auf der Kanzel ist ein Lehrer der Gläubigen und Christen, bei welchen er die Ueberführung von der Wahrheit des Christenthums billig voraussetzt. Was hat ein Solcher mit Denen zu schaffen, die draußen sind und zur Kirche nicht gehören? — Daß er sie da mit redneriſchen Ausdrücken, welche die Einbildungskraft und Affecten erregen und mit verhaßten Namen, wovon die Zuhörer nicht einmal richtige Begriffe haben, öfters zur Schau stellet, das dienet zu nichts, als den unverständigen Eifer des blinden Pöbels wider unschuldige Leute in Feuer zu setzen. Zieht der Priester auf die Ungläubigen los, so denkt der gemeine Mann, dessen ganze Religion im Glauben besteht, daß es Leute sind, die gar keine Religion haben, die weder Gott noch Teufel, weder Himmel noch Hölle glauben. Denn er urtheilt nach sich selbst: wenn bei ihm der Glaube wegfiele, so bliebe gar keine Religion übrig. Unchristen klingen in des Pöbels Ohren als ruchlose, lasterhafte

Bösewichter. Denn er ist einmal so unterrichtet, daß ein frommer Wandel allein aus dem Glauben, d. i. aus dem Christenthume entstehen könne, und daß Alle, die nicht Christen sind, nothwendig allen Sünden ergeben sein müßten. Gleich als ob die gesunde Vernunft und das Naturgesetz nicht die eigentliche Quelle aller Pflichten und Tugenden wäre, woraus Christus selbst und die Apostel ihre Vorschriften geschöpft haben. Wenigstens setzt diese Benennung der Unchristen solche Leute in eine Reihe mit Juden, Türken und Heiden, von welchen die Christen alles Arge in Lehre und Leben zu denken pflegen. Von Naturalisten, Deisten, Freidenkern stellt sich der unwissende Haufe im bösen Verstande nichts Besseres vor, als daß sie die Natur zu Gott machen und in ungezügelter Frechheit bloß nach ihren Lüsten handeln. Spötter der Religion und Gotteslästerer nebst andern solchen theologischen Ausdrücken geben vollends christgläubigen Seelen ein Bild von den abscheulichsten Creaturen, die man ausrotten und vertilgen müsse. Das heißt ja wohl recht, verleumden, die Unschuld mit der Bosheit vermengen und eben die giftigen Waffen, womit die Heiden wider das Christenthum stritten, nun als christliche gebrauchen. Denn die ersten Christen mußten auch bei den Heiden Atheisten und Gotteslästerer heißen, weil sie weder an den Jupiter, noch an den Saturn, noch an die Juno glaubten, sondern ihrer wohl gar in öffentlichen Schriften spotteten. — Eben dieses erinnert uns aber auch der jetzigen Unbilligkeit, mit Schriften gegen das Christenthum gewaltsam und schimpflich umzugehen. Wenn in solchen Schriften etwas wider den Staat und die guten Sitten eingestreut wäre, so würde es recht und billig sein, selbige zu verbieten und zu verbrennen und die Verfasser für ihren Muthwillen derbe zu züchtigen. Allein wenn sie bloß die Streitfrage über die Wahrheit der Offenbarung erörtern und der vernünftigen Religion das Wort reden, so hindert das der Ruhe des gemeinen Wesens gar nicht, wofern die Theologi nur nicht Lärm blasen und den Pöbel aufhetzen. Haben sie denn vergessen, daß die ersten Kirchenväter, Justinus, Tatianus, Athenagoras, Theophilus, Hermias, Clemens Alexandrinus, daß Tertullianus, Minucius Felix, Arnobius, Lactantius und hundert Andere mehr, gegen das damals herrschende Heidenthum bald Apologien, bald Streitschriften, bald Spottschriften (διασυρμούς,

irrisiones de vanitate idolorum, de superstitione saeculi etc.) herausgegeben und daran von den Kaisern nicht behindert werden? Die Wahrheit muß durch Gründe ausgemacht werden, und sie stehet ihren Gegnern kein Verjährungsrecht zu. War es denn damals den Christen recht, die gemeinen Meinungen schriftlich anzufechten, weil sie dieselben für irrig und abergläubisch hielten, wie kann es in der jetzigen Christenheit für unerlaubt geachtet werden, daß Einer sich ihrem herrschenden Glauben entgegenlegt und den Anstoß, welchen er daran hat, öffentlich an den Tag giebt? Sind die Theologi allein privilegirt, daß sie keine Rede und Antwort geben dürfen von den Sätzen, welche sie Andern zu glauben aufbürden? Ihre Sache muß wohl schlecht stehen, da sie ihrer Gegner Schriften und Vertheidigungen mit Gewalt unterdrücken und dann das große Wort haben wollen, als hätten sie dieselben rechtschaffen widerlegt.

„Daß aber die Intoleranz und Verfolgung in der ganzen Christenheit gleichsam durch eine gemeinschaftliche Verabredung hauptsächlich und fast allein wider die vernünftige Religion gerichtet ist, das macht die Unbilligkeit noch größer und gereicht dem Christenthume, besonders den Protestanten, zum unauslöschlichen Schandflecken. Denn die katholischen Mächte und Geistlichen dulden in ihren Ländern, wo das Papstthum herrscht, ohne Unterschied keine einzige fremde Religion; ein jeder Einwohner und Bürger soll und muß sich zu dem katholischen Glauben bekennen oder das Land räumen. Die Protestanten hingegen sind gemeiniglich für die Toleranz und verstatten sonst allen Secten in und außer der Christenheit ein freies Bekenntniß und einen öffentlichen Gottesdienst unter sich, ohne davon Unruhen im Staate zu befürchten oder im Geringsten zu erfahren. Man findet, zumal in Holland, Katholiken, Lutheraner, Arminianer, Presbyterianer, bischöfliche Engländer, Mennoniten, Synkretisten, Quaker, Separatisten, Fanaticos, Zinzendorfianer, Griechen, Armenier, häufige portugiesische und deutsche Juden ungestört unter den Gliedmaßen der herrschenden reformirten Kirche wohnen, und man läßt einen Jeden nach seiner Einsicht und Gewissen Gott verehren. Und so giebt es in England und den englischen Colonien wie auch in gewissen Städten der dänischen und schleswig-holsteinischen Botmäßigkeit allerlei Secten und Religionen, die ohne Unterschied

gehegt und geschützt werden. Ich will nicht sagen, daß unter dem russischen Gebiete noch außer den Christen viele Türken und mancherlei Heiden stehen. Aber Diejenigen allein, deren Religion einigermaßen nach der gesunden Vernunft schmeckt, als Arianer und Socinianer, oder die gar keine Offenbarung erkennen und bloß vernünftig denken und leben wollen, die sind es, welche in der ganzen Christenheit sich nirgend einer bürgerlichen Toleranz zu getrösten haben, sondern allenthalben ausgestoßen, verbannet, gehasset und verfolgt werden. So leidet man denn im ganzen Christenthume lieber so manchen ungöttlichen Aberglauben, so manchen albernen Irrglauben und eitlen Ceremonientand, so manchen Wahn und phantastische Eingebung, ja lieber die abgesagten Feinde des christlichen Namens als eine vernünftige Religion. Die wird für die ärgste und allgemeine Widersacherin der jetzigen christlichen angesehen, wider welche sich alle sonst noch so sehr streitende Parteien verschworen haben, sie gänzlich auszurotten. Hast du den jüdischen Glauben von deinen Vorfahren bekommen: wohl! bleibe ein Jude, sage ungescheut, daß du es bist, und beschneide deine Kinder! Du wirst in und außer der Christenheit auf der ganzen Welt sichern Aufenthalt finden und wohl gar freiwillig zum Bürgerrecht eingeladen werden. Hast du des Papstes, Luthers, Calvins Glauben, so ist allenthalben im römischen und vielen andern Reichen Platz für dich. Bist du ein Mennonit, Separatist, Enthusiast, es hindert nichts, man wird dich hie und da unter den Protestanten herbergen und schützen. Aber glauben mußt du doch etwas, was es denn auch sei. Eine reine vernünftige Religion zu haben und zu üben, ist wenigstens in der Christenheit nirgend erlaubt. Gehe nur! — Wohin? Zu den Juden, Türken und Heiden? Aber ich habe auch deren Glauben nicht; sie werden mich ebenso gläubig hassen, verdammen, verfolgen und noch dazu meinen, sie thun Gott einen Dienst daran. Wir haben ein klares Beispiel davon an dem berüchtigten Uriel Acosta, den ich zwar übrigens nicht vertheidigen will, aber der jedoch eine vernünftige Religion, ohne Glauben an die jüdische oder christliche, bekannte*). Er war von Geburt und Erziehung ein Jude gewesen, und da er

*) S. sein Exemplar vitae humanae bei dem *Limborch* in collatione cum erudito Judaeo, p: 361.

wegen der jüdischen Thorheiten von ihnen abgetreten, dennoch auch kein Christ geworden. Nun hatte er also nirgend Schutz; er ward von seinen vorigen Glaubensgenossen aufs Aeußerste verfolgt, als ein Mensch, der gar keine Religion hatte, weil er weder ein Jude, noch ein Christ, noch Mahometaner wäre. Als er sich endlich aus langem Ueberdrusse der erlittenen Drangsale wieder zu der Synagoge wandte, ward er auf eine schändliche Weise in der jüdischen Versammlung nackend gegeißelt und mit Füßen getreten. Da hält er denn den pharisäischen Juden nicht unbillig vor: ob sie dann nicht wüßten, daß nach ihren eignen Lehrsätzen außerdem eine wahre und seligmachende Religion sei, welche dem Menschen als Menschen angeboren worden, und welche die gesunde Vernunft und das Gesetz der Natur lehre; die sie selbst dem Noah und allen Erzvätern vor dem Abraham zueigneten, welche ihn auch nach dem Gesetze Mosis berechtigte, unter den übrigen Juden als einer der Nachkommen des Noah zu leben? Er kann daher seine Verwunderung nicht bergen, daß die christliche Obrigkeit den Juden in solchem Falle richterliche Gewalt und Strafen zugestünde, und glaubt, wenn Christus selbst noch jetzt in Amsterdam bei den Juden wider ihre pharisäische Heuchelei predigte, und es gefiele ihnen, denselben abermal zu geißeln, so würden sie es da frei thun können. Sehet! so wird die vernünftige Religion bei allen Arten des Glaubens als eine allgemeine Feindin angelassen. Sobald sich der Glaube zum Herrn über die Erkenntniß Gottes gemacht hat, will er die Stimme der Vernunft nicht mehr hören. Also haben Aberglauben, Irrthümer, Thorheiten und Gräuel den ganzen Erdboden überschwemmt. Wo ist denn aber der Mensch? Wo wohnt die Vernunft? Wo hat sie ihren freien Gebrauch in der edelsten und wichtigsten Erkenntniß und Pflicht der Menschen behalten? Wenn sie sonst auch nirgend geduldet würde, so sollte es doch billig im Christenthume und in demselben unter den Protestanten geschehen, weil sie vorzüglich rühmen, daß ihr Christenthum mit der gesunden Vernunft sehr wohl bestehen könne und sich für deren Prüfung gar nicht zu scheuen habe, ja, daß die Vernunft selbst eine Wegweiserin zum Christenthume sei. Warum verstatten sie denn der vernünftigen Religion nicht den geringsten Platz bei sich? Nein! das ist eine Protestatio facto contraria: ihr Glaube muß so

wenig als alle andre Arten eines falschen Glaubens die gesunde Vernunft neben sich vertragen können.

„Dies Betragen der ganzen jetzigen Christenheit läuft gerade wider das Gesetz und den Gebrauch der Kirche Alten Testaments, wider Christi Lehre und Exempel und wider der Apostel ihr Verfahren und Zeugniß. Ungeachtet das Gesetz Mosis eine gar strenge Ausrottung der Heiden im Lande Kanaan gebot, so befahl es doch auch, die Fremdlinge, welche in ihren Thoren wohnten, nicht zu bedrängen, noch zu unterdrücken, sondern sie wohnen zu lassen wie die Einheimischen, und sie zu lieben als sich selbst.*) Was waren das für Fremdlinge in den Thoren der Israeliten? Es waren keine andre als die Proselyti portae seu domicilii (Gere Schaar oder Gere Toschabh) [1]), d. i. vernünftige Verehrer Gottes aus allerlei Volke, die der Vielgötterei und Abgötterei nicht zugethan waren, sondern einen wahren Gott, als Schöpfer des Himmels und der Erde, erkannten und verehrten, auch dabei das allgemeine Natur- und Sittengesetz beobachteten, übrigens aber den Glauben Israels nicht annahmen, noch zur Beschneidung und andern Gebräuchen der herrschenden Religion genöthigt wurden. Sie heißen auch Kinder Noah, im Gegensatz von den Kindern Abraham und Israel, d. i. Solche, die keine andre Religion als des unbeschnittenen Noah hatten und ausübten. Die Juden geben uns ihre Grundartikel als Vorschriften des Noah in sieben Hauptstücken an: 1) keine Abgötterei zu treiben, 2) Gottes Namen zu ehren, 3) Niemand zu tödten, 4) keine Unzucht zu treiben, 5) nichts zu rauben, 6) die Obern zu ehren, 7) nicht rohes Fleisch zu essen. Wenn wir das letzte Stück ausnehmen, welches wohl nur hinzugethan war, um den Juden kein Aergerniß zu geben, so war alles Uebrige nichts als ein kurzer Inbegriff der vernünftigen Religion und des Naturgesetzes; daher auch der gelehrte Seldenus sein ganzes Natur- und Völkerrecht

*) Exod. XXII, 21; Levit. XI, 33. 34; Deut. X, 18. 19; collato Exod. XX, 10; Deut. V, 14; Num. XXXV, 15; Levit. XXV, 6.

1) Ueber die hier bewiesene Kenntniß der hebräischen Sprache vergleiche man Lessings Einleitung zu diesem Fragmente; über die Sache Lessings und unsre Anmerkungen, S. 134.

nach den Satzungen der Hebräer auf diese Praecepta Noachica gebauet und die Religions- und bürgerliche Freiheit der Proselytorum domicilii genugsam bewiesen hat. Maimonides, der Verständigste unter allen Juden, beschreibt diese vernünftigen Judengenossen ebenso und sagt ausdrücklich, daß sie weder verbunden gewesen, sich beschneiden noch taufen zu lassen, und daß sie doch als Fromme aus andern Völkern aufgenommen worden, indem den Israeliten unverboten gewesen, solchen Leuten einen Wohnsitz in ihrem Gebiete anzuweisen.*) Er sagt sogar an einem andern Orte**), daß diese frommen Judengenossen Theil hätten an der zukünftigen Seligkeit. Auf solche Weise wurden nicht allein die Gibeoniter und andre zu Knechten gemachte Leute oder Nethinaer[1]), sondern auch die Rechabiten und die unbezwungnen Kananiter nebst vielen andern Fremdlingen mitten in Kanaan neben dem jüdischen Gottesdienste fried- und freundschaftlich geduldet und als bürgerliche, ja geistliche Mitgenossen gehalten, ob sie gleich an Mosen und die Propheten nicht glaubten und das Levitische Gesetz nicht beobachteten, sondern nur das Vernünftige der Israelitischen Religion als das Wesentlichste angenommen hatten. Für solche fromme Anbeter des wahren Gottes hatte demnach der weise und damals ganz untadelige König Salomo schon den ersten Tempel mit geweihet; und er läßt in sein Einweihungsgebet mit einfließen, wenn auch Fremde, die nicht von dem Volke Israel wären, zum Tempel kämen und daselbst anbeteten, daß Gott sie in allen ihren Anliegen erhören wolle.***)

*) *Maimonides* Issure Biah, cap. XIV· „*Qualisnam est ille, quem Proselytum domicilii*, Ger Toschabh, *vocamus? Is gentilis erat, qui in se susceperat a cultu extraneo abstinere et cetera observare quae in Noachidarum jure continentur. Nec circumcidebatur ille, nec baptizabatur, sed admittebant eum velut unum ex piis e gentilibus mundi.* Ideo autem vocatur Inquilinus, quoniam licuit nobis ei sedes inter nos assignare in territorio Israelitico".

**) *Maimonides* in tract. de Regibus, cap. VIII, § 11: „Quicunque in se suscepit septem praecepta Noachidarum et in iis observandis cautus est, ille est pius e gentibus mundi et portionem habet in saeculo futuro."

***) I. Reg. VIII, 38. 41 sq.

1) Jos. 9, 21. 27. Reimarus hat wohl „Nethinäer" geschrieben.

Diese konnten daher mit den Israeliten in den Vorhof des Tempels kommen und Gott nach ihrer vernünftigen Erkenntniß anflehen, wenn sie gleich nicht mit opferten. Ja, die spätere Geschichte giebt, daß auch heidnischen Königen und Kaisern zugestanden sei, für sich im zweiten Tempel opfern zu lassen.*) Sehet nun dagegen das Betragen der Diener des Neuen Testaments! Sollten diese wohl mit gutem Gewissen von sich sagen können, daß sie die vernünftigen Verehrer Gottes, als die Fremdlinge des Christenthums, nicht zu bedrängen oder zu unterdrücken suchten, sondern vielmehr liebten als sich selbst, sie, deren Mund von dem innern Hasse und Religionseifer gegen solche Leute öffentlich überfließet? Sollten sie es wohl über ihr Herz bringen können, dieselben Christgenossen, Religionsverwandte und Fromme zu nennen oder sie an der Seligkeit Theil nehmen zu lassen, da sie dieselben mit allen Unchristen, Religionsspöttern, Atheisten und Gotteslästerern in eine Classe setzen? Sollten sie ihnen wohl mit gutem Willen eine bürgerliche und Religionsfreiheit zugestehn, wider deren Aufkommen sie Himmel und Erde, Obrigkeiten und Pöbel zu bewegen trachten? Niemand wird unsern protestantischen Theologis, geschweige den päpstischen, solche Sanftmuth und Duldung zutrauen; und ich zweifle nicht, wenn manche gläubige Seelen nur von solcher Nachsicht hörten, sie würden schon in Eifer wider diese Ungläubigen gerathen. Ein Zeichen, daß sie schon von ihren Lehrern in eine unzeitige Hitze wider Alle, die nicht ihres Glaubens sind, gebracht worden!

„Nun möchte ich doch wissen, ob diese geistlichen Herren von Christo, dem Lehrer der allgemeinen Menschenliebe, einen gegenseitigen und strengern Befehl bekommen hätten, als Moses in Betrachtung der vernünftigen Verehrer Gottes bekommen oder gegeben hat; ob sie eine einzige Stelle im ganzen Neuen Testament aufweisen können, daß solche Leute in der Christenheit durchaus nicht geduldet werden müßten. Ich weiß wohl, daß die Evangelisten Christo den harten Ausspruch in den Mund legen: ‚Wer nicht glaubt, der wird verdammet werden.‘ Allein wenn wir auch diese Nachricht, so wie sie lautet und gedeutet wird, völlig annehmen,

*) So haben Alexander M., Heliodorus, Antiochus Eupator, Ptolemaeus Euergeta, Augustus, Vitellius für sich im zweiten Tempel opfern lassen. Vid. *Selden*, de I. N. et G., lib. III, cap. 4 et 7.

so bleibt doch ein gewaltiger Unterschied zwischen den Sätzen: diese und jene Menschen können nach der Heilsordnung Gottes nicht selig werden, und eben die Menschen sind in der bürgerlichen Gesellschaft und unter Christen nicht zu dulden, noch zu einem öffentlichen Bekenntnisse ihrer Religion zu lassen. Wie wollten sie mit dem letztern Satze zusammenreimen, daß sie den Juden und mehrern andern Ungläubigen und Irrgläubigen, welche auch in ihren Augen ewig verdammt sind, dennoch auf dieser Welt unter sich eine öffentliche privilegirte Ausübung ihrer Religion verstatten? Christus sagt seinen Jüngern anderwärts: sie sollten das Unkraut wachsen lassen bis zur Ernte, d. i. sie sollten Denen, die auch falsche Meinungen hegten und lehrten, ihre menschliche Einsicht und Religionsfreiheit nicht durch gewaltsame Mittel zu benehmen suchen oder ihr Aufkommen hindern, sondern Alles dem künftigen Gerichte Gottes überlassen. Wenn also auch die Menschen, welche Gott bloß nach vernünftigen Einsichten verehren, mit unter das Unkraut, d. i. unter die irrig und falsch Lehrenden, zu rechnen wären, so würde nach Christi Regel dennoch keine äußere Unterdrückung der vernünftigen Religion und des vernünftigen Gottesdienstes zu entschuldigen sein. Allein Christus hat die vernünftigen Religionsverwandten nicht einmal unter dem Unkraute der Kirche begreifen können, von dessen Ausrottung die Frage wäre, weil sie nach dem Gesetze als Menschen, als Fremdlinge, als wohnhafte Bürger, ja als gottesfürchtige Leute der allgemeinen Liebe und der von Gott zugestandnen Rechte theilhaftig waren. Die Apostel haben dieselbe gleichfalls nicht so böse und unleidlich angesehen, sondern sie vielmehr mit den besten Ehrennamen belegt. Unsere jetzigen Kirchenlehrer werden sich's gefallen lassen, von den Aposteln eine bessere Sprache und Amtsführung anzunehmen. So oft die Apostel mit den vernünftigen Judengenossen aus den Heiden zu schaffen haben, so heißen sie stets bei ihnen die Frommen, die Gottesfürchtigen, die Verehrer Gottes, die gottesfürchtigen Judengenossen (εὐσεβεῖς, σεβόμενοι τὸν θεόν, σεβόμενοι Ἕλληνες, δίκαιοι, φοβούμενοι τὸν θεόν), und sie werden den Israeliten an die Seite gesetzt. „Ihr Männer von Israel", sagt Paulus, „und die ihr Gott fürchtet, höret zu! Ihr Männer, lieben Brüder, ihr Kinder des Geschlechts

Abraham, und die unter euch Gott fürchten."*) In der Erzählung lautet es ebenso: „Nach dieser Rede sind Paulo und Barnabä viel Jüden und gottesfürchtige Judengenossen nachgefolgt. Es gesselleten sich zu Paulo und Sila auch der gottesfürchtigen Griechen eine Menge. Paulus unterredete sich mit den Juden und den Gottesfürchtigen in der Synagoge."**) Daß nun in allen diesen Stellen keine Beschnittene und vollkommene Judengenossen oder Proselyti justitiae, sondern bloß vernünftige Verehrer Gottes oder Proselyti portae gemeinet sind, hat unter Andern Salomon Deyling[1]), ein gelehrter Lutherischer Theologus, ausführlich gezeigt.***) Der Hauptmann Cornelius war nach des Evangelisten Lucä Zeugniß schon als ein vernünftiger Heide gottselig gerecht und gottesfürchtig (εὐσεβής, δίκαιος, φοβούμενος τὸν θεόν)†), so wie die Purpurkrämerin Lydia eine Verehrerin Gottes hieß (σεβομένη τὸν θεόν).††) Das ist ganz eine andere Sprache der ersten Jünger Jesu, als die man jetzt führt. Sie sagten nicht: „Ihr Ungläubigen, ihr Freidenker, ihr Naturalisten, ihr Religionsspötter", sondern: „Ihr Verehrer Gottes, ihr, die ihr Gott fürchtet." Wie also die jüdische Kirche ungeachtet ihres großen Eifers für das Gesetz und für ihre Religion dennoch die vernünftigen Religionsverwandten nicht allein bürgerlich ungekränkt bei sich wohnen ließ, sondern auch in ihre geistlichen Versammlungen und Synagogen willig aufnahm und sie durch Liebe, Lob und freundschaftliche Begegnung an sich lockte: so billigten auch die Apostel durch ihre Ehrennamen, welche sie solchen Jüdengenossen öffentlich ertheilten, die Weise der jüdischen Kirche und gaben mithin ihren Nachfolgern in der christlichen Kirche ein rühmliches Beispiel, wie nahe sie die vernünftige Religion auch mit der christlichen verwandt hielten, und wie entfernt sie von deren Verkleinerung, Beschimpfung und Unterdrückung wären. Woher

*) Actor. XIII, 16. 26. — **) Ibid. XIII, 42. 43; XVII, 4. 17.
***) *Sal. Deyling*, Obss. Sacr. P. II, p. 352, de σεβομένοις τὸν θεόν.
†) Actor. X, I. — ††) Ibid. XVI, 14.

1) Es ist derselbe Deyling, der bei Danzel, Lessing I, S. 53 als theologischer Docent der Leipziger Universität angeführt wird (geb. 1677, gest. nach 1755).

haben denn die heutigen Lehrer des Christenthums das gelernt, daß sie vernünftige Verehrer Gottes bei der Gemeine mit verhaßten Benennungen anschwärzen, als ob sie gar keine Religion hätten? Woher gönnen sie diesen allein kein freies Bekenntniß der erkannten Wahrheiten, da sie alle übrigen Ungläubige und Irrgläubige dulden? Mit welchem Rechte mischen sie sich in die Verfassung des Staates, solche unschuldige und rechtschaffene Leute auch durch obrigkeitliche Hilfe, aus der bürgerlichen Gesellschaft und allen daher entstehenden Vortheilen zu verdrängen?

„Es ist demnach solche Unterdrückung der vernünftigen Religion und ihrer Verehrer, welche die neuern christlichen Lehrer zur Maxim gemacht haben, sowohl dem Alten als Neuen Testamente, sowohl dem Gesetze Mosis und dem Betragen der jüdischen Kirche als der Regel und dem Exempel Christi und seiner Apostel gerade entgegen. Aber wenn wir auch die Sache an sich selbst betrachten, so zeiget sich die offenbarste Unbilligkeit in der heutigen Methode, welche in der Christenheit herrscht. Ein jeder Mensch soll glauben, oder nicht in der menschlichen, es sei geistlichen oder bürgerlichen, Gesellschaft geduldet werden. Wie kann man aber das als eine Pflicht und Schuldigkeit fordern und es mit einer Strafe verknüpfen, was nicht in der Menschen Macht und freiem Willkür stehet, ja Manchem nach seiner Einsicht von sich selbst zu erhalten unmöglich wird? Entweder müssen dadurch Heuchler im Christenthume entstehen, oder man muß ihnen auch erlauben, daß sie frei und ohne Kränkung ihres bürgerlichen Wohlstandes bekennen, sie glaubten es nicht und könnten sich aus den und jenen Ursachen von dem Glaubenssystem und dessen Artikeln nicht überführen. Die Menschen sollen glauben, ehe sie noch zu den geringsten Begriffen, Urtheilen und Prüfungen des Geglaubten fähig sind. Sie sollen glauben, was über die Vernunft ist, ehe sie von dem, was der Vernunft faßlich ist, eine Einsicht haben. Wie läßt sich eine Religion oder Erkenntniß Gottes ohne alle Begriffe, ohne alles Vermögen der Einsicht pflanzen? Wie kann ein geheimnißvoller Glaube stattfinden, der nicht auf die Anfangsgründe einer vernünftigen Religion gebauet ist? Daraus kann nichts als ein blinder Glaube entstehen, da die Menschen selbst nicht wissen, was sie glauben, noch warum sie es glauben. Denn weil man ihnen von der Kindheit

an alle vernünftige Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen in den Lehrbüchern sorgfältig entzieht und ihnen wider die Vernunft und deren Gebrauch in dem, was des Geistes Gottes ist, kräftige Vorurtheile beibringt, so kann nichts als ein blinder Glaube übrig bleiben. Die Menschen sollen ohne Vernunft bloß glauben und dadurch fromme Christen werden; da doch der Mensch allein dadurch, daß er eine vernünftige Creatur ist, vor allen Thieren einer Religion fähig wird und sich durch vernünftige Bewegungsgründe zum Guten ziehen läßt. Wie kann man denn Christen erwarten, ehe sie in Menschen gebildet sind? Wie kann man eine thätige höhere Vollkommenheit des Willens und Wandels von ihnen hoffen, da sie keine innere Bewegungsgründe zu einer natürlichen Tugend und Frömmigkeit bekommen haben? Wenn man diese Methode in ihrer eigentlichen Folge betrachtet, so wird sie, nach Beschaffenheit der Menschen, zum Aberglauben und knechtischen Werkheiligkeit Gelegenheit geben oder sie auch ebenso bösartig und ruchlos, als sie aus Mangel einer vernünftigen Erziehung geworden sind, lassen." —

* * *

Und so weiter! Zu einer Probe ist dieses mehr als hinreichend. Nun erlaube man mir noch, meinen Unbekannten nicht so ganz ohne Geleite abtreten zu lassen.

1) Ich habe gesagt, daß Neusers Schicksale mich an diese Stelle erinnert. Denn als Neuser so weit gekommen war, daß er sich kein Bedenken machte, zur Mahometanischen Religion überzutreten, war er doch vermuthlich kein Phantast, der sich von der Wahrheit der Mahometanischen Religion, als geoffenbarter Religion, vorzüglich vor der christlichen, überzeugt fühlte, sondern er war ein Deist, der eine geoffenbarte Religion für so erdichtet hielt als die andere, und den nur die äußerste Verfolgung zu einem Tausche brachte, an den er nie würde gedacht haben, wenn er irgendwo in der Christenheit die Duldung zu finden gewußt hätte, auf welche unser Unbekannter für solcher Art Leute dringet. Er hatte sie bei den Unitariern anfangs zu finden geglaubt. Aber der Streit, in welchen er auch mit ihnen sofort verwickelt wurde, mochte ihn wohl abnehmen lassen, was er sich mit der Zeit selbst von Denen zu versehen habe, welche anderswo ebenso

vogelfrei waren als er. Ja, es scheinet, daß diese seine Besorgniß durch Franc. Davidis nachherige Schicksale hinlänglich gerechtfertigt worden. Indeß kann es doch gar wohl sein, daß Neuser auch eine Art von Prädilection für die Mahometanische Religion gehabt, und daß er ihr bereits alle die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die weit neurer Zeit freimüthige und unverdächtige Gelehrte ihr erzeigen zu müssen geglaubt haben. „Des Mahomets Alkoran", sagt auch unser Unbekannter kurz vor der mitgetheilten Stelle, „und der türkische Glaube hat zwar einen bösen Ruf bei uns, nicht allein weil der Stifter dieser Religion Betrügerei und Gewalt gebraucht, sondern auch weil viele Thorheiten und Irrthümer nebst manchen unnöthigen äußerlichen, hergebrachten Gebräuchen sich eingemischet finden. Ich will ihm auch gar nicht das Wort reden, viel weniger denselben der christlichen Religion zum Nachtheil erheben. Doch bin ich versichert, daß unter Denen, die der türkischen Religion Dies und Jenes Schuld geben, die Wenigsten den Alkoran gelesen haben, und daß auch unter Denen, die ihn gelesen, die Wenigsten den Vorsatz gehabt, den Worten einen gesunden Verstand, dessen sie fähig sind, zu geben. Ich getraute mir, wenn dieses mein Hauptabsehen wäre, das Vornehmste der natürlichen Religion aus dem Alkoran gar deutlich und zum Theile gar schön ausgedruckt darzuthun, und glaube, daß ich bei Verständigen leicht darin Beifall finden werde, daß fast alles Wesentliche in Mahomets Lehre auf natürliche Religion hinauslaufe. Der gelehrte Thomas Hyde*), den man sowohl der Sachen kundig als unparteiisch halten muß, lobt den Mahomet als verae religionis Abrahami restauratorem, der die wahre Religion Abrahams wiederhergestellt habe; und der getreuste Uebersetzer und Ausleger des Alkorans, George Sale**), zeigt in seiner Einleitung zum Alkoran, daß der Grundsatz der Lehre Mahomets auf der Einheit Gottes beruhe, oder auf der Wahrheit, daß nur ein Gott sei und sein könne; daß der Vorsatz, die heidnischen Araber von der Abgötterei zum Erkenntniß dieses einigen Gottes zu bringen, edel und höchlich zu loben gewesen, und daß Herr Prideaux nicht mit Grund vorgebe, ob habe Mahomet bei den Arabern statt der Abgötterei eine Re-

*) *Th. Hyde*, de relig. vet. Persar., p. 33.

**) *G. Sale*, Preliminary discourse to the Koran, p. 36 et 63.

ligion eingeführt, welche ebenso schlimm sei als die Abgötterei. Herr Sale sagt, „daß die Ermahnungen zu guten Sitten und Tugenden, welche im Alkoran enthalten sind, und sonderlich die Ermahnungen zur Verehrung eines wahren Gottes zum Theil so vortrefflich sind, daß ein Christ sie wohl beobachten möchte." — Wie weit nun dieses auch Reuser zu seiner Zeit bereits erkannt, würden wir mit Gewißheit sagen können, wenn es den Herausgebern der Monumentorum Palatinorum beliebt hätte, uns seine Anmerkungen über den Alkoran mitzutheilen, die sie vor sich gehabt zu haben versichern.

2) Dennoch, muß ich hinzufügen, würde mich diese Beziehung auf Reusern bloß und allein nicht haben bewegen können, die mitgetheilte Stelle vor allen andern zu wählen, wenn ich nicht in ihr auch einen besondern Punkt der Gelehrsamkeit auf eine ganz besondere Art berührt zu finden geglaubt hätte. Ich meine hiermit, was der Verfasser von den Proselytis portae in der alten jüdischen Kirche behauptet.[1]) Nicht als ob die Sache selbst nicht längst bekannt wäre; es ist bloß die Anwendung auf unsere heutigen Deisten, die mir neu und ihm völlig eigen zu sein scheinet. Sie hat etwas sehr Blendendes, diese Anwendung, und ich wünschte um so mehr, sie aus den Quellen geprüft zu sehen, je weniger ich meinem eigenen Urtheile in mir so fremden Dingen trauen darf. Indeß dünket mich doch, daß, wenn man schon zugeben müßte, daß diese Proselyti portae nichts als Deisten gewesen, damit gleichwohl noch nicht erwiesen sei, daß sie auch alle die Freiheit unter den Juden genossen, auf welche die heutigen Deisten unter den Christen Anspruch machen. Wenn wenigstens der Verfasser selbst zugiebt, daß das siebente der Noachischen Gebote sie keinesweges als ein Naturgesetz verbunden habe, sondern nur hinzugefügt worden, um den Jüden kein Aergerniß zu geben, so dürften sie leicht mehrern solchen Einschränkungen in Beziehung auf die herrschende Religion, der sie nicht zugethan sein

---

1) Den 11. November 1774 schreibt Lessing an seinen Bruder: „Ich erinnere mich, daß mir Herr Moses einmal eine besondere Anmerkung über die Proselytas portae gemacht, auf welche ich mich aber gar nicht besinnen kann. Frage ihn doch darum, mit meinem besten Gruße an ihn." Worauf sein Bruder den 26. antwortete: „Moses weiß sich keiner andern Anmerkung über Proselytas portae zu erinnern, als die in dem Fragmente über die Duldung der Deisten steht."

wollten, unterworfen gewesen sein. Falls sich nun dergleichen fänden: sollten wohl nicht aus ihnen Bedingungen herzuleiten sein, unter welchen sich auch die Christen könnten und möchten gefallen lassen, Deisten in ihren Pfählen zu dulden? Aber unsere Deisten wollen ohne alle Bedingung geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, die christliche Religion zu bestreiten, und doch geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Christen zu verlachen, und doch geduldet sein. Das ist freilich ein wenig viel, und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdischen Kirche erlaubt war. Denn wenn deren einer des Herrn Namen lästerte (Levit. XXIV, 12), so ward er ohne Barmherzigkeit gesteiniget, und die Entschuldigung half ihm nichts, daß er nicht den wahren Gott, den die Vernunft den Menschen lehre, sondern den Aftergott gelästert habe, wie die Juden sich ihn bildeten. Und schon hieraus, meine ich, ist zu schließen, daß auch die alte jüdische Religion es in diesem Stücke nicht anders werde gehalten haben, als sie es alle halten.

3) Was von dem übrigen Inhalte der Stelle zu denken und zu sagen, brauchen meine Leser nicht von mir zu lernen. Aber wie sehr merkt man es ihr an, daß sie vor dreißig Jahren geschrieben worden! Wie? noch jetzt wären der gesunden Vernunft alle Wege versperret, Gott nach ihrer Einsicht unter einem angenommenen Christennamen zu verehren? Freilich ein dergleichen angenommener Christenname, als Arianer, Socinianer, ist vielleicht noch ebenso verhaßt, als er es jemals war. Allein was braucht es auch dieser Namen? Ist der bloße Name Christ nicht weitläuftig, nicht bezeichnend genug? Sind die Namen Calvinist und Lutheraner nicht ebenso verwerflich geworden? Weg mit allen diesen Namen, die uns der Einsicht eines Einzigen unterwerfen! Wir sind Christen, biblische Christen, vernünftige Christen. Den wollen wir sehen, der *unser* Christenthum des geringsten Widerspruchs mit der gesunden Vernunft überführen kann! Was braucht es noch die Schriften der Freigeister zu unterdrücken? Heraus damit! Sie können nichts als den Triumph *unserer* Religion vermehren. — Daß dieses die Sprache mancher heutigen Theologen ist, wer weiß das nicht? Und allerdings hat diese Sprache das Gute hervorgebracht, daß neurer Zeit, wenigstens in dem pro-

testantischen Deutschlande, alle bürgerliche Verfolgung gegen Schriften und Schriftsteller unterblieben ist. Eine merkwürdige Erscheinung; von welcher ich wohl wissen möchte, aus welchem Gesichtspunkte sie unser Unbekannte betrachtet haben dürfte! Er scheinet dergleichen Theologen in Verdacht zu haben, daß sie von dem ganzen Christenthume nichts übrig lassen und nichts übrig lassen wollen als den Namen. Daß dieses bei einigen auch wohl der Fall sein möchte, daran ist kein Zweifel. Aber bei vielen ist er es auch gewiß nicht; bei denen gewiß nicht, die sich gegen die Vertheidiger einer bloß natürlichen Religion mit so vielem Stolze, mit so vieler Bitterkeit ausdrücken, daß sie mit jedem Worte verrathen, was man sich von ihnen zu versehen hätte, wenn die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche sie jetzt noch selbst protestiren müssen. Dieser ihr vernünftiges Christenthum ist allerdings noch weit mehr als natürliche Religion; Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt.

Ein Mehreres
aus den Papieren des Ungenannten,
die Offenbarung betreffend.

Das Fragment eines Ungenannten „Von Duldung der Deisten", im vorigen Beitrage, hat bei einem und dem andern meiner Leser, um dessen Beifall mir es nicht am wenigsten zu thun ist, einen besondern Eindruck gemacht. Je weniger man hier so etwas erwartete, desto angenehmer war es, „gleich einem grünen Platze, auf den man unvermuthet in einer Sandwüste stößt". Das Gleichniß ist nicht mein eigen, wie man wohl denken kann. Es gehöret einem von gedachten meinen Lesern, der mich schriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Denn er setzt hinzu, daß er es für wahre bibliothekarische Pedanterei erklären werde, wenn ich deswegen, weil dreißigjährige Papiere etwa noch nicht unleserlich und vermodert genug sein könnten, sie gänzlich wieder bei Seite legen wollte. Er beschwört mich sogar, dem Publico ja mit Nächstem ein Mehreres, und wo möglich das Dreisteste und Stärkste, daraus mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge so geheim gehalten würden [1]).

1) Auf diese (ob vorgegebene oder wirkliche?) Aufforderung kommt Lessing auch im 6. „Anti-Göze" zurück. Unter den Briefen an Lessing, die der 13. Band der Lachmann'schen Ausgabe bringt, findet sich keine Spur einer solchen.

Nun fürchte ich jenen Spott zu sehr und bin, was diesen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im Geringsten anstehen sollte, seinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunsch Andrer seinesgleichen ist, ein Genüge zu leisten. Nur dürfte ich schwerlich eben mit dem Dreistesten und Stärksten sofort aufwarten können. Die Papiere sind noch in zu großer Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigsten erwartet. Bis ich in ihnen also besser bewandert bin, begnüge man sich mit nachstehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schlusse derselben bloß erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich in unsern neuesten Zeiten, Alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zusatz dieser Art für meine Pflicht, so wenig ich mich auch demselben gewachsen zu sein fühle.

Fünftes Fragment.

Ueber die Auferstehungsgeschichte.[1]

§§.

Die vornehmste und erste Frage, worauf das ganze neue Systema der Apostel ankömmt, ist demnach diese: ob Jesus, nachdem er getödtet worden, wahrhaftig auferstanden sei. Da beruft sich nun Matthäus anfangs auf das fremde Zeugniß der Wächter Pilati, welche er auf Begehren des jüdischen Raths bei dem Grabe gestellet, und welche mit ihrem großen Schrecken Jesum aus dem Grabe hervorbrechen gesehen, auch diese Geschichte den Hohenpriestern und Aeltesten verkündiget hätten. Die Erzählung lautet umständlicher also: ‚Des andern Tages nach der Kreuzigung Jesu, das ist am ersten Ostertage, als dem funfzehnten des Monats Nisan, kamen die Obersten der Priester und die Pharisäer, welche den hohen Rath ausmachten, sämmtlich zu dem römischen Land-

1) In dem von Lessing aus Reimarus' Manuscript 1778 als besondere Schrift herausgegebenen Aufsatz „Vom Zweck Jesu und seiner Jünger" sagt Lessing in einer Anmerkung an Stelle von § 10: „Hier tritt das Fragment über die Auferstehungsgeschichte ein, welches ich den Bibliothekarischen Beiträgen einverleibet habe. Es läuft von diesem 10. § bis auf den 32sten, worauf der Verfasser mit dem 33sten in seiner Materie folgendermaßen fortfähret."

pfleger Pilato und sprachen: „Herr, wir sind eingedenk worden, daß dieser Verführer Jesus, den du gestern hast kreuzigen lassen, gesagt hat, wie er noch lebte: er wolle drei Tage hernach, wenn er getödtet wäre, wiederum lebendig auferstehen. Demnach bitten wir inständig, befiehl doch, daß man das Grab, wohin er gelegt ist, verwahre bis an den dritten Tag, auf daß nicht irgend seine Jünger inzwischen des Nachts kommen, ihn aus dem Grabe heimlich wegstehlen und hernach zum Volke sagen: er ist auferstanden von den Todten. Denn auf solche Art würde der letzte Betrug ärger sein als der erste.“ Pilatus sprach darauf zu ihnen: „Siehe, da habt ihr die verlangten Hüter, gehet damit hin und verwahret das Grab, wie ihr's am besten zu bewerkstelligen wisset!“ Sie, die obersten Priester und Pharisäer, gingen demnach alsobald hin und verwahrten das Grab mit denen zugeordneten Hütern und versiegelten noch zu mehrerer Gewißheit den Stein, der vor die Thüre des Grabes gewälzet war. Am Sonntage aber frühe, den 16. Nisan, kamen Maria Magdalena und die andere Maria zum Thore heraus, das Grab zu besehen; und siehe, da geschah ein groß Erdbeben; der Engel des Herrn kam vom Himmel herab und wälzte den Stein von der Thüre des Grabes und setzte sich darauf; seine Gestalt des Angesichts war wie der Blitz und sein Kleid weiß wie der Schnee. Darüber erschraken die Hüter vor Furcht dergestalt, daß sie bebten und als todt waren. Den Weibern aber sagte der Engel: „Ihr habt euch nicht zu fürchten; ich weiß, ihr suchet Jesum, den Gekreuzigten; der ist aber nicht mehr hier, sondern er ist auferstanden, wie er gesagt hat.“ Wie nun die Weiber die ledige Stätte im Grabe und im Zurückeilen Jesum selbst auf dem Wege gesehen und gesprochen hatten und dieses den übrigen Jüngern in der Stadt verkündigen wollten, so kamen auch etliche von den Hütern nach der Stadt und berichteten den Obersten der Priester Alles, was geschehen war. Die kamen also mit den Aeltesten, den übrigen Mitgliedern des hohen Raths darüber zusammen, erzählten ihnen der Wächter Aussage von dem Geschehenen. Darauf ward nach Ueberlegung der Sache diese Entschließung gefasset: Sie gaben den Kriegsknechten Pilati, die das Grab gehütet hatten, Geld genug, daß sie sagen sollten, Jesus' Jünger wären des Nachts gekommen und hätten den Leichnam gestohlen, als sie

geschlafen. „Wenn dieses ja", sagten die Priester, „bei dem Landpfleger Pilato auskommen sollte, daß ihr geschlafen, so wollen wir Juden ihn schon befriedigen, daß euch deswegen keine Strafe widerfahren soll." Also nahmen die Hüter das Geld und thaten, wie sie gelehret waren. Daher ist die Rede, daß Jesus' Jünger seinen Leichnam des Nachts gestohlen, bei den Juden ausgekommen und währet bis auf den heutigen Tag.'"

§§. „So weit gehet die Erzählung Matthäi, die gewiß eine Sache von der größten Wichtigkeit enthält. Denn wenn das in der That geschehen wäre, so würde es eine innere Ueberführung von der Wahrheit der Auferstehung Jesu sowohl bei den Juden als Heiden damaliger Zeit haben wirken können, und die Apostel hätten zum Beweise ihres Zeugnisses fast nichts anders gebraucht, als sich auf diese stadtkündige Begebenheit allenthalben zu berufen, oder sich wohl gar von Pilato Brief und Siegel über die durch Hüter bis in den dritten Tag geschehene Bewahrung des Grabes auszubitten, hienächst aber bei demselben auf eine schärfere und peinliche Befragung der Hüter über das, was ihnen begegnet sei, äußerst zu dringen, damit sie sich sowohl selbst von dem aufgebürdeten Betruge retten, als auch die Wahrheit bei Allen und Jeden überzeuglich darlegen und das Hinderniß, so die Verleumdung ihnen in den Weg geworfen, wegräumen möchten. Wie ist denn nun mit der Wahrheit dieser Geschichte zusammenzureimen, daß außer dem Matthäus kein einziger Evangelist in seinen Berichten, kein einziger Apostel in seinen Briefen derselben irgend die geringste Erwähnung thut, sondern Matthäus mit seiner so wichtigen Erzählung, von aller Andern Zeugnisse verlassen, ganz allein bleibet? Wie kann es mit der Wahrheit dieser Geschichte bestehen, daß sie kein einziger Apostel oder Jünger vor jüdischen oder römischen Gerichten oder vor dem Volke in Synagogen und Häusern zur Ueberführung der Menschen und zu ihrer eigenen Verantwortung jemals gebrauchet? Nach Matthäi Erzählung hatten ja die obersten Priester den Bericht der Hüter und folglich die wunderbare Eröffnung des nunmehro ledigen Grabes Jesu allen Aeltesten des ganzen hohen Raths mitgetheilt und mit ihnen sich besprochen, wie das Geschehene zu unterdrücken und zu vermänteln sein möchte. Demnach wußten und glaubten alle siebenzig Mit-

glieder des hohen Raths, daß es sich in der That so verhielte, wie die Apostel predigten; und es war kein anderweitiger Beweisgrund zu erdenken, der in den Beisitzern des Synedrii mehr innere Ueberführung und Beschämung hätte wirken können, als dieser, wenn sich die Apostel auf des Synedrii eigene sorgfältige Bewachung des Grabes und das, was ihnen die Wächter selbst von dem Geschehenen ausgesagt, und was also einem Jeden sein Gewissen zeugen würde, bezogen hätten. Wenn also Petrus, wenn Paulus, wenn Andere über das Bekenntniß von der Auferstehung Jesu zu Rede gestellet wurden, was hätte es weiter Zeugniß bedurft als dieses: ‚Es ist vor der ganzen Stadt Jerusalem und vor aller Welt kund und offenbar, daß der ganze hohe Rath, mit römischer Soldatenwache versehen, die Vorsicht gebraucht hat, das Grab zu besichtigen, zu versiegeln und bis auf den dritten Tag bewachen zu lassen. Nun hat die Wache am dritten Tage in aller Frühe das Grab mit Schrecken verlassen. Sie hätte es aber so lange bewachen müssen, bis der dritte Tag vorbei gewesen, und bis die Oberprieſter und der ganze Rath wieder hinausgekommen wäre, um das Grab abermals zu besehen, ob der Körper noch drinnen und in seine Verwesung gegangen sei, um alsdenn die Wache zu entlassen. Der ganze Rath weiß hergegen in seinem Gewissen, was diese Hüter ausgesagt, was ihnen begegnet sei, wie und warum sie vor der Zeit mit Schrecken davongelaufen. Demnach ist ein Jeder innerlich überführt, daß Jesus müsse auferstanden sein, und daß wir nichts als die Wahrheit verkündigen.‘ Aber in der ganzen Apostelgeschichte, bei den öfteren Vertheidigungen vor dem Rathe, da sie die Auferstehung Jesu bezeugen, thun sie nicht die geringste Erwähnung von dieser so merkwürdigen Begebenheit. Sie sprechen etwa bloß: ‚Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben. Wir sind seine Zeugen über diesem Worte und der heilige Geist.‘ Konnte denn ihr dürres Bejahen wohl den geringsten Eindruck machen? Wenn man die Herren des Raths nur als vernünftige Menschen ansiehet, so konnten sie solch Vorgeben der Apostel auf ihr Wort nicht glauben; denn es war eine ganz außerordentliche, übernatürliche Sache, daß Einer vom Tode sollte aufgestanden sein, welche sich so schlechthin nicht annehmen ließe, vornehmlich da es die

Anhänger Jesu allein sagten und sonst Niemand, der es gesehn hätte, genannt wurde, zu geschweigen, daß viele der Rathsherren Sadducäer waren, welche die Auferstehung der Todten an sich für unmöglich und in der Schrift nicht gegründet hielten. Betrachtet man aber die Rathsherren als Richter, so mußten sie auch nach ihrem Amte dem bloßen Vorgeben der Apostel nicht trauen, weil diese in ihrer eigenen Sache zeugeten, und zwar zur Einführung einer neuen Religion und zur Umstürzung der bisher eingeführten, über welche diese Richter nach Amtspflicht wachen sollten. Sie konnten und mußten den Aposteln auf ihr eigenes Zeugniß nicht Recht geben, weil die Pharisäer, so das etwa am ersten für glaublich erkläret hätten, sogleich von ihren Beisitzern, den Sadducäern, für parteiische Richter wären gehalten und dadurch eine Spaltung im Gerichte selbst wäre erregt worden. Der heilige Geist, auf dessen Zeugniß sich die Apostel weiter beriefen, war bloß in ihrem Munde und zeugete ja nicht außer den Aposteln, konnte daher auch von den Richtern für nichts als ein leeres Vorgeben der Apostel selbst und für ihr eigenes Wort angesehen werden. Warum lassen denn die Apostel solche schlechte und eitele petitiones principii[1]) nicht lieber ganz weg und bedienen sich dagegen dieser so vortheilhaften Begebenheit, welche der Richter eigenes Gewissen ihnen glaublich machte, und welche nur allein dieselben rühren, überzeugen und beschämen konnte? Was lässet sich hieraus anders urtheilen, als: entweder die Geschichte muß nicht wahr sein, oder die Apostel würden sie da, wo sie als der einzige kräftige Beweisgrund überblieb, alle anderen aber nichts verfangen konnten, nothwendig gebrauchet haben."

§§. „Dieses Urtheil wird noch mehr bestärkt, wenn man betrachtet, wie oft die Apostel und übrigen Jünger Jesu vor römischen Gerichten gestanden und zu stehen entschlossen waren und sich doch diese Begebenheit weder wirklich zu Nutze gemacht, noch solches zu thun jemals gedacht haben. Man hat ja wohl in späteren Zeiten Briefe des Pilati an den Kaiser Tiberium gedichtet, worin diese Erzählung nebst andern enthalten ist; aber in der That haben

1) „Erschleichungen des Grundsatzes" heißt ein Fehler in der Logik, wenn man als bewiesen voraussetzt, was erst bewiesen werden muß. Später übersetzt Lessing einmal: „erbetene Grundsätze".

sich die Apostel bei den Römern nimmer auf des Pilati oder seiner Kriegsknechte Zeugniß berufen, noch sich jemals darum bekümmert, ein solches mündlich oder schriftlich von Pilato zu erhalten. Wäre wohl was Besseres zu der Apostel Zweck, insofern sie auch Heiden bekehren wollten, zu erdenken gewesen, als daß sie fürs Erste nach den Namen der Wächter geforschet hätten, um dieselben bei allen Römern namhaft zu machen, welche man um die Wahrheit dieser Geschichte befragen könnte? Denn wenn gleich diese Wächter von den Juden Geld bekommen, um die Sache zu verschweigen oder anders zu erzählen, so würden sie doch bei ihren Landsleuten kein Hehl daraus gemacht haben, die Wahrheit auf ernstliches Befragen zu gestehen, wo sie nicht gar von selbst die wunderbare Geschichte bei ihren Freunden und Kameraden ausgebreitet hätten, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, daß die Menschen die Begebenheit, je wunderbarer sie ist, desto weniger verschweigen können. Würden also die Apostel nicht ein vorläufiges Gerücht bei den Römern zum Vortheil gehabt haben, das sie allemal durch Nennung dieser Soldaten glaubwürdig machen und auf schärfere Nachfrage bewähren könnten? Warum gedenken sie denn der Sache bei den Heiden, denen sonst die Auferstehung der Todten gar nicht in den Sinn wollte, nimmer? Warum sprechen sie nicht: ‚Fraget nur eure Landsleute, den Cajus und Proculus und Lateranus und Lätus, welche dieses Jesu Grab bewachet und dasselbe mit seiner Auferstehung zu ihrem Erstaunen auffspringen gesehen?‘ Ja, die Apostel würden noch ein Mehreres gethan haben. Sie wären zu Pilato selbst gleich auf frischer That hingegangen und hätten sich von demselben eine förmliche schriftliche Acte über die Bewachung des Grabes und eine peinliche Untersuchung der Wahrheit ausgebeten. Hätte denn gleich Pilatus von selbst nicht daran gewollt, so hätte er dennoch, oder wenigstens die Soldaten, welche das Grab bewachet, wider ihren Dank und Willen daran müssen, wenn sich die Apostel vor den römischen Gerichten darauf berufen hätten. Aber sie gedenken der Sache so wenig vor Felix und vor Festus als vor dem Agrippas und Berenice[1]), noch sonst irgend bei den Römern und Griechen; sie lassen sich lieber mit ihrer Auferstehung auslachen und für rasend erklären. Daher wir nicht

1) Apostelg. 24—26.

anders schließen können, als daß die Sache nicht geschehen sei; denn sonst müßte sie nothwendig, als der einzige Beweisgrund, der bei Heiden etwas ausrichten möchte, angeführet sein, da gewiß alle anderen Gründe bei ihnen vergeblich und lächerlich waren. Denn aus der Vernunft lässet sich die Auferstehung nicht beweisen, und die Schriften der Propheten galten bei den Heiden nichts, die Sache aber an sich schiene ihnen ungereimt und fabelhaft zu sein."

§§. „Bei denen Juden in ihren Synagogen oder Privatversammlungen wäre gleichfalls die triftigste Ursache gewesen, diese stadt- und landkündige Bewachung des Grabes Jesu nebst dem, was darauf erfolget war, allenthalben namhaft zu machen. Denn die müßte nothwendig zu Aller Wissenschaft gekommen sein, wenn der ganze hohe Rath in Procession am ersten Ostertage zu Pilato und so von ihm, mit einer Soldatenwache durch die Stadt begleitet, zum Thore hinausgegangen wäre, das Grab zu versiegeln und zu hüten. Es hätten selbst Joseph von Arimathia und Nikodemus und ein ehrlicher ....., als Mitglieder des Raths, nicht verschwiegen, was bei ihnen in dem hohen Rathe erzählet und zur Verdrehung der Sache von der boshaften Partei beschlossen wäre; daß demnach die ganze Judenschaft zur Annehmung dieser Erzählung und dieses Beweises schon würde vorbereitet gewesen sein, wenn es die Apostel hätten wollen auf die Bahn bringen und in ihren Predigten oder Verantwortungen rege machen. Sie hatten ja dazu bei den Juden noch eine besondere dringende Ursache. Denn es ist wirklich an dem, was Matthäus schreibt, daß es eine gemeine Rede bei den Juden geworden: die Jünger Jesu wären heimlich des Nachts gekommen und hätten den Leichnam Jesu gestohlen, und nun gingen sie herum und sagten, er sei auferstanden. Die allgemeine Nachrede mußten die Apostel leiden, weil selbst der hohe Rath zu Jerusalem angesehene Männer bei allen jüdischen Gemeinen in Judäa und andern Ländern herumschickte und diesen nächtlichen Diebstahl des Körpers Jesu bekannt machten, um Alle und Jede vor der Betrügerei zu warnen. Das wissen wir aus des Justini Martyris Unterredung mit dem Juden Trypho, wie es imgleichen Eusebius in seiner Kirchengeschichte und über den Esaias erwähnet. Wenn es demnach in der That eine allgemeine Rede geworden, was die Juden zum Nachtheil der Apostel

ausgebreitet, woher kömmt es denn doch, daß des Matthäi Geschichte mit den Wächtern nicht auch eine allgemeine Rede bei den Jüngern Jesu geworden ist? Wo die Apostel nur hinkamen, da war der böse Ruf von ihrer Betrügerei vorangegangen und die Gemüther davon eingenommen; wäre es aber mit der Auferstehung Jesu Betrug, so war ja ihre ganze Predigt eitel. Warum retten sie ihre Ehrlichkeit denn nimmer und nirgend wider eine solche allgemeine und glaubliche Beschuldigung mit der Geschichte, welche uns Matthäus erzählet? warum nehmen sie daraus nicht vor allen Andern die beste Bewährung ihres vorgegebenen Facti? Nein, sie schweigen davon durchgängig, und es ist daher handgreiflich, daß dergleichen nimmer wirklich vorgegangen sei, und daß es Matthäus nur zur Ablehnung der erwähnten Beschuldigung erdichtet, die Uebrigen aber selbst geurtheilet haben müssen, daß sie mit solcher Vertheidigung nicht fortkommen würden und es daher besser sei, diesen schlimmen Punkt unberührt zu lassen, als wider eine sehr wahrscheinliche und beglaubte Nachrede eine schlechte und sich selbst widersprechende Verantwortung vorzubringen."

§§. „Ich sage nicht unbillig, die Beschuldigung sei wahrscheinlich und glaublich, die Ablehnung Matthäi hergegen schlecht und voller Widerspruch. Denn wenn wir die Umstände ansehen, so reimet sich Alles mit der Beschuldigung. Es war ganz möglich, daß der Körper Jesu des Nachts heimlich aus dem Grabe gestohlen und anderwärts verscharret werden konnte. Das Grab war in einem Fels, gehörte dem Joseph von Arimathia, einem heimlichen Jünger Jesu, und der Zugang zum Grabe war in dem Gehege seines Gartens. Ebendieser Joseph hatte sich den Leichnam Jesu ausgebeten und denselben aus eigener Bewegung in sein Grab gelegt; die Maria Magdalena und andere Weiber waren dabei gewesen, und alle Apostel wußten den Ort. Sie hatten ungehinderte Freiheit, zum Grabe zu kommen; keine Besorgniß von einer Soldatenwache, keine Furcht, daß sie der Gärtner nicht zum Grabe lassen möge; die Schwierigkeit, welche sich die Weiber bei den Evangelisten machen, ist nicht: wie sie den Gärtner und die Wächter überreden oder nöthigen wollten, ihnen die Oeffnung des Grabes zu verstatten, sondern nur der Stein vor dem Grabe: ‚Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?' Es mußten also keine Wächter

da sein, und der Gärtner mußte Befehl von seinem Herrn haben, den Jüngern Jesu die Thür offen zu halten. Ja, dieser konnte auch selbst bei Tage und bei Nachte ins Grab gehen und mit dem Körper machen, was er wollte, oder einem Andern solches zu thun erlauben. Die Maria Magdalena sagt es uns ganz deutlich: ‚Sie haben meinen Herrn weggenommen', spricht sie, ‚und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.' Und da sie den Gärtner vor sich zu haben meint, spricht sie zu ihm: ‚Herr, hast du ihn weggenommen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt, so will ich ihn holen.' Sie setzet also zum Voraus, daß der Körper in der verwichenen Nacht könnte von dem Gärtner oder einigen Andern weggeschleppt sein. Demnach ist es nach dem eigenen Berichte des Evangelisten ganz wohl möglich gewesen, daß die Jünger Jesu dessen Leichnam in der Nacht heimlich aus dem Grabe anderswohin brächten. Und es konnte den Juden nicht anders als höchst wahrscheinlich vorkommen, daß ebendiese Jünger solches wirklich gethan. Denn, würden sie sagen, wollte Gott Jesum zum Wunder aller Welt erwecken, warum sollte er es nicht bei Tage, vor aller Welt Augen thun? warum sollte er die Sache so veranstalten, daß, wenn Einer auch noch so frühe zum Grabe käme, derselbe schon das Grab offen und ledig fände und nicht den geringsten Unterschied merkte, als wenn der Körper heimlich aus dem Grabe weggestohlen sei? Die Zeit war auch noch lange nicht vorbei, welche Jesus im Grabe zubringen sollte. Es war gesagt, drei Tage und drei Nächte sollte er in der Erde liegen; nun war nur erst ein Tag und zwo Nächte verstrichen: warum würde denn mit der Erweckung so geeilet und dieselbe wider die Verheißung zu einer Zeit verrichtet, da sie Niemand vermuthen war, noch Zeuge davon sein konnte? Wenn die Jünger Jesu hätten Glauben finden wollen und als aufrichtige, ehrliche Leute mit Wahrheit umgegangen wären, so müßten sie uns die Erweckung Jesu und deren genaue Zeit öffentlich vorhergesagt haben, so wären wir hinausgegangen und hätten sie mit angesehen. Ja, die Apostel hätten Ursache gehabt, an einem bestimmten Tage und Stunde nicht nur Pilatum und seine Wache, sondern alle Hohepriester und Schriftgelehrten als Zuschauer zum Grabe einzuladen; so hätten sie sich nachher den Verdacht eines Betruges und die Verfolgung erspart

und hätten ohne Predigen und Mühe eine allgemeine Ueberführung geschaffet. Nun aber schweigen sie vorher von seiner Auferstehung ganz stille und thun, als wenn sie selbst nicht einmal davon gewußt oder daran gedacht hätten. Was aber noch mehr ist: in aller der Zeit von vierzig Tagen, da Jesus soll auferstanden sein und unter ihnen gewandelt haben, sagen sie Keinem unter uns ein Wort, daß er wieder lebe, damit wir auch zu ihnen kommen und Jesum sehen und sprechen könnten; sondern nach vierzig Tagen, da er schon soll gen Himmel gefahren sein, gehen sie erst aus und sprechen, er sei da und dort gewesen. Frägt man sie: Wo war er denn? wer hat ihn denn gesehen? so ist er bei ihnen im verschlossenen Zimmer gewesen, ohne daß eine Thür aufgegangen, ohne daß ihn Jemand hat können kommen oder weggehen sehen; so war es auf dem Felde, in Galiläa am Meere, auf dem Berge. Mein! warum nicht im Tempel? vor dem Volke? vor den Hohenpriestern, oder doch nur vor irgend eines jüdischen Menschen Augen? Die Wahrheit darf sich ja nicht verstecken oder verkriechen, und zwar eine solche Wahrheit, welche unter uns bekannt und geglaubet werden sollte. Es heißet ja, er sei nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel; wie könnte er denn so neidisch gegen uns sein, sich Keinem unter uns zu zeigen? Oder sollten wir ihn nur in seiner armseligen Gestalt und zuletzt am Kreuze hängen und sterben sehen, um uns an ihm zu ärgern, auferweckt aber, lebendig und in seiner Herrlichkeit nimmer zu sehen bekommen, damit wir ja von unserm Messias keine eigene zuverlässige Ueberführung erlangten und uns nichts überbliebe, als seinen wenigen Anhängern darin zu trauen, die doch den todten Körper nächtlicher Weile haben stehlen können und sich so dabei aufgeführet haben, daß eine solche Vermuthung billig auf sie fallen muß, und daß alle vernünftige Menschen, selbst der ganze Rath und alle Hohepriester und Schriftgelehrten so von ihnen urtheilen und uns vor ihrem Betruge warnen?"

§§. „Je unglaublicher nun die Auferstehung Jesu denen Juden sein, und je mehr ihnen die nächtliche Entwendung des Körpers möglich, wahrscheinlich und glaublich scheinen mußte, wenn keine Bewachung des Grabes geschehen war, desto größere Ursache hätten die Evangelisten und Apostel gehabt, den Verdacht eines Betruges,

welcher ihnen von der höchsten Obrigkeit selbst bei allen Juden angehänget war, durch fleißige Vorhaltung dieser bekannten Bewachung des Grabes von sich zu entfernen. Dieses war das Einzige, womit sie ihre Wahrheit und Ehrlichkeit noch einiger Maßen hätten retten mögen; alles Andere waren petitiones principii. Da aber außer dem einzigen Matthäus Keiner dieser Geschichte, an keinem Orte, bei so öfterer Gelegenheit, weder in Schriften noch Reden, weder vor Gericht noch bei Privatpersonen, weder zum Beweise noch zur Vertheidigung mit einem Worte gedenket, so kann sie unmöglich wahr und wirklich geschehen sein. Es ist ein offenbarer Widerspruch: nur einen festen Beweisgrund haben', der sich von selbst anbietet, denselben wissen und so oft zu brauchen genöthigt sein und dennoch nimmer gebrauchen, sondern sich mit nichtigen behelfen. Daher denn schon klar genug ist, daß Matthäus diese Geschichte allein aus seinem Gehirne ersonnen hat, weil er auf die Beschuldigung etwas hat antworten wollen und nichts Besseres erfinden können. Allein wie übel die Erfindung gerathen sei, zeiget der öftere Widerspruch, darin sich Matthäus in der Geschichte selbst mit sich und andern Evangelisten verwickelt."

§§. „Es ist erstlich widersprechend, daß die Hohenpriester von der Auferstehung Jesu vorher etwas wissen sollten, davon die Apostel selbst, denen doch die Geheimnisse des Reichs Gottes offenbaret hießen, nichts wußten. Von Diesen heißet es ausdrücklich: ‚Sie wußten die Schrift noch nicht, daß er von den Todten auferstehen müßte.' Und daß dieses wahr sei, zeiget ihr ganzes Betragen. Sie klagen, daß ihre Hoffnung von der Erlösung Israels mit seinem Tode ganz aus sei. Sie kommen mit Specereien zum Grabe, in Meinung, daß er gleich andern Verstorbenen auch todt bleiben und in die Verwesung treten werde. Ja, als sie den Körper nicht im Grabe finden, fällt ihnen noch nichts von seiner Auferstehung ein, sondern sie schließen bloß daraus, er müsse weggenommen und anderswohin getragen sein. Ein Theil will sogar seine Auferstehung durchaus nicht glauben, nachdem sie ihnen schon berichtet worden. Mit einem Worte, bis an Jesus Tod und kurz nachher haben seine Jünger von keiner Auferstehung etwas gewußt, gehöret oder daran gedacht. Wie ist es denn möglich, daß den Hohenpriestern und Schriftgelehrten

etwas davon bekannt gewesen sein sollte, und daß sie daher auf die Vorsicht gefallen wären, das Grab mit einer Wache zu besetzen? 2) Ist es sehr unglaublich, daß Hohepriester und der ganze Rath am ersten Ostertage öffentlich zu Pilato gehen und hernach mit der römischen Wache in Procession zum Thore hinausgehen und das Grab versiegeln sollten. Denn anderer Umstände nicht zu erwähnen, so lief es wider der Juden Gesetz und Gebräuche, sich am Feste, da sie insonderheit still und rein sein mußten, mit solchem Gewerbe abzugeben, sich unter die Heiden zu mengen oder ein Grab anzurühren. Waren doch die Jünger Jesu, wie es heißet, den Festtag über stille nach dem Gesetze: wie sollten denn die Hohenpriester sich öffentlich vor dem Volke so vergehen und insonderheit ein Grab berühren, da sie sonst die Gräber gegen die Festtage mit weißem Kalk zu übertünchen pflegten, damit sie auch von ferne schon möchten gesehen werden, und ein Jeder sich davor hüten könnte, daß er nicht unrein würde. 3) Wenn wir auch die Betrachtung dessen, was den Juden nach dem Gesetze erlaubt war, aussetzen, so konnte doch ein gesammtes obrigkeitliches Collegium von so vielen Personen nimmer so gröblich wider den Wohlstand handeln, daß es am hohen Festtage in Corpore öffentlich zu den Heiden ginge und mit einer Soldatenwache in Procession durch die Stadt zöge, da Alles dieses bei dem Pilato durch ein paar Abgeordnete in der Stille hätte können ausgerichtet werden. 4) Aber warum sollten sie überhaupt des Falls zu Pilato gehen und den Heiden noch mehr Macht über sich einräumen? Joseph, dem das Grab gehörte, und der es in dem Umfange seines Gartens hatte, konnte sich ja als ein Jude und Mitglied des hohen Raths nicht entlegen, daß Wächter vor das Grab gestellet würden; ja, er mußte es vielmehr gerne sehen und sich ausbitten, damit er offenbar aus dem Verdachte eines Betruges gezogen würde, worin er sonst nothwendig mit verwickelt werden mußte. 5) Und was kommt denn endlich heraus? Der ganze hohe Rath, ein Collegium von siebenzig obrigkeitlichen Männern, wird in dieser Geschichte zu lauter Schelmen gemacht, welche mit Ueberlegung einmüthig willigen, ein Falsum zu begehen und zu solchem Falso auch die römische Wache zu bereden. Das ist an sich eine unmögliche Sache. Und wo bleibt Joseph, wo bleibt Nikodemus hiebei? Sind denn Die nun auch zu Schelmen worden?

Sind nun Pharisäer und Sadducäer in diesem Collegio eins, die Auferstehung auch durch eine ersonnene Lüge zu verleugnen, da sonst die Apostel das Collegium über diesen Satz so meisterlich zu theilen wissen, daß sich die Pharisäer dessen wider die Sadducäer annehmen? Kann auch eine so dumme Lüge von so viel verständigen Leuten erdacht werden, daß alle römischen Soldaten auf ihrem Posten schlafen sollten und eine Anzahl Juden bei ihnen vorbeigehen, den großen Stein vor dem Grabe wegwälzen und den Körper heraustragen? Dieses Alles sollte incognito, ohne Gepolter und heimlich verrichtet werden und kein Soldat davon aufwachen, kein Fußtapfen Derer, die den Körper weggetragen, nachbleiben? 6) Wenn denn endlich Matthäus auf solche Art den Betrug von sich auf die Obrigkeit schiebt und sie eines offenbaren und stadtkündigen Falsi bezüchtiget, woher kömmt es denn, daß der Apostel Betrug eine gemeine Rede unter den Juden geworden bis auf den heutigen Tag, von des jüdischen Synedrii Betruge aber alle Evangelisten und Apostel jeder Zeit und allenthalben schweigen? Mich dünkt, dies heiße ja wohl, widersprechende Dinge und etwas, das sich bald verräth, vorgeben, welches der Unwahrheit eigen ist."

§§. „Lasset uns aber auch noch zuletzt sehen, wie Matthäus vor seinen eigenen Glaubensgenossen mit seiner Erzählung bestehet! Die übrigen Evangelisten wissen nicht allein von keiner Wache, sondern berichten auch solche Umstände, welche die Wache aufheben. Da gehen die Weiber sämmtlich am dritten Tage hinaus in der Absicht, daß sie ins Grab hineingehen und den todten Körper nach jüdischer Art mit vielen Myrrhen, Aloe und dergleichen einwickeln wollen. Nun würden sie ja wohl als furchtsame Weiber nicht wider den Willen der römischen Soldaten hineinzudringen suchen, oder wenigstens sich im Hingehen den Zweifel machen: Wie kommen wir ins Grab? wie werden uns die Wächter durchlassen? Der Stein ist versiegelt; wenn auch die Wächter wollten, so dürfen sie uns nicht hineinlassen; es ist eine unmögliche und vergebliche Sache. Allein darum sind sie gar nicht bekümmert, sondern nur, wer ihnen den Stein von des Grabes Thüre wälzen wolle, welches zum Grunde setzet, daß ihnen sonst nichts hinderlich sei, daß sie sonst frei hinzukommen können, daß keine Wache davor liege.

Wollte man sagen, die guten Weiber hätten vielleicht nicht gewußt, was am vorigen Tage geschehen wäre, so mußten es doch gewiß nunmehro die Evangelisten Marcus, Lucas und Johannes so gut wissen als Matthäus. Hätten nun diese Geschichtschreiber ein Grab in Gedanken gehabt, das mit einer Wache besetzt war, so würden sie wenigstens, wenn sie die Weiber in dasselbe hineinbringen wollten, die Anmerkung dabei gemacht haben: ‚Sie wußten aber nicht, daß das Grab mit Hütern verwahret und der Stein versiegelt wäre.‘ Allein auch den Weibern selbst hätte die Sache nicht können verborgen sein. Wir können der Weiber nach der Evangelisten Berichte wenigstens sechs rechnen. Von so vielen Weibsleuten aber wäre es ein Wunder, daß sie das Neue, was öffentlich geschehen war, noch nicht sollten erfahren haben. Die Hohenpriester und Pharisäer waren ja nach Matthäi Berichte am ersten Ostertage sämmtlich zu Pilato gegangen, hatten die Wache von ihm gebeten, und er hatte sie ihnen mitgegeben. Sollte das nicht Aufsehens in der Stadt machen, wenn der hohe Rath von siebenzig Personen in Procession zum Landpfleger gehet, wenn derselbe wieder herauskommt, eine römische Wache hinter sich habend, ja, wenn er endlich zum Thore hinauswandert, das Grab besichtiget, ob der Körper noch darin sei, und alsdenn das Grab versiegelt und die Hüter davor stellet? Gewiß, dergleichen öffentliches Schauspiel am ersten Feiertage würde alle Leute, alle Jungens rege gemacht haben, hinteran zu laufen und zu sehen, was das bedeutete; und dergleichen Begebenheit könnte auch dem geringsten Kinde, geschweige so vielen Weibern nicht verborgen geblieben sein. Noch mehr! Joseph von Arimathia, ein heimlicher Jünger Jesu, aber zugleich ein Rathsherr, mußte ja wohl entweder mit dabei sein oder wenigstens davon wissen, daß man ihm Wache in seinen Garten und vor sein Grab legte; und ebendas ist von Nikodemo, weil er gleichfalls ein Mitglied des Raths und ein Pharisäer war, zu sagen. Je weniger er für einen Jünger Jesu bekannt sein wollte, je weniger würde man ihn von solchem Anschlage ausgeschlossen haben oder denselben heimlich vor ihm treiben können. Mit diesen beiden Rathsherren waren ja ebendiese Weiber beschäftiget gewesen, Jesu Leichnam ins Grab zu legen, und ohne Josephs Wissen und Erlaubniß oder Befehl an den Gärtner

konnten sie sich nicht erdreisten, in dessen Grab zu gehen und mit dem Körper, der Jenem anvertrauet war, zu machen, was sie wollten. Mit Nikodemus aber hatten sie noch den Abend vorher die Specereien eingekauft, womit sie den andern Morgen den Leichnam einwickeln wollten. Wenn also die Weiber auch sonst nichts von der Sache gewußt hätten, so müßten sie es von diesen beiden Rathsherren erfahren haben. Die würden ihnen auch gesagt haben, daß sie nur nicht hinausgehen möchten, es sei umsonst, sie würden zu dem Körper nicht gelassen werden. Weil nun kein Mensch wissentlich etwas Unmögliches unternimmt, so muß dieses, was die Weiber unternommen, möglich und folglich keine Wache vor dem Grabe gewesen sein. Es ist offenbar, daß Matthäus diesen Widerspruch selber eingesehen hat; darum setzet er auch nicht, wie die andern Evangelisten, daß die Weiber hinausgegangen mit Specerei und um Jesu Leichnam zu balsamiren, oder den Stein abzuwälzen und ins Grab hineinzugehen; nein, sondern nur daß sie hingegangen, das Grab zu besehen, welches sie etwa von ferne thun und die Hüter ihnen nicht verwehren konnten."

§§. „In allen übrigen Umständen ist zwischen Matthäo und den andern Evangelisten ein gleicher Widerspruch. Denn nach Matthäi Bericht, als die Weiber hinkamen, das Grab zu besehen, siehe, da entstand ein groß Erdbeben; der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, wälzte den Stein von der Thür und satzte sich darauf. Die Hüter aber erschraken für Furcht und wurden, als wären sie todt. Aber zu den Weibern sagte der Engel: ‚Fürchtet euch nicht!' ꝛc. Diese Erzählung hängt so zusammen, daß die Eröffnung des Grabes durch den Engel in Gegenwart und im Gesichte der Weiber geschehen, und daß die Soldatenwache noch da gewesen, als sie gekommen; welche denn auch erst nach ihnen, als sie sich von ihrem Schrecken erholet, zum Thor der Stadt wieder hineingehet. In der That könnte es auch nicht anders gewesen sein. Denn die Weiber gingen hinaus, da es noch finster war, und das Grab war nahe vor dem Thor. Da nun Jesus doch den dritten Tag und den Aufgang der Sonnen im Grabe hätte erwarten müssen, wenn es nur einiger Maßen heißen sollte, daß er drei Tage im Grabe gewesen, so konnte die Auf-

erstehung noch nicht vorbei und die Hüter noch nicht weg sein, zumal, da sie vor Furcht halb todt blieben und sich von dem Schrecken noch so bald nicht wieder besinnen noch entschließen konnten, was dabei anzufangen sei. Allein wie lautet nun dagegen die Erzählung bei den andern Evangelisten? Wie die Weiber unter einander sprechen: ‚Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thüre?‘ und noch unterwegs von ferne dahin sehen, so ‚werden sie gewahr, daß der Stein abgewälzet sei; sie funden den Stein abgewälzet von dem Grabe und gingen hinein. Maria Magdalena siehet, daß der Stein von dem Grabe hinweg war.‘ Da ist kein Erdbeben, kein Engel, der vom Himmel fährt, keine Abwälzung des Steins im Gesichte der Weiber, keine halb todte Wache, sondern wie sie in einer gewissen Weite dahin sehen, so ist der Stein schon abgewälzet, die Wächter verschwinden und haben in dieser Evangelisten Gedanken unmöglich Platz. Weiter sagt Maria Magdalena beim Johanne: ‚Sie haben meinen Herrn weggenommen, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.‘ Sie sagt zu Jesu, den sie für den Gärtner hielt: ‚Herr, hast du ihn weggenommen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt, so will ich ihn holen.‘ Demnach setzt sie ohne Bedenken zum Grunde, daß viele Menschen und insonderheit der Gärtner des Josephs von Arimathia, in dessen Garten das Grab war, ungehindert hätten ins Grab kommen und den Körper wegtragen können. Dieses bestehet durchaus nicht mit einer Wache, die das Grab und den Körper hüten sollte, und die nach Matthäi Berichte noch voller Schrecken und halb todt dalag. Es bestehet auch nicht mit einem Engel, welcher vor dem Grabe soll gesessen und zu den ankommenden Weibern gesagt haben: ‚Fürchtet euch nicht! Ihr suchet Jesum von Nazareth; er ist nicht hier, sondern er ist auferstanden.‘“

§§. „Wir erkennen nunmehr aus dem vielfältigen Widerspruche, daß die Wächter, welche Matthäus vor das Grab gestellet, keinen Stand halten wollen und sich von einem gesunden Verstande nicht einmal gedenken lassen. Daher diese Hirngespenster, welche den Verdacht des Betruges von den Jüngern Jesu abkehren sollten,

denselben vielmehr bestärken. Die Wächter verschwinden bei jedem Umstande, und es bleibt alle Wege möglich und bei aller Betrachtung der Sache höchst wahrscheinlich, daß die Jünger des Nachts zum Grabe gekommen, den Körper gestohlen und darnach gesagt, Jesus sei auferstanden. Lasset uns nun sehen, ob der übrigen Evangelisten Aussage von der Auferstehung Jesu an sich mehr einstimmig sei. Wenn die Evangelisten nebst allen Aposteln noch im Leben wären, so könnten sie es uns nicht verdenken, daß wir diese Untersuchung anstellen und nach Befinden an ihrer Aussage zweifeln. Die Sache ist ganz außerordentlich und übernatürlich; sie können Niemand außer ihrem Mittel aufweisen, der Jesum auferstanden gesehen hätte; sie allein sind Zeugen davon, und wenn wir es genau erwägen, so haben wir von Denen, die Jesum selbst wollen gesehen haben, heutiges Tages nur Zween aufzuweisen; die übrigen Zween sind nicht bei ihm gewesen, sondern haben es nur aus Hörsagen. Und die Andern werden bloß in dieser Zeugen Schriften als Zeugen aufgeführt. Dennoch sollen wir auf dieser wenigen Jünger Jesu Zeugniß ein ganzes Lehrgebäude gründen. Ja, was das Meiste ist, so haben nach ihrem Berichte die Jünger Jesu anfangs selber nichts davon glauben wollen, sondern einige haben noch bis auf die letzte Zeit seiner Gegenwart auf Erden an der Wirklichkeit seiner Auferstehung gezweifelt. Wie Maria Magdalena mit den übrigen Weibern den Aposteln bekräftigen, sie hätten ein Gesicht der Engel gesehen, ja, sie hätten Jesum selber gesehen, gesprochen und angefasset, glaubten sie es nicht. Es dünkten ihnen ihre Worte, als wären es Märlein. Petrus lief hin zum Grabe und sahe da nichts als die leinen Tücher; aber es nahm ihn doch Wunder, wie das zuginge. Da die beiden wandernden Jünger den übrigen Aposteln sagten, wie Jesus mit ihnen auf dem Wege gewandelt und gesprochen hätte und hernach verschwunden wäre, glaubten sie ihnen auch nicht. Als Jesus schon allen Jüngern erschienen war, wollte es doch Thomas auf ihr Wort nicht glauben, bis er seine Hände in Jesu Nägelmal und Seite gelegt hätte. Ja, wie ihnen Jesus erschien in Galiläa, welches nach Johannis Aussage schon das dritte Mal war, daß Jesus sich den sämmtlichen Aposteln offenbaret, so waren noch Etliche unter ihnen, die da zweifelten. Sind nun die sämmt-

lichen Apostel, die doch Jesus' vorgängige Wunder und Verkündigung gesehen und gehöret hatten und ihn nun zum Oftern klar und deutlich vor Augen sahen, mit ihm redeten und aßen, ihn befühlten und betasteten, dennoch in einer so wichtigen Begebenheit voller Unglauben und Zweifel gewesen: wie viel weniger ist es uns heutiges Tages zu verdenken, daß wir eine Weile ungläubig sind und zweifeln, da wir von allem Diesem mit unsern Sinnen gar keine Erfahrung bekommen, sondern Alles nach 1700 Jahren aus den Urkunden einiger wenigen Zeugen holen müssen. Und da ist das Einzige, was uns jetzt vernünftiger Weise zu thun übrig bleibt, daß wir, in Ermangelung eigener Erfahrung, erwägen, ob die uns überbliebenen Zeugnisse übereinstimmen. Oder wollen etwa die Evangelisten und Apostel mit ihrer Behutsamkeit so viel sagen (wie es fast scheinet): ‚Wir haben die Auferstehung Jesu so genau untersuchet, als immer ein Ungläubiger und Zweifler thun kann; so könnet ihr uns nunmehr ohne neue Untersuchung und Bedenken sicher trauen'? Gewiß, dieses wäre eine unbillige Forderung. Sie selbst wollten ihres Meisters Verkündigung, Wunder, ja sichtliche und offenbare Erscheinung so lange in Zweifel ziehen, und wir sollten nicht befugt sein, die Wahrheit ihrer schriftlichen Nachrichten, worauf wir Alles müssen ankommen lassen, soferne zu prüfen, daß wir sehen, ob ihr Zeugniß übereinstimme? Nein, wir haben schon gar zu viele vorhergehende Beweise in Händen, damit sich ihr neues, nach Jesu Tode erfundenes Systema verrathen, als daß wir ihnen in der Hauptsache, worauf ihr ganzes Systema gebauet ist, nicht genau aufmerken sollten."

§§. „Das Erste, was wir bei der Zusammenhaltung der vier Evangelisten bemerken, ist, daß ihre Erzählung fast in allen und jeden Punkten der Begebenheit so sehr von einander abgehet und immer bei dem Einen anders lautet wie bei dem Andern. Ob nun gleich dieses unmittelbar keinen Widerspruch anzeiget, so ist es doch auch gewiß keine einstimmige Erzählung, zumal, da sich die Verschiedenheit in den wichtigsten Stücken der Begebenheit äußert. Und bin ich gewiß versichert, wenn heutiges Tages vor Gerichte über eine Sache vier Zeugen besonders abgehöret würden, und ihre Aussage wäre in allen Umständen so weit von einander unterschieden als unsrer vier Evangelisten ihre, es würde wenigstens der Schluß

herauskommen, daß auf dergleichen variirenden Zeugen Aussage nichts zu bauen sei. Hier kommt es auf die Wahrheit der Auferstehung Jesu an, und sofern diese aus der bloßen Aussage von Zeugen sollte beurtheilet werden, so ward in ihrem Zeugnisse eine Uebereinstimmung erfordert, wer ihn gesehen, wo und wie oft man ihn gesehen, was er inzwischen geredet und gethan, und was endlich aus ihm geworden sei. Wie lautet nun die Aussage davon bei den vier Evangelisten? 1) Beim Johanne gehet Maria Magdalena allein zum Grabe, beim Matthäo Maria Magdalena und die andere Maria, beim Marco Maria Magdalena, Maria Jacobi und Salome, beim Luca Maria Magdalena, Johanna und Maria Jacobi und Andere mit ihnen. 2) Matthäus sagt bloß, die Maria sei dahin gegangen, das Grab zu besehen, Marcus, daß sie kämen und salbeten ihn, Lucas, daß sie die Specerei getragen, welche sie bereitet hatten, Johannes sagt gar nichts, warum Maria dahin gegangen. 3) Nach Matthäi, Marci und Lucae Erzählung wäre diese Maria nur einmal zum Grabe gekommen und hätte sogleich einen Engel da gesehen; aber in Johannis Geschichte kommt sie zweimal dahin: das erste Mal, ohne einen Engel gesehen zu haben, da sie wieder wegläuft und Petro sagt, sie haben den Herrn weggenommen, und das andere Mal, wie sie wiederkömmt und dann den Engel siehet. 4) Petrus und Johannes sollen auch früh zum Grabe gelaufen sein, wie Johannes meldet; aber die übrigen Evangelisten melden nichts davon. 5) Die Rede des Engels beim Matthäo und Marco hält in sich: sie sollten sich nicht fürchten, Jesus sei auferstanden; sie sollten das seinen Jüngern sagen, und daß er vor ihnen hingehen würde in Galiläam. Im Luca aber stehet nichts davon, sondern statt dessen: ‚Gedenket daran, wie er Euch saget', da er noch in Galiläa war und sprach: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in die Hände der Sünder, und gekreuzigt werden und am dritten Tage auferstehen.' Beim Johanne sprechen die Engel gar nichts als dieses zur Maria: ‚Weib, was weinest du?' 6) Die Reden Jesu zur Maria Magdalena auf dem Wege lauten beim Matthäo so: ‚Seid gegrüßet! fürchtet euch

nicht, gehet hin und verkündiget es meinen Brüdern, daß sie gehen in Galiläam, daselbst werden sie mich sehen!' Johannes hingegen erzählet, er habe zur Maria Magdalena gesagt: ‚Weib, was weinest du? Maria! rühre mich nicht an; denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater; gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.' 7) Matthäus und Johannes erwähnen nichts von der Erscheinung Jesu den zween Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, deren Marcus und Lucas gedenken. 8) Matthäus saget nichts davon, daß Jesus seinen Jüngern in Jerusalem erschienen sei, sondern daß solches einmal geschehen in Galiläa, und daß noch etliche Jünger daran gezweifelt, ob er es wäre. Marcus und Lucas hingegen wissen nichts von der galiläischen Erscheinung, sondern bloß von der einen zu Jerusalem. Johannes aber gedenket zweier Erscheinungen in Jerusalem, acht Tage nach einander; die galiläische aber erzählet er als die dritte mit ganz andern Umständen. 9) Die Reden, welche Jesus an die Jünger soll gehalten haben, sind sehr unterschieden bei den Evangelisten, welches umständlich zu zeigen viel zu weitläuftig wäre. Jedoch ist insonderheit zu merken, daß Jesus beim Luca nicht saget, daß sie die Bekehrten taufen sollten, wie Matthäus und Marcus berichten, sondern nur, daß sie Buße und Vergebung der Sünden predigen sollten. Beim Johanne aber sagt Jesus den Jüngern gar nichts, weder vom Predigen, noch vom Taufen; sondern er spricht allein zu Petro: ‚Hast du mich lieb, so weide meine Schafe!' 10) Marcus und Lucas, die doch Jesum nicht selber gesehen haben, berichten seine Himmelfahrt. Aber Matthäus und Johannes als Jünger, die Jesum selber wollen gesehen haben, schweigen von diesem wichtigen Punkte ganz und gar. Jesus spricht bei ihnen mit seinen Jüngern; dann weiß man weiter von ihm nicht, wo er geblieben; ihre Erzählung ist zu Ende. Johannes hat zwar noch so Vieles auf seinem Herzen, was Jesus gethan habe, daß, wenn Alles sollte in Büchern beschrieben werden, dieselben Bücher in der Welt nicht Raum haben möchten; allein mich dünkt, die paar Zeilen von seiner Himmelfahrt hätten doch noch wohl ein

Räumchen darin gefunden und statt der ungeheuren Hyperbole verdienet."

§§. „Zeugen, die bei ihrer Aussage in den wichtigsten Umständen so sehr variiren, würden in keinen weltlichen Händeln, wenn es auch nur bloß auf ein wenig Geld einer Person ankäme, als giltig und rechtsbeständig erkannt werden, so daß der Richter sich auf ihre Erzählung sicher gründen und den Spruch darauf bauen könnte; wie kann man denn begehren, daß auf die Aussage von solchen vier variirenden Zeugen die ganze Welt, das ganze menschliche Geschlecht zu allen Zeiten und aller Orten ihre Religion, Glauben und Hoffnung zur Seligkeit gründen soll? Allein es bleibet auch nicht einmal bei der Verschiedenheit ihrer Erzählung; sie widersprechen sich unleugbar in vielen Stellen und machen den guten Auslegern, die dieses Tetrachordon[1]) zu einer bessern Einstimmung bringen wollen, viel vergebliche Marter. Ich will nur zehen dergleichen ganz offenbare Widersprüche anführen, ungeachtet derselben weit mehrere sind."

§§. „Der erste Widerspruch ist zwischen Marco und Luca. Nach Marci Bericht haben Maria Magdalena, Maria Jacobi und Salome die Specerei gekauft, als der Festtag vergangen war, das ist den funfzehnten des Monats Nisan oder den ersten Ostertag, welcher damals auf einen Schabbas oder Sonnabend eingefallen war, nach Untergang der Sonnen. Aber beim Luca kaufen sie die Specerei und Myrrhen den Abend vor dem Festtage und sind den Festtag über stille nach dem Gesetze, das ist, sie kauften die Specerei am Rüsttage oder Freitage, den vierzehnten Nisan, nach Untergang der Sonnen. Dieses ist ein augenscheinlicher Widerspruch, welchen nebst vielen andern die Alten schon eingesehen und daher die Geschichte der Auferstehung beim Marcus lieber weggelassen. Grotius will dieses so zusammenreimen, daß er den Aoristum ἠγόρησαν beim Marco giebt: *jam emta habebant.* ‚Denn', spricht er, ‚es war nicht sonderlich daran gelegen, zu wissen, zu welcher Zeit die Weiber Specerei gekauft, wohl aber, daß sie welche gehabt.' Allein wenn man in den Text

1) Eigentlich: viersaitiges Instrument, von Lessing hier bildlich für die vier Evangelien gebraucht.

siehet, so ist nichts unwahrscheinlicher als dieses. Es gehen duo Genitivi Consequentiam designantes vorher: *διαγενομένου τοῦ σαββάτου*, als der Sabbath vorbei war. Auf solche Construction und auf solches Antecedens muß nothwendig eine erfolgte Handlung gesetzt sein: da kauften sie Specerei. Dann kommt der Endzweck dieser Handlung: auf daß sie kämen und salbeten ihn. Man wird mir kein einzig Exempel irgend eines Schreibers aufweisen können, darin bei solchem Antecedente duorum Genitivorum Consequentiam denotantium und solchem Consequente finem actionis indicante der Aoristus nicht *Actum* sondern *Statum* bedeuten sollte, und es ist auch nicht möglich, so zu reden, wenn Einer richtig und ordentlich denkt, weil auf das Antecedens der Status ja nicht erst folget, sondern schon vorher gewesen ist. Nun bedeuten die beiden Genitivi *διαγενομένου σαββάτου* einen Umstand der Zeit, so vorhergegangen; demnach bedeutet das folgende *ἠγόρασαν* einen Actum, der nach solcher Zeit geschehen und zur Wirklichkeit gekommen ist. Ein Aoristus stehet auch beim Luca: *ὑποστρέψασαι δὲ ἡτοίμασαν ἀρώματα*. Da wird es aber Grotius selber nicht übersetzen wollen: *praeparata jam habebant*, sondern *praeparabant*. Es ist einerlei Folge des Antecedentis und Consequentis: Und als sie (vom Grabe) umgekehret waren, bereiteten sie die Specerei. Ist es denn nicht eine schlechte Ausflucht, daß der Aoristus bei dem einen Evangelisten soll *Actum*, bei dem andern aber *Statum* bedeuten? und ist dieselbe nicht bloß ersonnen, um aus Schwarz und Weiß, aus Vergangen und Gegenwärtig Eins zu machen? Die beiden Evangelisten haben einerlei Construction, und in derselben, wenn man sie natürlich und auf einerlei Weise verstehet, wie es die Worte leiden, streiten die Evangelisten mit einander und setzen eine Handlung auf verschiedne Zeit. Aber weil man dieses nicht gerne wissen will, so muß lieber diese Construction bei dem einen ganz unnatürlich und ganz anders als bei dem andern angenommen werden. War denn nichts daran gelegen, daß Marcus auch wie Lucas sagte, zu welcher Zeit sie die Specerei gekauft hatten? Allerdings; wie Lucas sagt, daß sie die Specerei am Freitag Abend gekauft, damit sie den Sabbath über stille sein könnten nach dem Gesetze, so will Marcus sagen, daß sie aus

ebender Ursache den Sabbath erst übergehen lassen und nach geendigtem Sabbathe die Specerei eingekauft, damit sie das Gesetz des Sabbaths nicht überträten. Da nun dieses beider Evangelisten Absicht gewesen, warum sie den Umstand des Einkaufens der Specerei auf eine gewisse Zeit bestimmen, so hat auch Marcus sowohl als Lucas die Handlung des Einkaufens verstanden und sagen wollen, daß sie nicht am Sabbath geschehen sei, und es ist nicht möglich, daß er den Statum verstanden habe. Denn dadurch, daß Einer Specerei hat, wenn der Sabbath vorbei ist, wird er nicht befreiet, daß er den Einkauf nicht sollte am Sabbath selbst gethan haben. Es ist also ganz unleugbar, daß Marcus die Handlung des Einkaufens der Specerei 24 Stunden später setzet als Lucas, und daß folglich hierin ein klarer Widerspruch sei."

§§. „Der zweite Widerspruch in ebender Materie ist noch stärker. Denn nach Johannis Berichte bringen Joseph von Arimathia und Nikodemus, als sie Pilatum um den Leichnam gebeten, schon Myrrhen und Aloen bei hundert Pfunden mit. Da nehmen sie denselben Freitag oder Rüsttag Abend den Leichnam und binden ihn in leinene Tücher mit der Specerei nach der Weise, wie die Juden pflegten zu begraben. Sie begehen also nach Johannis Zeugnisse Alles, was die jüdische Weise bei Begrabung der Todten mit sich brachte. Und daher ist merklich, daß ebendieser Evangelist Johannes nichts gedenket, daß Maria Magdalena oder Salome nachher besondere Specerei eingekauft, oder damit zum Grabe hinausgegangen, oder irgend bei dem Hinausgehen eine Absicht gehabt, mit dem todten Körper noch weiter eine Salbung vorzunehmen; er sagt nur schlechterdings, daß Maria Magdalena frühe zum Grabe gekommen. Gleichwie wir nun oben bemerkt haben, daß Matthäus diese Absicht der Weiber nicht ohne Ursache wegläßet, weil sie mit seinen Hütern, die er vor das Grab gepflanzet, nicht bestehen konnte, sondern statt dessen bloß sagt, sie seien hinausgegangen, das Grab zu besehen, so ist es auch nicht ohne Ursache geschehen, daß Johannes von der Salbung, welche Maria Magdalena vorgehabt hätte, schweigt; denn sie konnte mit dem, was Joseph und Nikodemus schon am Freitag Abend in Beisein und mit Hilfe der Weiber verrichtet hatten, nicht bestehen: dem todten Körper war schon Alles widerfahren, was die jüdische Weise

mit sich führte. Hergegen sagen Marcus und Lucas, daß die Weiber, nachdem sie nebst Joseph und Nikodemo vom Grabe zurückgekehret waren und Jesu Leichnam schon mit Leinwand eingewickelt ins Grab geleget hatten, entweder denselben Freitag Abend, wie Lucas berichtet, oder den folgenden Sabbath Abend, wie Marcus sagt, die Specerei gekaufet und bereitet und am dritten Tage mit sich hinausgenommen, um den Körper damit nun erst zu salben. Daher gedenken diese beiden Evangelisten auch nichts davon, daß Joseph und Nikodemus diese Pollincturam [1]) mit der Specerei schon am Rüsttag Abend verrichtet hatten; denn so hätten es die Weiber nicht erst nachher zu thun vornehmen können, weil sie wohl wußten, was geschehen war. Sie waren mit dabei gewesen, wie Joseph den Leichnam in Leinwand gewickelt und in sein Grab gelegt, sie waren demselben nachgefolget und hatten das Grab beschauet, wie sein Leib geleget worden. Da nun diese Evangelisten ein Jeder sich selbst in Acht genommen, daß sie sich in ihrer eigenen Erzählung in diesem Stücke nicht widersprächen, so ist es hergegen desto klärer, daß Einer dem Andern widerspricht. Ist es wahr, daß Joseph und Nikodemus in Gegenwart der Weiber Alles das verrichtet gehabt, was die jüdische Weise, zu begraben, mit sich brachte, so ist es falsch, daß die Weiber sich noch hernach haben können in den Sinn kommen lassen, ebendasselbe, als ob es nicht geschehen wäre, zu verrichten und zu dem Ende zum Grabe zu gehen. Und so ist umgekehrt zu schließen: Ist das Letztere wahr, so ist das Erste falsch. Jedoch es ist wahrscheinlicher zu glauben, daß das Erstere wahr und das Letzte falsch sei. Denn da Joseph sich vorher vorgenommen hatte, den Körper in sein Grab zu nehmen, da wird er auch mit Beihilfe des Nikodemus besorgt und beschicket haben, was zum Begraben nöthig war. Die Juden waren ohne das eilfertig mit der Bestattung ihrer Todten, als welches an demselben Tage zu geschehen pflegte, da Einer gestorben. Es gehörte auch nicht viel Zurüstung zu diesem Werke. Der Körper ward gewaschen und zu solchem Waschen etwa wohlriechend Wasser gebraucht, welches denn die Pollinctura oder Salbung der Juden ist; von andern künstlichen

1) Abwaschen der Leichen.

Balsamiren wußten sie nichts. Dann wurde der Körper mit langen Binden von Leinwand, und der Kopf besonders mit dem sogenannten Schweißtuche oder Schnupftuche umwickelt; die Reicheren streuten bei diesem Einwickeln wohl Specereien, als gestoßene und mit einander vermischte Myrrhen und Aloe, mit in die Tücher, um dem Gestanke und der Fäulniß einiger Maßen zu wehren; dann war die Sache fertig. Dieses war nun Alles bei Jesu geschehen; was war denn nachher noch für eine Salbung nöthig? was für neue Specereien? und wer hat je gehöret, daß ein todter Körper, wenn er einmal so zu seiner Ruhe gebracht war, so verunehret worden, daß man ihn wieder ausgewickelt und aufs Neue gesalbet? Die Salbung oder das Waschen, die Pollinctura, ging vor dem Einwickeln vorher und war hier folglich auch geschehen, wie es die Weise erforderte. Johannes sagt ausdrücklich: ‚Sie nahmen den Leichnam Jesu und wickelten ihn in Leinwand mit wohlriechenden Specereien, wie es Weise ist bei den Juden, einen Körper zur Erden zu bestatten.‘ Das Wort ἐνταφιάζειν, so im Grundtexte die Bestattung andeutet, begreifet die Pollincturam oder das Waschen oder Salben des verstorbenen Körpers mit und ist eine nothwendige Vorbereitung zum Einwickeln. Niemand wickelt einen unfläthigen Körper in reine Leinwand und wickelt ihn hernach wieder aus mit den Specereien, um ihn alsdenn erst zu waschen. Es ist also ein offenbarer Widerspruch in dieser Erzählung zwischen Johanne, welcher sagt, daß die Salbung und Einwickelung des Körpers Jesu mit der Specerei nebst Allem, was zum Begräbnisse nach jüdischer Weise gehöret, schon am Freitag Abend vollbracht worden sei, und zwischen Marco und Luca, welche darin übereinkommen, daß die Weiber erst am dritten Tage oder am Montag Morgen mit der Specerei hinausgegangen, dem Körper sein Recht zu thun, aber auch darin einander wieder entgegen sind, daß Lucas will, sie hätten die Specerei und Salben am Freitag Abend, als sie vom Grabe umgekehret, bereitet und wären darauf den Sabbath über stille gewesen, Marcus aber, daß sie die Specerei, damit sie ihn salben wollten, erstlich als der Sabbath vergangen war, gekaufet.“

§§. „Der dritte Widerspruch ist zwischen Matthäo und den übrigen Evangelisten. Denn nach Dieser ihrer Erzählung gehet Maria Magdalena mit den andern Weibern zum Grabe, und als sie noch in der Ferne waren, sehen sie dahin und werden gewahr, daß der Stein abgewälzet sei, finden also den Stein vom Grabe abgewälzet, sehen, daß der Stein vom Grabe weg war. Beim Matthäo aber kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen, und siehe, da fuhr ein Engel vom Himmel, trat hinzu und wälzte den Stein von dem Grabe und satzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz. Die Hüter nun erschraken vor Furcht und wurden, als wären sie todt; aber zu den Weibern sprach der Engel (als sie sich auch darüber erschrocken bezeigten): ‚Fürchtet euch nicht!‘ u. s. w. Dieses geschahe demnach Alles in Gegenwart der Weiber; das lässet sich durch keine falsche Ausflucht leugnen. Maria kam hin (ἦλθε), und siehe (ἰδοὺ), da geschah ein groß Erdbeben (ἐγένετο); der Engel kam vom Himmel, trat hinzu, wälzete den Stein ab, satzte sich darauf, sagte zu den Weibern. Eine Beschreibung einer Begebenheit, die vor Jemandes Augen geschiehet, der alle Veränderungen mit ansiehet. Wäre nun dieses wahr, daß der Stein im Gesichte der Weiber durch einen Engel abgewälzet worden, so müßte jenes falsch sein, daß, wie die Weiber von ferne dahin gesehen, sie schon gewahr worden, daß der Stein abgewälzet und hinweg sei. Es erhellet aber aus dem, was oben gesagt worden, daß Matthäi Erzählung bloß nach der Erdichtung von den Wächtern eingerichtet sei. Daher ich den andern Widerspruch, welcher ferner hierin lieget, nicht aufs Neue erörtern will, da nämlich laut Matthäi Bericht Maria, als sie hinkömmt, die Wächter noch findet, welche erst nach der Maria zur Stadt kehren, dagegen bei den übrigen Evangelisten keine Wächter zu hören oder zu sehen sind.“

§§. „Der vierte Widerspruch ist fast zwischen allen und jeden Evangelisten, was die Erscheinung der Engel betrifft, so daß ich leicht hieraus einen vierfachen Widerspruch machen könnte. Ich will es aber Alles der Kürze halber in Eins ziehen. Bei den Evangelisten Matthäo und Marco sehen die Weiber nur einen Engel, und einer spricht nur mit ihnen. Wenn in dieser Evan-

gelisten Gedanken mehrere Engel geschwebt hätten, so war keine Ursache, daß sie den einen aus ihrer Erzählung wegließen, da es ihnen nicht mehr Mühe kostete, zween Engel statt eines Engels zu schreiben, und da zween Engel die Erscheinung noch gewisser machten oder wenigstens das Wunder vergrößerten. Es ist also wohl ausgemacht, daß Matthäus und Marcus nur an einen Engel, der erschienen wäre, gedacht. Demnach widersprechen ihnen die beiden andern Evangelisten, Lucas und Johannes, weil sie sagen, daß den Weibern zween Engel erschienen und zween mit ihnen gesprochen. Ferner sehen die Weiber beim Matthäo den einen Engel vom Himmel fahren, den Stein abwälzen und sich darauf setzen, und so spricht er mit ihnen vor dem Grabe, ehe sie noch hineingehen. Bei dem Marco aber finden die Weiber keinen Engel vor dem Grabe, sondern sie gehen hinein und finden den Engel im Grabe zur rechten Hand sitzen. Bei dem Luca finden die Weiber vor dem Grabe auch keinen Engel und wollen schon hineingehen; und da sie bekümmert sind, wo der Leichnam Jesu möchte geblieben sein, stehen oder stellen sich zween Engel bei ihnen (ἐπέστησαν). Bei dem Johanne aber gucket die Maria Magdalena von außen ins Grab und siehet zween Engel in weißen Kleidern sitzen, einen zum Haupte und den andern zu den Füßen. Weiter bei dem Matthäo, Marco und Luca saget der Engel, oder die Engel, zu Maria Magdalena und den Uebrigen, Jesus sei auferstanden, und befehlen ihnen, solches den Jüngern und Petro zu sagen. Bei dem Johanne aber fragen die Engel Mariam nur: ‚Weib, was weinest du?‘ und indem sie ihnen antwortet, sie wisse nicht, wo man den Leichnam Jesu hingeleget habe, siehet sie sich um und siehet Jesum und spricht zu ihm, in Meinung, es sei der Gärtner: ‚Herr, hast du ihn weggenommen, so sage mir, wo hast du ihn hingeleget?‘ Da offenbaret sich ihr Jesus, und sie erfähret seine Auferstehung nicht von den Engeln, sondern von Jesu selbst. Dergleichen vielfältig widersprechende Erzählung von einer Sache kann von Niemand anders kommen als von Leuten, die sich zwar in der Hauptsache beredet, was sie sagen wollen, aber die kleineren Nebenumstände unter sich zu bestimmen vergessen haben; daher ein Jeder nach seiner Einbildungskraft und Gutdünken dieselbe für sich dazudichtet.“

§§. „Der fünfte Widerspruch ist zwischen Johanne und Luca. Lucas berichtet, daß der Maria Magdalena und Uebrigen, eben da sie ins Grab gegangen und sich wunderten, wo Jesu Leichnam wäre, zween Engel erschienen, welche ihnen die Auferstehung Jesu verkündiget; darauf wären diese Weiber eilend hingegangen und hätten solches den Elfen verkündiget (nämlich, wie die andern Evangelisten hinzusetzen, nach dem Befehle der Engel, daß sie es den Jüngern und insonderheit Petro sagen sollten); folglich wäre Petrus geschwinde zum Grabe gelaufen, hätte hineingesehen und nichts als die Tücher da gefunden, wäre also voller Verwunderung über das Geschehene weggegangen. Hieraus ist klar, daß die Engel der Mariä, schon ehe Petrus zum Grabe gekommen, erschienen seien, und daß ebendie Engel der Marien die Auferstehung Jesu, und diese wiederum sie Petro verkündiget. Aber Johannes spricht, daß er selbst nebst Petro von der Maria bloß die Botschaft bekommen, daß man den Körper weggetragen; aber von der Auferstehung Jesu hätte sie ihnen nichts gesagt, noch selbst etwas gewußt. Er erzählt es umständlich so: Maria habe den Stein vom Grabe gewälzet gefunden, darauf sei sie zu ihnen beiden gelaufen, sagend, man hätte den Leichnam Jesu aus dem Grabe weggenommen, und sie wüßte nicht, wo man denselben möchte hingelegt haben; darauf wäre er nebst Petro um die Wette zum Grabe gelaufen, sie hätten die Leinwand und das Schweißtuch allein liegen sehen und also geglaubt, was Maria gesagt, nämlich daß Menschenhände den Leichnam weggenommen (denn das hätten sie noch nicht gewußt, daß Jesus auferstehen müßte von den Todten), darauf wären sie wieder weggegangen; Maria aber wäre mit Weinen vor dem Grabe geblieben, und siehe, da sie hineingeguckt, habe sie zween Jünglinge gesehen, einen zum Haupte, den andern zum Füßen, die hätten gefragt: ‚Weib, was weinest du?‘ da sie nun geantwortet: ‚Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt‘, sei Jesus selbst hinter ihr gestanden und habe sich ihr offenbaret. Hieraus ist klar, daß Maria Magdalena, als sie zu Petro gelaufen, selbst noch nicht gewußt, daß Jesus auferstanden sei, und daß ihr damals noch kein Engel müsse erschienen gewesen sein; imgleichen, daß Petrus und Johannes ebenfalls nichts von

der Auferstehung gewußt, als sie zum Grabe eilten, und daß sie auch solches bei und in dem Grabe nicht erfahren, ja, daß Maria es überall nicht von den Engeln, sondern von Jesu selbst zu wissen bekommen, welches auf eine dreifache Art dem Berichte Lucä widerspricht. Damit man aber hier nicht auch die gemeine Ausflucht nehme, wodurch man so viele Disharmonien zu stimmen sucht, nämlich, daß etwa Petrus zweimal zum Grabe gewesen, so will ich aus den Umständen zeigen, daß es bei beiden Evangelisten ein und derselbe Hingang Petri zum Grabe sein soll.

1) Luc. 24, 12: ‚Petrus lief zum Grabe', ἔδραμεν.
   Joh. 20, 4: ‚Petrus und Johannes liefen', ἔτρεχον.
2) Luc., V. 12: ‚Petrus guckte hinein', παρακύψας.
   Joh. V. 5: ‚Johannes guckte hinein', παρακύψας.
3) Luc., V. 12: ‚Petrus sahe die Tücher allein liegen', βλέπει τὰ ὀθόνια κείμενα μόνα.
   Joh., V. 6. 7: ‚Petrus sahe die Tücher liegen und das Schweißtuch nicht mit den Tüchern liegen', θεωρεῖ τὰ ὀθόνια κείμενα καὶ τὸ σουδάριον οὐ μετὰ τῶν ὀθονίων κείμενον.
4) Luc., V. 12: ‚Petrus ging heim', ἀπῆλθε πρὸς ἑαυτόν.
   Joh., V. 10: ‚Petrus und Johannes gingen wieder heim', ἀπῆλθον πάλιν πρὸς ἑαυτούς.

Die Sache giebt es auch, daß Petrus nicht zum andern Male kann hinaus gewesen sein, nachdem Maria etwa zum andern Male gekommen und ihm die Auferstehung verkündiget. Denn solches öftere und nach einander erfolgte Ein- und Auslaufen der Marien und Petri würde nebst dem Beschauen des Grabes und der Unterredung mit den Engeln und mit Jesu so viel Zeit erfordert haben, daß Petrus zum andern Male nicht vor hellem Mittage hätte zum Thore hinaus- und hereingehen können; welches den Umständen und dem Betragen der Jünger Jesu gänzlich entgegen ist. Denn damals hielten sie sich noch ganz versteckt und kamen nicht öffentlich vors Gesichte der Leute, sondern hielten sich in verschlossenen Thüren beisammen in einem Zimmer aus Furcht vor den Juden. Ist nun Petrus nur einmal, ganz frühe, auf der Marien Botschaft zum Grabe hinauskommen, wie kann es bei einander stehen, daß Maria nach Lucä Bericht vorher von den

Engeln die Auferstehung gehöret, ja, nach Matthäo Jesum selbst im Rückgehen gesehen und gesprochen, auch Befehl bekommen, solches den Jüngern und insonderheit Petro zu sagen, und daß sie doch (nach der Erzählung Johannis) nichts zu den Jüngern und zu Petro sagt als: ‚Sie haben den Herrn aus dem Grabe weggenommen, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben‘; ja, daß sie nachher erst die Engel zu sehen bekömmt und alsdenn nicht von ihnen, sondern von Jesu selbst erfähret, daß er lebe?“

§§. „Der sechste Widerspruch ist zwischen Matthäo und Johanne und bestehet darin, daß Jesus nach Aussage des Matthäi der Maria Magdalena auf dem Wege nach der Stadt, nach Johannis Aussage aber vor der Thüre des Grabes erschienen sein soll. Wenn wir die Ausdrückungen des Matthäi ansehen, so erhellet, daß Maria mit ihren Gefährten schon weit von dem Grabe muß weg gewesen sein. Sie gingen geschwinde aus dem Grabe, mit Furcht und großer Freude, und liefen, es den Jüngern zu verkündigen. Indem sie aber fort wanderten, siehe, da kam ihnen Jesus entgegen. Allein beim Johanne heißt es: ‚Maria stund vor dem Grabe und weinete draußen.‘ In diesem Weinen bückt sie sich und siehet ins Grab hinein und wird zween Engel gewahr, die darin sitzen und zu ihr sagen: ‚Weib, was weinest du?‘ ‚Ach!‘ sagt sie, ‚daß sie meinen Herrn weggenommen haben, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.‘ Indem sie dieses sagt, siehet sie sich um und siehet Jesum stehen, welcher gleichfalls zu ihr spricht: ‚Weib, was weinest du?‘ Nun sage man mir doch, wie es möglich sei, daß Maria zugleich gehen und eilig laufen, zugleich vor dem Grabe stehen und da im Umsehen Jesum, hinter sich stehend, erblicken und doch weit vom Grabe, auf dem Rückwege, Jesum ihr entgegen kommend sehen kann? Es ist mir schon bei mehr als einer Stelle dieser Untersuchung die Historie von der Susanna eingefallen; hier aber schicket sie sich besonders her. Zween Aeltesten in Israel, da sie ihre Geilheit bei der Susanna nicht hatten büßen können, zeugeten falsch wider sie, daß sich ein junger Geselle zu ihr im Garten gelegt hätte, und sie sollte schon auf solcher ehrwürdigen zween Zeugen Aussage nach dem Gesetze Mosis zum Tode verurtheilt werden,

als Daniel die Richter belehrete, eine bessere Untersuchung der Zeugen anzustellen. Er frug einen Jeden besonders: ‚Unter welchem Baume hast du sie funden?‘ Der Eine sprach auf solche Frage: ‚Unter einer Linden‘, der Andere: ‚Unter einer Eichen.‘ Also ward die Falschheit ihres Zeugnisses durch den Widerspruch entdecket, die Jungfer freigesprochen und die Zeugen getödtet. Die Regul des Widerspruchs, welche bei dieser Zeugenprobe zum Grunde geleget ward, ist an sich ganz richtig und wird billig bis auf den heutigen Tag bei allem Zeugenverhöre, ja bei aller menschlichen Untersuchung der Wahrheit zur Richtschnur gemacht: Wenn sich Zeugen, wenn sich Geschichtschreiber widersprechen, so kann ihr Bericht unmöglich wahr sein. Aber bei der Susanna war der Widerspruch lange nicht so klar, wie es zur Ueberführung der Falschheit ihres Zeugnisses erfordert ward. Denn Menschen haben allemal bei solchen kleinen Nebenumständen die billige Entschuldigung, daß sie aus Begierde, die Hauptsache zu bemerken, auf solche geringe Dinge so genau nicht geachtet; ihr Fehler bestehet demnach nur darin, daß sie aussagen, was sie nicht genau wissen, und worin sie sich leicht trügen und einander widersprechen können; deswegen kann doch die Hauptsache wahr sein. Wie, wenn diese Zeugen gesagt: ‚Wir haben aus Bestürzung über die Schandthat, welche wir sahen, nicht geachtet, was es für ein Baum gewesen, worunter wir die Susanna mit ihrem Buhler angetroffen‘: was hätte doch der gute Daniel machen, oder wie hätte er die Falschheit ihres Zeugnisses entdecken wollen? Aber wir haben hier es mit Zeugen zu thun, die sich mit den Schranken menschlicher Achtsamkeit oder mit dem gemeinen menschlichen Fehler, die kleinen Umstände ohne genaue Wissenschaft hinzuzufügen, nicht entschuldigen; sie wollen und sollen ja in allen Stücken, in allen Worten von dem heiligen Geist, der sie in alle Wahrheit leitet, getrieben sein. Wie kann denn ein solcher Widerspruch unter ihnen entstehen, der auch menschlicher Weise bei der sorglosesten Beobachtung der Umstände nicht leicht würde begangen werden? Denn wie dort bei der Susannen leicht möglich war, daß Einer, der auf die Buhler unter einem Baume siehet, auf die Art der Blätter und des Baums gar nicht achte, so war hier nicht möglich, daß die Maria nicht wissen sollte, ob sie Jesum nahe vor dem Grabe

hinter sich stehend gesehen hätte, oder ob er ihr weit davon, auf dem Wege zur Stadt entgegen gekommen sei."

§§. „Der siebente Widerspruch findet sich zwischen ebendiesen Evangelisten Matthäo und Johanne. Denn als nach Matthäi Bericht Jesus denen Weibern begegnet, treten sie zu ihm und fassen seine Füße an oder halten ihn bei seinen Füßen (ἐκράτησαν αὐτοῦ τοὺς πόδας). Jesus wehret ihnen auch nicht, sondern spricht vielmehr: ‚Fürchtet euch nicht!' Und wie sollte er es nicht gelitten haben, da er selber zu den Jüngern an ebendem ersten Tage sagt: ‚Betastet mich und sehet! denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe.' Und hernach über acht Tage heißet er den Thomas seine Finger und Hände in seine Seite legen, welches ja durch ein Anrühren geschehen mußte und aus der Ursache nöthig zu sein schien, damit sie ihn nicht für einen Geist oder Gespenst hielten. Und doch spricht Johannes, Jesus habe bei seiner ersten Erscheinung der Marien verboten, ihn nicht anzurühren. ‚Rühre mich nicht an!' spricht er, ‚denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater; gehe aber hin zu meinen Brüdern und sprich zu ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater!' Hier braucht es keiner weiteren Erläuterung. Wollen angerühret sein und nicht wollen angerühret sein, ist ein offenbarer Widerspruch."

§§. „Der achte Widerspruch ist in dem Orte, wo Jesus seinen Jüngern erschienen. Der Engel sagt zu den Weibern beim Matthäo: ‚Saget seinen Jüngern, daß er auferstanden ist von den Todten! und siehe, er wird vor euch hingehen in Galiläam, daselbst werdet ihr ihn sehen.' Ebendas wiederholet Jesus selbst kurz darauf zu ihnen: ‚Gehet hin und verkündiget meinen Brüdern, daß sie hingehen in Galiläam! daselbst werden sie mich sehen.' Darauf gehen auch die elf Jünger hin nach Galiläa auf den Berg, wo Jesus sie beschieden hatte, und sehen ihn da; etliche aber zweifelten. Hergegen sagt Lucas gerade das Gegentheil. Er erzählet, daß zween Jünger an ebendemselben Tage, da Maria Magdalena die Auferstehung Jesu erfahren, das ist an dem ersten Tage seiner Auferstehung, nach dem Flecken Emmaus gewandert,

welcher Weg, wie Grotius sagt, nur zwo Stunden und etwas darüber kostete. Wie sich nun Jesus auf dem Wege zu ihnen fügt und sich hernach ihnen in dem Flecken offenbaret, kehren sie in derselben Stunde zurück nach Jerusalem und finden die Elfe und Andere versammlet, erzählen ihnen, daß sie Jesum auf dem Wege gesehen und am Brotbrechen erkannt hätten. Indem sie dieses sagten, stellet sich Jesus mitten unter ihnen und spricht: ‚Friede sei mit euch!‘ zeiget ihnen seine Hände und Füße, will von ihnen betastet sein und isset vor ihren Augen gebratene Fische, zeiget ihnen aus der Schrift, daß Christus mußte nach seinem Leiden auferstehen, heißet sie Zeugen seiner Auferstehung werden und in Jerusalem bleiben, bis sie angethan würden mit Kraft aus der Höhe, das ist mit den Gaben des heiligen Geistes, der am Pfingstfeste oder funfzig Tage nach Ostern über sie sollte ausgegossen werden. Und in der Apostelgeschichte sagt Lucas noch ausdrücklicher, Jesus habe ihnen befohlen, nicht von Jerusalem wegzugehen, sondern daselbst die Verheißung seines Vaters zu erwarten, nämlich die Kraft des heiligen Geistes, welcher über sie kommen würde. Wenn Jesus nun gleich am ersten Tage seiner Auferstehung allen elf Jüngern befiehlet, bis Pfingsten zu Jerusalem zu bleiben und nicht von dannen zu gehen, wie kann er ihnen denn befohlen haben, in derselben Zeit nach Galiläa zu gehen? wie kann er versprochen haben, daß sie ihn dort sehen sollten? und wie kann er sich ihnen da wirklich auf einem Berge gezeiget haben? Lucas würde selbst gestehen müssen, daß Beides zugleich unmöglich angehe. Darum erwähnt er von der ganzen galiläischen Erscheinung und dem Befehle dazu nicht ein Wort. Weder Jesus noch die Engel sagen bei Luca zu der Marien, wie bei den andern Evangelisten: ‚Saget meinen Brüdern, daß sie hingehen in Galiläam; daselbst werden sie mich sehen‘; sondern er kehret die Rede der Engel so: ‚Gedenket daran, wie er euch saget', da er noch in Galiläa war!‘ Viel weniger erzählet Lucas, daß die Jünger wirklich aus Jerusalem nach Galiläa gegangen und er ihnen da auf einem Berge oder am Ufer des Meeres erschienen sei. Sondern es folget bei ihm sogleich auf den Befehl, daß sie zu Jerusalem bleiben sollten, daß er seine Jünger von Jerusalem nach Bethanien geführet, sie da gesegnet

und von ihnen gen Himmel gefahren sei. So wie nun Lucas keinen so offenbaren Widerspruch mit sich selbst begehen konnte, daß er bei seinem Verbote, nicht aus Jerusalem zu weichen, eine in Galiläa bestimmte Erscheinung fügen sollte, so haben hingegen auch die andern Evangelisten, welche die galiläische Erscheinung als befohlen und geschehen erzählen, keines Befehls Jesu, zu Jerusalem zu bleiben, gedenken können. Matthäus erwähnet gar keiner Erscheinung zu Jerusalem, sondern bloß der einen in Galiläa auf dem Berge, da Jesus seine Jünger beschieden hatte; und da spricht Jesus zu ihnen alsobald: ‚Gehet hin und lehret alle Völker!‘ Marcus führet zwar an, daß Jesus sich den Jüngern zu Jerusalem, da sie zu Tische gesessen, gezeiget, aber nicht, daß er sie da bleiben geheißen, sondern vielmehr, daß er ihnen gesagt: ‚Gehet hin in alle Welt!‘ Und so ist beim Johanne, der nebst zween Erscheinungen zu Jerusalem auch die galiläische umständlich berichtet, nicht ein Wort zu finden, daß Jesus seinen Jüngern gleich anfangs sollte gesagt haben, nicht von Jerusalem zu gehen. Denn wie konnten sich diese Leute so gröblich vergessen und gleich hinter einander so was hinschreiben, dadurch das kurz vorher Gesagte gänzlich aufgehoben wurde? So gut sich nun in diesem Stücke ein Jeder in Acht genommen, daß er sich nicht selbst widerlegte, so unwidertreiblich ist hingegen, daß Einer den Andern widerleget und Lügen strafet. Ist es wahr, was Lucas sagt, daß Jesus gleich am ersten Tage seiner Auferstehung seinen Jüngern in Jerusalem erschienen ist und befohlen hat, da zu bleiben und nicht von da wegzugehen bis Pfingsten, so ist es falsch, daß er ihnen befohlen habe, in derselben Zeit von Jerusalem nach dem äußersten Galiläa zu wandern, um ihnen da zu erscheinen. Und umgekehrt kann man nicht anders denken: ist dieses wahr, so muß jene Rede falsch sein. Es ist der offenbarste Widerspruch, der auf der Welt sein kann, und zwar in der Hauptsache, darauf die Wahrheit ihres Zeugnisses ankömmt. Denn die Zeugen der Auferstehung Jesu sollten ja vor allen Dingen zeugen, daß er ihnen erschienen sei nach seinem Tode. Wenn nun der eine Zeuge sagt, daß die Erscheinung zu Jerusalem geschehen sei und außer Jerusalem nicht habe geschehen sollen, der andere, daß sie in Galiläa geschehen und geschehen sollen; wenn der eine berichtet, ihr Meister habe ihnen

geboten, von Ostern bis Pfingsten nicht aus Jerusalem zu gehen, der andere, er habe geboten, binnen der Zeit weit von dannen zu sein; wenn der eine ihm die gebratenen Fische zu Jerusalem in verschlossenen Thüren, der andere am galiläischen Meere aufsetzet: so richten sie selbst von beiden Seiten die Glaubwürdigkeit ihres Zeugnisses zu Grunde. Allein wenn wir auch den Befehl Jesu beim Lucas, zu Jerusalem zu bleiben, wollten ausgesetzt sein lassen, so sind doch beide Erscheinungen an sich selbst, nämlich die zwiefache zu Jerusalem und die dritte in Galiläa, mit einander nicht zu reimen, wie es doch scheinet, daß Johannes einiger Maßen habe thun wollen. Denn haben ihn die sämmtlichen Jünger zu zweien Malen in Jerusalem gesehen, gesprochen, getastet und mit ihm gespeiset: wie kann es sein, daß sie, um ihn zu sehen, die weite Reise nach Galiläa haben thun müssen? und wozu sollte das Hin- und Herwandern? Er konnte ihnen zu Jerusalem ebendas sagen, was er ihnen in Galiläa sagte; und ob sie ihn in Galiläa sahen, hörten, tasteten und gebratene Fische vorlegten, das konnte sie nicht mehr überzeugen, als wenn sie ihn zu Jerusalem sahen, hörten, tasteten und gebratene Fische vorlegten. Er soll ja auch zuletzt vor Jerusalem gen Bethanien oder auf dem Oelberge seine Jünger versammelt haben und vor ihren Augen gen Himmel gefahren sein. Wie, wenn er ihnen denn vorher zweimal zu Jerusalem erscheinen und nun auch bei Jerusalem Abschied von ihnen nehmen wollte und sie bei diesen Erscheinungen zu Jerusalem mit Sehen und Fühlen, mit Sprechen und Essen, mit Beweis aus der Schrift und mit vielen Wundern vor ihren Augen, ja endlich mit seiner Himmelfahrt kräftigst von seiner Auferstehung überführet hatte: was brauchte es denn, daß diese kräftigst überführten Jünger zwischenher die weite Reise nach Galiläa thaten, um ihn da zu sehen? Hatte etwa Jesus da was Nothwendiges zu verrichten, daß er zur selben Zeit nicht in Jerusalem bei ihnen sein konnte? oder konnte er sich ihnen da besser zeigen als zu Jerusalem, und ihnen was Mehreres zu ihrer Ueberzeugung sagen? Man setze, was man will, so wird keine vernünftige Ursache von dieser Reise anzugeben sein, wenn sie nicht die vorige Erzählung und die Eigenschaften, so man Jesu nach seiner Auferstehung beilegt, aufheben soll."

§§. „Aber in der galiläischen Erscheinung an sich begehen die Evangelisten, welche sie erzählen, abermals einen mannichfaltigen Widerspruch. Ich will, um meine einmal gesetzte Zahl nicht zu überschreiten, Alles in zweien Absätzen fassen. Der neunte Widerspruch zwischen Matthäo und Johanne mag denn sein, daß Ort und Personen in der galiläischen Erscheinung durchaus nicht übereinkommen. Nach dem Matthäo gehen die elf Jünger in Galiläam auf einen Berg, dahin Jesus sie beschieden hatte, und da sehen sie ihn auch. Nach dem Johanne aber fähret Petrus mit sechs Andern aufs Meer Tiberias, zu fischen; und wie sie wieder ans Ufer kommen, stehet Jesus da und fräget, ob sie was zu essen hätten. Wie sie es verneinen, heißet er sie das Netz zur Rechten des Schiffes auswerfen; darauf fangen sie eine Menge Fische; sie steigen aus; sie finden da (ich denke wohl in der Fischerhütte am Strande) glühende Kohlen, darauf werden die frischen Fische gebraten, und er setzt sich mit ihnen zu Tische und isset. Nun erkennet ein Jeder von selbst, daß sieben Personen nicht alle Elfe sein können. Aber auch unter den sieben Personen waren noch drei Fremde, welche zu den Elfen nicht gehörten. Nämlich die sieben beim Johanne waren: 1) Simon Petrus, 2) Thomas, 3) Nathanael von Kana aus Galiläa, 4) und 5) die Söhne Zebedäi, Jacobus und Johannes, und 6) und 7) noch andere zween seiner Jünger, von welchen die beiden Letzteren, als nicht so bekannte und daher ungenannte, nicht aus der Zahl der Apostel waren, wie auch Nathanael zu den Elfen nicht gehörte. Denn diese waren: 1) Simon Petrus, 2) Andreas, sein Bruder, 3) Jacobus und 4) Johannes, die Söhne Zebedäi, 5) Philippus, 6) Barnabas, 7) Thomas, 8) Matthäus, der Zöllner, 9) Jacobus, Alphei Sohn, 10) Lebbäus, mit dem Zunamen Thaddäus, und 11) Simon Kanaites. Dannenhero stimmen beide Evangelisten nur in vier Personen, Petro, Thoma und den Söhnen Zebedäi, überein. Sie widersprechen sich aber, theils, daß nach dem Matthäo alle elf Apostel bei der Erscheinung sind, beim Johanne ihrer acht fehlen, theils, daß Matthäus keine Fremde dazu nimmt, Johannes aber drei Andere in die Gesellschaft ziehet. Man erkennet aber auch leicht, daß der Ort nicht einerlei ist bei beiden Evangelisten. Matthäus bringt die Jünger auf einen Berg in Galiläa, da Jesus zu ihnen

kömmt und seine Unterredung hält. Weil aber auf dem Berge nichts zu beißen und zu brechen war, so bewirthet er auch die Gesellschaft mit keinem Essen. Hergegen bei dem Johanne stehet Jesus nahe am Ufer des Meeres Tiberias; da sehen sie ihn, da sprechen sie ihn, da speisen sie mit ihm die gefangenen und frischgebratenen Fische. Heißet dies nun eine Uebereinstimmung einer Geschichte, wo Personen und Ort so sehr verschieden sind?"

§§. „Endlich sind auch die Umstände der Erscheinung in dieser zween Zeugen Munde widersprechend. 1) Beim Matthäo ist die galiläische Erscheinung die allererste. Die Jünger bekommen durch die Maria, ehe sie noch den Herrn selbst gesehen haben, Befehl, nach Galiläa zu gehen, da würden sie ihn sehen; sie gehen also sämmtlich hin und sehen ihn auf dem Berge, wohin er sie beschieden hatte. Bei dem Evangelisten Johanne gehen zwo Erscheinungen zu Jerusalem bei den sämmtlichen elf Aposteln vorher, und diese galiläische zählet er als die dritte, nachdem Jesus von den Todten auferstanden. Hätte Matthäus diese galiläische Erscheinung für die dritte gehalten, so würde es übel für die Apostel aussehen, welche von der Auferstehung Jesu gezeuget haben. Denn er spricht: ‚Da sie ihn sahen, beteten sie ihn an; etliche aber zweifelten.' Wie konnten denn diese etliche Zweifler Zeugen abgeben, wenn sie ihn hernach nicht wieder sahen? wie denn Matthäus keiner weitern Erscheinung noch der Himmelfahrt selbst gedenket, sondern Jesum da auf dem Berge Abschied von seinen Elfen nehmen lässet mit den Worten: ‚Siehe ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.' 2) Die Erscheinung bei dem Matthäo ist vorher bestimmet und von den Jüngern an dem Orte erwartet; sie kennen ihn auch mehren Theils, wie er erscheinet, daß er es sei, und fallen vor ihm nieder. Aber beim Johanne erscheinet Jesus von ohngefähr, da ihn Keiner vermuthete: die Jünger waren aus ganz andern Ursachen, nämlich um des Fischens willen am Ufer, und hernach, als sie ihn sahen, wußten sie es erst nicht, daß es Jesus war; endlich sagen sie sich's einander ins Ohr: ‚Es ist der Herr!' Niemand aber von den Jüngern hatte das Herz, ihn zu fragen: ‚Wer bist du?' ob sie gleich wußten, daß es der Herr war. 3) Die Reden endlich, welche Jesus bei dieser galiläischen Erscheinung zu seinen Jüngern soll geführet haben,

stimmen in keiner einzigen Silbe bei beiden Evangelisten mit einander überein."

§§. „Saget mir vor Gott, Leser, die ihr Gewissen und Ehrlichkeit habt, könnet ihr dies Zeugniß in einer so wichtigen Sache für einstimmig und aufrichtig halten, das sich in Personen, Zeit, Ort, Weise, Absicht, Reden, Geschichten so mannichfaltig und offenbar widerspricht? Zween dieser Evangelisten, nämlich Marcus und Lucas, haben es nur aus Hörsagen, was sie schreiben; sie sind keine Apostel gewesen und verlangen nicht einmal zu sagen, daß sie Jesum nach seinem Tode selber mit ihren Augen gesehen hätten. Matthäus und Johannes, die Jesum als Apostel selber wollen gesehen haben, widerlegen sich einander am allermeisten, so daß ich frei sagen mag, es sei fast kein einziger Umstand, von dem Tode Jesu an bis zu Ende der Geschichte, darin ihre Erzählung zusammenzureimen wäre. Und doch ist sehr merklich, daß sie alle Beide die Himmelfahrt Jesu gar weglassen; er verschwindet bei ihnen, und man weiß nicht, wo er geblieben, gleich als ob sie nichts davon wüßten, oder als ob dieses eine Kleinigkeit wäre. Auch in den Erscheinungen Jesu vor seiner Himmelfahrt, deren etwa sechs aus allen Evangelisten zusammenzurechnen sind, ist dieses merklich, daß sie insgesammt allen übrigen ehrlichen Leuten unsichtbar, allein aber den Jüngern Jesu sichtbar gewesen sein sollen: erst ganz frühe Morgens im Garten Josephs von Arimathia, dann auf dem Wege nach Emmaus, zweimal in verschlossenen Thüren, wiederum auf dem Berge in Galiläa, und vor Jerusalem. Wenn die Jünger an solchen abgesonderten Orten sind, da sie keine anderen Menschen um sich haben, so, sagen sie, sei Jesus zu ihnen gekommen. Sie machen es nicht wie andere aufrichtige Leute, die mit Wahrheit umgehen und sich frei auf mehrere Menschen berufen dürfen, die ihn hätten kommen, weggehen, wandern sehen; nein, er stehet bei ihnen, ohne zu kommen, er kömmt auf eine menschlichen Augen unsichtbare Art, durch verschlossene Thüren, durchs Schlüsselloch, und so verschwindet er wieder vor den Augen; Niemand auf der Gasse oder im Hause siehet ihn kommen und weggehen. Ja, in aller der Zeit von 50 Tagen, so lange er nach seiner Auferstehung soll auf der Erde gewandelt haben und von den Jüngern hin und wieder gesehen sein, lässet sich auch kein einziger Jünger zu einem Fremden was von seiner Auferstehung

vermerken; sie halten die Sache heimlich, man möchte sonst zu ihnen gesagt haben: ‚Weiset ihn uns auch, so wollen wir glauben, daß er lebe!‘ Nein, sie lassen ihn erst für sich aufleben, sich ohne Jemandes Wissen unsichtbarer Weise erscheinen und vor ihren einzigen Augen bei Jerusalem von dem Oelberge, ohne daß es Jemand in der Stadt erblicket, durch die Luft gen Himmel fahren; dann gehen sie erst aus und sprechen: ‚Er ist da und dort gewesen.‘ Er soll ja selber in seinem Leben zu seinen Jüngern gesagt haben, wenn Jemand zu ihnen nach seinem Tode sprechen würde: ‚Siehe, hie ist Christus oder da, so sollt ihr's nicht glauben! Siehe er ist in den Wüsten, so gehet nicht hinaus! Siehe, er ist in der Kammer, so glaubets nicht!‘ Matth. 24, 23. 26. Wie sollen wir denn glauben, da seine Jünger nicht bei Zeiten sprechen: ‚Sehet, er ist da!‘ nein, sondern: ‚Er ist hie, er ist da gewesen!‘ Nicht: ‚Sehet er ist in der Wüsten!‘ sondern: ‚Er ist in der Wüsten, am Meere, auf dem Berge gewesen‘, nicht: ‚Er ist bei uns in der Kammer‘, sondern: ‚Er ist bei uns in der Kammer gewesen‘? Mein, ist er darum vom Himmel gekommen, um incognito zu sein? um sich nicht als einen Solchen, der vom Himmel gekommen sei, zu zeigen? Leiden und sterben können auch andere Menschen, aber vom Tode können sie nicht wieder aufstehen. Warum lässet er denn jenes aller Welt sehen, dieses aber nicht? Warum sollen die Menschen mehrere Gewißheit davon haben, daß er sei wie einer der übrigen Sterblichen, als davon, worauf ihr Glauben soll gegründet werden, daß er die Menschen vom Tode erlöset habe? Konnte wohl die Welt von einer an sich unglaublichen Sache zu viel überführet sein? Ist es denn genug, daß einige wenige seiner Anhänger, die noch dazu großen Verdacht auf sich laden, daß sie den Körper des Nachts heimlich gestohlen haben, seine Auferstehung wider alle Wahrscheinlichkeit und mit vielem Widerspruche in die Welt hinein schreiben? Ist er darum nur zu den Schafen des Hauses Israel gekommen, daß sie zum Aergerniße sehen sollen, wie er sich selbst vom Tode nicht erretten kann, und hören, wie er als ein von Gott verlassener Mensch seinen Geist aufgebe, nicht aber, daß sie ihn als einen Besieger des Todes und wahrhaften Erlöser in seiner Herrlichkeit erkennen? Die unsichtbaren Teufel und verdammten Seelen in dem Pfuhle, der mit Feuer und Schwefel

brennet, haben die Ehre, daß sie den auferstandenen Jesum sehen; aber die Menschen, welche Augen haben, zu sehen, denen zu Gute er auferstanden sein sollte, und denen die Ueberzeugung davon nöthig war zur Seligkeit, die haben das Unglück, daß sie ihn nicht zu sehen bekommen. Hätte er sich doch nur ein einziges Mal nach seiner Auferstehung im Tempel vor dem Volke und vor dem hohen Rathe zu Jerusalem sichtbar, hörbar, tastbar gemacht, so konnte es nicht fehlen, die ganze jüdische Nation hätte an ihn geglaubt und wären so viel tausend Seelen mit so vielen Millionen Seelen der nachkommenden, jetzt so verhärteten und verstockten Juden aus ihrem Verderben gerettet worden; da hätte der Teufel, dessen Reich zerstöret werden sollte, nicht so viele Millionen Unterthanen gegen einige wenige Nachfolger Jesu aus dem auserwählten Volke Gottes aufstellen können. Gewiß, wenn wir auch keinen weiteren Anstoß bei der Auferstehung Jesu hätten, so wäre dieser einzige, daß er sich nicht öffentlich sehen lassen, allein genug, alle Glaubwürdigkeit davon über den Haufen zu werfen, weil es sich in Ewigkeit nicht mit dem Zwecke, warum Jesus soll in die Welt gekommen sein, zusammenreimen lässet. Es ist Thorheit, über den Unglauben der Menschen klagen und seufzen, wenn man ihnen die Ueberführung nicht geben kann, welche die Sache selbst nach gesunder Vernunft nothwendig erheischet."

Und nun genug dieser Fragmente! — Wer von meinen Lesern mir sie aber lieber ganz geschenkt hätte, der ist sicherlich furchtsamer als unterrichtet. Er kann ein sehr frommer Christ sein, aber ein sehr aufgeklärter ist er gewiß nicht. Er kann es mit seiner Religion herzlich gut meinen, nur müßte er ihr auch mehr zutrauen!

Denn wie Vieles läßt sich noch auf alle diese Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn sich auch schlechterdings nichts darauf antworten ließ: was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen sein, aber auch der Christ? Der gewiß nicht! Jenem höchstens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, so erschüttert zu sehen, die Strebepfeiler so niedergerissen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, sie so schön verwahret hatte. Aber was gehen dem Christen dieses Mannes Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet[1]) oder ob Franklin oder ob Keiner von Beiden Recht hat? —

1) Der Abbé Nollet, welcher 1770 als Lehrer der Physik und Naturgeschichte der enfants de France zu Paris starb, war in der Lehre von der Electricität ein Gegner Franklins. (Guhrauer, Lessing II, 2, S. 125.)

Kurz, der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges, und es ist bloße Hypothes, daß sie in diesem Mehrern gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der Erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen, so muß es auch möglich sein, daß Alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gänge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Dieses also wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieser Fragmente, — wie gesagt, in dem schlimmsten Falle. In dem Falle, daß der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse. Aber ob er das weiß, woher soll er selbst die Erfahrung haben, woher sollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt sein soll, alle Arten von Einwürfen frei und trocken herauszusagen? Es ist falsch, daß schon alle Einwürfe gesagt sind. Noch falscher ist es, daß sie alle schon beantwortet wären. Ein großer Theil wenigstens ist ebenso elend beantwortet als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterei der einen Seite hat man nicht selten mit Stolz und Naserümpfen auf der andern erwidert. Man hat sich sehr beleidiget gefunden, wenn

der eine Theil Religion und Aberglauben für Eins genommen; aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem, was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszuschreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesleugner herabgewürdiget. So hat der Eine und der Andere seinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeschaffen, um ihn, wenn er ihn nicht besiegen kann, wenigstens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidiget, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert. Mit alle den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernste! — Stürme auf einzelne Bastionen wagen und abschlagen, heißt weder belagern noch entsetzen. Und gleichwohl ist bisher noch wenig mehr geschehen. Kein Feind hat noch die Feste ganz eingeschlossen, keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre gesammten Werke zugleich gewagt. Immer ist nur irgend ein Außenwerk, und oft ein sehr unbeträchtliches angegriffen, aber auch nicht selten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit vertheidiget worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geschütz auf den einzigen angegriffenen Ort zusammenzuführen, unbekümmert, ob indeß ein anderer Feind an einem andern Orte den entblößten Wall übersteige oder nicht. Ich will sagen: Ein einzelner Beweis ward oft zum Nachtheil aller andern, ja zu seinem eigenen überspannt; ein Nagel sollte Alles halten und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft so beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eignen Einwürfen noch sehr ausgesetzt waren. Noch ein unbesonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung preisgab und sich in ein anderes zog. Denn so hat man sich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, sondern verscheuchen lassen und wird nun bald genöthiget sein, sich wieder in das zuerst verlassene zu werfen. Wer in den neuesten Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion ein wenig belesen ist, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unser Verfasser dem Ideale eines ächten Bestreiters der Religion gekommen, läßt sich aus diesen Fragmenten zwar einiger Maßen schließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug scheinet er mit seinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernst gehet er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines ächten Vertheidigers der Religion nur ebenso nahe käme!

Und nicht diesem Manne vorzugreifen, sondern bloß urtheilen zu lassen, wie Vieles nun er erst zu sagen haben würde, und hiernächst dem ersten panischen Schrecken zu steuern, das einen kleinmüthigen Leser befallen könnte, eile ich, jedem Fragmente insbesondere einige Gedanken beizufügen, die sich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr thue, als ich gleich anfangs thun zu dürfen um Erlaubniß bat, so geschieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabscheue, in den ich leicht fallen könnte, wenn ich nur jenes thun wollte. Freilich giebt es der Männer genug, welche jetzt die Religion so vertheidigen, als ob sie von ihren Feinden ausdrücklich bestochen wären, sie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verstehen geben wollte, daß gleichwohl diese Männer nur noch allein vor dem Riß stünden. Ja, woher weiß ich, ob nicht auch diese Männer die besten Absichten von der Welt haben? Wann sie nicht ihre Absichten schützen sollen, was wird mich schützen, wenn ich das Ziel ebenso weit verfehle?

I.

Das erste Fragment bestreitet eine Sache, die nichts weniger als das Christenthum annehmlich zu machen vermögend ist. Wenn es also Theologen gegeben, die darauf gedrungen, so müssen sie wohl von der Nothwendigkeit derselben sich sehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden sie sonst unter das Thor, in welches sie einzugehen ermunterten, Fußangel vor Aller Augen haben streuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben; allein wo giebt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längst auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des

Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft und Vernunft räsonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimnisse giebt es entweder darin gar nicht, oder wenn es welche giebt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaster[1]) zu widerlegen, die außer einigen mißverstandenen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten! Sie brachten Alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte und hatte.

Wie kitzlich hingegen ist es, mit Diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien! Sie bestechen Alles, was Vernunft haben will und nicht hat.

Gleichwohl muß ohnstreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo sie immer liegt: zwischen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung sein kann und sein muß, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sei, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine sein kann und eine sein muß und die rechte einmal ausfindig gemacht worden, so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben als ein Einwurf darwider sein, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion auspoliret, hätte ebenso gut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine *gewisse* Gefangennehmung unter den Gehorsam des Glaubens beruhet also gar nicht auf dieser oder jener Schriftstelle,

---

1) Schlechte Theologen. Die Endung astro (bei Lessing Kritikaster, Poetaster und dergl.), tritt zuerst im Italienischen auf und giebt dem Worte eine verächtliche Bedeutung. Vgl. französisch marâtre, schlechte Mutter.

sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unser Verfasser mag immerhin jene Schriftstellen besser verstanden haben, und ich wüßte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden. Er mag immerhin sehr Recht gegen die armseligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der ersten Eltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweisen, die dieses Beweises gar nicht bedarf. Die Mosaische Geschichte davon erkennet er selbst für unschuldig an solchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr ist, daß daraus ein nachheriges Verderben der menschlichen Vernunft zu folgern, so scheinet mir doch auch er nicht völlig eingesehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nämlich sagt: „daß nach Anleitung derselben die Prediger, als wahre Seelsorger, vielmehr schuldig wären, ihren Zuhören die gesunde Vernunft und den Gebrauch derselben als eine untrügliche Richtschnur der göttlichen Erkenntniß und eines frommen Wandels zu empfehlen, indem unsere ersten Eltern eben darum gefallen wären, weil sie ihrer Vernunft sich nicht bedienet hätten", so erschöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieses wird auch noch die Ursache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirksam geblieben. Mit einem Worte, die Macht unsrer sinnlichen Begierden, unsrer dunklen Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntniß ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin gebracht wird. Von dieser Macht berichtet die Mosaische Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung oder ertheilet das schicklichste Beispiel. Factum oder Allegorie: in dieser Macht allein liegt die Quelle aller unserer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, ebensowohl anerschaffen war, als sie uns angeboren wird. Wir haben in Adam Alle gesündiget, weil wir Alle sündigen müssen, und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts Anderes thun, als sündigen, daß wir es in uns haben, jene Macht zu schwächen, und wir uns ihrer ebensowohl zu guten als zu bösen Handlungen bedienen können. Dieser lehrreichen Auslegung wenigstens ist das so oft verhöhnte Märchen Mosis sehr fähig, wenn wir die Accommodationen, welche ein späteres System davon machte, nur nicht mit hineintragen und Accommodationen Accommodationen sein lassen.

Wie gesaget: eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft

unter den Gehorsam des Glaubens beruhet bloß auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr — denn das Wort Gefangennehmung scheinet Gewaltsamkeit auf der einen und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen — die Vernunft giebt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dies also, dies ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß; und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit diesen Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um so viel unwiederbringlicher verloren; und es ist bloßer Fallstrick, den die Widersacher der christlichen Religion durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derselben denjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache so ganz gewiß nicht sind und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfsinns in Sicherheit bringen zu müssen glauben.

Ein anderer Fallstrick, den man selbst Theologen von der bessern Art legt, ist der, daß man sich mit den bisherigen katechetischen Lehrbüchern so unzufrieden bezeigt und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuschreibt, daß die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht leugnen, daß an diesen Büchern nicht Manches zu verbessern sein sollte; aber man sehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Uebereilung ebendas daran verbessert, was gewisse Leute[1]) so gern verbessert haben möchten, zu welchen selbst unser Verfasser gehöret, wenn er ihnen „den Mangel an einer vernünftigen Religion und an einem vernünftigen Uebergange von derselben zur Offenbarung" vorwirft.

Ich denke: dieser Mangel ist theils kein Mangel, und theils würde es äußerst gefährlich sein, ihm abzuhelfen, ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede sein, weil bloß so obenhin daran künsteln die lieben Bücherchen ja erst recht schal und kahl machen würde.

---

1) Basedow und Alberti. (Röpe, Lessing und Göze, 1859, S. 4.)

Die geoffenbarte Religion setzt im Geringsten nicht eine vernünftige Religion voraus, sondern schließt sie in sich. Wann sie dieselbe voraussetzte, das ist, wann sie ohne dieselbe unverständlich wäre, so wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da sie aber dieselbe in sich schließt; da sie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehret, und sie bloß mit einer andern Art von Beweisen unterstützt: so ist es noch sehr die Frage, ob die Einförmigkeit der Beweisart in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute nicht bequemer und nützlicher ist als eine genaue Absonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrsätze, einen jeden aus der ihm eigenthümlichen Quelle erwiesen.

Wenigstens ist es gewiß, daß der Uebergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten äußerst mißlich ist, wenn man sich durch die ebenso scharfen als faßlichen Beweise der erstern verwöhnt hat. Man erwartet und fordert sodann bei den Beweisen der andern ebendieselbe Schärfe und Faßlichkeit und hält, was nicht ebenso erwiesen ist, für gar nicht erwiesen. Ich erinnere mich hierbei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik studiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt ist. Als ich auf diese kam, wußte ich gar nicht, wie mir geschahe. Mein kleiner Verstand kam auf einmal aus aller seiner Wirksamkeit; und obschon eine Kunst, die mich mit meinem künftigen Schicksal bekannt zu machen versprach, keinen geringen Reiz für mich hatte, so war mir doch, als ob ich schales Zuckerwasser auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in sie herüberblickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken sollte, der so disparate Dinge in ein Buch vereiniget hatte; ich gab ihm seinen Abschied und suchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müssen, daß dieser Mann unfehlbar gewesen, so würden die erbetenen Grundsätze[1]) der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir so auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematischen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verstande so sehr behagten, ob ich sie

---

1) petitiones principii, nennt dies Reimarus, nach dem gewöhnlichen Kunstausdruck der Logik, den wir oben erklärt haben.

gleich zum Theil nur noch bloß mit dem Gedächtnisse gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können, aber möglich wäre es gewesen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verstehen geben, daß die Beweise für die Offenbarung und die Beweise für die Chiromantie von einerlei Gewichte wären. Sie sind freilich nicht von einerlei Gewichte; ihre specifischen Gewichte haben schlechterdings kein Verhältniß gegen einander; aber beider Beweise sind doch aus der nämlichen Classe, sie gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Und das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fließen, ist so auffallend, daß alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerlei Schattirungen sanfter zu machen, vergebens ist.

II.

Das zweite Fragment sagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als solche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sei, sei mit aller Strenge geführt. Und er ist es wirklich.

Führt er aber seine Beantwortung nicht gleich mit sich? Wenn eine solche Offenbarung unmöglich ist, — nun freilich, so hat sie auch Gott nicht möglich machen können. Allein wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nöthig ist, sollte Gott demohngeachtet lieber gar keine ertheilen, weil er keine solche ertheilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte diese Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menschen zu gleicher Zeit, in gleichem Grade daran Theil nehmen lassen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchste Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählet hat, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen des Ge-

nusses derselben fähig wurden. Oder getraut sich Jemand zu zeigen, daß dieses nicht geschehen? daß die Offenbarung zu einer andern Zeit, einem andern Volke, in einer andern Sprache ertheilet, mehrere Menschen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüsten können, deren sich jetzt die Christen als Christen rühmen dürfen?

Wer sich dieses getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erst ein Volk, in dessen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrscheinlicher Weise mehr gewuchert haben würde als in den Händen des jüdischen! Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch in der ganzen Geschichte schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieses Geschäft betrieben, bestrafte sie schon Christus, verlachte sie schon Horaz. Alle andere Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidisch, oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als daß sie für derselben Ausbreitung sich der geringsten Mühwaltung hätten unterziehen wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer hernach gefolgt sind, überkamen ihn bloß, insofern sie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwohl, würde unser Verfasser insistiren, eine gegründete Kenntniß der Offenbarung, die alle Menschen unmöglich haben können, allen Menschen zur Seligkeit unumgänglich nöthig ist, wie kommen die Millionen dazu —?

Laßt uns einen so grausamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn nichts diesem Gedanken entgegenzusetzen als etwa, — daß der Verfasser die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geschlossen, und man zu ihm sagen könnte: „Das Christenthum ist auf ewige Zeiten; es gewinnt alle Jahre neuen Boden, obgleich weder Missionen noch gelehrte Erweise seiner Wahrheit diesen neuen Boden gewinnen helfen; wenn schon in den letzten Jahrhunderten der christlichen Völker nicht viel mehr geworden, so sind unter diesen christlichen Völkern doch gewiß mehr Christen geworden; die Zeit muß kommen, da dieses unmerkliche Wachsthum der Welt mit Erstaunen in die Augen leuchten wird; der glückliche Windstoß muß kommen,

welcher die noch zerstreuten Flammen in einen Alles umfassenden Brand vereiniget, so daß am Ende die Zahl der Verlornen sich zu der Zahl der Geretteten ebenso verhalten wird, als noch jetzt die Zahl der Geretteten sich zu der Zahl der Verlornen verhält." —

Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn nur dieses — oder etwa noch irgend ein armseliges Distinctiönchen es trösten soll! — Daß man zwischen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterschied machen müsse; daß jene nur eine einzige sehr faßliche Wahrheit sei, deren Geschichte in diesen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühsame Erforschung dieser, sondern an die herzliche Annahme jener gebunden sei, welches in den einzelnen Posten der Rechnung große Ausfälle machen müsse. —

Denn weh dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht! An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte sein können. Und welche Seligkeit ist so überschwänglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?

Aber wozu dieser Parenthyrsus?[1]) — Eine so unverschuldete Niederlage der Menschen, ein von Gott selbst der Hölle so in die Hände gespielter Sieg ist ein elendes Hirngespinnst. Man gehe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort, und er ist beigelegt.

Daß nämlich die Offenbarung auch für diejenigen Menschen zur Seligkeit nöthig sei, die gar keine oder doch keine gegründete Kenntniß davon erlangen können, ist weder die Lehre Christi, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche gewesen. Selbst Die, die sich in allen den verschiedenen Gemeinden derselben am härtesten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, sind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was sie mit der einen genommen. Es ist gleichviel, mit wie guter oder schlechter Art sie dieses gethan, wie unphilosophisch sie dabei gedacht, wie treu oder nicht treu sie ihrem eignen System dabei geblieben: genug, sie haben es doch gethan,

---

1) Parenthyrsus, falsche Begeisterung.

und haben es gern und freudig gethan. Ihr bloßer Wunsch rechtfertiget ihr Herz, und ihr Geständniß, daß Gott dispensiren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wissen werde, wo es auch nicht einmal der Dispensation bedürfe, versöhnet mit ihrem System.

Und hier ist es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unsern Verfasser, die ich schon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß, die ihm aber ebensowohl zur Entschuldigung als zum Tadel gereicht. Er nimmt Alles, was ein gewisses in gewissen symbolischen Büchern vorgetragenes System des Christenthums begreift, für das einzig wahre, eigentliche Christenthum. Sätze, ohne welche das Christenthum nicht bestehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehret worden, und Sätze, welche man bloß zur bessern Verbindung jener eingeschaltet oder aus ihnen folgern zu müssen vermeinet, sind ihm Eins. Gleichwohl ist billig und recht, daß bei Bestreitung des Christenthums alle Secten für einen Mann zu stehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Christenthum für giltig zu achten, als worauf keine von allen diesen Secten antworten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nicht weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem ersten Fragmente so gutes Spiel hatte, noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieses zweite Fragment hinausläuft, noch auch die Lehre von der Theopneustie [1]), wie er sie [2]) vorträgt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen seinen Einwürfen, selbst den geringfügigsten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verschaffen. — So wenigstens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urtheilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments ist schon oft gemacht und oft beantwortet worden. Aber wie ist er Beides? Sicherlich ist er noch nie so gründlich, so ausführlich, allen Ausflüchten so

1) Theopneustie, der griechische Ausdruck für Inspiration nach 2 Tim. 3, 10.
2) In dem 2. Fragment des 4. Beitrags: „Unmöglichkeit einer Offenbarung" ꝛc.

vorbeugend gemacht worden als hier. Und nun versuche man, wie viel die Antworten eines Clericus[1]), eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegen verschlagen. Ich fürchte, sehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox also ganz auf etwas Neues denken müssen, wenn er sich auf seinem Posten nicht zu behaupten weiß und seiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine so große Menge in so kurzer Zeit einen solchen Weg machen können, eingestehen und sich damit zu retten suchen wollte, daß also wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden Volks verschrieben sein möge, daß anstatt sechsmalhunderttausend streitbarer Mann nur deren sechzigtausend, nur sechstausend ausgezogen. — Ich nun freilich wohl wüßte nicht, was ein solcher Schreibfehler, wenn er auch noch so wissentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den ältesten Zeiten verband man mit großen Summen noch sehr undeutliche Begriffe, und es geschah wohl oft ganz unschuldiger Weise, wenn man eine sehr große Zahl bald durch diese, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftsteller so, von dem andern anders und von allen weit größer angegeben wird, als sich mit andern zugleich erzählten Umständen reimen läßt. Warum sollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl Derer, zu deren Besten oder zu deren Züchtigung sie geschehen, weit weniger ankömmt, — ganz und gar nichts auf ihr beruhet? Denn ob Moses mit seinem Stabe das Meer theilet und Millionen trocknes Fußes hindurchführet, oder ob Elisa mit dem Mantel seines Meisters das Nämliche an dem Jordan thut und bloß für seine Person hindurchgehet: ist dieses nicht ein ebenso gutes Wunder als jenes?

---

1) Johann Clericus, eigentl. le Clerc, geb. 1657 zu Genf, Professor am Arminianischen Gymnasium in Amsterdam, gest. 1736. Lessing erwähnt seine „Harmonie" in der „Duplik", in diesem Bande, seine Hist. Eccl. sec. primo in den „Theses über die Kirchengeschichte" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 234), seine „Ausgabe der Apostolischen Väter" ebenda S. 189.

So freilich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox so nachgebend nicht wohl sein, so lange noch eine Möglichkeit unversucht ist, die Sache bis in den kleinsten Buchstaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das Wunder folgender Gestalt erfolgt wäre? — Als die Israeliten an einen Arm des arabischen Meerbusens gelangt waren, durch welchen sie nothwendig mußten, wenn sie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten, so trieb ein starker Wind — man nehme die Ebbe zu Hilfe, wenn man will — das Wasser aus diesem Arme meerein und hielt es so lange zurück, bis sie mit aller Gemächlichkeit hindurchgegangen waren. Indeß suchte das oberwärts gestauchte Wasser einen andern Ablauf, brach hinter den Israeliten durch, stürzte sich einen neuen Weg wieder landein, und in diesem neuen Arme war es, wo die Aegyptier ihren Untergang fanden. Was könnte ungezwungener sein als diese Vorstellung? Ist es nicht die Natur des Wassers, daß es, in seinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erste die beste schwache oder niedrige Stelle des Ufers übersteigt oder durchreißt und ein neues Bett sich wühlet? Und welche Schwierigkeit unsers Fragments bleibt durch diese Vorstellung noch ungehoben? Die Israeliten, deren so viel sein mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; sie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun so langsam ziehen, als sie nur immer nöthig haben; sind sie gleich beim Eintritte der Morgenwache schon eben nicht über den ganzen breiten, ausgetrockneten Arm, so ist das Wasser dieses Armes doch nun schon hinter ihnen, und ihre Feinde ersaufen in ebendem Wasser, auf dessen Boden sie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Ausleger sich eine ähnliche Vorstellung gemacht und den Text darnach behandelt hätte, der sich gewiß in sehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde, ihr in allen besser fügen würde als jeder andern Vorstellung. Ja, die Sache noch so genau genommen, sehe ich nur ein einziges Wort in der Mosaischen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu sein scheinet. Nämlich: „Und das Meer kam wieder für Morgens in **seinen** Strom", oder, wie es Hr. Michaelis übersetzt: „Da kam das Wasser um die Morgenzeit wieder und hielt seine **gewöhnliche** Fluth." Wenn es sein Strom war, in welchen das Meer zurückkam, wenn es seine gewöhnliche Fluth war, mit

welcher es zurückkam, so scheinet ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freilich mehr als eigenmächtig angenommen zu sein. Luther zwar hat ganz das Ansehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu sein, welche sagt: „Mare reversum est primo diluculo ad priorem locum", und Hr. Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von seiner Hypotheses in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heißt es in diesen doch nur: „Und das Meer kam wieder am Morgen in seine Stärke"; so daß es noch nicht einmal entschieden ist, ob das Meer in seiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in seiner Stärke war.

Doch dem sei, wie ihm wolle. Meine Auslegung lasse sich oder lasse sich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der Orthodox genöthigt sei, zu einem Einfalle von mir seine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie gesagt, nur auf seinem Posten sich zu behaupten, und er kann alle die sinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hilfe zu kommen den Schein haben will und in der That ihn nur aus seiner Verschanzung herauszulocken sucht.

Ich nenne aber seinen Posten den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, außer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten: die eine befriedigende Antwort, die er auf so viele Einwürfe ertheilen kann und soll. Als hier: „Wenn denn nun aber", darf er bloß sagen, „der ganze Durchgang ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht bloß in der Auftrocknung des Meerbusens bestand, wenn auch die Geschwindigkeit, mit welcher eine solche Menge in so kurzer Zeit herüberkam, mit zu dem Wunder gehört?" — Ich habe gar nichts darwider, daß man bei dem ersten Stücke dieser wunderbaren Begebenheit auch natürliche Ursachen wirksam sein läßt; nicht den Wind bloß, dessen die Schrift selbst gedenket, sondern auch die Ebbe, von der die Schrift nichts sagt; und wenn man an einer Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch zwei auf einander folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von welcher weder die Schrift noch die Admiralitätslootsen in Cuxhaven etwas wissen.*) Ich gebe es gern zu, daß es zu einem Wunder genug ist, wenn diese natür-

*) S. Niebuhrs „Beschreibung von Arabien", S. 414.

lichen Ursachen nur nicht jetzt, oder jetzt nicht so und so wirksam gewesen wären, und ihre dermalige so beschaffene Wirksamkeit, die unmittelbar in dem Willen Gottes gegründet ist, gleichwohl vorhergesagt worden. Ich gebe das gern zu: nur muß man mit dem, was ich zugebe, mich nicht schlagen wollen; nur muß man das, wovon ich zugebe, daß es bei einem Wunder, dem Wunder unbeschadet, sein könne, nicht zu einer unumgänglichen Erforderniß des Wunders überhaupt machen; man muß ein Wunder, weil sich keine natürlichen Kräfte angeben lassen, deren sich Gott dazu bedienet, nicht platterdings verwerfen. Die Auftrocknung des Meerbusens geschahe durch Ebbe und Wind; gut: und war doch ein Wunder! Die Geschwindigkeit, mit der das Volk herüberkam, ward — freilich weiß ich nicht wie bewirkt: aber ist sie darum weniger ein Wunder? sie ist gerade Wunders um so viel mehr. Es klingt allerdings ganz sinnreich, wenn sich euer Verfasser verbittet, daß man den Israeliten und ihren Ochsen und Karren nur keine Flügel gebe. Indeß sagt doch Gott selbst, daß er die Israeliten auf Adlersflügeln (2. Mos. 19, 4) aus Aegypten getragen habe; und wenn die Sprache nun kein Wort hat, die Art und Weise dieser wunderbaren Geschwindigkeit auszudrücken, als diese Metapher? Erlaubt mir immer, daß ich auch in einer Metapher, die Gott braucht, mehr Wirkliches sehe als in allen euren symbolischen Demonstrationen!"

Und wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achseln zucken über seine Antwort, so viel man will; aber stehen muß man ihn doch lassen, wo er steht. Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt und lieber nicht so ausgemachten Grundsätzen folgen, als ihnen nicht consequent reden und handeln will. Diese Consequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stätigkeit giebt, diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stätigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnet oder nicht.

Nicht also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selber ungleiche Orthodoxie ist so ekel! So ekel, so widerstehend, so aufstoßend! — Das wenigstens sind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.

Das Alte Testament weiß von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Es sei so. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T., oder doch das Israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meinet und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftsteller selbst waren, davon ausnimmt, so kann auch diese Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit getrieben werden. Gewiß ist es wenigstens, daß die Einheit, welche das Israelitische Volk seinem Gotte beilegte, gar nicht die transscendentale metaphysische Einheit war, welche jetzt der Grund aller natürlichen Theologie ist. Bis zu der Höhe hatte sich der gemeine menschliche Verstand in so frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigsten unter einem Volke erhoben, dem Künste und Wissenschaften so unangelegen waren, und das sich aller Gemeinschaft mit unterrichtetern Völkern so hartnäckig entzog. Bei dem wahren, ächten Begriffe eines einigen Gottes hätte dieses Volk unmöglich so oft von ihm abfallen und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falschen Götter nicht des nämlichen Namens gewürdigt haben; es würde den wahren Gott nicht so ausschließungsweise seinen Gott, den Gott seines Landes, den Gott seiner Väter genannt haben. Kurz, der Einige hieß bei ihm nichts mehr als der Erste, der Vornehmste, der Vollkommenste in seiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter; aber unter so vielen Göttern konnte doch nur einer der mächtigste und weiseste sein; und dieser mächtigste und weiseste war sein Jehovah. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen sein Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln, so lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieses oder jenes benachbarte Volk durch

Vorsorge seines Gottes irgend eines Wohlstandes genoß, der ihm abging, den ihm also sein Jehovah nicht gewähren konnte oder nicht gewähren wollte, so wich es hinter ihm ab und hurte mit den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurückkam, als bis es seine Lust gebüßet hatte und durch den Verlust größerer Güter, durch Verwahrlosung des wesentlicheren Wohlstandes gebüßt hatte. Nur als es in der Babylonischen Gefängniß seinen Verstand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das sich den einigen Gott würdiger dachte; als nun erst selbst die Schriften seines Gesetzgebers und seiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es sahe, wie viel große unerkannte Wahrheiten in diesen Schriften lagen oder sich hineinlegen ließen; als es erkannte, wie selbst nach diesen Schriften seinem Jehovah eine weit erhabnere Einheit zukomme, als die, welche ihn bloß an die Spitze aller andern Götter setzte: ward es auf einmal ein ganz andres Volk, und alle Abgötterei hörte unter ihm auf. Wenn diese plötzliche Veränderung, die kein Mensch leugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es sich nun von seinem eignen Gotte machte, so ist sie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie gesagt, man thue über die Einwürfe des vierten Fragments auch noch diesen Schritt hinaus und füge hinzu: daß, so wie Moses selbst im Anfange seiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte — würde er ihn sonst nach seinem Namen gefragt haben?[1]) — sich Gott zu ihm herabließ und sich ihm nicht als den unendlichen, sondern bloß als eine von den besondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilet hatte. Gott ward der Gott der Ebräer, und wenn die Ebräer ihren Gott nun einmal satt hatten, was war natürlicher, als daß sie es mit einem andern versuchen wollten?

Auch so noch — wenn man dem alten Israelitischen Volke selbst diesen großen mehr hergebrachten als erwiesenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde

1) 2 Mos. 3, 13.

ſtreitig machen könnte — auch ſo noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. iſt aus dergleichen Dingen wenigſtens gar nichts zu ſchließen. Denn dieſe muß ganz anders als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwieſen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichſten, die allererhabenſten, die allertiefſten von dieſer Art, kann jedes andere ebenſo alte Buch enthalten, wovon wir jetzt die Beweiſe haben, Beweiſe, welche ſo manchen gelehrten Sorites[1]) für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied iſt. Die heiligen Bücher der Braminen müſſen es an Alter und an würdigen Vorſtellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entſpricht, die uns jetzt erſt zuverläſſige Männer daraus mitgetheilt haben[2]). Denn obſchon der menſchliche Verſtand nur ſehr allmählich ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinſten Manne ſo einleuchtend und faßlich ſind, einmal ſehr unbegreiflich und daher unmittelbare

---

1) Kettenſchluß.

2) Leſſing dürfte den 2. u. 3. Theil von Holwells Interesting historical events im Auge gehabt haben, welche über die indiſche Religion und die Lehre von der Seelenwanderung handeln. (Leſſing war ein Anhänger dieſer Lehre. Vgl. den Aufſatz „Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſein können" [ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 67]: „Dieſes mein Syſtem iſt gewiß das älteſte aller philoſophiſchen Syſteme. Denn es iſt eigentlich nichts als das Syſtem von der Seelenpräexiſtenz und Metempſychoſe, welches nicht allein ſchon Pythagoras und Plato, ſondern auch vor ihnen Aegyptier und Chaldäer und Perſer, kurz, alle Weiſen des Orients, gedacht haben. — Und ſchon dieſes muß ein gutes Vorurtheil dafür wirken. Die erſte und älteſte Meinung iſt in ſpeculativen Dingen immer die wahrſcheinlichſte, weil der geſunde Menſchenverſtand ſofort darauf verfiel. — Es ward uns dieſes älteſte, und wie ich glaube, einzig wahrſcheinliche Syſtem durch zwei Dinge verſtellt. Einmal" — dabei bricht der Aufſatz ab.) Daß gerade dieſes Buch zu jener Zeit großes Aufſehen erregte (es erſchien London 1766), iſt zu erſehen aus Voltaire: der ganze neunte Brief ſeiner Lettres Chinoises et Indiennes handelt über daſſelbe, ebenſo der Anfang des Artikels Ange in ſeinem Dictionnaire philosophique. Vielleicht könnte auch die Einleitung zu Alex. Dow's History of Hindostan (London 1768, 2. edition 1770), die über ähnliche Dinge handelt, von Leſſing benutzt ſein. Von den heiligen Büchern der Brahmanen par excellence, den Vedas, wußte man damals in Europa noch Nichts. (Gefällige Mittheilung des verdienten Orientaliſten, Profeſſor Dr. W. Pertſch, Bibliothekar in Gotha.)

Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben und als solche auch damals nur haben angenommen werden können, so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eignen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitververwandten hinausdachten, dem größern Lichte entgegeneilten und Andern ihre Empfindungen davon zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.

Was sich also von dergleichen Männern herschreiben kann, deren noch jetzt von Zeit zu Zeit einige aufstehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung aber nicht erweisen, da, wo es vorhanden ist, so kann es diesen Ursprung auch nicht widerlegen, da, wo es mangelt; und Bücher können gar wohl von Gott sein, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt sein, ob sich schon nur wenige oder gar keine Spuren von der Unsterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach diesem Leben darin finden. Diese Bücher können sogar eine seligmachende Religion enthalten, das ist eine Religion, bei deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit so weit versichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine solche Religion sich nicht nach den Grenzen seiner Sehnsucht und Wünsche fügen? Warum müßte sie nothwendig erst die Sphäre dieser Sehnsucht und Wünsche erweitern? Freilich wäre eine solche seligmachende Religion nicht die seligmachende christliche Religion. Aber wenn denn die christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirke erscheinen konnte, mußten deswegen alle vorhergehenden Zeiten, alle anderen Bezirke keine seligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das Seligmachende in den verschiedenen Religionen immer das Nämliche müsse gewesen sein, wenn sie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menschen den nämlichen Begriff damit müssen verbunden haben. Gott könnte ja wohl in allen Religionen die guten Menschen in der nämlichen Betrachtung aus den nämlichen Gründen selig machen wollen, ohne darum allen Menschen von dieser Betrachtung, von diesen Gründen die nämliche Offenbarung ertheilt zu haben. —

Unter einem gewissen Zirkel von Freunden ist vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herumgegangen, welcher die ersten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt und überschrieben war: „Die Erziehung des Menschengeschlechts". Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieses Aufsatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich also, oder vielmehr was ist also schicklicher, als daß ich den Anfang desselben in seinem ganzen Zusammenhange mittheile, der sich auf den Inhalt unsers vierten Fragments so genau beziehet? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten und von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt. Er ist auch bei weitem so heterodox nicht, als er bei dem ersten Anblicke scheinet, wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz oder gar die völlige Ausführung desselben bekannt zu machen für gut halten sollte. Hier ist indeß, wie gesagt, der Anfang, — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — [1])

Und so gelangt der Verfasser zu dem zweiten großen Schritte in der Erziehung des Menschengeschlechts. Auf die kindischen Bewegungsgründe zum Gehorsam folgen die ungleich mehr anspornenden Aussichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näscherei, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle diese fernern Speculationen gehören nicht zu unserer Sache, und ich breche ab. Auch giebt man einen Vorschmack nicht mit der ganzen Schüssel.

V.

Ueber die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte, welche das fünfte Fragment uns so nahe legt, dächte ich nun so.

§. Die Zeugen der Auferstehung Christi sind nicht die nämlichen Personen, die uns die Nachricht von der Aussage dieser

1) Die ersten 53 Paragraphen der „Erziehung des Menschengeschlechts", welche Lessing an dieser Stelle zuerst veröffentlicht hat, müssen hier wegbleiben, da der ganze Aufsatz in Band VIII unserer Ausgabe mitgetheilt wird.

Zeugen überliefert haben. Denn wenn schon in Einem und dem Andern beide Charaktere zusammenkommen, so ist doch unwidersprechlich, daß kein einziger Evangelist bei allen und jeden Erscheinungen Christi gegenwärtig gewesen.

§. Folglich sind zweierlei Widersprüche hier möglich, Widersprüche unter den Zeugen und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Aussage dieser Zeugen.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur sein, wenn ein Evangelist über den einzelnen Fall, bei welchem er selbst Augenzeuge gewesen, sich selbst widerspräche, oder wenigstens wenn mehrere Evangelisten über den nämlichen einzelnen Fall, bei welchem jeder gegenwärtig gewesen, sich unter einander widersprächen. Dergleichen Widersprüche sind mir unbekannt.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden *gewesen*? — Anscheinende, warum nicht? Denn die Erfahrung giebt es, und es kann schlechterdings nicht anders sein, als daß von mehrern Zeugen nicht Jeder die nämliche Sache, an dem nämlichen Orte, zu der nämlichen Zeit anders sehen, anders hören, folglich anders erzählen sollte. Denn eines Jeden Aufmerksamkeit ist anders gestimmt. Ich halte es sogar für unmöglich, daß der nämliche Zeuge von dem nämlichen Vorfalle, den er mit aller vorsätzlichen Aufmerksamkeit beobachtete, zu verschiedenen Zeiten die nämliche Aussage machen könne. Denn die Erinnerung des Menschen von der nämlichen Sache ist zu verschiedenen Zeiten verschieden. Er müßte denn seine Aussage auswendig gelernt haben; aber alsdann sagt er nicht, wie er sich der Sache jetzt erinnerlich ist, sondern wie er sich derselben zu der Zeit, als er seine Aussage auswendig lernte, erinnerlich war.

§. Sind *wahre* Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? solche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verschwinden? — Woher sollen wir das wissen? Wir wissen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigstens ist das Protokoll über dieses Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja sagt, hat in diesem Betracht ebenso viel Grund für sich, als wer Nein sagt.

§. Nur daß, wer Nein sagt, eine sehr gesetzliche Vermuthung für sich anführen kann, die Jener nicht kann. Diese nämlich: Der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhing, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die heidnische und jüdische Religion gesiegt. Es ist da.

§. Und wir sollten geschehen lassen, daß man uns diesen gewonnenen Proceß nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schließen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen nochmals nach zweitausend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr!

§. Vielmehr: so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten, als man will! — Es sind nicht die Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber, nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen.

§. Aber der heilige Geist ist bei diesen Nachrichten wirksam gewesen. — Ganz recht; nämlich dadurch, daß er Jeden zu schreiben getrieben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekannt gewesen.

§. Wenn sie nun dem Einen so, dem Andern anders bekannt war, bekannt sein mußte? — Sollte der heilige Geist in dem Augenblicke, da sie die Feder ergriffen, lieber ihre verschiednen Vorstellungen einförmig und eben durch diese Einförmigkeit verdächtig machen, oder sollte er zugeben, daß die Verschiedenheit beibehalten wurde, auf die jetzt gar nichts mehr ankömmt?

§. Sagt man, Verschiedenheiten sind keine Widersprüche? — Was sie nicht sind, das werden sie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verschiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerspruch bei Denen, welche die Sache nur von Hörensagen haben.

§. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangelisten schrieben, solche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferstehung sich nicht ereignet hätten. Aber was für Recht haben wir, dieses Wunder anzunehmen? Und was dringt uns, es anzunehmen?

§. Wer sich irgend einen solchen Drang muthwillig schafft, der hab' es! Aber er wisse auch, was ihm sodann obliegt: alle die Widersprüche zu heben, die sich in den verschiedenen Erzählungen der Evangelisten finden, und sie auf eine leichtere, natür-

lichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonien geschehen ist.

§. Daß er dabei sich ja nicht auf dieses und jenes Werk zu sehr verlasse, dessen vielversprechender Titel ihm etwa nur bekannt ist. Ditton hat freilich die Wahrheit der christlichen Religion aus der Auferstehung demonstrativisch erwiesen. Aber er hat die Widersprüche der Evangelisten ganz übergangen, entweder weil er glaubte, daß diese Widersprüche schon längst auf die unwidersprechlichste Weise gehoben wären, — woran ich zweifle, oder weil er dafürhielt, daß seine Demonstration ohngeachtet aller dieser Widersprüche in ihrer ganzen Stärke bestehen könne, — wie auch mich dünkt.

§. Eben so ist Th. Sherlok in seiner gerichtlichen Prüfung der Zeugen der Auferstehung verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten läßt er sich nicht ein.

§. Der einzige Gilbert West hat diese Widersprüche zum Theil mit in seinen Plan ziehen zu müssen geglaubt. Wen indeß seine ewige Vervielfältigung der nämlichen Personen und Erscheinungen beruhigen kann, der muß so schwer eben nicht zu beruhigen sein.

§. Folglich findet der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle! Denn diesem und jenen nur etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt, keinen beantworten.

I.

Ueber die sogenannten

Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Erste Entdeckung.

Die Gelehrten in der Schweiz, welche sich um den Schwäbischen Zeitraum der deutschen Dichtkunst so sehr verdient gemacht haben, schickten, ehe sie mit der großen Manessischen Sammlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorschmack einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefähr aus den nämlichen Jahren zu sein urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geschichte unserer Litteratur ist, der kennet diese Fabeln, die unter dem Titel, Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Octav herauskamen [1]), und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache zu schätzen wissen, mit so vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber, und glauben es ohne Zweifel noch, daß sie der Welt an diesen Fabeln etwas geliefert, was ihr so gut als völlig neu sein müsse. Sie hielten sich nämlich

1) Herausgeber war Breitinger.

für versichert, daß außer der Hälfte derselben, welche der Straßburgische Professor, Joh. Geo. Scherz, von 1704 bis 1710[1]), in elf akademischen Dissertationen, mit einem weitläuftigen Commentar abdrucken lassen, sonst nichts davon im Druck erschienen sei; und sie also diejenigen wären, welche das Ganze zuerst aus ihren Handschriften bekannt machten.

Wenn Herausgeber so etwas glauben, so glaubt es die Welt natürlicher Weise mit: denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlassen, so genaue Kundschaft als möglich desfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend Jemanden den Herren Schweizern die Ehre der ersten vollständigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgestritten worden: und ich selbst bin länger als zehn Jahre der festen Meinung gewesen, daß sie ihnen auch nicht abzustreiten stehe.

Denn nur erst 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben diese Fabeln sein könnten, welche schon längst einmal gedruckt gewesen, und schon längst wieder vergessen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mich auf die Spur dieses Verdachts geholfen.

Es war der Herr von Heineke in seiner Nachricht von einer gelehrten Reise, die er das Jahr vorher durch Niedersachsen und Holland unternommen hatte*). Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Ursprungs der Druckerei zu thun gewesen war (besonders, insofern sie in der alten Formenschneiderei zu suchen) und er in solcher Absicht alle dahin einschlagenden Seltenheiten, welche in den Bibliotheken dasiger Gegend aufbewahret werden, in Augenschein genommen hatte: so war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutsches Fabelbuch mit Holzschnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte stehet, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beschreiben für werth hielt[2]).

*) Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen. Theil II, S. 21.

---

1) Fabeln ꝛc. S. VI f. Nach Pfeiffer, in der Ausgabe des Boner, erschien die letzte dieser Dissertationen 1714.

2) Vgl. Pfeiffers Ausgabe des Boner, S. VII; Gödeke, Grundriß I, S. 81, Nr. 1. — Unter „Wolfenbüttel" hatte sich Lessing schon in Hamburg in seinen

Ich will damit nicht sagen, daß der Herr von Heineke der erste oder einzige gewesen, der dieses alte Fabelbuch gekannt und seiner Aufmerksamkeit gewürdiget hätte. Es war schon vor ihm von verschiedenen Bücherkennern angeführet worden; besonders vom Johann Saubertus, in dem Anhange seiner Geschichte der Nürnbergischen Bibliothek, wo er die ersten Drucke dieses Bücherschatzes anzeiget, und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchstaben gesetzet, sondern von eingeschnittenen Tafeln abgedruckt worden *). Allein weder Saubertus, noch sonst Jemand hatte etwas daraus mitgetheilet, woraus der nähere Inhalt zu schließen gewesen wäre: und nur der Herr von Heineke hatte die Aufmerksamkeit, dieses zu thun, und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte

*) *Jo. Sauberti* Historia Bibliothecae Reip. Noribergensis, Norib. 1643, in 12mo, p. 116.

Collectaneen notirt: „Von den gedruckten Büchern auf Tafeln, die daselbst befindlich, s. Heineckens Nachrichten, zweiter Theil, S. 20. — Außer diesen ist von den ersten Drucken daselbst das deutsche Fabelbuch in klein Folio, gedruckt zu Bamberg 1461, mir höchst merkwürdig. Denn es müssen, nach dem Anfange zu urtheilen, die Minnesinger Fabeln sein." Die hier angeführte Stelle bei Heinecke lautet: „Das kostbarste, was man im Braunschweigischen sehen kann, ist ohnstreitig die wunderschöne Bibliothek in Wolfenbüttel. Sie macht ihrem ersten Stifter, dem Herzog August, und ihrem Beförderer, dem großen Leibnitz, Ehre. [1710 „schaffte er die Gudeischen Reste nach Wolfenbüttel". Lessing, ed. Hempel XVIII, S. 336.] Es ist auch kein geringer Ruhm vor den jetzigen Landesherrn, daß er mit solchem Eifer und so vieler Liebe vor ihre Erhaltung und Vermehrung sorgte. — Nicht nur sind in derselben die Handschriften sehr beträchtlich, sondern man findet hier auch von denen in hölzernen Tafeln gegrabenen und gedruckten Büchern, ingleichen von denen, so im 15ten Jahrhundert herausgekommen, mehr als an andern Orten. Von denen mit hölzernen Tafeln gedruckten haben wir zwei verschiedene Auflagen des Buchs, so unter dem Namen Apocalypsis Sancti Johannis bekannt ist; ferner eine besondere Auflage von der Biblia pauperum, desgleichen zwei deutsche Uebersetzungen dieses Werkes, dann drey Auflagen von der Arte moriendi und endlich Dr. Hartliebs Chiromantie, so genau als möglich, betrachtet. Deren ordentlich gedruckten alten Bücher nicht zu gedenken, indem sie, wie gesagt, hier in solcher Menge als sonst nirgends gefunden werden. Wiewohl ich das Fabelbuch mit Holzschnitten, wo auf dem letzten Blatte stehet, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, nicht unangeführt lassen kann, weil es ganz besonders war, wiewohl ordentlich mit beweglichen Buchstaben gedruckt ist." „Dies Buch, in klein Folio", fügt er in einer Anmerkung hinzu, „enthält Fabeln in alten teutschen Reimen, über welche allemal ein Bild in Holzschnitt zu sehen. Es fängt gleich mit einem dergleichen Holzschnitt an, wovon ich hier eine Copey Sub no. 1 beifüge. Darunter stehet die Erzählung ꝛc."

Buch noch einen weit größern Werth erhält, als ihm von der typographischen Seite gebühret. Er führte nämlich die ersten Zeilen der ersten Fabel daraus an:

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muse fand u. s. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger viel weniger müssen gelesen haben, als ich sie wirklich gelesen hatte, wenn mir nicht sogleich hätte einfallen sollen, daß diese zwei Zeilen ja wohl auch der Anfang der allerersten Fabel von ihnen wären. Denn daß muse für nuse[1]), es für er, verdruckt sei: das verstand sich von selbst. Was war also natürlicher, als der Gedanke, ob das Bambergische Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte? ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts, als ein früher unbekannter Abdruck derselben sei?

Ich hätte gleich damals, durch meine Freunde in Braunschweig, sehr bald und leicht hinter die wahre Beschaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede solcher Spuren selbst verfolgen? Hier ist deutlich genug darauf gewiesen; der Fingerzeig wird Mehrern in die Augen fallen: und wir werden bald hören, woran wir sind.

Nur als ich selbst nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich sogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geschehen würde, dennoch bisher unterblieben sei. Und da wäre es denn ohnstreitig mehr Lässigkeit, als Enthaltung gewesen, wenn ich es nicht mit eines von meinen Ersten sein lassen, mich auch hierüber durch meine eigenen Augen des Gewissern zu belehren.

Es geschah: und mit dem ersten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entschieden. Ich fand nämlich, zu meiner nicht geringen Freude, in der That und Wahrheit, daß dieses zu Bamberg schon 1461 gedruckte Fabelbuch, schlechterdings nichs Anderes als eben die Sammlung alter Fabeln ist, welche erst Scherz und dann die Schweizer herausgegeben; unwissend, daß man ihnen längst damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den sie ihres Fleißes für so werth hielten, gleich im Anfange der

1) ? nüsse. Bei Breitinger: nuisse. Bei Pfeiffer: nußßen.

Buchdruckerei für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunst allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieses die Sache nicht war, — wie man denn auch wohl schwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerst gedruckt wurden, auch zuerst gedruckt zu werden verdienten — so erhellet doch wenigstens aus dem so schleunigen Abdrucke dieser Fabeln, daß sie damals ein Buch gewesen, welches viel gelesen ward: denn wenn die Wahl der ersten Drucker schon nicht immer auf die besten Bücher fiel, so fiel sie doch sicherlich immer auf die gangbarsten.

Eine Anmerkung dringt sich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich sie ganz verschweigen sollte. — Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas sein kann; und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweimal, als etwas ganz Neues, aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht: der Litterator verachtet meistens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul. —

Wer sich indeß auf die Seltenheit eines deutschen Druckes von 1461 verstehet, wird leicht begreifen, daß weder Scherzen, noch den Herren Schweizern aus ihrer Unwissenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre sonst eben, als ob man von ihnen verlangte, daß sie auch alle Handschriften sollten gekannt haben, die von den nämlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich ist ein so früher Druck an Seltenheit einer Handschrift vollkommen gleich; und der insbesondere, von dem die Rede ist, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Denn Handschriften von diesen Fabeln kenne ich doch wenigstens sechse; da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweites Exemplar, außer dem unsrigen, nicht nachzuweisen wüßte.[1] Wenigstens macht es mir der Herr von Heineke ungewiß, ob

1) Pfeiffer sagt in seinem Vorwort: „Abdrücke gehören natürlich zu den größten Seltenheiten, und sind bis dahin bloß zwei bekannt geworden. — — Der andere ist im Besitze des Antiquars Stäger in München." Der Drucker ist gleichfalls erst nach Lessings Zeit ermittelt; er heißt Albrecht Pfister.

dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl wird gesehen haben, annoch in der Nürnbergischen Bibliothek befindlich ist, oder ob es gar jemals daselbst vorhanden gewesen*).

Was aber, wie gesagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln stehet, das würde einem Bibliothekar, der eine so einzige Merkwürdigkeit unter seinem Beschlusse hat, sehr zu verdenken sein. Denn von diesem verlangt man sogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen soll, daß er das, was er bewachet, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht, selbst bei denen keinen Undank zu verdienen, die ihr schriftstellerisches Verdienst um eine Kleinigkeit dadurch geschmälert finden dürften.

— Also zuvörderst das Aeußerliche und Materielle des Buchs zu beschreiben: so setze ich zu dem, was der Herr von Heineke bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzschnitten desselben gesagt hat**), noch dieses hinzu. — Das Papier ist von ziemlicher Stärke, aber nicht von besonderer Weiße; und hat zum Zeichen den aus den Mainzischen alten Drucken so bekannten Ochsenkopf. Ich merke dieses darum an, weil es sonach ein sichtbarer Beweis ist, daß besagtes Zeichen nicht schlechterdings einen Faustschen Druck beweiset, wie Naudäus behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch so viel ich weiß, noch kein wirkliches Beispiel entgegen gesetzet haben***). — Die Blätter, deren in allen achtundachtzig sind, haben

*) Nämlich in einem neuen Werke (Idée generale d'une Collection complette d'Estampes etc. à Vienne 1771, p. 275), in welchem er die in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen ertheilte Beschreibung, mit einigen Zusätzen wiederholt hat. [Jai trouvé cité sur ce livre presque toujours *Saubert*, comme s'il disoit: qu'il fût dans la Bibliothèque de Nuremberg. Mais il ne dit pas cela; il cite seulement ce livre. comme une pièce rare et gravée en bois, de même que quelques autres p. 116: Quae ligno incisa sunt, huc non refero; v. g. Libellum fabularum et similitudinum, ubi sub finem rhythmos hos legeris:

Zu Bamberg ꝛc.

qualis est et D. Hartliebii libellus Germanicus, itemque Speculum morientium, Speculum salutis et id genus alia.]

**) Nämlich, daß es in klein Folio sei, und über jeder Fabel ein Holzschnitt stehe, dergleichen er einen copiren, und ihn sowohl seinen Nachrichten als dem angeführten französischen Werke beidrucken lassen.

***) *Christ. Gottl. Schwarzii* Exercitatio, qua primaria quaedam documenta de Origine Typographiae illustrantur, pag. 45.

überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge bestimmt und die Zusammenbindung erleichtert wird. Sie sind weder paginirt noch gezählt; ohne Custos und Signatur: daher es um so weniger zu verwundern, daß sie hier und da verbunden worden. — Die Schrift ist eine plumpe stumpfe Fraktur, fast so groß als die, welche in den Formatbüchern Doppelmittel-Fraktur heißt. Dem ersten Ansehn nach sollte man sie für eben die Schrift halten, aus welcher Conrad Kacheloven[1]) seinen Donat gedruckt hat. Doch bei genauer Betrachtung findet man diese etwas stärker, und in den Zügen einiger großen Buchstaben verschieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutsche für Lateinisch und das Lateinische für Deutsch zu halten. — Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern laufen wie Prosa in einem fort, und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzschnitt unterbrochen ist, fünfundzwanzig. — Die Anfangsbuchstaben einer jeden Fabel sind roth hineingeschrieben; mit welcher rothen Dinte oder Farbe denn auch die ersten großen Buchstaben eines jeden Verses ziemlich stark durchstrichen sind; als wodurch, die illuminirten Holzschnitte mit dazu genommen, das Ganze einen sehr bunten Anblick macht. Von diesen Holzschnitten ist noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weisend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heineke davon nachschneiden lassen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer besondern Einfassung stehet: daß, sage ich, dieser Mann eben so auch bei allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu sehen, und ohne Zweifel den auf seinen Vorwurf zeigenden Dichter vorstellen soll. — An Unterscheidungszeichen ist keines gebraucht, als das Punkt: und auch dieses kömmt nicht da vor, wo es der Verstand erfordert, sondern stehet am Ende eines jeden Verses, der Verstand mag eine Unterscheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln selbst sind gleichfalls nicht numeriret und ohne alle Anzeige des Inhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu sagen: aber es zeigt sich auch sonst keine Spur von irgend einer Aufschrift, die das Buch geführet, oder führen

1) Ein Leipziger Buchdrucker. Lessing erwähnt von ihm (ed. v. Maltzahn IX, S. 177) einen alten Druck des Theodulus von 1489.

könnte; selbst in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch sonst vorzukommen pfleget. Diese waren, vor dem Herrn von Heineke, auch bereits vom Saubertus angeführet, und lauten so:

Zu bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers herren ihesu crist
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und ym einundsechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Got behut uns vor seiner plag. Amen.[1])

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, ist außerordentlich früh; und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet sein soll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch so wenige; und unter diesen wenigen findet sich kein einziges, von dem man nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten könne, daß es außer Mainz gedruckt wäre. Bamberg müßte sonach nicht allein mit unter den ersten Städten Deutschlands sein, in welche sich die Druckerei verbreitet hätte, worunter sie die alte Cölnische Chronike doch nicht rechnet: sondern sie müßte schlechterdings die allererste sein, denn selbst von Straßburg findet sich kein früherer Druck, als von 1466. Gleichwohl trifft man auch sonst kein Buch an, das um diese Zeit zu Bamberg gedruckt wäre; und nach dem Verzeichnisse des Pr. Marchand*) ist das erste, welches in dieser Stadt ans Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich sein, daß eine so nützliche, und damals so einträgliche Kunst, welche so geschwind daselbst bekannt geworden, auch wiederum so geschwind ins Stocken gerathen wäre? Und dieses ist denn auch wohl die vornehmste Ursache, warum man unser Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorspielungen der Druckerei, als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wie weit aber der Augenschein diese Vermuthung begünstige, will ich hier nicht untersuchen. Genug daß, wenn er auch gänzlich darwider wäre, und man noch so offenbare Merkmale gegossener Buchstaben fände, wo andere nichts als geschnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die

*) Histoire de l'origine et des premiers Progrés de l'Imprimerie. Part. I, pag. 86.

1) Bei v. Heineke mit einigen, nicht gerade bedeutenden Abweichungen.

ganze Unterschrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar scheinet selbst der Herr von Heineke hierzu nicht ungeneigt gewesen zu sein; und wenigstens wollte er ein Mißverständniß dabei argwohnen. Denn er sagt in seinen Nachrichten, „es lasse sich nicht behaupten, daß unser Fabelbuch wirklich 1461 zu Bamberg gedruckt worden; es stehe bloß da, es sei in diesem Jahre daselbst geendet worden, welches von der Verfertigung des Buchs eigentlich gelte." Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf diese Weise zu verstehen sind: und aus dem Worte geendet ist freilich nichts für den Druck zu schließen. Doch gewiß auch nichts darwider: und wenigstens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen sollte, sodann nicht die Verfertigung des Buchs, sondern lediglich die Verfertigung der Abschrift des Buchs, welche der Drucker vor sich gehabt, damit gemeinet sein. Denn das Buch selbst, die Fabeln selbst, sind ohnstreitig weit älter; welches so viele Handschriften auf die unwidersprechlichste Art bezeugen. Doch es ist unnöthig, noch jetzt diese Erinnerung gegen den Herrn von Heineke zu machen, da er selber, in seinem neueren französischen Werke, auf seinem Argwohne nicht bestehet, sondern es für gar nicht unmöglich erkläret, daß Bamberg eine von den ersten Städten, nach Mainz, gewesen, in welchen die Druckerei getrieben worden*). Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heineke will, daß die Formenschneiderei sogleich übergegangen? Denn wenn unser Fabelbuch nicht von geschnittenen Tafeln abgedruckt ist, so dürfte man doch wenigstens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchstaben gesetzt worden; und diese hölzernen Buchstaben sind es, welche der Herr von Heineke gänzlich aus der Geschichte der Druckerei will ausgethan wissen.[1]) Es ist schwer, einem Manne, von seiner

*) Idée generale, p. 277. [Ces deux traités sont sans lieux et sans date, mais apparemment imprimés dans la même ville et par le même imprimeur. Cependant on ne peut pas dire avec certitude si c'est en 1461. Il n'est pas impossible, que Bamberg ait été une des premières villes, après Mayence, où l'on ait imprimé.]

1) Ebenda S. 259 f.: Après avoir perdû beaucoup de tems avec des lettres mobiles de bois, et voyant l'impossibilité de faire avec elles un livre, Faust,

Erfahrenheit in solchen Dingen, etwas entgegensetzen zu können, was ihm nicht längst bekannt sei. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter seiner Hypothes entgegen stehen, und sich mehr auf eine Art von Zeugnissen als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.

Vor jetzt liegt mir an allem diesen nichts: genug das Buch ist da; mag es doch entstanden sein, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text ist.

Seinen Inhalt brauche ich meinen Lesern nicht bekannt zu machen: sondern allein das Verhältniß, in welchem er mit dem Texte stehet, den uns die Schweizer gegeben haben. Dieses aber kann nicht besser geschehen als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder selbst urtheilen kann, wie weit er sich, an Sprache und Rechtschreibung, von dem neuen aus sorgfältig verglichenen Manuscripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernet, und um wie viel der eine dem andern, an Richtigkeit und Vollständigkeit, entweder vorzuziehen oder nachzusetzen. Ich will also, ohne alle Wahl, so wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichster Sorgfalt Buchstabe für Buchstabe copiret, hier mittheilen, und von der ersten [1]) den Anfang machen.

I.

Ainsmals ein affe kam gerant
Do er viel guter nusse vant
Der hette er gessen gerne
Im was gesagt von dem kerne
Der wer gar lustiglich unde gut
Beswert was sein thummer mut
Do er der pitterkeit entpfant
Der schalen darnach zu hant
Begreiff er der schalen hertikeit
Von den nussen ist mir geseit
Sprach er das ist mir worden kunt
Si haben mir verhonet meinen munt
Hyn warff er sie zu derselben fart
Der kerne der nusse im nye wart.
Demselben affen sein gleich
Beide jung arme unde reich
Die durch kurze pitterkeit
Verschmehen lange susikeit
Wenne man das feuer enzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil

peut-être avec l'aide de Pierre Schoeffer, trouva enfin les poinçons et les matrices, pour fondre des lettres de métal. — In einer Anmerkung wendet sich Heineke gegen die Anhänger der Hypothese von den hölzernen Typen, die sie aus der Verschiedenheit der Schriftzeichen in den einzelnen Drucken beweisen wollten.

1) Bei Pfeiffer, S. 4, ist es die zweite; die erste heißt: Von einem hanen und einem edelen steine.

Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu bleſet mee
Biß es enzundet wirt wol
Und dann hitz gibt als es ſol
Das feuer ſich kaum erwigt
Das es hize und licht gibt
Alſo iſt es umb geiſtlichs leben
Welches menſch ſich got will ergeben
Der muß haben gros leiden
Und viel dinges vermeiden
Darnach in viel mancher hertikeit
Im ein anfanck iſt bereit
Ee das feuer der mynne
Im enzundet ſein ſinne
Hieran mag gedenken wol
Der menſch der got dienen ſol
Der ſol durch keinerley ablan
Er ſol am ſtetem dinſt beſtan.

Ich will, wie geſagt, die Vergleichung dem Leſer ſelbſt überlaſſen. Wenn er aber finden ſollte, daß ſie ein wenig ſehr zum Nachtheil des alten Bambergiſchen Druckes ausfalle; daß in dem neuen Zürcher verſchiedene Zeilen weit geſchmeidiger und verſtändlicher aus den Handſchriften geliefert worden: ſo wird er doch auch nicht in Abrede ſein, daß hinwiederum in jenem eines und das andere vorkömmt, welches offenbar das Beſſere iſt, und von den letzten Herausgebern hätte genutzet werden können. Wenn z. E. die Schweizeriſche Ausgabe in der 14ten Zeile lieſet,

„Die nuß der kerne im nit wart"

klingt dieſes in unſerer nicht weit beſſer und dem Verſtande gemäßer,

„Der kerne der nuſſe im nye wart"?

Denn man ſagt doch wohl ohnſtreitig, der Kern der Nuß: und nicht, die Nuß des Kernes.[1]) Auch daß bei uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ſte folgen,

Und im troſtlich muige weſen
Als wir dik hörent leſen

gänzlich mangeln, iſt zu loben. Denn ſie ſind ſo überflüſſig, und zeigen von einer ſo elenden Flickerei, daß ſie unmöglich von dem Verfaſſer herkommen können.[2]) — Eine zweite Probe ſei die neunte Fabel der neueſten Ausgabe, welche in unſerer die achte iſt.

---

1) Bei Pfeiffer jedoch:

Hin warf er ûf der selben vart
die nuz, der kerne im nicht enwart.

2) Bei Pfeiffer, S. 5:

Und im troestlich müge wesen
beide sterben und genesen.

IX. (8.)

Vier gesellen komen uber ein
Das es alles sol sein gemein
Was sie der iagten auf der heide
Beide gros und cleine
Das ein was ein lewe freysam
Ein geis ein ochse was zam
Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß
Ein hirs begegent in do
Do wurden sye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger gespart
Er wart zu hawen schir
Unde geteilet in vier
Do sprach der lewe freißam
Den ersten teil den muß ich han
Das sol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen sein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn grose meisterschafft
Das dritte sol mir nicht engan
Wann ich am allermeisten gevochten
han.
Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntschafft lies ich anders feil
Die wir zusammen haben geschworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil musten sie ym alle lan
Und musten hungerig von dannen
gan
Es geschicht unde ist auch recht
Wo sich gleichen wil der knecht
Dem herren durch sein thumen mut
Das schadt ym unde ist nicht gut
Mit herren weichsel essen
Wann sie haben sich des vermessen
Der sich nicht davor huten wil
Sie werffen in mit weichseln stil
Die herren sprechen wenn man
teilen sol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
Ich nym dir anders was du hast
darzu
Also wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht gewesen
Vor gewalt mag nymant genesen
Wann gewalt get fur recht
Und wo sein sulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht bestan.

Auch von dieser Fabel gilt, was ich von der ersten gesagt habe. Auch hier giebt unser alter Druck verschiedene Kleinigkeiten an die Hand, die eher so, als so wie die Schweizer sie lesen, aus der Feder des Dichters werden geflossen sein. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bei jenen weit leerer und kahler so lautet:

Ein schaff der vierd geselle was
Als ich an einem buoche las?[1])

Es ist der nämliche Lückenbüßer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bei uns ganz weggeblieben war, und in dieser bei uns mit einem so schönen und passenden Umstand ersetzet ist, daß wenn der Dichter auch nicht wirklich so geschrieben:

1) Bei Pfeiffer, S. 13:
Als ich an einem büechlîn las.

Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß:

er doch ohnstreitig so hätte schreiben sollen. — Ich glaube nicht, daß es nöthig sein wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen; die ich jedoch mit Rücksicht auf einen anderweitigen Umstand wählen will. Es ist die bekannte Fabel von dem Vater, dem Sohne, und ihrem Esel[1]; nach der Ordnung die zweiundfunfzigste in der neuen, und die sechsundvierzigste in unsrer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen sun er zu ym nam
Einen esel darzu das
Er dester gereiten mochte das[2])
Auff den esel saß der man
Seyn son muste gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nu fugt es sich von geschicht
Das ym leut entgegen kamen
Die groß wunder namen
Sie sprachen alle wie der man
Reit und lest den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der seiten
Daran thet er vil paß
Do der alt erhoret das
Von dem esel saß er do
Der jung saß auff und was fro
Der ein zu dem andern sprach
Do er den knaben reiten sach
Wart getreuer geselle meyn
Der alt mag wol ein narre sein
Das er lest reiten den knaben
Der solt laufen und traben
Und solt der alt reiten
Vil kaum mocht er gepeiten
Das der alt auff den esel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den esel riten sie peide
Das wart in schir zu leide
Do ym die leut bekommen
Nummer dum nomen
Sprachen sie alle sehet an
Wie thut der alt man
Sich gesezt hat auff das eseleyn
Er und auch das knebleyn
Sie wollen den esel haben tot
Zwar es thut ym kein not
Der alt solt rue han
Und solt den jungen laßen gan
Die rede also geschach
Der vater zu dem sun sprach
Wol abe wir wollen peide gan
Der esel auch sol rue han
Da komen die frauen und die man
Sie sprachen alle nu sehet an
Wie torecht die peide sint
Der alte man und auch sein kint
Das ir nicht syn zu reiten hat
Der esel der doch ledig gat

---

1) z. B. in dem von Lessing mit Recht sehr hoch geschätzten Buche „Der Eselkönig", im 30. Capitel. Vgl. Gödeke, Asinus vulgi in Benfey's „Orient und Occident" I, S. 531.

2) bas. Der Fehler schon in den „Beiträgen" und in dem alten Drucke von 1461. Siehe unten.

Do sprach der vater sun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den esel tragen
Was dann die leut werden sagen
Sie wurffen den esel nider
Zusammen punten sie ym sein gelider
Und hingen in an ein stangen groß
Den esel es sere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er must an der stangen hangen
Nu wol auff der vater sprach
Der sun vil jemerlich sach
Das er den esel must tragen
Dy leute begunden zu sagen
Man sicht wol das sie narren sint
An wizen sint sie peide blint
Do das der alte sach
Das ym nymand wol sprach
Seuffzen er sere began
Seinen sun sach er an
Er sprach hore was ich dir sag
Es sey dann das mich der esel trag
Oder dich so sey wir thoren
Treit er uns peyde er ist verloren
Get er ledig so sein wir narren
Tragen wir in den so an einer stangen
So ist nyemant torchter dann wir
Dovon rat ich dir
Das du thust recht und wol
Die werlt ist aller poßheit vol
An straffe mag nymant genesen
Wer mag an hinder rede gewesen
Wer an eren mag bestan
Der sol durch kein dinck abelan
Er sol thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol
Und wie vil ein mensch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Gesehen sint vil leut plint
Der herze so vergifftig sint
Was sie horen oder sehen
Das sie darzu das poste iehen
Der sich vor den gehuten kan
Es sint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane spot.

In dieser ganzen Fabel, so wie sie hier und in unsrer ersten Ausgabe zu lesen, ist schlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr ist dieser alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunstaltet (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es paß für das heißen muß); sondern auch an mehr als einer Stelle verstümmelt. Zwischen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende, oder ungefähr folgende Zeilen, wie sie verschiedene Rechtschreibung und Mundart geben würde:

Das er auch reiten solte
Der alte gerne wolte
Nebent bi dem esel gan
Do bekamen in zwen ander man

Zwischen 44 und 45 fehlet:

Sus gingens uff der strasse hin
Der esel ging auch ler mit in.

Desgleichen nach der 64sten:

Warta warta sechent an
Ein esel tragent zwene man
Der soelt sie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere sagen.

Denn so lieset dieses Alles die neue Ausgabe der Schweizer, vollständiger und richtiger: welches Lob ich ihr, auch in noch mehrern Fabeln, nicht ungern zugestehe.

Ja ich will eben so gern einräumen, daß, wenn es überhaupt weiter nichts, als einige bessere Lesarten wären, die aus dem alten Bambergischen Drucke zu ziehen, der Nutzen desselben sehr geringe sein würde. Und gewiß hätte es sich kaum der Mühe verlohnet, mehr als mit ein Paar Worten der Entdeckung desselben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbissen für den Bücherwurm, und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieses sein sollte: das Beste kömmt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzustellen begann, konnte ich lange keinen andern wesentlichen Unterschied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche sich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende und fand, daß dieses mit einem Epilog versehen sei, der mir ganz fremd war, und der durch einen besondern Umstand meine schon erlöschende Neugierde mit eins wieder erweckte. Hier ist er, dieser Epilog; der mir die erste Hoffnung machte, daß, wo ich diesen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peispil merken wil
Der seze sich auff des endes zil
Der nutz leit am ende gar
Der peyspiel nemet eben war
Die that ist nit also gewesen
Der geschicht als ir habt horen lesen
Darumb list man ein peispiel gut
Das weiser werd des menschen mut.
Hundert peispil han ich geleit
An diß puchlein und ist becleit
Gar mit weisen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt sind mein wort
Doch han ich cluger synn gehort
Ein durres tal offt treit
Ein kern der susigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und schlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump sein geflochten
Der hat nu vast gefochten
Wenn schlecht wort nutz sint
Keinen frumen er von in genympt
Es prediget mancher von hohem rat
Der sich selber nicht verstat
Der wol das schwert prechen kan
Dem ist es nutz vil manch man
Treit sper messer unde schwert
Die ym sein cleines nutz wert
In seiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geschrieben stat
Wer es list oder lest lesen
Der muß selig ymmer wesen
Und wem es zu lieb geticht sey
Der muß ymmer werden frey
Vor allen ungluck ymmer mee
Sein sele befind nymmer wee.

Ich will mich jetzt nicht bei einzelnen Stellen aufhalten, welche so, wie sie hier gelesen werden, kaum verständlich sind. Ich will nur sogleich meine Leser jenen Umstand bemerken lassen, der mir so besonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben sie ihn schon von selbst bemerkt. Es ist die Zeile:

„Hundert peispil han ich geleit"

Hundert Beispiele! Ganze hundert Fabeln also, sagt der Dichter ausdrücklich, daß er in seinem Buche erzählt habe. Und wo finden sich diese hundert Fabeln, in der Ausgabe der Schweizer? Diese hat deren, nach eigner Numerirung, nicht mehr als vierundneunzig: oder gar nur dreiundneunzig, wenn man genauer nachzählet. Denn da, wo die eine Handschrift angefangen, springet die Zahl von XXIII sogleich auf XXVI. Und obschon darzwischen auf der 45sten Seite ein Absatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen sollte, weil er eine besondere vollständige Fabel ist: so fehlet doch noch immer Nummer XXV; und in Allem fehlen folglich, an der vollen Anzahl von hundert, ganzer sieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird sie doch vollzählig haben, diese hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen; und zu meinem großen Leidwesen fand ich in ihr deren gar nur fünfundachtzig. Alles, womit ich mir also vor der Hand noch schmeicheln konnte, war die Unwahrscheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nämlichen Stücke fehlen sollten.

Und so war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer sechse reicher; so, daß wenn die Anzahl XCIV in der Schweizer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unsers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.[1])

Von den dreiundneunzigen nämlich, welche diese neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergischen, Nummer VI. XVII. XXIV *). XXXVII. XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI.

*) So sollte nämlich, wie schon berühret worden, in der Schweizerischen Ausgabe der Absatz S. 46 numeriret sein, welcher sich anfängt:

„Es was ein wiger vroeschen vol" ꝛc.

1) Vgl. die „zweite Entdeckung".

LXXI. LXXV. LXXXI und LXXXIII, folglich in allen vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neunundsiebenzig bleiben würden. Dagegen hat sie, wie gesagt, sechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neunundsiebzigste alle hinter einander; und müssen, wenn einmal in einer neuen Auflage die Schweizerische Ausgabe damit vermehret werden sollte, ebenfalls da hinter der vierundneunzigsten, oder eigentlich dreiundneunzigsten in Einer Ordnung folgen; worauf der schon angeführte Epilog das ganze Buch beschließen würde. Daß sie ohne Aufschriften sind, weiß man schon.

80.

Vil krieges macht dein unde mein
Das wart in einem krieg schein
Von dem ich gelesen han
Es kriegten zwen reich man
Mit einander umb gut
Der krieg wert lang und ir mut
Ir iglicher wolt haben recht
Sie machten ein groß geprecht
Des wart ir sach hin gezogen
Umb das ir iglicher wurde betrogen
Vor dem der ir herre was
Wer solt sie richten paß
Das kein unrecht solt vor gan
Gut recht solten sie peide han
Do die sach gesezt wart
Darnach nit lang wart gespart
Vil heimlich do der eine man
Gegangen zu dem herren kam
Und bracht ein ochsen der was groß
Der clage den herren nit sere verdros
Er sprach lieber herre mein
Last euch mein sach bevollen sein
Mein sach ist gut meyn Wort sind schlecht
Ich pit nit anders den recht
Der herre sprach es sol gescheen
Dein gab sol ich wol ansehen
Des rechten ich mich wol verstan
Diese rede vernahm der ander man
Mit rat fur er heimlich zu
Des hern frau bracht er eyn ku
Do des hern frau die ku sach
Fleißiglich er zu ir sprach
Gnedige frau meyn
Last euch mein sach bevollen sein
Schweig stille und hab guten mut
Dein sach muß werden gut
Die frau zu dem herren sprach
Do sie die schone ku ane sach
Durch mein willen hilff den man
Das er sein sach mug behan
Und sein gut des pit ich dich
Der pete verzeihe nit mich
Der herre der frauen gerett das
Do der herre zu gericht saß
Do kamen auch die zwen man
Und solt auch ir krieg ein ende han
Sie legten peide fur ir clage
Der richter nach der frauen sage
Er stunt ym pei der ym gab dy ku
Rede ochs sprach der ander darzu
Wiltu nicht reden es ist zeit
Du meiner sach nit lenger peit
Rede an mein ochs des pit ich dich
Durch nicht soltu lassen mich
Der herre sprach es mag nicht gesein
Das do rede der ochs dein
Die ku den mund beschlossen hat
Den ochsen an stym er stat
Der ochs verlor sein sach gar
Das wart sein meister wol gewar

Empfangen gabe binden kan
Gabe entricht manchen man
Empfangen gabe selden thut
An frauen und an mannen gut
Empfangen gabe gepirt
Das offt recht zu unrecht wirt
Ein richter der do recht richten wil
Der bedarff keiner gabe zu vil
Der richter sol nit abelan
Das recht sol er veste han
Wo das kussen rynnet zu
Und empfangen wirt die ku
Do mag der kaum gesigen
Die ku ret der ochs was geschwigen
Das thet des kusses rat
Das dick schedlichen geraten hat
Mancher hoher richter unde fursprech
Got es selber an ym rech
An dem jungsten tage
Wirt er verurteilt als ich euch sage
Das ist die englisch clage
So mag ym selber nymant vertrage.

81.

Stat macht dieb als ich euch sag
Uebrige gezirde schat nacht unde tag
Wer sich der masset der thut wol
Als uns diß peispil sagen sol.
Ein purger der het in seinem hauß
Ein katzen die manch mauß
Ving die was stolz und gemeit
Ihr palck was schon unde wol gecleit
Seinen nachpauern gevil sie wol
Sein herz was begierde vol
Wie der die katzen mocht gehan
Den palck sah er lieplich an
Der was weiß als der schnee
Nach der katzen was ym wee
Durch nicht wolt er sie lasen genesen
Der palck muste sein wesen
Des kan ich genisen wol
Funff schilling er mir gelten sol
Darnach nit lang wart gespart
Der katzen dieb gemeldet wart
Und wart dem purger kunt gethan
Wie das er die katzen wolt getot han
Durch des palges schein
Der purger sprach es mag nit gesein
Sind der palck schaden tut
Ich schick das er were behut
Und meyn gevatter lest in leben
Ein erznei wil ich ir geben
Mit einem schaub fur er zu
Der katzen palck besenget er nu
Das er schwarz unde manigvalt
Flecket was und ungestalt
Also behut der purger do
Sein katzen wer noch tut also
Des katze wurd wol behut
Welche frau hat ein uppigen mut
Und stellet auff gezirte groß
Das manch frau nye verdroß
Wer die behuten wil
Der volge ires willen nit zu vil
Den palck er ir besengen sol
Das sie icht eym andern gevalle wol
Durch des palges schein
So stete mag kein frau gesein
Wil sie sich der werlt geben
Vil schier wird geschwecht ir leben
Welcher frauen ir wirt wol gevelt
Die leben in eren mannigvalt
Weiblich geperde frauen zucht
Die sint vor aller werlt gerucht
Ein weib schon keusch unde wol behut
Erhebt manches mannes mut
Nie auff ertrich pessers wart
Denn eine frau von guter art
Frummer frauen leip unde mut
Ist vor allen wandel behut
Die sol man unbesenget lan
Der katzen dieb lest sie wol gan
Und aller eren ist sie wert
Ich hoffe sie wurd von got gewert
Was sie von ym wolt piten
Got behut ir aller siten
Durch alle weib reine
Sie sind groß oder cleine.

82.

Man list von einem kindelein alsus
Das mit namen hieß papius
Sein leib was jung sein syn waren alt
Sein herz auff weißheit was gestalt
Zu rome es in das rathauß kam
Mit seinem vater unde manchen man
Wann rome manch witz pflag
Es geschach auff einen tag
Das sich fuget ein wunderlicher rat
Zu rome in derselben stat
Auch kamen sie uber ein
Das nymant weder groß noch clein
Von dem rat solt sagen
Do wurd des jungen muter fragen
Er sprach liebe muter mein
Ich thu dir deines fragens schein
Ich ging mit meinem vater auß
Und kam in das rathauß
Do sah ich manchen weisen man
In dem großen rat stan
Die muter sprach zu ym zu hant
Was meinstu das sie heut hant
So lang geraten liebe muter mein
Das ich es sage mag nit gesein
Das ich offen der romer rat
Das man sust verpoten hat
Do die muter erhort das
Das der rat verpoten was
Do wart ir nach der sach not
Sie wolt den knaben haben tot
Sie schlug in sere der knabe sprach
Do er die muter zornig sach
Ich wil dir sagen was do ist der rat
Den man heut geraten hat
Es ist ob eine frau zwene man
Mit recht mug zu der ee han
Oder ein man zwei weib.
Sie sprach sam mir sele und leib
Vil peser ist das zwen man
Ein weib sollen han
Wann zwei weib ein man hetten
Ich sprech das und theten
Sie gewunnen nymmer guten tag
Zwar ob ich es gefugen mag
Ich sol es frolich widerstan
Sie begund zu andern frauen zu gan
Sie thet ein weiplich that
Sie offent des herren rat
Als ir der knab het geseit
Sie sprach alle groß herzeleit
Und krieg musten wir gegen in han
Es ist peser das zwu frauen ein man
Sollen unterdenig seyn
Wol auff lieben gespilen mein
Sprach eine zu der andern da
Uns ist sorge vil nah
Wir sullen des zu rat gan
Und sullen es mit nichte lan
Unser not sullen wir clagen
Und horen was sie sagen
Do die sach also geschach
Und die frauen der rat an sach
Sie wunderten alle was das mocht gesein
Sie enpfingen sie und liesen sie ein
Und als sie die sach hetten vernumen
Darumb sie dar waren kumen
Sie richten sie schon wider heim
Und sprachen wir sullen all uber ein
Kumen des das ein man wol
An einem weib begnugen sol
Die frauen gingen wider heim
Do sprach der ratherrn ein
Wovon mag das sein kumen
Das die frauen haben vernumen
Do sprach der knab papius
Do ich gestern kam zu hauß
Do wolt mein muter wissen das
Wes man zu rat worden was
Do wolt ich sie nit wissen lan
Do geriet sie mich gar sere zu schlan
Eyn lugen der dacht ich auf der stunt
Und sprach das wort das euch ist worden kunt
Von den frauen nu

Sie sprachen dank hab du
Und verpoten das kein kind mee
Kem in den rat als ee
Wann dieser knabe was acht jar alt
Seiner weißheit er nicht entgalt
Der do heimlich raten wil
Der getrau kindern nit zu vil
Wann kinder und ein truncknr man
Mugen heimlich nicht behan
Unstet ist der frauen mut
Des seyn ir wort nit wol behut
Was eyn frau weiß wie schad es ymmer mag gesey
Zu hant wissen es zwu oder drei
Wovon dir mag geschcen leit
Das las der frauen ungeseit
Was du wilt verholn han
Das soltu das weib nit wissen lan
Doch man sy darumb loben sol
Sie mugen das verhelen wol
Das sie das nicht wissen
Wann mancher wirt von in beschissen
Das ist wol worden schein
Dank hab der der an sie wol mag gesein.

83.

Von einem pischoff list man das
Das er in grossen eren saß
Gelerter pfaffen het er viel
Sein würdigkeit was an zil
Nu het er einen jungling
Ein schuler kundig auff alle ding
Bey dem was seins vettern kint
Der was dem pischof gar gemynt
Er het auch einen weisen man
Als ich das vernumen han
Ein erztprister gesezt ein
Den leuten zu einem guten schein
Nu fuget es sich auff einen tag
Das der erztprister siech lag
Und also siech starb
Der jungling umb das ampt warb
Der pischoff thet was er begert
Doch des ampts was er ungewert
Darnach nit lenger wart gespart
Dem pischof gesendet wart
Ein kerbe mit guten pirn vol
Des danket er dem poten wol
Gar lieb was ym das geschank
Er sprach zu dem seyn zu hant
Wem mag ich getrauen wol
Der mir der pirn huten sol
Wurde mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem jungling sprach er da
Ist das ich dir la
Der pirn ich dir getrauen sol
Ein pessern huter funde ich wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sy wurden gessen gar pald
Ich wil mit nicht der pirn dir
Getrauen des glaube mir
Dise red erhort ein weiser man
Mit ernst sach er den pischof an
Er sprach nu erparm es got
Das ir begangen habt den spot
Das ir so manche falde hant
Bevolhen der euch ist bekant
Sein kintheit und sein jugend
Davon ir ymmer mugent
Ungemach haben unde leit
Von dem dem ir die pirn habt verseit
Zu hant sol der pfleger wesen
Der sele wie mag dann genesen
Das schaf so der wolff zu einem hirten wirt
Auff der straße wird verirt
Der der den blinden furen sol
Vallen sie peide das ist wol
Die schaf gar verirret sint
Wan zu einem hirten wirt ein kint
Wie bericht der einige man
Der sich selber nicht berichten kan
Wie mag der gespeisen wol

Wann der selb nymmer wirt vol
Und lebet stet in geitikeit
Zu scheren sind sie bereit
Speisten sie die schaf also gern
Also wol sie die schaf kunnen geschern
Die schaf stunden desterpaß
Nu get ir arger list auff das
Wie die schaf wurden geschorn
Ob sie ymmer wurden verlorn
Darauff sind sie besorget gar
Sie entruchten nit wie dy sele far
Der weise pischof beval
Dem jungen die sele an zal
Und wolt befelhen nicht
Die pirn das noch offt geschicht
Das er der huten sol
Uber eyn pirn getrauet wol
Wer sie behut dem wil got geben
Umb sein huten das ewig leben.

84.

Von einem ritter sagt man das
Das er in großen eren sas
In reichtum und in wirdikeit
Seinen sun hat er geleit
Zu schule nu kam er auff die trift
Das er die pucher und die schrift
Vil clein geriet zu verstan
Der ritter wolt nit abelan
Er het gern eyn pfaffen gut
Auß ym gemacht das sein mut
Zu schule sant er in gen pareiß
In kunsten solt er werden weiß
Mit großer kost er do was
Doch er nit gar vil las
Er vant do gesellen vil
Mit allerlei seiten spil
Zu pareiß lebt er manchen tag
Do er vil weißheit pflag
Sein zerrung was unmasen groß
Des sein vater gar sere verdroß
Do er wider zu lande kam
Und weißheit solt han
Sein vater was gar fro
Ein groß wirthschaft macht er do
Sein freunde lud er alle gleich
Beide arm unde reich
Die zusammen kommen dar
Sie nomen des pfaffen alle war
Sein geperde waren clug
Nach pfeffenlichen sitten gnug
Nu sach er durch die stuben durch
Do was eyn loch geporet durch
Darein was ein ku zagel geschlagen
Do hub der hohe pfaff an zu sagen
Mich hat groß wunder genumen
Wie die ku durch das loch ist kumen
Und in dem loch belieben ist
Der zagel zu dieser frist
Er ging auch fur das hauß
Und stellt sich fur die thur hin auß
Und lugt sere den himel an
Der monde begund schon auff zu gan
Vil sere sach er sich umb do
Seine freunde waren alle fro
Sie wenten alle des sicher zu wesen
Er het astronomiam gelesen
Und wer ein herre in hoher kunst
Do was weder witz noch vernunft
Do er den mond ane sach
Vil schnelle ging er hin unde sprach
Eines dinges mich wunder nympt
Des ich mich nit hab geflissen sint
Das der mon gleich auff gat
Dem mond zu pareiß in der stat
So sere das wundert mich
Sy sint an einander ungleich
Es muß sein gar ein weiß man
Der die zwen unterscheiden kan
Do der ritter das ersach
Zu seinen freunden er sprach
Von sach wegen ist mein herz zorn
Kost und erbeit ist gar verlorn
Es dunket mich in meinen sinnen wol
Das er ist aller narheit vol

Der vater und die freunde sein
Mußten in ein thoren laßen sein
Wer von natur ist unbesint
Und mynner witz hat dann eyn kint
Dem mag die schule zu pareiß
An sinnen nymmer machen weiß
Ist er ein esel und ein gauch
Dasselbe ist er zu pareiß auch
Wo die natur verirt ist
Was schrifft do hoher pfaffen ist[1])
Was hilfft das einer zu schule fert
Und groß gut an nutz verzert
Er horet hohe meister lesen
Ein narre muß er doch ymmer wesen
Gute pucher gewinnet er wol
Ein guter pfaff er nymmer werden sol
Hie heim ein narre ein rint dort
Dorcht ire werk tump ire wort
Sullen sie wesen des gelaß
Nye kein pfaffe furpaß.

85.

Ein marckt hub sich in einer stat
Der marckt viel großer freiheit hat
Es waren frauen oder man
Wer do wolt zu marckte gan
Der het fride syben tage
Nu horet was ich euch sage
Der marckt was wol behut
Do was feil allerley schlacht gut
Was ymant zu kauffen gert
Des wart er auff der stat gewert
Ein hoher pfaff an kunsten reich
Kam auff den marckt und thet gleich
Als er ein kauffmann solt wesen
Er sprach wer do wil genesen
Das des er mug haben heil
Große weißheit hab ich feil
Fur den kunig die rede kam
Sein knecht sandt er hin dan
Das die mit nicht vermiden
Dan das sie schnelle riden
Und ym kaufften die weißheit
Er sprach ym were nit leit
Was sie darumb musten geben
Die knecht vernumen eben
Groß silber sie do nomen
Do sie zu dem meister komen
Sie sprachen wir sint her gesant
Mein herre der kunig hat euch vermant
Das ir das silber sult nemen
Und sult ym der weisheit geben
Er empfing das silber und sazt sich nieder
Er schreib ein wort und sant wider
Dem kunig pey den knechten seyn
Das wort von deutsch zu latein
Sprach du solt das end ansehen
Deiner werk wann was dir gescheen
Dir darumb mug gescheen kunstlich
Der weißheit soltu fleissen dich
Den kunig brengt diese gepot
Das daucht sie gar ein spot
Sie hetten alle des geschworn
Das gut wer gar verlorn
Darumb die weißheit ist gegeben
Domit der kunig sein leben
Gehut der kauff gevil ym wol
Das wort was großer kunst vol
Er hieß es schreiben an sein thur
Mit gulden puchstaben wer do fur
Ginge der mocht es wol lesen
Der kunig wer anders tot gewesen
Eins mals als ich euch sagen wil
Het er heimlicher veint vil
Dy stellten sere auff sein tot
Und heimlichen das sie nit in not
Komen fur die missetat
Nu gingen sie heimlich zu rat

1) ? Was schafft do hoher pfaffen list. Bei Pfeiffer S. 180 schikt statt: schrifft.

Ein ebenteuer die was clein
Gemeiniglich komen sie uberein
Das sie gelt und gut wolten geben
Einem barbirer der dem kunig sein leben
Neme so er ym solt scheren
Sie wolten ihn des gelts geweren
Als schnelle er es het getan
Nu wolt der scherer heimlich gan
Zu dem kunig in den pallas
Und wolt von stund enden das
Darumb er empfangen het das gut
In große forcht kam sein mut
Do er dy schrifft sach an
Do begund er aldo stille stan
Das ende deiner werk soltu an sehen
Und was dir darumb mag geschehen
Vil schnelle er zittern began
Ein totlich farb er gewan
Do in der kunig ane sach
Schnelle er zu ym sprach
Sag an was ist dein not
Oder du must leiden den tot
Der kunig ließ ihn schnelle fahen
Und vil schwerlichen schlahen
Der bekant des mordes den er wolt haben gethan
Des er durch der schrift willen must lan
Die ym das erwendet hat
Das auff der thur geschrieben stat
Also behilt der kunig sein leben
Sein veind musten ym all geben
Im das gut das was wol
Das gekaufft wort das was nutzes vol
Wer das end ansehen kan
Seiner werk das ist ein weiß man
Wer das end ansehen wil
Der kumpt nit auff der reue zil
Das ende vertreiben kan
Die sunde wer do siehet an
Ein gut ende macht das
Alles das vor pose was
Ein gut ende macht alles das gut
Ein gut ende nymmer ubel thut
Der schifman in dem ende slat
Und richtet das es wol gat
Wer sich do in das ende leit
Und gewynnet mit ym nymmer groß leit.

Alle diese sechs Fabeln (die zweiundachtzigste ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, sondern die wahre Geschichte des jungen Papirius ist, dessen Name in Papius verstellet worden)[1] wird man von keinem ältern Dichter erzählet finden. Ob sie aber darum ursprünglich deutsche Erfindungen sind, davon ein Mehreres in meiner zweiten Entdeckung über diese sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, welche den wahren Namen des Verfassers betrifft, und die ich in den zweiten Beitrag verspare. Ich sage jetzt nur so viel davon, daß dieser Name, aus einer Handschrift unsrer Bibliothek, von Gottscheden mit einer Oscitanz, — ich weiß kein anderes Wort: Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihres gleichen haben dürfte.

1) Bei Pfeiffer, S. 173: Papirius.

Zweite Entdeckung.

Länger muß ich die zweite Entdeckung, die ich über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger gemacht habe, meinem Leser nicht schuldig bleiben Sie betrifft, wie er schon weiß, den Namen des Dichters.

Gottsched nämlich hat versichert, ihn in einer Handschrift gefunden zu haben, welche unsere Bibliothek von diesen Fabeln aufbewahret. Und so, wie er ihn will gefunden haben, so wie er ihn daraus mittheilet, haben ihn selbst die Schweizer auf Treue und Glauben anzunehmen, kein Bedenken getragen. Unsere Handschrift, sagt er, sei auf Papier, habe schlechte zu den Fabeln gehörige Figuren, und sei so zerrissen und mangelhaft, daß bisweilen halbe, ja ganze Fabeln nebst ihren Bildern fehlen. „Weswegen uns aber", fährt er fort, „dieser Braunschweigische Codex lieb gewesen, ist dieses, daß er am Ende eine Jahrzahl, und außerdem eine Erwähnung des Namens von dem Dichter in sich hält: zu geschweigen, daß er die allermeisten Fabeln in sich begreift. Scherz hat nur 51 drucken lassen; obwohl seine Handschrift noch mehrere gehabt. Die Wolfenbüttelsche aber begreift 90 Fabeln, und noch einen Beschluß, den der Verfasser, wie die Fabeln selbst, das XCI. Capitel nennet. Die Jahrzahl am Ende ist MCCCCII. Der Name des Verfassers wird in folgenden Zeilen erwähnet:

Von Riedenburg ist er genannt,
Gott muß er ymmer seyn bekannt,
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von Latein, so muß sein gedacht
Immer zu gut werden
In Himmel u. auf erden.

Dieses schrieb Gottsched im Junius 1756*), ein Jahr vorher, ehe die Schweizer ihre Ausgabe an das Licht treten ließen. Gleichwohl wußten sie entweder damals von Gottscheds Entdeckung noch nichts, oder wollten nichts davon wissen; sondern erst in der Vorrede zu der bald darauf erscheinenden Chriemhilden Rache, fanden sie für gut, mit gänzlicher Verschweigung von Gottscheds Namen, Gebrauch davon zu machen. „Man hat", sagen sie, „die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, von deren Verfasser jetzt bekannt ist, daß er der Burggraf von Riedenburg gewesen, von welchem wir etliche artige Strophen in der Manessischen Sammlung haben, mit dem Lobe beehrt u. s. w." Und in der Note berufen sie sich desfalls auf eben dieselbe Handschrift unserer Bibliothek, und führen eben dieselben Zeilen daraus an, die wir Gottscheden daraus anführen gesehen. Indem sie nun Gottscheden die Ehre dieser kleinen Entdeckung nicht gönnen wollen: so wären sie es werth, wenn man ihnen nun nachsagte, nicht, daß sie sich bloß von ihm verführen lassen, sondern daß sie, bei eigener Einschauung der Handschrift, sich freierdings der nämlichen Oscitanz schuldig gemacht, die ich an Gottscheden bewundere. Doch ich weiß, daß sie dieses nicht haben; und höchstens kann ihnen nur die voreilige Zuversichtlichkeit zur Last gelegt werden, mit welcher sie versichern, daß der Dichter Riedenburg von Gottscheds Schaffung, ebenderselbe Burggraf von Rietenburg sei, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophen aufbehalten. Denn hierzu konnten sie, außer der Aehnlichkeit des Namens, doch nicht den geringsten Grund haben; welche Aehnlichkeit für sich allein, selbst alsdenn so viel als nichts beweisen würde, wenn auch Gottscheds Vorgeben schon seine völlige Richtigkeit hätte.

Nun aber, da auch diese wegfällt — — — denn kurz; wahr ist es zwar, daß Gottsched den von ihm so und so beschriebenen Codex

*) Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, S. 424.

aus unserer Bibliothek gehabt, und daß sich in demselben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden. Allein es ist nur Schade, daß sie das nicht sagen, was sie Gottsched sagen läßt, und daß der gute Mann nur zwei Zeilen hätte weiter lesen dürfen, um seinen Irrthum einzusehen, welcher, mit einem Worte, darin besteht, daß er für den Verfasser den Mäcen des Verfassers, für den Dichter den vornehmen Mann genommen hat, dem zum Besten ersterer gedichtet oder übersetzt zu haben versichert.

Der Epilog nämlich, welchen ich aus der Bamberger Ausgabe*) angeführet habe, und welcher sich daselbst mit den Worten Sein sele befind nymmer wee schließt, hat in unserer Handschrift noch einige Zeilen mehr, deren Anfang ebendieselben sind, auf welche sich Gottsched beruft. Wenn nun also auf den Wunsch, für das Wohlergehen dessen, für den der Poet gedichtet:

Und wem es zu lieb getichtet sey
Der muß ymmer werden frey
Vor allen Unglück ymmer mee
Sein sele befind nimmer wee

unmittelbar in der Handschrift folget:

Von Riedenburg ist er genannt
Gott muß er ymmer seyn bekannt: —

ist es nicht klar, daß der Name Riedenburg sich auf das Vorhergehende beziehen muß? sich auf den beziehen muß, dem zu lieb das Buch getichtet sey? Besonders da gleich darauf ein zweiter Name folgt, welchen übersehen zu haben, ich Gottscheden eben verdenke, und welches kein anderer sein kann, als der Name des, der das Buch gedichtet hat. Um dieses in seinem völligen Zusammenhange einsehen zu lassen, will ich den ganzen Epilog, der in der Bamberger Ausgabe sehr verhunzt und kaum zu verstehen ist, aus dem Manuscript noch einmal hersetzen, und ihn zu leichterer Verständniß nothdürftig interpunktiren; jedoch ohne weiter das geringste darin zu ändern.

*) Erster Beitrag, S. 22.

Von dem meister der ditz puch von latein zu dewtsch hat pracht.

Wer dy peyspil merken wil,
Der setz sich auf des endes zil.
Der nutz leyt an dem end gar
Diser peyspil, nemt es war.
Dy tat ist nit also gewesen
Der ding, als man hat gelesen.
Darumb list man ein peyspil gut,
Das weiser werden der menschen mut.
Hundert peyspil han ich hy für geleit
An ditz puchlein, die ditz becleyt
Sint mit weysen worten,
Einfelticlich an allen orten.
Doch han ich cluger synnen hort
An weyse, und auch an wort.
Ein durres tal dick treyt
Ein kern der süssikeit.
Ein cleyner gar oft gepirt
Dy frucht, der man getrost wirt.
Schlechte wort und schlechte gericht,
Dy leben nu in der welt nicht.
Vil wort krump sein geflochten,
Der hat nu vast gefochten.
Wem schlechte wort nit nutz sint,
Kein nutz er von den krumen pringt.
Es prediget mancher von hohen rat,
Der er doch selber nicht verstat.
Der wol das sper prechen kan,
Das ist nütz vil manchem man.
Treyt sper, messer und schwert,
Dy doch sint cleins nutzes wert,
In seiner hant. Ein end hat
Das puch, das geschriben stat.
Wer das list oder leßt lesen
Der muß selig ymmer wesen!
Und wem das zu lieb sey
Geticht, der muß ymmer wesen frey
Vor allem unglück, ymmer me,
Sein sele leyde nymmer we!
Von Rindenperg ist er genannt,
Gott muß er ymmer sein bekant!
Und der es zu dewtsch pracht
Von latein, des muß ymmer gedacht
Zu gut werden,
In Himmel und in erden!
Er ist genant Bonerius,
Ein ritter gotz alsüs
Er fristet uns vor der helle glut,
Das wir ymmer sein behut
Vor des tewfels samen.
Sprecht alle, in gotes namen!

Bonerius also, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unser alter Fabeldichter geheißen. Was kann deutlicher, was kann unstreitiger sein?

Alles was sich zu Gottscheds Entschuldigung noch etwa sagen ließe, wäre dieses; daß der Epilog, so wie ich ihn hier mittheile, nicht aus eben derselben Handschrift genommen ist, die ihm zum Gebrauche vergönnt gewesen, sondern aus einer zweiten; und daß in jener die 40. Zeile allerdings ein wenig anders und so lautet, daß vielleicht auch ein anderer seinen Fehler könnte begangen haben, wenn das Vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anstatt nämlich,

Und der es zu dewtsch pracht,

welches sich nicht anders als auf den folgenden Bonerius beziehen kann, heißt es dort,

Und das er das zu teutsch hat gepracht,

welches von dem vorhergehenden Riedenburg gesagt zu sein scheinen könnte, wenn schon sonst etwas von ihm gesagt wäre, womit dieses durch ein und zu verbinden gewesen, und sich das Er in dem

Von Riedenburg ist er genannt

nicht so genau an den anschlösse, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meine, daß in unserer Handschrift, welche Gottsched gebraucht, der Nachsatz von dem Bonerius überhaupt fehle: so will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus her setzen.

Von Ridenburg ist er genannt
Got muß er ymmer seyn bekannt
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von latein so muß sein gedacht
Ymmer zu gute werden
In himmel und auf erden.
Er ist genannt Benerius
Gott frist ihn und auch uns.
Er behut uns vor der helle glut
Und helffe uns das wir werden behut
Vor des Lebens taten
Und vor der werlt geraten
Und vor des tewfels samen
Nu sprecht alle Amen.

Daß hier verschiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man sich nicht befremden lassen. Es war das Schicksal der deutschen Dichter aus dieser Zeit, daß sich die Abschreiber mit ihnen mehr als mit allen andern Schriften erlaubten. Jeder schaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik sein, die wahre Lesart des Verfassers wieder herzustellen: und oft wüßte ich gar nicht, wie sie es anfangen wollte, wenn sie nicht das Autographon des Verfassers bei der Hand hätte. Wer kann hier z. E. mit Zuverlässigkeit entscheiden, wie eigentlich die 46. Zeile zu lesen oder auch nur zu interpunktiren sei? und ob es wahr ist, daß Bonerius ein Ritter gewesen? wie die eine Handschrift will, und wovon die andre durchaus nichts weiß. Kaum läßt sich mit einiger Gewißheit sagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geschrieben. Denn warum kann Rindenberg nicht eben sowohl eine Familie gewesen sein, als Riedenburg? Nur Benerius ist wohl offenbar das Falsche; denn ich wüßte mich keines solchen Namens zu

erinnern. Hingegen ist ein späterer Hir. Boner sogar unter den deutschen Uebersetzern sehr bekannt.

Da ich nun aber bereits schon zweier Handschriften unserer Bibliothek von diesen Bonerschen Fabeln (wie ich hoffe, daß man sie nun künftig nennen wird) gedacht habe, und sie auch noch eine dritte und eine vierte besitzt: so muß ich wohl vor allen Dingen erst einige nähere Nachricht von ihnen insgesammt ertheilen, bevor ich, was ich noch von den Fabeln selbst anzumerken habe, und worauf mich zum Theil diese meine zweite Entdeckung gebracht hat, auskrame.

Die erste also, welches diejenige sein mag, die Gottsched gebraucht hat, ist von ihm hinlänglich beschrieben. Ich darf nur noch hinzu setzen, daß von den 90 Kapiteln oder Fabeln, welche sie zählt, (die sie aber lange nicht alle mehr enthält) die ersten 84 in der Ausgabe der Schweizer vorkommen, die letzten sechse aber die nämlichen sind, welche ich aus dem Bamberger alten Drucke mitgetheilet habe, und sich hier bald besser bald schlechter lesen lassen. Damit man hiervon einigermaßen selbst, zugleich auch von dem Dialekte urtheilen könne, in welchem die ganze Handschrift abgefaßt ist, will ich die eine, nämlich die 88. daraus hersetzen. Sie ist überschrieben:

Von unwerdem Ampt.

Von einem Bischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Gelertter pfaffen hett er vil
Sein wirdigkeit was one zil
Nu hette er einen Junglingk
Bey im der was seines vettern kint
Des was der Bischoff gar wol gemint
Er hette auch einen weisen man
Zu Ertzbriester gesetzt hindan
Nu fuget es sich auf einen tag
Das der Ertzbriester lag
Und also siech was das er starb
Der Junglingk umb das Ampte warb
Der Bischoff tet was er begert
Noch was er des Amptes ungewert
Darnach nicht lange ward gespart
Dem Bischoff gesandt wardt
Ein korb was guter Biren vol
Des danket er dem boten wol.
Gar lieb was im die beysant
Zu dem gesinde sprach er zuhant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir der Byren huten sol
Wurde mir der Byrn eine verlorn
Das were mir nicht ein cleiner zorn
Zu dem Jungling sprach er do
Mich duncket du seist zu thinne darzu
Ich getrawe dir nicht über die Byren wol
Einen andern ich sie bevehlen sol
Ich vorcht und gebe ich dir sie in deinen gewalt
Sie wurden alle geßen ungezalt
Ich wil nicht uber die Byrn dir

Getrawen das glawbe mir
Diese Rede hort ein weiser man
Mit ernist sah er den bischoff an
Er sprach im muße erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Des ir sie so manchem bevolhen habt
Dem der euch kennet wol
Und den sein kintheit und Jugent
Davon ir muget die Tugent
Ungemach haben und leyt
Dem ir die Byren habt verseit
Zuhannde sol der pfleger wesen
Wie mage das gut gewesen
Das geschicht so der wolff zu einem huter wirt
Und auf der straßen vert
Wo der blinde furen sol
Den plinden vallen sie beide das ist wol
Die schaff gar verirret sind
Also schir der wirt ein kint
Wie bericht der einen man
Der sich berichten nicht enkan
Wie mag der speisen wol
Die Schaf nemet war
Und lebet in steter geitigkeit
Zu scheren sind sie alle bereit
Speisten sie die schaff als gern
Als recht wol sie konnen scheren
Die schaff stunden dester baß
Nu gibet ir arge list was
Daß die schoff werden geschorn
Ob die sele wirt verlorn
Darauf haben sie versorget gar
Sie achten nicht wie die sele gefar
Der weise bischoff der bevalhe
Dem Jungen sele onetzale
Und wolde im doch bevelhen nicht
Die Byren des dick geschicht
Das er sele huten sol
Den man noch nicht betrüben sol.

Eben diese Fabel will ich auch aus unsrer zweiten Handschrift hersetzen, um gleichfalls daraus von der Mundart derselben urtheilen zu können, und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drei Texten nun vielleicht einen vierten zusammen setzen könnte und möchte, der, wenn er auch nicht vollkommen der ursprüngliche Text des Verfassers wäre, dennoch, wenigstens in Ansehung des Zusammenhanges und Verstandes, für denjenigen gelten könnte, der dem ursprünglichen am nächsten käme. Und dieses will ich lieber gleich sofort thun, noch ehe ich diese zweite Handschrift selbst näher beschreibe.

83.

Das man weltliche Dink so wol versorgt und der sel so wenig achtet.

Von einem pischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Nun hört als ich euch sagen wil
Sein wirdikeit was on Zil
Nun het er einen Jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint
Der was dem pischof lip über alle dink
Er het auch einen weysen man
Als ich vernummen han
Ein ertzpriester gesetzet ein
Den lewten zu einem guten schein
Nun füget es sich auf einen tag
Das der ertztpriester siech lag

Und alſo ſiech ſtarb
Der Jungling um das ampt warb
Der piſchoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart geſpart
Dem piſchoff geſendet wart
Ein korb mit guten pirn vol
Der danket er den poten wol
Gar liep was im das geſandt
Zu den ſeynen ſprach er zu hant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten ſol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu den Jungling ſprach er
Mich dunkt du ſeiſt nit guter ler
Der pirn der ich dir getrawen ſol
Mich dunkt ich find einen peßern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sie werden geßen alſo pald
Ich wil mit nichte der pirn dir
Getrawen des glaub mir
Dieſe red hört ein weyſer man
Er ließ die red nit lenger ſtan
Er ſprach nu müß erbarmen got
Das ihr begangen habt den ſpot
Dem ihr befolhen habt ſo mancher hant
Dem der euch was bekant
Sein kindheit und ſein jugent
Davon ir ymmer muget
Ungemach haben und leyt
Dem ir dy pirn habt verſeyt
Der ſol der ſele pfleger weſen
Wie mag denn geneſen
Das ſchaff ſo der Wolff zu hirten wirt
Und auf der ſtraß wirt verirrt
Der der den blinden füren ſol
Vallen ſie peyde das iſt wol
Dy ſchaff gar verirret ſint
Wenn zu einem hirten wird ein kint
Wie berichtet der einen man
Der ſich ſelber nit berichten kan
Wie mag der geſpeiſen wol
Der da nymmer virt vol
Und lebet in ſteter geytigkeit
Speyſten ſy die ſchof als gern
Als recht wol als ſie kunnen ſchern
Dy ſchoff ſtunden beſter paß
Nu get ir arger liſt auf das
Wie die ſchoff weren geſchoren
Ob die ſele wurd verloren
Darauf haben ſy verſorget gar
Sy achten nit wie ir ſel gefar
Der weiſ piſchoff der befale
Dem jungen der ſele on zale
Und wolt im befelhen der pirnen nicht
Das noch gar oft geſchicht
Das der hüten ſol
Dem man über ein pirn nit getrawet wol
Das er ſich ſelber wol behut
Er vint es wol wer recht tut
Ein lon dem im got ſelber darum wil geben
Got geb uns das ewig leben.

Ich will keine umſtändliche und langweilige Vergleichung anſtellen, die der Leſer mit einem einzigen Blicke machen kann. Nur einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unſerer erſten Handſchrift nach der 5ten Zeile,

Nun hat er einen junglingk,

die darauf reimende verloren gegangen, iſt klar. Wenn aber das gedruckte Bamberger Exemplar dieſe fehlende Zeile durch

Ein ſchuler kundig auf alle ding

ergänzt und fort fährt:

Bey dem was seines vettern kint:

so werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es scheinet, als ob der kundige Schüler und das Kind des Vetters zwei verschiedne Personen sein sollten, deren eine bei der andern sich aufgehalten hätte. Das soll nun aber nicht sein; und die wahre Lesart hat uns unstreitig die zweite Handschrift aufbehalten, wo bloß ein guter alter aber nicht mehr gangbarer Ausdruck zu jenen Verstümmelungen Anlaß gegeben. Es heißt nämlich:

Nu het er einen jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint;

und dieses verstehe ich so, daß bey einem, worauf ein Komma zu denken, hier so viel heißen soll, als ausser einem, in welchem Verstande die Partikel bey von Schriftstellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das ist: der junge Mensch, welcher des Bischofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeschickt: er wußte vielmehr Alles und Jedes — gerade, wie manche unsrer heutigen theologischen Candidaten — nur freilich Eines nicht, worauf es doch auch ein wenig mit ankam; er wußte Alles, nur das Eine nicht, was zu einem Seelensorger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu witzig mache. — Aber ganz gewiß ist die, in der so weit guten zweiten Handschrift, gleich darauf folgende Zeile,

Der war den pischoff lip über alle dinck,

dafür von ihm nicht: sondern die liest nun wiederum die erste Handschrift oder die gedruckte Bamberger Ausgabe besser. Daß hiernächst die 3te und 38ste Zeile der zweiten Handschrift leere Flickzeilen sind; daß das Wort versorgen in der 6ten eben derselben, für sich aller Sorge entschlagen, als welches auch die erste Handschrift erkennet, das wahre echte Wort sei; daß die zwei letzten Zeilen des Bamberger Druckes, so wie die vier letzten Zeilen unsrer zweiten Handschrift, leere und schaale Anhänge der Abschreiber sind: braucht keines langen Beweises. — Doch warum halte ich mich bei diesen einzelnen Kleinigkeiten auf, und versuche es nicht lieber sogleich, wie aus allen drei Texten ein vierter gezogen

werden könne, der sich ohne allen Anstoß noch jetzt lesen lasse, ohne gleichwohl moderniſiret zu sein, oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für sich habe. Er würde etwa so aussehen, dieser Versuch!

Von einem Bischof liest man das:
Daß er in hohen Ehren saß;
Gelehrter Pfaffen hett er viel,
Sein Wirdigkeit was ohn Zil.
Nun hett er einen Jüngling,
Einen Schüler kundig auf alle ding
Bey einem, das was seines Vettern Kind,
Des was der Bischof gar geminnt.
Er hett auch einen weisen Mann
Zu Erztprieſter gesetzt hintan.
Nun fügt es sich auf einen Tag,
Daß der Erztprieſter siech lag,
Und also siech was, daß er starb.
Der Jüngling um das Ampt warb.
Der Bischof thet als er begert,
Doch des Amptes was er unwerth.
Darnach nit lange ward gespart,
Dem Bischof gesendet ward
Ein Korp, was guter Birnen voll;
Des danket er dem Boten wohl.
Gar lieb was ihm dis Gesandt.
Zu den Seinen sprach er zuhand:
Wem mag ich getrauen wohl,
Der mir der Birn hüten soll?
Würde mir der Birn eine verlorn,
Das wär mir nit ein kleiner Zorn.
Zu dem Jünglinge sprach er do:
Mich dunkt, du seyst zu dünn dazu.
Der Birn ich dir getrauen soll?
Ein bessern Hüter finde ich wohl.
Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
Sie würden gessen ungezahlt.
Ich will mit nichte der Birnen dir
Getrauen, das glaube mir!
Diese Rede hört ein weiser Mann.
Mit Ernst sah er den Bischof an.
Er sprach: nun erbarm es Gott,
Daß Ihr begangen habt den Spott!
Daß Ihr befohlen habt so mancher hand
Dem, des Euch was bekannt
Sein Kindheit und sein Jugend,
Davon Ihr immer muget
Ungemach haben und Leid.
Dem Ihr die Birnen habt verseit,
Der soll der Seele Pfleger wesen?
Wie mag denn genesen
Das Schaf, so der Wolf zum Hirten wird,
Und auf der Straße wird verirrt?
Wo der Blinde führen soll
Den Blinden, fallen sie beide wohl.
Die Schafe gar verirret sind,
Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.
Wie berichtet der einen Mann,
Der sich selber nit berichten kann?
Wie mag der gespeisen wohl,
Der da nimmer wird voll,
Und lebt in steter Geitigkeit?
Zu scheeren sind alle bereit.
Speisten sie die Schaf also gern,
Als wohl sie die Schaf können scheern:
Die Schaf stünden deſter baß.
Nun geht ihr arger List auf das,
Wie die Schaf werden geschoren.
Ob die Seele wird verloren,
Darauf haben sie versorget gar.
Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
Der weise Bischof der befahl
Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
Und wollt ihm befehlen nicht
Die Birnen! daß noch oft geschicht,
Daß der Seelen hüten soll,
Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!

Ich sage, daß in diesem zusammengesetzten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es ist also Alles alt darin; und nur durch eine kleine Wahl, durch eine nothdürftige Interpunction, durch Beibehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder der Reim, noch das Silbenmaß, noch der Wohlklang die alte unbestimmte Orthographie erfordert, ist Alles wie neu geworden. Wenigstens durchgängig verständlich; und es würde bloßer Ekel sein, wenn man dem ungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören wollte, falls ihm etwa Jemand von Anfang bis zu Ende diesen Dienst zu leisten, bedacht wäre, zu welchem sich ohne Zweifel nur in unserer Bibliothek der nöthige Vorrath finden dürfte. — Freilich will und kann ich nicht behaupten, daß eine solche Behandlung verschiedner Handschriften mit der strengen Wahrheit übereinkomme; weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht sehr weit verschieden sind. Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf historische Gewißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studieren zu wollen. — Doch dieses bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderweits darüber genauer. —

Unsere zweite Handschrift selbst, aus welcher wir schon die Probe gesehen, verdient in allem Betracht die erste zu heißen. Es ist eben die, aus welcher ich gleichfalls schon den Epilog mitgetheilet, der uns den wahren Namen des Dichters angiebt. Sie ist ein ziemlich großer und starker papierner Foliant, der aber häufig mit pergamenen Blättern untermengt ist, wie man das bei deutschen Handschriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts nicht selten findet. Aus den Grenzen dieser beiden Jahrhunderte mag sie denn auch wohl sein: und wer weiß, ob noch? Denn die Hand ist wirklich leserlicher und zierlicher, als die Hand der ersten Handschrift, die nach Gottscheds Angabe, wie wir gesehen, von 1402 sein soll. *) Die Schrift, versteht sich, ist Kanzelei, und kömmt der Schrift in unsern ältesten

*) Denn ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig gelesen; worüber der Augenschein das Nähere belehret.

deutschen Drucken sehr nahe. Es ist also auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht: sondern die Vollständigkeit und der Reichthum an bessern Lesarten. Zwar enthält sie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk bestanden; sondern nur sechsundneunzig, und hatte Anfangs deren gar nur fünfundachtzig enthalten, indem nach der fünfundachtzigsten der Epilogus folgt, und die übrigen elfe von einer andern Hand nachgetragen sind. Unter diesen sechsundneunzig Fabeln befinden sich sieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen; aber unter diesen sieben ist nur eine einzige, welche nicht auch aus dem alten Bamberger Drucke könnte ergänzt werden. Und diese einzige ist sonach denn auch das Kostbarste, was sie enthält. Es ist die vom Hahn und der Perle, und ich freue mich, sie daraus retten zu können, und hier mitzutheilen.

XC.

Von geschicht es also kam
Eins tags das ein han
Flog auf seins meisters mist
Dasselb dick mer geschehen ist
Er sucht do sein speise
Also thut auch der weise
Er vand das im nicht gevil beschoß
Ein stein edel und groß
Ligen unwirdicliche
Er sprach got herre reiche
Wie hab ich mein freud verlorn
Mich lustet paß des gersten korn
Wann du pist nit nutz mir
Was nutzest mich was sol ich dir
Wiß das es mich nit furtreit
Dein schon noch dein adelkeit
Hett dich meister yppocras
Der konnd dein geniessen pas
Dann ich du pist mir unbekant
Der han warf hin den stein zuhant
Eins haberkorns het er begert
Gaistlich diese beischaft ist geseyt
Dem torn der sein kolben treyt
Der ist im lieber dann ein reich
Dem torn sein alle ding geleich
Die weißheit kunst und ere gut
Verslahen tut ir tummer mut
Die nutzet nit der edelstein
Ein hunt lieber het ein pein
Dann ein edelstein gelaub mir
Also stet auch der torn gir
Ir sitt und ir geperden
Ist auf uppigkeit auf erden
Die erkennen nit des steines kraft
Noch mynner was in der beyschaft
Verborgen guter synn ist
Dartzu viel hoher menger list
Die dem narren gar fremd sind
Gesehent sind die narren blind
Der tor sol für sich gan
Und sol die beschaft lassen stan
Im mag der fruhtt werden niht
Recht als dem hannen nu geschiht.

Wenn wir nun zusammen rechnen: so wird sich finden, daß uns höchstens nur noch eine Fabel fehlt, um sie alle hundert wieder

beisammen zu haben. Nämlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren zweiundneunzig*); sechse hat die Bamberger Ausgabe dazu geliefert; und eine liefert hier unsere zweite Handschrift. Das macht neunundneunzig; und vielleicht fehlt uns auf diese Weise auch nicht einmal eine. Denn es wäre möglich, daß der Dichter seinen Epilogus als die hundertste Fabel gezählt hätte, wie er denn auch wirklich in unserer ersten Handschrift als das 91ste Kapitel überschrieben ist. Oder es könnte auch sein, daß er, dem ungeachtet was ich unten in der Note gesagt habe, dennoch die 23ste Fabel von den Fröschen, mit ihrer vorhergehenden besondern Anwendung auf Athen, für zwei Fabeln gerechnet hätte; wie sie denn auch wirklich in allen unsern Handschriften ein doppeltes Gemälde hat, wodurch sie in zwei besondere Stücke abgesondert wird, deren jedes seine eigene Ueberschrift hat. In der ersten nämlich ist der Eingang „Von Eigenschaft", und die Fabel „Von Freyheit", überschrieben. In der zweiten aber heißt die Ueberschrift des Einganges, „die im selber Herrschaft kaufen", und die Ueberschrift der Fabel, „wer frey ist das sich der nicht zu eygen gib." — Von den Gemälden, welche sowohl in dieser als in jener Handschrift vor jeder Fabel stehen, ist nicht viel zu sagen. Die bessern hat die zweite Handschrift; aber auch diese bessern sind herzlich schlecht, außer daß sie dann und wann einen Blick verdienen, wo der Meister damalige Trachten und Sitten abbilden müssen. In dieser Absicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. — Noch muß ich des Titels gedenken, den diese zweite Handschrift hat. Zu Anfang der ersten stehet bloß: „Hier hebt sich an ein maister Esopus genannt." Vor dieser aber: „Hie vahet an das puch das ist genant der welt lauff und es hat ein Meister gemacht genandt Esopus, und hayssет der

*) Hier muß ich einen Irrthum verbessern, den ich im ersten Beitrage S. 24 begangen habe. Es ist nämlich falsch, daß der Absatz S. 46 in der Schweizer Ausgabe die Zahl XXIV haben müsse. Denn es ist keine besondere Fabel, sondern gehöret zu Nummer XXIII, welches bloß die Einleitung dazu ist, die auch bei dem Anonymus des Nevelet, als der Quelle unsers Dichters, nicht für eine besondere Fabel gerechnet wird, sondern bloß Similitudo ad sequentem fabulam überschrieben ist. Der Sprung in der Schweizer Ausgabe bleibt also zwischen XXIII auf XXVI von zweien, und anstatt der angegebnen XCIV Fabeln enthält sie deren nur XCII.

guldein stein und strafet reich und arm geystlich und werltlich kunig und kayser und alle welt und ist gemalet mit den Figuren und auch andre meyster getieht mehr hernach sten gar kurzweilig und gut zehoren sind als den ein Register hernach volgent aus weyst mit der Zal der pleter an welchem plat man finden mag ein yclichs stuck." Wie man einer Sammlung von Fabeln den Titel „der güldne Stein" geben können, wird der Leser wohl nicht von mir zu wissen verlangen. Eher dürfte er begierig sein zu wissen, was das für Gedichte andrer Meister sind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Platz erbitten, weil sie zum Theil wirklich nicht schlecht und von einer ganz besondern Gattung sind. —

Ich komme auf unsere dritte Handschrift, bei der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil sie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweizer vorkommen. Die erste Fabel ist die zwölfte dieser Ausgabe; und so folgen denn die übrigen ohngefähr in der nämlichen Ordnung. Sie ist, ebenfalls nur auf Papier, um 1458 geschrieben, wie zu Ende der 72sten Fabel zu sehen. Gemälde hat sie bei jeder Fabel auch; sonst aber weder Aufschriften noch Titel. Von den andern alten Gedichten übrigens, die sie gleichermaßen wie jene, außer den Fabeln enthält, will ich hier um so weniger reden, da sie zum Theil die nämlichen sind, die in der zweiten Handschrift zu finden, welche mich viel zu sehr vergnügt haben, als daß ich es vergessen sollte, dieses Vergnügen mit meinen Lesern je eher je lieber zu theilen.

Mit der vierten Handschrift endlich kann ich noch geschwinder fertig werden. Denn diese ist offenbar die allerneuste, und eigentlich nur der Anfang einer Handschrift, indem sie bloß die ersten 40 Fabeln und in der nämlichen Ordnung enthält, wie sie in der Schweizer Ausgabe vorkommen. Zu den Gemälden ist Platz gelassen, und daß sie auch nur auf Papier ist, versteht sich. Zum Vergleichen ist sie indeß noch immer gut; und ich könnte aus ihr, so wie aus der dritten, mehr als eine gute Lesart anführen, wenn ich mich länger hierbei verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch Alles zusammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu sagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir gesehen, daß der Dichter selbst bekennet, seine Fabeln nicht erfunden, sondern bloß aus dem Latein übersetzt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieses Bekenntniß zu thun, wenn es nicht der strengsten Wahrheit gemäß gewesen wäre? Er war ja kein satyrischer Dichter, der die Rachsucht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte.[1]) Fabeln sind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein solches Vorgeben historische Glaubwürdigkeit etwa hätte verschaffen wollen. Die eigne Erfindung, wenn sie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienst halten will, ist doch wohl wenigstens ein Nebenverdienst, dessen er sich nicht zu schämen gehabt hätte; oder, nächst der Gabe zu erzählen, ein Verdienst mehr. Also, noch einmal, was hätte ihn bewegen können, sich nur überhaupt für den Uebersetzer auszugeben, wenn er sich noch eines andern Titels dabei bewußt gewesen wäre? Gleichwohl gab sich Gottsched das patriotische Ansehen, an der Wahrheit eines so treuherzigen Bekenntnisses zu zweifeln. „Daß nun gesagt wird", schreibt er an einem Orte, wo er den deutschen Ursprung der bekannten Fabel ‚vom Müller und seinem Sohne' gegen französische Ansprüche erhärten will, „es habe der von Riedenburg diese Fabel nur aus dem Latein übersetzt, ist freilich von den meisten wahr, die aus ältern Fabeldichtern entlehnet worden. Es ist aber augenscheinlich, daß viele, ja fast die Hälfte, aus keinem jetztbekannten ältern Fabeldichter genommen, sondern von ursprünglich deutscher Erfindung sind." Es ist keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine große Belesenheit in den alten Fabeldichtern hat; er muß aber auch nur nicht thun, als ob er sie hätte. Die Wahrheit ist diese: daß drei Viertheil von unsern alten deutschen Fabeln aus zwei ganz bekannten alten lateinischen Fabeldichtern genommen sind, und ich von den übrigen fünfundzwanzig, wenigstens achtzehn in Büchern nachweisen kann, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, älter als unsere Fabeln sind. Ob aber dem ungeachtet die anderweits entlehnten 25 Fabeln nicht gleichwohl größten Theils deutscher Erfindung sind, das ist eine andere Frage, die sich freilich

1) Wie der Dichter des Reineke Fuchs, nach der im vorigen Jahrhundert geläufigen Anschauung. Vgl. Gottscheds Ausgabe desselben, S. 23.

eher noch bejahen läßt. Denn die alten Bücher, in welchen ich sie nachweisen kann, sind wenigstens in Deutschland geschrieben. Aber was thut das unserm Dichter, der ja nicht einmal etwas Anderes sein will, als Uebersetzer?

Und zwar sind die zwei alten lateinischen Fabeldichter, aus welchen unser Dichter vornehmlich geschöpft hat, der sogenannte Anonymus des Nevelet, und Avianus. Jener Anonymus, habe ich anderwärts erwiesen, ist nichts als der versificirte Romulus, bis auf das vierte Buch; und von den drei ersten Büchern, die aber bei dem Anonymus ohne Abtheilung fortgehen, hat Boner bloß die 39ste, 49. 50. 51. 52. 53. 56. 57. und 58ste unberührt gelassen. Die übrigen finden sich bei ihm nicht nur alle, sondern fast alle*) in der nämlichen Ordnung, bis auf wenige Versetzungen; und daß wir es um so eher glauben können, daß sie auch nicht anderwärts her entlehnt sind, sind einer jeden die zwei Schlußzeilen des lateinischen Dichters beigefügt, in welche dieser die Moral derselben zusammengefaßt hatte. Dieses letztere gilt wenigstens von der schönen Handschrift der Schweizer, welche das Autographon des Verfassers, oder doch wenigstens aus diesem zunächst genommen zu sein scheinet. — Mit der 63sten Fabel fangen sodann die an, welche aus dem Avianus entlehnt sind, von dessen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachstehender Tabelle angegeben finden wird. Diese 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus, machen 74, denen also, wie gesagt, zu den gesammten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein Wort gut zu machen. Doch weil mich dieses jetzt zu weit abführen würde, so will ich von ihrem lateinischen Ursprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten lassen. Diesen nämlich, daß, so viel deren in der eben gedachten schönen Handschrift der Schweizer, (Anfang und Ende fehlen), befindlich sind, eine jede derselben zwei lateinische Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateinischen Textes gewesen sind. Denn da der deutsche Dichter bei denjenigen Fabeln,

*) Selbst die erste Fabel von dem Affen, der die Nuß wegen der äußern bittern Schale verachtet, ist aus diesem Anonymus genommen, ob sie schon da nicht als Fabel vorkömmt. Nämlich aus der letzten Zeile seiner Vorrede:

Et nucleum celat arida testa bonum.

welche aus dem Avianus und Neveletschen Anonymus sind, die eignen Worte derselben behalten hat, so kann man wohl gewiß sein, daß er auch zu den übrigen die lateinischen Disticha nicht selbst werde gemacht haben. Warum diese beigefügten Disticha überhaupt auch sonst noch ihren Werth haben, wird man im nächstfolgenden Aufsatze sehen. Jetzt erlaube man mir nur noch, folgende Tabelle einzurücken, in welcher man, was ich bisher gesagt, auf einmal übersehen kann, und die demjenigen einmal nicht wenig Mühe ersparen dürfte, der etwa den Bamberger Druck und das zweite Manuscript in unsrer Bibliothek brauchen und nutzen wollte. Er wird ohne Zeitverlust in derselben sehen können, wo er jede Fabel der Schweizerischen Ausgabe in beiden zu suchen habe.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
I.	— — 1.	— — 1.	Anony. Nev. Praef.
II.	— — 2.	— — 2.	Avianus fab. XVII.
III.	— — 3.	— — 3.	— — III.
IV.	— — 4.	— — 4.	— — IV.
V.	— — 5.	— — 5.	— — V.
VI.	— — —	— — 87.	— — IX.
VII.	— — 6.	— — 6.	— — —
VIII.	— — 7.	— — 7.	Anony. fab. II.
IX.	— — 8.	— — 8.	— — VI.
X.	— — 9.	— — 9.	— — VII.
XI.	— — 10.	— — 10.	— — VIII.
XII.	— — 11.	— — 11.	— — X.
XIII.	— — 12.	— — 12.	— — XI.
XIV.	— — 13.	— — 13.	— — XII.
XV.	— — 14.	— — 14.	— — XIII.
XVI.	— — 15.	— — 15.	— — XIV.
XVII.	— — —	— — 86.	— — XV.
XVIII.	— — 16.	— — 16.	— — XVI.
XIX.	— — 17.	— — 17.	— — XVII.
XX.	— — 18.	— — 18.	— — XVIII.
XXI.	— — 19.	— — 19.	— — XIX.
XXII.	— — 20.	— — 20.	— — XX.
XXIII.	— — 21.	— — 21.	— — XXI.
XXIV.	— — —	— — —	— — —
XXV.	— — —	— — —	— — —
XXVI.	— — 22.	— — 22.	— — XXII.
XXVII.	— — 27.	— — 23.	— — XXIII.
XXVIII.	— — 28.	— — 24.	— — XXIV.
XXIX.	— — 29.	— — 25.	— — XXV.
XXX.	— — 30.	— — 26.	— — XXVI.
XXXI.	— — 31.	— — 27.	Anony. XXVII.
XXXII.	— — 24.	— — 28.	— — XXVIII.
XXXIII.	— — 23.	— — 29.	— — XXIX.
XXXIV.	— — 25.	— — 30.	— — XXX.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
XXXV.	— — 26.	— — 31.	— — XXXI.
XXXVI.	— — 35.	— — 32.	— — XXXII.
XXXVII.	— — —	— — 88.	— — XXXIII.
XXXVIII.	— — 36.	— — 33.	— — XXXIV.
XXXIX.	— — 37.	— — 34.	— — XXXV.
XL.	— — 38.	— — 35.	— — XXXVII.
XLI.	— — 32.	— — 36.	— — XXXVI.
XLII.	— — 33.	— — 37.	Avian. XXXIV.
XLIII.	— — 34.	— — 38.	— — —
XLIV.	— — 39.	— — 39.	Anony. XLIV.
XLV.	— — 40.	— — 40.	— — XL.
XLVI.	— — 41.	— — 41.	— — XLI.
XLVII.	— — 42.	— — 42.	Anony. XXXVIII.
XLVIII.	— — —	— — 89.	— — —
XLIX.	— — 43.	— — 43.	— — —
L.	— — 44.	— — 44.	Anony. XLII.
LI.	— — 45.	— — 45.	Anony. XLIII.
LII.	— — 46.	— — 46.	— — —
LIII.	— — 47.	— — 47.	— — —
LIV.	— — —	— — 91.	Anony. XLV.
LV.	— — 48.	— — 48.	— — XLVI.
LVI.	— — —	— — 92.	Anony. XLVII.
LVII.	— — 49.	— — 49.	— — XLVIII.
LVIII.	— — 50.	— — 50.	— — —
LIX.	— — —	— — —	— — LIV.
LX.	— — 51.	— — 51.	— — LV.
LXI.	— — 52.	— — 52.	— — LIX.
LXII.	— — 53.	— — 53.	— — LX.
LXIII.	— — 54.	— — 94.	— Avianus I.
LXIV.	— — —	— — 53.	— — II.
LXV.	— — 55.	— — 55.	— — III.
LXVI.	— — —	— — —	— — IV.
LXVII.	— — 56.	— — 56.	— — V.
LXVIII.	— — 57	— — 57.	— — VI.
LXIX.	— — 58.	— — 58.	— — VII.
LXX.	— — 59.	— — 59.	— — —
LXXI.	— — —	— — 94.	— — —
LXXII.	— — 60.	— — 60.	— — —
TXXIII.	— — 61.	— — 61.	— — IX.
LXXIV.	— — 62.	— — 62.	— — —
LXXV.	— — —	— — 95.	— — X.
LXXVI.	— — 63.	— — 63.	— — —
LXXVII.	— — 64.	— — 64.	— — XI.
LXXVIII.	— — 65.	— — 65.	— — XIII.
LXXIX.	— — 66.	— — 66.	— — XIV.
LXXX.	— — 67.	— — 67.	— — XXIII.
LXXXI.	— — —	— — 96.	— — XV.
LXXXII.	— — 68.	— — 68.	— — —
LXXXIII.	— — —	— — —	— — XVI.
LXXXIV.	— — 69.	— — 69.	— — XVIII.
LXXXV.	— — 70.	— — 70.	— — —
LXXXVI.	— — 71.	— — 71.	— — XIX.
LXXXVII.	— — 72.	— — 72.	— — —
LXXXVIII.	— — 73.	— — 73.	— — XXII.
LXXXIX.	— — 74.	— — 74.	— — —
XC.	— — 75.	— — 75.	— — XXIX.
XCI.	— — 76.	— — 76.	— — XXVI.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
XCII.	— — 77	— — 77.	— — —
XCIII.	— — 78.	— — 78.	— — —
XCIV.	— — 79.	— — 79.	— — —
— — —	— — 80.	— — 80.	— — —
— — —	— — 81.	— — 81.	— — —
— — —	— — 82.	— — 82.	— — —
— — —	— — 83.	— — 83.	— — —
— — —	— — 84.	— — 84.	— — —
— — —	— — 85.	— — 85.	— — —
— — —	— — —	— — 90.	— — Anony. I.

Ich eile zu dem letztern Punkte dieses Aufsatzes, welcher das Zeitalter unsers ehrlichen Fabeldichters betrifft. ——— Sein Herausgeber in Zürich, wie bekannt, ist der Meinung, daß er noch „vor den Tagen Friedrich des Zweiten gelebt habe. Die Sprache", sagt er, „die Orthographie, die Einfälle, die Ausdrücke, Alles verräth einen Verfasser aus dem blühenden Alter der schwäbischen Poesie." — Je erfahrner und scharfsichtiger der Kunstrichter ist, der einen solchen Ausspruch thut, von desto größerm Gewichte ist er. Gleichwohl aber ist eine Decision des Geschmacks kein historischer Beweisgrund; und es bleibt immer eine sehr mißliche Sache, Facta durch Geschmack entscheiden zu wollen, wenn er auch noch so sicher wäre. Denn wenn Andere diesen Geschmack nun nicht haben? Wenn Andere z. E. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkennten, das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach dem französischen Siecles geformt zu sein scheinet? Denn Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der jetzige König von Preußen um die gegenwärtige [1]). Gleichwohl will ich

1) In dem Aufsatz „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, von den Minnesängern bis auf Luthern" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 76) spricht sich Lessing ähnlich aus: „Welche die Aufnahme der Dichtkunst nur in der Ermunterung und dem Beispiele der Großen suchen, und daher die Regierung der Schwäbischen Kaiser auch hier zur Triebfeder machen, werden sagen, daß der Untergang eben dieses Hauses mit dem Tode Conradins 1268 auch den Untergang der deutschen Poesie veranlaßt habe. Aber es ist noch gar nicht erwiesen, daß ein Schwäbischer Kaiser irgend etwas für deutsche Dichter und Dichtkunst gethan habe, oder gar so viel gethan habe, daß der aufhörende Einfluß desselben in Deutschland so allgemeine Folgen hätte haben können."

nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur, die Epoche Friedrichs des Großen, zu nennen für gut findet! — Der Schweizerische Kunstrichter sagt ja selbst: „Wir haben gegenwärtige Fabeln desto lieber vor der Manessischen Sammlung vorhergehen lassen, weil sie bei ihrer natürlichen Einfalt eine große Leichtigkeit haben, welche sich auch öfters denjenigen verständlich macht, die nur ein flüchtiges Auge darauf werfen, ohne daß sie sich mit den Schönheiten der alten Sprache eine gelehrte Arbeit machen." Was heißt das anders, als: die Sprache dieser Fabeln ist nicht die Sprache der ältern Dichter in der Manessischen Sammlung, sondern ein gutes Theil verständlicher, d. i. ein gutes Theil jünger, unsrer jetzigen Sprache näher? ——— Und was will der gelehrte Mann mit der Orthographie jenes Alters? Giebt es denn eine solche? Wenn er das Glück gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden: ist das darum die Orthographie jenes Alters? Finden sich denn nicht selbst in der Manessischen Handschrift fast so viel verschiedne Orthographien, als verschiedne Dichter? ——— Was endlich den Ausdruck, die Einfälle, die ganze poetische Kunst anbelangt, woraus wir schließen sollen, daß unser Fabeldichter der Zeitgenosse der Minnesinger gewesen; so kann ich nicht bergen, daß ein solcher Schluß zu viel Unkunde mit den spätern Dichtern des 14ten und der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verräth. Zeiten, welche einen Hugo von Trimberg und einen Herman von Sachsenheim[1]) noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben, wie diesen. Ja, ich schäme mich nicht zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem Renner zerstreut sind, nach meinem Geschmacke (ich weiß wohl, daß Gellerts Urtheil ganz anders ausgefallen ist) weit lebhafter und unterhaltender erzählt sind, als diese vorgegebenen Fabeln des Schwäbischen Zeitalters.

Was der Schweizerische Kunstrichter von den materiellern Kennzeichen seiner bessern Handschrift sagt, scheint eher noch ein historischer Beweis zu sein. Scheint, sage ich: denn im Grunde ist es doch nur auch dunkle unerklärliche Empfindung. „So viel man",

1) Den Dichter der „Mörin". Vergl. eben diesen Aufsatz unter dem Jahr 1453.

sagt er, „aus den Charakteren der Buchstaben urtheilen kann, so ist sie gegen dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben worden.“ Wie wohl stünde es mit der Kenntniß der Handschriften, wenn es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchstabenzüge gäbe, aus welchen sich bis auf ein halbes Jahrhundert das Alter derselben mit Zuverlässigkeit angeben ließe. Freilich müßte es wohl dergleichen geben, und sie würden vielleicht auch zu bestimmen sein, wenn man eine große Menge von Handschriften des nämlichen Landes und der nämlichen Sprache vor sich hätte, deren Folge und Ordnung aus andern unstreitigen Gründen bereits bestimmt wäre. Aber wo ist das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatik jetzt noch halten, bedarf es schon eines sehr kundigen Mannes, der sich aus den bloßen Zügen der Buchstaben nicht mehr als um ein Jahrhundert irren soll; wie das jeder Gelehrte eingestehen wird, der Erfahrung in solchen Dingen hat und weder sich noch Andere betrügen will. ——— So ist denn auch bisher schlechterdings noch keine Handschrift von unsern Fabeln bekannt, die sich durch eine ausdrückliche Jahrzahl zu dem 13ten Jahrhunderte legitimirte. Alle übrigen, sowohl die zweite der Schweizer, als die, welche D. Scherz gebraucht hat, nebst den vieren unsrer Bibliothek, sind wenigstens ein Jahrhundert jünger, ja einige derselben wohl zwei; wie nicht aus bloßer kritischer Schätzung, sondern aus den ausdrücklich beigefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugschlusses schuldig zu machen, und bloß daraus, daß alle Handschriften viel neuer sind, den Dichter selbst für so viel neuer zu erklären. Es sind vielmehr ganz andere Umstände, woraus ich schließen zu können glaube, daß er wenigstens jünger sein müsse, als der Verfasser des Renners, und vermuthlich in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben habe. Umstände, die weniger von Anschein und Geschmack abhangen, und fast den Werth förmlicher Zeugnisse haben.

Einmal also, daß unser Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfasser des Renners[1]), sein müsse, läßt schon

1) Dieses Gedicht wollte Lessing herausgeben und hatte es schon zum größern Theil abgeschrieben.

Trimbergs Stillschweigen von ihm vermuthen. Denn Trimberg schweigt nicht allein von ihm, welches so viel als nichts beweisen würde; sondern schweigt an Stellen von ihm, die gerade der Platz gewesen wären, seiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er so vieler andern deutschen Dichter des 13ten Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfang des 14ten noch gelesen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutsche Lectüre seiner Zeit namhaft macht, zu der unser Fabeldichter wohl unstreitig gehöret hätte, wenn er schon vorhanden gewesen wäre. Diese Stellen finden sich auf dem 9ten und 82sten Blatte der einzigen gedruckten Ausgabe des Renners, und sind von solcher Wichtigkeit für den deutschen Litterator, daß ich nichts Ueberflüssiges zu thun glaube, wenn ich sie ein andermal mit den nöthigen Erläuterungen und Verbesserungen aus den vortrefflichen Handschriften ganz mittheile, die unsere Bibliothek von diesem merkwürdigen Gedichte besitzt. [1]) Jetzt will ich bloß diesen halben Beweis, der aus einem nicht zu verzeihenden Stillschweigen hergenommen wäre, durch einen Zusatz verstärken, wodurch er zu einem ziemlich vollständigen Beweise erwächst.

Nämlich: nicht genug, daß Trimberg von unserm Boner nichts weiß; in Beiden finden sich Stellen, die sich wie Original zur Copie verhalten, und die man nur ein wenig genauer ansehen

---

1) Er wollte es in dem schon erwähnten Aufsatze „Zur Geschichte der deutschen Literatur ꝛc." thun, den er aber nicht vollendete; er wurde erst nach seinem Tode herausgegeben. Hierin heißt es unter dem Jahre 1300 (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 76 f.): „Und hier stößt mir sogleich Trimberg auf, der seinen Renner um 1300 oder 1303 schrieb. — Aus ihm voraus die Stelle, wo die guten Dichter des vergangenen Jahrhunderts genannt werden, die damals schon anfingen, vergessen zu werden; berichtiget aus unsern Handschriften des Renners.

1175. Geilikeit luder und unkeusch
Mutwill und unzimlich teusch
Haben mangen herren also besessen
Das si der weis gar haben vergessen
In der hievor edel herren sungen
1180. Von Botenlaub und von Morungen
Von Limpurg und von Windespek
Von Neiff Wildome und von Braunek
Her Walter von der Vogelweid
Wer des vergeß des wer mir leid.
1185. Allein er war nit reich des gutes
Doch was er sinniges Mutes
Her Reimar und Her Peterlein
Mügen diß Genoß an sinn wol sein
Desselben wil ich dem Marner jehen.
1190. Wer maister Cunraden hat gesehen
Von Wirzpurg oder sein gedicht
Der setz in wol zu der pflicht."

Zu diesen Dichternamen macht er dann Anmerkungen.

darf, um sich zu überzeugen, daß die Originalität völlig auf Trimbergs Seite ist, und folglich Trimberg auch früher geschrieben haben muß. Von diesen Stellen will ich nur die hauptsächlichste wählen, welches die Erzählung von dem Prälaten mit den Birnen ist, die ich bereits unter so mancherlei Gestalt als eine Bonersche Erzählung dem Leser vorgelegt habe. Diese nun hat auch Trimberg; und hat sie so, daß sie sich unmöglich in einem so allgemein bekannten Werke, als Boners Fabeln seit ihrem Dasein gewesen zu sein scheinen, bereits kann befunden haben. Denn er führet sie ausdrücklich mit den Worten ein:

Ein war mere ich vernummen han,
Des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre Leut
Dabey sich wollen bessern heut.

Er hat sie vernommen, d. i., er hat sie nicht aus Büchern, sondern aus mündlichem Berichte; sie schwebt ihm noch in frischem Andenken; er hält sie für werth, zur Belehrung Anderer niedergeschrieben zu werden. Drückt man sich so aus von einem Märchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in Jedermanns Händen ist, sondern auch selbst in diesem Buche nicht zuerst vorkömmt? Denn, wie wir gesehen haben, fängt dieses Märchen beim Boner überall an:

Von einem Bischof liest man das.

Man liest, und ich habe vernommen: aus diesen Worten allein ist klar, wer mit des Andern Kalbe gepflüget[1]), oder wenigstens pflügen können. Denn da Boner alle seine Fabeln aus dem Lateinischen genommen zu haben vorgiebt, so kann ich freilich nicht so geradezu behaupten, daß er wenigstens diese aus dem Deutschen des Trimbergs habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat, kann er ihm wenigstens mittelbar zu danken haben. Ein späterer lateinischer Versifex kann sie aus dem Renner übersetzt, und damit den Anonymus des Revelet vermehret haben. Und daß es einen solchen spätern Vermehrer dieses Anonymus giebt, will ich an seinem Orte zeigen. Jetzt will ich die Erzählung selbst, nach Trimbergs Vortrage, nur ganz hersetzen, um urtheilen zu

1) Richt. 14, 18.

lassen, ob ihre Originalität auch nicht durch ihre innere Güte bestätiget wird?

Ein war mere ich vernummen han,
des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre leut
dabei sich wollen bessern heut.
Do ein prelate ze imal sas,
und mit seinen gesten as,
Ein schenkart das wart im gesant
mit birn. do sprach er zu hant
Wer behelt mir das schenkar
mit disen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
Ob das geschech, das wer zoren.
Si sprachen, das tu ewer schwester son.
Wer solt es billicher denn er ton?
Nein, sprach er, der ist ein tor.
Er nem vil leicht der besten vor,
Und lies mier die bösten ligen.
Damit ward der red geswigen.
Nu sas ein geistlich man do bei,
Der sprach diss: dir geklaget sei
Got herre, das man den nicht sol
Zu sechzig birn getrawen wol,
Dem tausend sele empholen sind!
Ein reich pharre het das kint,
Dem man zu den birn nicht
Getraut, als leider me geschicht,
Das selen bas feiler sind den birn.
Des unbild get mir in mein hirn.

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu sich Boner an die 70 nimmt. Und fehlt es dieser Kürze darum an Klarheit? Rollt nicht Alles hier weit besser und überraschender, als dort? Welcher Nacherzähler ist nicht weitschweifig und wässrig? Und welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer, als die Anwendung gerade nur so vieler Worte, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzelnen Fabel beim Boner, um sein Alter noch genauer zu bestimmen, und zu erhärten, daß er wohl nicht früher, als gegen das Ende des 14. Jahrhunderts möge geschrieben haben. Ich meine die bekannte Fabel vom Müller, seinem Sohne und ihrem Esel, über die vor zwanzig Jahren zwischen Franzosen und Deutschen ein kleiner Streit vorfiel, welche von beiden Nationen sich die Erfindung derselben zueignen könnte*). Daß es eine deutsche Erfindung sei, blieb ausgemacht[1]); es sei nun, daß sie Camerarius, wie Gottsched wollte, aus unsers Boners alten

*) Die Aufsätze, in welchen dieser Streit geführet wurde, sehe man im Journal Etranger und in Gottscheds Neuesten vom Jahre 1756. Die mancherlei Zusätze und Berichtigungen, deren sie fähig sind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

1) Ist aber falsch. Vgl. Gödeke's schon angeführten Aufsatz.

deutschen Fabel entlehnt habe, oder aus den Facetiis Poggii, wie ein Franzose für wahrscheinlicher hielt. Denn Poggius selbst bekennet in der Einleitung derselben, daß sie sich aus Deutschland herschreibe, und eben diese Einleitung ist es, die mir zu meiner Absicht hier dienen soll. Dicebatur, schreibt Poggius*), inter Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miserrima premi servitute: cum nequaque possibile esset, cum diversa sentirent, placere omnibus, diversis diversa probantibus. Tum *quidam* ad eam sententiam fabulam retulit, *quam nuper in Alamania scriptam pictamque vidisset.* Senem, ait, fuisse ... und wie die besagte Fabel daselbst weiter lautet, die bei unserm Boner die 52. ist, in der Ausgabe der Schweizer. Wer sieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung kommen: quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset; und besonders das nuper? Das nuper zwar ist sehr bald zu bestimmen. Denn aus der Schlußrede des Poggius zu seinen Facetiis erhellet, daß diese Schnurren aus den vertraulichen Gesprächen entstanden, die er während der Regierung Papst Martinus des V., also von 1417—1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich bestimmten Zusammenkünften gehalten. Also, auch von 1417 an gerechnet, kann nuper keine ältere Zeit, als den Anfang des 15. oder das Ende des 14. Jahrhunderts bedeuten; und das wäre es eben, was ich wollte. Eine Fabel, von der es frühestens um 1417 heißt, daß sie vor kurzem, nuper, erfunden worden, ist Beweis genug, daß die ganze Sammlung, worin sie sich befindet, nicht älter sein kann. Aber nun ist die Frage: heißen denn die Worte zusammen auch nothwendig das? quam nuper in Alemania scriptam pictamque vidisset. Ist nuper nicht eben sowohl zu vidisset zu ziehen, als zu scriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erst neulich gesehen hat, auch schlechterdings erst neulich gemacht sein? Wahrlich nicht; und dieses ist abermals ein Beweis, wie zweideutig die liebe lateinische Sprache ist. Indeß, was an diesem Exempel für mich das Beste ist, ist dieses: daß der doppelte Sinn, der darin liegt, nicht weit auseinander sein kann. Was Poggius selbst, oder sein Bekannter, in der Art, an der sie

*) Auf dem XI. Blatte der Straßburger Ausgabe von 1511.

so reich, mit der sie so bekannt waren, erst neulich gesehen hatte, geschrieben und gemalt gesehen hatte, muß wohl auch erst neulich gemacht sein. Wenigstens nicht sehr viel früher; weil es wohl sonst schon längst zu ihrer und ihres Gleichen Kenntniß gekommen wäre. Nichts breitet sich leichter und geschwinder aus, als Histörchen, die eine unstreitige Wahrheit auf eine so sinnreiche Art unsrer Anschauung darstellen. Ich sagte: „Poggius selbst oder sein Bekannter", denn es wäre möglich, daß Poggius hier von sich selbst in der dritten Person spräche. Er war, wie bekannt, während des Conciliums zu Costnitz, in diesen Gegenden von Deutschland gewesen, und hatte die Bibliotheken der Klöster mit vielem Nutzen durchsucht. Da konnte ihm denn leicht, in mehr als einer, eines von den obenbeschriebenen Exemplaren der Bonerschen Fabeln, mit Gemälden, zu Gesichte gekommen sein, auf die er mir so deutlich durch das scriptam pictamque anzuspielen scheinet.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren: die jedoch hier sogar Kleinigkeit nicht ist. Was mich in der Meinung bestärket, daß Boner nicht früher als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, ist dieses, daß er sich nicht Boner, sondern Bonerius nennet. Denn ich denke, es ist ausgemacht, daß der Gebrauch, seinem deutschen Namen eine lateinische Endung zu geben, erst um diese Zeit aufgekommen ist; als der Vorläufer der noch pedantischern Sitte, ihn nach seiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu übersetzen, welche gegen das sechzehnte Jahrhundert und weiter hin, so annehmlich befunden wurde.

Nachschrift.

Ich darf diese zweite Entdeckung, über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, nicht in die Welt schicken, ohne Gottscheden, mit dem ich es so vielfältig darin zu thun habe, eine Gerechtigkeit zu erzeigen, die er sich selbst widerfahren zu lassen, wenn er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nämlich geglaubt, daß er von unsern Handschriften dieser Fabel nicht mehr wisse, als er gelegent-

lich im Brachmond 1756 seines Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, beibringen wollen. Nun aber finde ich, leider zu spät, daß er schon zehn Jahre vorher ein Programma de quibusdam Philosophiae Moralis apud Germanos antiquiores speciminibus geschrieben, aus welchem zu ersehen, daß er auch den alten Bamberger Druck gekannt, von welchem ich am ersten anzumerken geglaubt, daß er die nämlichen Fabeln enthalte, welche Scherz zu allererst herauszugeben vermeinte. Wie nachlässig er aber diese Entdeckung genutzt; wie sorglos er eben daselbst nicht nur die Fehler in Ansehung unserer Handschrift begangen, die ich an seinem Neuesten gerügt, sondern auch wie viel plumper diese Fehler dort erscheinen! mag selbst nachsehen, wer Lust und Gelegenheit dazu hat. Ich kann mich nur nicht genug wundern, theils, wie den Schweizern so viel früher die Gottschedische Anzeige unbekannt bleiben können, theils, wie Gottsched es versäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erschien, es der Welt mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit anzuzeigen, wie viel diese Herausgeber schon längst von ihm hätten lernen können. Aber so ging es damals: Jeder schimpfte auf den Andern, und Keiner las den Andern.

Die Nachtigal.

Ich blätterte in Heydenreichs Leipzigischen Chronike, und da ich eben nichts Wichtiges suchte, so zog unter dem Jahre 1567 folgende Stelle meine Augen auf sich:

„Anno 1567 den 13ten Januarii, hat der Scharf-Richter zu Leipzig auffen Markt ein Buch, die Nachtigal genant, darinnen die Judicia und Gerichte mit Schmehworten hart angegriffen worden, öffentlich verbrannt, und die, so sie feil gehabt, ausgepaucket."

Wer seiner Neugierde öfters nachgehangen, den reißt sie bei dem kleinsten Anlasse mit fort. Und so sahe ich mich auch hier gar bald mitten in der ernstlichsten Nachforschung, was denn eigentlich dieses verbrannte Buch, die Nachtigal genannt, für ein Buch gewesen sei?

Gleich anfangs besann ich mich, daß Vogel der vermehrte und fortgesetzte Heydenreich ist. Vogels Leipzigisches Geschichtbuch also war das erste, was ich zu Rathe zog; in der festen Hoffnung, meine Neugierde sofort befriediget zu finden. Aber ich betrog mich: Vogel wiederholt die nämlichen Worte des Heydenreichs, ohne die geringste nähere Aufklärung.[1])

1) S. 218, citirt: Heydenreich, S. 158.

Ein verbranntes Buch ist gemeiniglich ein seltenes Buch. Ich vermuthete demnach, in den bekannten Verzeichnissen solcher Bücher, meine Nachtigal gewiß anzutreffen: und schlug sie nach, eines nach dem andern. Aber wiederum vergebens. Selbst Andreas Westphal, der eine eigene Dissertation von den Büchern geschrieben, die auf Befehl der Obrigkeit verbrannt worden; selbst Schelhorn, der diese Arbeit des Westphal durch viele Zusätze erweitert hat*), ließen mich unbelehrt von sich. Sie wissen alle von keiner Nachtigal; von keinem Buche, das 1567 zu Leipzig von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt worden.

Nachdem ich hierauf auch Müllers Annales, und andere Sächsische Geschichtschreiber, nicht ohne Zeitverlust, eben so unnützlich nachgelesen hatte: mußte ich auf den Gedanken gerathen, daß das, was ich so begierig sei zu wissen, am Ende auch wohl nichts weiter, als ein elendes Pasquill irgend einer Privatperson, irgend einen Rechtshandel betreffend, gewesen sei, an welchem der Rath zu Leipzig eine solche Rache zu nehmen für gut befunden. Selbst die Worte des Heydenreich: „daß die Judicia und Gerichte darinnen mit Schmehworten hart angegriffen worden", schienen nichts Wichtigeres, nichts was sich mehr auf das Allgemeine bezöge, anzeigen zu sollen.

Ich wollte sonach eben wieder eine von den Jagden beschließen, von denen ich so oft nicht reicher, aber müder zurückgekommen: als ich mich auf einmal besann, wo ich jetzt sei. Warum suche ich in Büchern nach einem Buche, das Trotz dem Scharfrichter von Leipzig, hier wohl noch selbst vorhanden ist? Ich will das Buch suchen; nicht bloß Nachrichten von dem Buche.

Und so fand ich gar bald, was ich suchte. Zwar nicht völlig so, wie ich es suchte, aber doch auch nicht viel schlechter. Ich fand es nämlich nicht so, wie es verbrannt worden; nicht gedruckt: sondern ich fand unter unsern Manuscripten Abschriften davon, und deren nicht weniger als drei.

Auch sah ich nun meine Mühe mehr als belohnt. Denn weit gefehlt, daß ich endlich ein so geringfügiges Werk in Händen hatte, als ich vermuthen zu müssen glaubte: so war es vielmehr eine

*) Amoenit. liter. T. VIII et IX.

Schrift, welche sehr wichtige Händel, nicht einer einzelnen Stadt, nicht einer bloßen Provinz, sondern des gesammten Reiches betrifft. Kurz; die Nachtigal singt nichts Geringeres, als ein Lied über die damaligen Grumbachischen Unruhen. — Vielleicht hätte ein Andrer dieses sogleich errathen, dem es aufgefallen wäre, daß jene Stelle bei dem Heydenreich und Vogel unter lauter Nachrichten von diesen Unruhen und von den Anstalten stehet, welche der Churfürst zu Sachsen zur Belagerung der Stadt Gotha, zu Ende des sechsundsechzigsten, und zu Anfange des siebenundsechzigsten Jahres, eben machte. Doch besser ist wissen, als rathen.

Da ich den Inhalt meiner aufgefundenen Schrift nunmehr kannte, so war es natürlich, daß ich ihr auch da nachspürte, wo ihrer, zu Folge desselben, entweder gelegentlich oder geflissentlich hätte Erwähnung geschehen können. Allein ich habe deren zur Zeit noch nicht die allergeringste, weder in den gleichzeitigen Wechselschriften beider Parteien, noch bei den nachherigen Geschichtschreibern besagter Unruhen, finden können. Wie denn auch Kreysig, welcher in seiner historischen Bibliothek von Obersachsen ein eignes Kapitel den Schriften gewidmet hat, welche die Grumbach'schen Händel betreffen*), darunter keiner Nachtigal gedenkt.

Dieses Alles, meine ich, beweiset so ziemlich, welch eine Seltenheit unsere Bibliothek an den Abschriften derselben besitzet. Eine Seltenheit, die allein schon werth ist, daß ich es wage, aus einer Nachtigal einen Phönix zu machen, der aus seiner Asche jünger und schöner wieder hervorsteiget.

Hoffentlich bin ich der Meinung nicht allein, daß es auf alle Weise erlaubt ist, ein von Obrigkeits wegen, auch aus den triftigsten Gründen, verbranntes Buch wieder herzustellen. Denn ein solches Verbrennen hat die Absicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es soll diese Absicht nicht haben; es kann sie nicht haben. Es soll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Urheber sein. Was einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidigt er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des ver-

*) Sect. II, cap. 21.

tilgten Buches, von welcher Art es auch immer sei, kann beleidigt haben. Er stürzet sie vorsätzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehen, selbst zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben so vermessene als lächerliche Art, daß sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben so ehrlichen als einsichtsvollen Mann halten soll.

Die Grumbachschen Händel sind vorbei; auch in ihren unmerklichsten Folgen vorbei. Nur dem Gelehrten, der sich lange nachher ein Geschäfte daraus macht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, wenn beide nichts mehr fruchten, und nichts mehr schaden; nur dem Staatsmann, dem die Geschichte seine Schule ist, sind sie noch dann und wann gegenwärtig. Was dieser daraus lernen kann, weiß ich nicht, mag ich nicht wissen. Aber wie jenem oft dabei zu Muthe sein muß, kann ich einigermaßen urtheilen.

Er wird weit entfernt sein, sich zum Vertheidiger Grumbachs und seines Anhanges aufzuwerfen. Er ist von dem Verbrechen dieses Mannes überzeugt; er giebt es zu, daß die Strenge, mit der man gegen ihn verfahren, vielleicht damals nothwendig gewesen; er erkennet mit allem Wohlgefallen, daß diese Strenge wenigstens in ihren Wirkungen, zu Festsetzung der allgemeinen Sicherheit, zu gänzlicher Abstellung der gesetzwidrigen Selbsthülfe, sehr ersprießlich gewesen.

Aber wenn er dieses Alles thut, wird er darum auch mit den Geschichtschreibern zufrieden sein, die einen Mann, den eine damals sehr gewöhnliche Denkungsart zu Unthaten verleitete, die nichts weniger als die einzigen von ihrer Art im Reiche waren, die diesen Mann, sage ich, zu dem abscheulichsten und unsinnigsten Bösewicht machen? die ihm alle Schandthaten, deren ihn seine Gegner bezüchtiget, als die erwiesensten Wahrheiten nachsagen? denen er Mörder und Straßenräuber ist? denen er eben so zuverlässig Zauberer und Teufelsbanner sein müßte, und sicherlich sein würde, wenn sie es nicht für schimpflicher hielten, Alfanzereien nachzuschreiben als Verläumdungen?

Wenn diesen Gelehrten nun gar seine Nachforschungen auf die Spur einer Schrift bringen, die Grumbachs heftigster Feind, eben als er den Garaus mit ihm spielen wollte, verbrennen lassen; die

folglich für Grumbachen muß gewesen; die er aber nirgends selbst auffinden kann: (und eine solche Schrift ist unsere Nachtigal, wie man aus den Umständen schon wird geschlossen haben), was soll er denken? Ist er, bei der Untreue, bei dem Leichtsinn, mit welchem man auf das bloße Wort seiner Feinde, Anklagen auf Anklagen gegen ihn häuft, ohne die geringste Rücksicht auf seine Rechtfertigung zu nehmen, nicht befugt, das Aergste zu denken? zu argwohnen, wer weiß was für Dinge darin enthalten gewesen, auf die man den Scharfrichter antworten lassen, weil sich sonst Niemand sie zu beantworten getrauet?

Und dieses wäre die nähere, wichtigere Ursache, eine dergleichen Schrift wieder herzustellen. Denn ob sich schon der Gelehrte in seinem Argwohne irren würde; ob schon unsere Nachtigal nichts singt, was nicht damaliger Zeit mehr Vögel auf den Dächern sangen: so ist auch das schon ein Verdienst, wenn der Litterator, der ihm nur Materialien in die Hände liefern soll, durch den Verlust eines leidigen Bogens, einen solchen Argwohn sowohl ihm, als dem, den er trifft, ersparet.

Denn daß ich die Schrift selbst nun etwas näher beschreibe, so ist sie ein kleines Gedicht von ungefähr sechshundert Zeilen; und dieses Gedicht ist, seiner Einkleidung nach, die Apostrophe einer Nachtigal an das Haupt und die Glieder des Reichs, nach dem verschiedenen Interesse, das sie an der Grumbachschen Sache nahmen, oder hätten nehmen sollen. Der poetische Werth derselben ist klein. Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen: und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut sein: aber für die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volkes; und wann geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen giebt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber wenn Gott will, sehr zuverlässige Beläge aus dem bedächtlichen Kabinete: und wir finden uns trefflich verbessert. —

Der Verfasser sagt auf dem Titel, daß er den wesentlichen Inhalt aus den Schriften Herzog Johann Friedrich des

Mittlern gezogen habe. Ich sehe, daß er vornehmlich die Antwort damit gemeinet, welche dieser Herzog, des Reichs abgesandten Botschaften, auf ihr Anbringen und Werbung, Wilhelmen von Grumbachs, Ernst von Mandelslo, und Wilhelmen von Steins halben, gegeben, und die 1566 auf 15 Bogen in Quart gedruckt ist, auch von Rudolphi seiner Gotha Diplomatica einverleibt worden*). Da ich nun sowohl diese Antwort, als auch alle anderen dahin schlagenden Schriften, von beiden Theilen, mit allem Fleiße durchlesen mußte, um von dem wahren Werthe meiner Nachtigal urtheilen zu können: so hatte ich bereits die merkwürdigsten Parallelstellen in ihnen ausgezeichnet, und war Willens, sie, wie es kommen würde, zur Erläuterung, oder Bestärkung, oder Widerlegung, der schwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen. Doch bei näherer Erwägung fand ich für gut, demjenigen in nichts vorzugreifen, der es einmal wagen dürfte und wollte, die Grumbachschen Händel in allem ihrem Umfange mit Freimüthigkeit und Einsicht in die damalige deutsche Staatsverfassung, zu beschreiben. Mir genüge, diesem Manne, dem ich den Geist eines Sallustius oder St. Real siebenfältig wünsche, eine Kleinigkeit zur Hand geschafft zu haben, die er ungern vermissen würde, und die ich ohne weitere Vorrede hier mittheile.

Nachtigal:

das ist,

Aus Johann Friedrichs des Mittlern, Herzogs zu Sachssen, publicirten Schriften, vom Ursprunge, Anfang und ganzen Prozeß der Wirzburgischen und Grumbachischen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug.

Mit einer nützlichen und christlichen Vermahnung an die Rom. Kahs. Mayt. Chur- und Fürsten, auch andere Stände des H. R. Reichs,

antreffende die jetzige trübselige Belagerung
der gewaltigen Festung Grimmenstein, und weitberühmten Stadt Gotha.

Gedruckt im Jahr Christi
MDLXVII.

Dieweil ihr schlaffet in der Nacht,
Und Trübsal euch bekümmert macht,
Komm ich, genannt die Nachtigall,

O Fürsten gut, in diesem Thal,
Zu singen euch ein schön Gesang,
Zu wecken euch mit meinem Klang,

*) Theil II, S. 62–92.

Dieweil der Früling kompt herbey.
Bitt, wollet meine Melodey
Gütlich in Gnaden hören an,
Der Büchssen Knall abschaffen lahn,
Gute Freunde mit einander seyn,
Und euch wohl bey der Sonnen Schein
Vertragen mit einander all,
Auf daß verhüt werd großr Unfall,
Den Eulen nit mehr hören zu,
Die euch gemachet solch Unruh.

Poeten solch Gewohnheit han,
Wann sie zu dichten fangen an,
Daß sie viel Götter allermeist
Anruffen, umb ein guten Geist,
Daß ihre Reym mit Süßigkeit
Gezieret seyn, und wol gekleydt.
Ich weiß nit mehr denn einen Gott,
Den ruff ich an nach seinem Gebott,
Daß ich euch all vermahnen mag,
Anzeigen vieler Herzen Klag,
Vom grossen Handel reden wol,
Weß jeder sich verhalten soll;
Doch daß ich euch nicht lang auffhalt,
Ist die Sach kürzlich so gestallt:
Grumbach der hat viel Guth und Land,
Das behielt ein Stifft gern in seiner Hand,
Daher entspringt der erste Neydt,
Der gemachet hat so manchen Streitt.
Marggraff Albrecht, der streitbar Mann,
Den von Wirtzburg wolt greiffen an:
Grumbach Marggräffscher Diener war,
Wie ihm vergrimmt der Pfaffen Schaar.
Der Bischoff trauet ihm nit im Streit,
Begerte Fried und Einigkeit.
Hie thet Grumbach eine große Treuw
Dem Stifft Wirtzburg und ganzem Gebeuw,
Richtet auff Fried und Einigkeit,
Macht daß geschah dem Stifft kein Leydt,
Verhindert selbst den Ueberfall,
Leyhet ihm Geltt in großer Zahl;
Viel Treuw hat Grumbach mehr gethan,
Am Stifft Wirtzburg, der ehrlich Mann.
Denn da der Graff von Beuren bracht
Viel Reuter, und ein große Macht,
Hat Grumbach Fleiß gewendet an,
Daß er dem Stifft kein Schaden gethan.
Beym Kayser auch erhalten hat,
Daß er viel Reuter schicken that,
Welche den Stifft beschützet han,
Daß ihm kein Ueberlast gethan.
Nun höret zu mit welchem Lohn
Die Pfaffen ihn bezahlet hon.
Da Moritz und Albertus beyd
Hielten zusammen einen Streitt,
Marggraff Albrecht verlor die Schlacht,
Derhalben ihn der Stifft veracht,
Wolt sein Zusag nicht halten mehr,
Dieweil Albrecht geschwechet sehr,
Wil ihm nunmehr kein Schuld gestahn.
Grumbach wolt sein Bezahlung han,
Der Bischoff ihm wolt zahlen nicht,
Verachtet truzlich all Gericht,
Beraubet auch sein Land und Leut,
Vermeynet, er hätt ein gute Beutt.
Grumbach der ruffet an das Recht,
Der Stifft der macht viel Spiegelgefecht,
Der Kayser selber redet an
Den Bischoff, daß er soll verstahn,
Mit Grumbach kommen überein,
Sagt, daß die Sach nit war so kleyn.
Der Bischoff bleibt auff seiner Bahn,
Helt Grumbach vor ein schlechten Mann.
Nicht lang hernach der Bischoff ward

Mit einer Kugel getroffen hart,
Daran Grumbach unschuldig sich
Bekennet frey und öffentlich.
Mit solcher Protestation,
Daß ihm der Schuß mehr Leydt gethan,
Denn eim andern in dieser Welt,
Wie er solchs auff sein Eyd erhellt.
Grumbach zeucht in fremde Land,
Sein Tugend machet weit bekandt,
Und dienet den drey Lilien schon,
Welch führet die französisch Kron.
Mit Reuttern stark er wiederkehrt,
Die Pfaffen gewißlich hart verfehrt.
Man gibt ihm viel der guten Wort,
Daß er nit also fehret fort.
Grumbach sich überreden läßt,
Folgt ihrem Rath, und thut das best.
Er meynt, sie würdens machen fein,
Sein Land ihm wiedergeben ein,
Gütlich die Sach ohn alle Wehr,
Zu Frieden stund auch sein Beger.
Da er die Reutter gelassen ab
Kein Pfaff ihm gute Wort mehr gab.
Ferdinandus doch das beste that,
Den Pfaffen gab ein guten Rath,
Gütlich Verträg zu nehmen an.
Die Pfaffen wolten nit daran,
Des grossen Vogels hätten sie
Erwehret sich, sprachen sie fry,
Was sie dann mit eim Edelmann
Sollten Vertrag jezt nemen an?
Mit Gedultt Grumbach so lange harrt,
Bis er schier gar zum Bettler ward,
Nit treiben kunt ein lang Proceß,
Den kayserlichen Rechten gemeß,
Dem Adel zeigt sein Bettelstab
Sprach sie an umb ein Reutergab.
Wirzburg, die weit berümte Stadt,
Er glücklich eingenommen hat,
Doch hat er nit gefordert das sein,
Verschreibung genommen nur allein,
Die Pfaffen lassen leben all,
Kein Burger plündert dazumal.
Der Pfaffen Kelch und Meßgewandt,
Damit sie treiben ihren Thandt,
Hat er da nit gerühret an,
Sondern sie noch bewahren lan.
Des Bischoffs Hoff und Canzeley
Für Raub er thet erretten frey:
Allein mit Siegel, Brieff und Eydt
Nam er auf dißmal sein Bescheydt,
Die auch der Bischoff hat hernach
Versiegelt, und die ganze Sach
Bewilliget, ungezwungen zwar,
Wie solches allen offenbahr.
Hett Grumbach sich daselbst bezahlt,
Und geübt allda sein Gewalt,
Den Pfaffen genommen all ihr Gutt,
Gebrochen ihren stolzen Muth,
So hett er sie bezahlet frey,
Wär bewahrt für ihrer Buberey.
Solchs hat er aber nit gethan,
Hat jedem da das sein gelahn,
Daß er in Fried die Güter sein
Sein Kindern möchte geben ein.
Aber gewißlich er war zu gutt.
Die Pfaffen trib der Uebermuth,
Denn sie hernach ihr Brieff und Eydt
Mördlich gebrochen ohn Bescheydt,
Sein Weib geplündert Land und Gutt,
Dazu ein grossen Uebermuth
An seinem Sohn getrieben han,
Conrad Grumbach, wolts recht verstahn,
Daß sie ihm han ein kleines Kindt
Männlichs Geschlechts, ermordet geschwindt,
Von Mutterleib getrieben zwar
Als Mörder, solchs ist offenbar,
Getrieben ihn von Land und Gut,
Gedurstet sehr nach seinem Blutt,
In seinem Namen thun greiffen an
Den Apt von Benz und den Kauffman,

Daß er zu keiner Gnade mehr
Ferner möcht kommen, auch sein Ehr
Durch famoß Bücher sehr geschendt,
Die kommen sind in vieler Hendt.
So han sie auch Wilhelm von Stein
Sein Häuser abgebrennet rcyn,
Junker Ernsten von Mandeß-loh
Sein Früchten auf dem Feld zu Stroh
Gemachet frey, nit leyden wollt,
Daß man dieselb einsammeln solt.
Da Grumbach so geengstigt sehr,
Johann Friedrich der mittler Herr
Betrachtet sein Ritterliche That,
Deren er gar viel erzeiget hat,
Auch ehren thun sein Alter schwer,
Wie uns gebeutt die Göttlich Lehr,
Sein Trübsal auch gesehen an,
Wie er verfolgt von jedermann,
Sich seiner so erbarmen thut,
Und nimpt ihn auff in sicher Hut,
Verheißt ihm Schutz und frey Geleydt,
Daß ihm zufügt niemands kein Leyd,
Und thät solchs mit des Kayſers Rath,
Damit es ihm nicht brächt in Schad
Damit nit ferner wurd berührt
Das Römisch Reich, bis wurde verhört,
Im Römischen Reich vor allen Stendt,
Und jedem da sein Recht erkendt.
Solchs hat Ferdinand gelassen zu,
Doch daß Grumbach in Rast und Ruh
Sein Leben führt, und jedermann
Auch rasten ließ, wie er denn thun.
Das merket wohl ihr Edelleut,
Die ihr Grumbach umbringet heut.
Ist diß der Lohn und billig Ehr
Für Ritterliche Kriegeswehr?
Denkt doch ihr Fürsten alle gut,
Daurt euch nicht das Sächsisch Blutt?
Johann Friedrich der dapfer Heldt
Sein Leben also frömmlich stelt
Umb Gottes Wort in große Gefahr,
Der Chur darum beraubet war,
Sein Söhnen ließ ein kleines Landt:
Denkt ist es nit ein große Schandt,
Wenn ihr die nun bekriegen wollt,
Die ihr billich erretten soltt!
Fürwar der Grafe von Serein
Für Gott wird ewer Kläger seyn,
Den ihr den Türken jämmerlich
Habt morden lassen all zugleich,
Und habt ihm keine Hülff gethan,
Habt dennoch das Volk schätzen lahn,
Den Türken wollen freßen gar,
Ihm ziehen ab sein Haut und Haar,
Die Kriegsleut auch bezahlt nit all,
Dadurch sie kommen in Unfall,
Waßer getrunken für den Wein,
Daß ihrer viel gestorben seyn.
Was denkt ihr doch, ihr Fürsten gutt,
Bekriegt ihr nicht ewer eigen Blutt,
Und wendet für des Reiches Acht,
Und schendet ewer eigen Macht,
Verlaßt das arme Niederlandt,
Damit der Bapst sein Spott und Schand
Zu üben hat in seinem Sinn,
Bedenkts, was ist doch ewer Gewinn?
Sein dieß die Türken, die ihr wollt
Erwürgen, durch des Reiches Sold?
Muß darum auch der Zoll am Rhein
Gesteygert und gemehret seyn?
Viel meynen, daß des Türken Steur
Soll seyn ein newes Fegefeur.
Ist Grumbach nicht ein alter Mann
Der für Alter kaum gehen kann:
Wenn ihr nun lange führet Krieg,

Was Ehr bringt euch dann solcher Sieg?
Er begeret doch nur Rast und Friedt,
Warzu soll denn dieser elend Streit?
Soll Grumbach seine Gütter lahn
Den Pfaffen, und selbst betteln gahn?
Weh euch, ihr falschen Zungen zwar,
Die ihr jetzt bringet in die Haar
Die blutsverwandten Fürsten gut,
Und stürzet so unschuldig Blutt!
Die armen Bauern müssen dran,
In schanzen sich erschiessen lahn,
Ihr freßt und sauffet bey dem Feur,
Gedenket nit, daß Christus theur
Das Menschlich Blut erlöset hat,
Weh euch, der großen Missethat!
Der Arme seufzt, und spricht Ach, Ach!
Und häuffet über euch Gottes Rach.
O Kayser Maximilian,
Gott zier dein Kayserliche Kron,
Der Bapst stecket voll giftig List,
Des Reiches Fried zuwider ist:
Durch Einigkeit der Fürsten Macht
Zunimbt, solches der Bapst betracht,
Hierauf ist er beflißen gar,
Daß er euch nur bringt in die Haar,
Vermalmet so eur Bein und Mark,
Daß ihr im werdet nit zu stark,
Läßt sich anbetten, wie ein Gott,
Tritt euch mit Füssen, wie ein Krott.
Viel Kayser hat er abgesetzt,
Die Türken wider sie gehetzt.
Da du empfiengst die güldene Cron,
Hast du das Evangelion
Zu schützen vielen zugesagt.
Denk ob es Gott auch wohl behagt,
Wenn jetzt die Hur von Babylon
Befürdert werd durch deine Cron.
Der Höchste sitzt in seinem Thron,
Und hat vorlängst gezehlet schon
Die Tag und Stund des Scepters dein,
Die Zeit die ist hier kurz und klein.
Grumbach ein treuer Diener war
Dem Carolo, wie offenbar:
Der von Wirzburg keiner Parthey
In Treuwen ist gestanden bey.
Dein Vater auch erlaubet hat
Johann Friedrich mit reiffen Rath;
Den von Grumbach zu geben Schutz:
Darum hat er mit keinem Trutz
Veracht dein kayserliche Cron,
Des merk, o Maximilian.
So hast du auch gelassen zu
Johann Friedrichen, daß er in Ruh
Den von Grumbach behalten hat:
Wenn du solchs ein Missethat
Erkennen wiltt, bin ich zu schlecht,
Und kan es preisen nit für Recht.
Ein Fuchs hie muß begraben seyn,
Des fürchten beyde groß und kleyn,
Viel sorgen, daß Grumbach allein
In diesem Kriege sey ein Schein,
O Kayser Maximilian,
Niemand Gott widerstreben kan.
Die Augspurgisch Confeßion
Gestellet hat der Melanthon,
Derselbig hat bekennet frey,
Im Nachtmal heut welche Parthey
Die Wahrheit baß verstanden hat,
Eh denn er seinen Geist aufgab.
So man jetzt sagt die Wahrheit frey,
So ist es eitel Schwermerey.
Jetzt unter der Confeßion
Viel Lugen seyn bedecket schon.
Das heilig Evangelion
Das ist die best Confeßion.
Kayser Carolus, der gütig war,
Vom Bapst ward verführet gar,
Der machet ihm ein groß Ungunst,
Dieweil er durch des Bapstes Kunst
Zertrennet hat der Christen Bundt,

Gott und seinem Worte widerstund,
Verhert das Teutsche Land sogar,
Dem er mit Eyd verbunden war,
Da er sich rustet zu der Wehr,
Und ihm kein Fürst getrauet mehr.
Erstlich der Römisch Bösewicht
Auflöset alle Eidespflicht,
Ein Fürst wider den andern ficht,
Groß Jammer da ward zugericht,
Daß in dem ganzen Teutschen Landt
Geschah schrecklicher Mord und Brandt,
Die Reichstedt kamen umb groß Geltt,
Die Fürsten fing man in dem Feldt
Durch listige Betriegerey,
Der Landgraff gut kam auch herbey,
Die Festung brach man ab zu hand,
Das Geschütz ward geführet aus dem Land,
Das Interim das falsch Gedicht
Wollt Magdeburg bewilligen nicht,
Der Bapst erfand ein solchen Rath,
Daß Magdeburg die schöne Statt
Von ihren Freunden belagert ward,
Umbringet und geengstet hart.
Was hat Carolus gewonnen dar,
Da er wieder bekrieget war,
Da Magdeburg kam in Vertag,
Sag, wer war der da unten lag?
Da Moritz stolzlich gewinnt die Clauß,
Die gefangenen Fürsten bringt zu hauß,
Da Carolus thet passiren lahn
Die Augspurgisch Confeßion,
Was gab ihm doch der Bapst für Lohn,
Da er lang hett das Best gethan?
Sein eigen Reich bekrieget sehr,
Dadurch geschendt sein eigen Ehr,
Da er unglückhaftig von Metz
Mit Spott abzogen ist zuletz,
Gab ihm der Bapst nicht solchen Rath,
Daß er den Scepter von ihm that,
Hieß ihm ein Kappen ziehen an,
Als hette er ganz Uebel gethan,
Daß er die Fürsten geben frey,
Und nit mit grosser Tyranney
Das Bapstthumb aufgerichtet gar,
Durch tausend Mord und manch Gefahr.
Solchs wollstu, Maximilian,
Bitt ich in Gnaden auch verstahn,
Die all zu Gnaden nehmen an,
Die deiner Kayserlichen Cron
Ein Fußfall thun demüthiglich,
Dein Augen zeigen gnädiglich,
Gedenk, daß Gott der Höchst allein
Dir auch vergibt die Sünde dein.

Churfürst Auguste, denk daran,
Ein Beyspiel dich erinnern kan.
Albertus das Marggräfisch Blutt,
Dazu Moritz dein Bruder gutt,
Zusammen waren gehetzet auch,
Von Buchsen ward ein großer Rauch,
Das Fürstlich und das Adel Blutt,
Noch heut das Erdreich ferben thut.
Wär dir jetzt treuw dein Prädicant,
Spräch er, es wär ein grosse Schand,
Daß du so alt jetzt worden bist,
Und nicht merkest der Pfaffen List.
Denn Grumbachs unverdiente Acht,
Hastu erstlich selber veracht,
Dem Grumbach Dienst gebotten an,
Ihn gehalten für einen frommen Man.
Auch hat Staupitz, der Diener dein,
Grumbach zugeführt zwey Fähnelein
Sehr starker wohlgerüster Knecht,
Da er mit gutem Fug und Recht
Wirtzburg die weitberümbte Stadt
On blutig Schwerd erobert hat.
So sagt dir auch dein Conscienz
Ohn Zweifel ein sehr gut Sentenz,

Daß der alt Churfürst mit seiner That
Noch Chur, noch Ehr verwirket hat.
Die Rede flihet auch mancherley,
Daß Moritz durch verrätherey
Die Chur bekommen, und mit Fug,
Johann Friedrich dieselbig trug.
Hat dir Gott günnet nun die Ehr,
So sollt du prangen nit zu sehr,
Vertilgen nit dein eignes Blutt,
Von dem du hast dein Ehr und Gut.
Es ist doch ja der Vetter dein,
Den du und noch ein Pfaff allein,
Um seine Treuw und milde That
Umbringest mit deim eignen Schadt.
Kein Chronik solches preysen wirdt,
Darzu kein frommer Seelenhirt.
Denk, daß du auch bist Staub und Erd,
Dein Leben hie nicht ewig werdt.
Wiltu gehalten seyn vor keck,
So zihe hin, und gewin Siget,
Welches der Türk genommen ein,
Dardurch wird auch der Name dein
Berühmet seyn und weit bekandt,
Im Teutschen und im Welschen Landt.
Das Reich zwingt mich, ist deine Sag.
Du hast aber eine strenge Klag
Zu Augsburg im vergangnen Jahr
Herfür gebracht, ist offenbahr.
Der falschen Urgicht Instrument
Hastu gesandt im Pergament
Dem Kayser, und noch andern mehr,
Dein Freund hierdurch geschendet sehr.
Auch auff eines Menschen Mund allein
Muß Grumbach überzeugt seyn.
Der von Wirtzburg und von Braunschweig
Mit dir, seyn nicht das ganze Reich.
Ein Pfaff die Acht hat impetrirt,
Und wer dieselbig exequirt,
Der schendet seine eigen Ehr,
Hofirt den Pfaffen allzusehr.
Hettstu Grumbach nit klaget an,
Wer hingelegt der alte Span [1]),
Auch ausgesühnet wer die Acht,
Die jetzund bösen Handel macht.
Wilhelme, denk an Bruder dein,
Denn wenn der wird verdorben seyn,
Was wird doch endlich seyn dein Lohn?
Wirst du nicht haben Spott und Hohn?
Dein Herz wird sich bekümmern sehr,
Daß du nit solchs betrachtet ehr.
Was hat dein Bruder dir gethan,
Daß du mit Pfaffen spanneſt an,
Verderbst dein eigen Gut und Landt?
Bedenk die Brüderische Bandt.
Pfalzgraf am Rhein, die Töchter dein
Jetzunder sehr betrübet seyn.
Zwo Schwestern, die zween Brüder han,
Ach Gott in großer Trauwer stahn.
Der Mutter muß solchs seyn ein Pein,
Dem Vater auch gewiß nicht kleyn.
Der Teufel hetts auch gern gemacht,
Daß man dich in des Reiches Acht
Gethan hett, ist ihm herzlich leydt
Daß dir geworden gut Bescheydt.
Wie gern wollt er dich fressen gar,
Mit Leib, mit Seel, mit Haut, mit Haar.

1) „Zank, Streit. Zinkgräf, Apophth. I, S. 8." (Lessing in den „Beiträgen zu einem deutschen Glossarium", herausg. von Lachm. = Maltz. XI, 2, S. 273.)

Joachime, deine Fürbitt,
Von Brandenburg, hat geholffen nit.
O Brandenburgisch Edelleut,
Ewer Frombheit wird gefordert heut.
Des frommen Casimiri Knecht,
Welcher doch hat gut Fug und Recht,
Der vierzig Jahr sein Diener war,
Wird geengstet von der Pfaffen Schaar.
Marggraff Albrecht, den guten Heldt,
Da Moritz durch eine Kugel gfellt,
Hat Grumbach nit verlassen thun,
Darum wird er gehasset nun.

Churfürst von Maynz, ein alt Geschicht
Wird geben dir ein guten Bericht.
Als Dieterich auch Bischoff war
Zu Maynz, den Bapst strafft offenbahr,
Daß er nur sucht der Teutschen Gelitt,
Wend vor, der Türk der leg im Feldt.
Drumb Maynz die weitberühmbte Statt,
Ein andrer Pfaff anzündet hat.
Und da ihm geöffnet war die Pfort,
Viel Bürger jämmerlich ermordt,
Die andern hat er trieben auß,
Die Statt plündert von Hauß zu Hauß.
Noch ward da nit erkannt die Acht.
Dasselbig, bitt ich, wol betracht.
Churfürst zu Maynz, wollst werden gleich
Den frommen Bischoff Dietereich.

Churfürst von Cöllen, denk daran,
Wie dein Vetter, Bischoff Herman,
Von Pfaffen abgesetzet war;
All seiner Ehr beraubet gar:
Noch ist ihm solchs ein grosse Ehr,
Welche wird sterben nimmermehr.
An dich ist nun mein christlich Bitt,
Dein frommen Vetter schende nit.

Churfürst von Trier, dich hat dahin
Der Todt, welcher dein groß Gewinn,
Dein Seele jetzt bewahret Gott,
Errettet sie aus aller Noth.
Dein Lieb zu der Geometrey,
Dein Landtafel wird melden frey.
Gott geb, daß der Nachfolger dein,
Ein frommer Bischoff müsse seyn.

Landgraf Philip, manchs graues Haar
Hat dir gemacht der Pfaffen Schaar.
Fürwahr wenn du der Pfaffen Rott
Jetzt machen würdest gar zu Spott,
Wird preisen dich nach deinem Todt
Ein jedermann, und loben Gott.
Ein schelmisch Pfaff verkehret einig
Veränderts n und macht ewig[1])
Wenn solch ehrlose Verrätherey
Soll ungerochen bleiben frey,
Wird sich gewiß an fürstlichen Blutt
Vergreiffen oft der viereckt Hut.

Herzog von Wirtenberg und Teck,
Für deine Thür ein Riegel steck.
Wenn Gotha wird geschleiffet seyn,
Und Philippus gelassen ein,

1) Dies geschah nach der Schlacht von Mühlberg 1547; es wurde dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen versprochen, daß sie ohne einiges Gefängniß davon kommen sollten.

So steht in Gefahr der Nachpaur dein,
Ich mein den Pfaltzgraff an den Rhein.
Solchs laß dir seyn ein treuwen Rath,
Merk zeitlich drauf, und nit zu spat.

Sibylla, die fromb Herzogin
Von Cleb, ja war die Schwester dein,
O Prinz von Cleb, die hat geporn
Johan Friedrich, der jetzt den Zorn
Der Pfaffen tragen muß allein,
Die Sach laß dir befohlen seyn.
Die Noth ist jetzt vorhanden hart,
Nit einer auf den andern wart.
Euch Reichstätt, bitt ich, thut gemach,
Bedenket vor gar wol die Sach,
Des Geldes habt ihr nit zu viel,
Verschütt es nit zu diesem Spiel.

Ihr von Wirtzburg, denkt wol daran,
Was Spiel ihr habt gefangen an.
Ihr habt gebrochen Brief und Eydt,
Gestiftet Jammer und groß Leydt,
Geistliche Leute wollt ihr seyn,
Darumb folgt auch der Lehre fein
Geistlicher Schrift, und merket wol,
Wie jedermann vergeben soll
Seim Nechsten alle seine Schuld,
Daß ihr behaltet Gottes Huld.
Grumbach ist euwer Lehenman,
Hat ewern Stifft viel Treuw gethan,
Weil er euch treuwlich dienet hat
Mit seiner Ritterlichen That,
Ob er gleich irgends Unrecht than,
So will er sich doch weisen lahn,
Horatio ein Missethat
Vergeben ward ohn allen Schad
Der Rechten, weil er Ritterlich
Wider die Feinde gehalten sich.

O Kayser Maximilian,
Bitt wolleſt die Sach recht verstahn.
Fürwahr die Festung Grimmenstein
Ist deiner Hoheit viel zu kleyn,
Kein Ehr kan bringen dir der Krieg,
Ob gleich in deiner Hand der Sieg.
Wiltu, daß deine guldne Kron
Ein ewig Ruhm und Lob soll han,
So rech den Grafen von Serein,
Nit unterdruck die Diener dein,
Die dir mit Leib und auch mit Blutt
Zu dienen geneigt, auch all ihr Gutt
Zu streken han gebotten ahn
Für deine kayserliche Kron.
Verhör gnugsam beyde Parthey,
Laß alle Stände richten frey,
Churfürstliche Bitte nicht veracht,
Von den du hast die hohe Macht.
Johann Friedrich, dein Diener gut,
Zum Rechten sich erbitten thut.
Nichts anders von dem Römischen Hirt
In diesem Krieg gesuchet wirdt,
Denn daß das Sächsisch Blutt geschendt,
Und er mocht waschen seine Händt
Wol in der Niederländer Blutt,
Darnach ihn hefftig dursten thut.

Ich bin ein geringes Vögelein,
Mein Gesang ist kurz, mein Zeit ist klein,
Nembt diese Melodey vor gut,
Der liebe Gott euch all behut.

Die drei Abschriften, aus welchen ich dieses mittheile, sind völlig übereinstimmend, außer den zufälligen Verschiedenheiten der Orthographie, indem jeder Copist der seinigen gefolgt, und einigen andern Kleinigkeiten, die den Bau des Verses betreffen. In diesen habe ich mich bald an die eine, bald an die andere gehalten; weil auf genauere Uebereinstimmung hier nichts ankömmt.

Hinter der einen Abschrift folgen noch etwa ein Hundert gereimte Zeilen mit der Ueberschrift: „Wie es mit Gotha ergangen ist." Aber sie enthalten nichts, was nicht schon bekannt wäre: und sind von dem Verfasser der Nachtigal gewiß nicht.

Hinter der andern Abschrift stehet noch ein Verzeichniß des Vorraths, welcher auf dem Schlosse Grimmenstein bei der Einnahme gefunden worden; desgleichen ein Lied, von D. Joh. Major. Jenes ist noch viel unglaublicher, als das ähnliche, welches beim Rudolphi vorkömmt: und man kann leicht ermessen, was man mit diesem vorgeblichen ungeheuren Vorrathe hat sagen wollen. Das Lied von D. Major ist überschrieben: In D. Pol. Leyserum, und fängt an:

O Nachtigall, du und dein Gesang
Seit über die Vögel alle:
Gott hat dir geben ein hellen Klang,
Zu loben ihn mit Schalle u. s. w.

Allein man würde sich sehr irren, wenn man diese Nachtigal für die unsrige halten wollte. Es ist eine ganz andere; und der Abschreiber hätte sie nicht mit in dieses Gebauer sperren sollen. Die Händel, die Johann Major mit Polyc. Leysern zu Wittenberg hatte, sind bekannt: und dahin gehöret dieses Lied. Major verstehet unter seiner Nachtigal vielleicht den Melanchthon; wie dieses der Abschreiber durch die am Rande beigefügten Buchstaben k. φ. μ. anzeigen wollen: vielleicht aber auch einen Andern von Melanchthons Geist und Denkungsart, weil Melanchthon selbst längst todt war; vielleicht auch gar sich selbst.[1]). Diese Nachtigal preiset er, in Entgegensetzung eines leidigen Kukuks,

1) Schmid an Lessing, den 25. Januar 1773: „Wegen der einen Nachtigal, von welcher Sie nur im Vorbeigehen gedacht haben, bitte ich Sie recht, in Jöchers Gelehrten-Lexikon den Luscinius nachzuschlagen. Ich glaube, daß der Mann mit in der Nachtigal steckt, die mit Melanchthon gewetteifert hat. Wäre das, so könnte dies eine nicht unangenehme Anmerkung im künftigen Bande

Der leydige Guckug fleugt umher
Und guckt in alle Winkel,

womit er den umherreisenden D. Jacob Andreä ansticht; und in Entgegensetzung eines Finken,

Fürwahr der Fink ist Geyers Art,
Fromb Vöglein wil er fressen,

womit er seinen eignen Widersacher und Verfolger, benannten Leyser, meinet. Diesem Finken prophezeiet er, daß er doch noch endlich werde im Hanff behangen bleiben, und schließt:

Und der, der dieses Liedlein sang,
Der hat ir mehr gesungen,
Er ist ein Schwan, du hörsts am Klang,
Du hettst in gern verdrungen.
Noch leit er nicht, er lebt und singt,
Er will sein Feder spitzen,
Für Freund [1]) in im sein Herz auffspringt,
An dir sich zu ernützen.

Er will dir schreiben an dein Grab,
Welchs dann seyn wird ein Dohne;
Hie zappelt der vermessne Schwab,
Und hat ein Strick zu Lohne,
Für sein Blutdurst, Betrug und Tandt,
Er hat darnach gerungen,
Die Nachtigall hat noch iren Standt,
Sie bleibt wohl unverdrungen.

Das ganze Lied ist nicht schlecht, und kann zu der Zeit gefallen haben, als man die Personen vor sich hatte, auf die es anspielte. Es muß gegen 1586 gemacht sein.

Zwanzig Jahre vorher würde Major unsrer Nachtigal ein ganz anderes Lied gesungen haben. Denn damals zog er mit

---

werden." Bei Jöcher heißt es: „Luscinius (Ottomarus), ein gelehrter Deutscher, lebte in der ersten Hälfte des 16. Säculi und hieß mit seinem eigentlichen Geschlechts-Namen Nachtigall, den er aber, nach Gewohnheit seiner Zeiten, gemeiniglich in den lateinischen Luscinius und zuweilen in den griechischen Progneum verwandelte. Er war von Straßburg gebürtig und lag erstlich daselbst, nachher aber zu Wien dem Studiren ob, lehrte auch schon hierselbst die Musik mit außerordentlichem Zulauf, worauf er Lector der griechischen Sprache in dem Benedictiner-Kloster zu St. Ulrich und Afra, wie auch Prediger an der Moritz-Kirche in Augspurg und ferner Prediger in Basel, endlich aber Canonicus an der Stephans-Kirche in seiner Geburtsstadt wurde. Im Anfange hielt er viel auf Erasmum, zohe aber nachgehends überaus heftig auf denselben los, wiewohl er auch andere Gelehrten eben so wenig zu schonen pflegte, weswegen Melanchthon in einem auf ihn verfertigten Epigrammate auf die Gedanken gerathen, daß er vielmehr Geier als Nachtigall heißen sollte. Sonst besaß er eine gute Einsicht in die philosophischen und theologischen Wahrheiten und war in der hebräischen Sprache nicht unerfahren. — — Herr Jacob Brucker hat Luscinii Leben umständlich beschrieben, welches in dessen Miscellaneis historiae philosophicae, wie auch in Schelhorns amoenitat. literariis steht." Von dieser Notiz hat übrigens Lessing keinen Gebrauch gemacht.

1) ? Freudn.

seiner lateinischen Poesie gegen Grumbachen sehr bitter zu Felde; ohne Zweifel sich bei dem Churfürsten Augustus damit einzuschmeicheln, der eben im Begriff war, mit andern Waffen gegen ihn loszubrechen. Ich habe dieses zuerst aus einem ungedruckten lateinischen Gedichte gelernet, welches sich unter den Manuscripten unserer Bibliothek befindet und den Titel führet: Spongia ad tollendas virulentas criminationes, quibus deformare conatur nomen et famam magnanimi Herois *Wilhelmi a Grumbach*, *Johannes Major*, Poeta maledicus; Incerti cujusdam. Ich will nicht sagen, daß dieser Schwamm alle Flecken von Grumbachs gutem Namen abwischt: aber doch gewiß manche; wenn es schon nur diejenigen wären, welche sich auch ohne Schwamm abblasen lassen.[1])

Ich füge noch Eines hinzu. Ich darf kühnlich sagen, daß fast alle Geschichtschreiber, in Erzählung der Grumbachschen Händel, dem Hubertus Languetus[2]) blindlings folgen. Aber Hubertus Languetus war ein vertrauter Diener des Churfürsten Augustus; welcher leider in dieser Sache Partei und Richter spielte. Noch mehr: ich weiß, daß die Ursache, warum Augustus den Languetus an den König von Frankreich abschickte, vornehmlich Grumbach war. Die Instruction, welche der Churfürst seinem Gesandten ertheilte, ist abschriftlich in unsrer Bibliothek, und würde kein unebener Zusatz zu den Epistolis secretis Huberti Langueti sein, die Ludewig herausgegeben. Denn die ersten dieser geheimen Briefe sind von dieser nämlichen Gesandtschaft von Languetus an seinen Herrn erlassen.

---

1) Schmid an Lessing (Sämmtliche Schriften, 1794, XXIX, S. 248): „Hier haben Sie, mein liebster Lessing, das Gedicht, das ich abschreiben sollte." Dazu macht Eschenburg die Anmerkung: „Es war das durch die Grumbachischen Händel veranlaßte Gedicht: Spongia etc. Lessing gedachte desselben in seinen Beiträgen, St. I, S. 133 und war Willens, es in denselben der Länge nach abdrucken zu lassen."

2) Hubert Languet, der durch seine Vindiciae contra tyrannos, unter dem Namen Iunius Brutus, berühmte französische Publicist, der nach der Annahme des Protestantismus, die ihn mit Melanchthon und Camerarius in Verbindung setzte, in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen trat und als sein Vertrauter galt. (Guhrauer, Lessing, II, 2, S. 73.)

Ueber den

Beweis des Geistes und der Kraft.

— Δια τας τεραστιους δυναμεις, ἀς κατασκευαστεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν αὐτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Ωριγενης κ. Κ.

An den Herrn Director Schumann zu Hannover.

Mein Herr,

Wem konnte es angelegner sein, Ihre neue Schrift sofort zu lesen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichthon [1]), Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. Wenn Sie mit diesem Bogen es ebenso machen, so sind wir Einer des Andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen sich nie entbrechen,

Ihr ꝛc.

— — —

1) Ovid. Metam. VIII, 740 ff. — Vgl. das 25. Capitel des „Laokoon". IV, S. 202.

Ein Andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe, ein Andres erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie Andre wollen erlebt haben.

Ein Andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe und selbst zu prüfen Gelegenheit habe, ein Andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie Andre wollen gesehen und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte, so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen ihn Wunder thun, hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen, so würde ich zu einem von so lange her ausgezeichneten, wunderthätigen Mann allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen unterworfen hätte, daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen ebenso ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder wenn ich noch jetzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung gingen; wenn noch jetzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für ächte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes[1]), der sehr Recht hatte, zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von Denen nicht gewichen", die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte er nothwendig,

---

1) Origenes (geb. um 185, gest. um 254), ein berühmter Alexandrinischer Kirchenlehrer, schrieb acht Bücher zur Vertheidigung des Christenthums „gegen Celsus".

wenn er nicht seine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin, der ich in dem 18. Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt, wenn ich anstehe, noch jetzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann, woran liegt es?

Daran liegt es, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft jetzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es, daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn sagen lassen, „daß der Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heiße, die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen", ist nicht allzu wohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christenthums geschehenen Wunder ἐκ πολλων μεν ἀλλων und also aus der Erzählung der Evangelisten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiset, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises jetzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuthen, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung ebenso kräftig glauben soll?

Oder ist ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich ebenso gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte; sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, ebenso zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstriret werden; aber demohngeachtet müsse man sie ebenso fest glauben als demonstrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erstlich, wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen ebenso zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten sein können? — Aber nun, wenn sie nur ebenso zuverlässig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstriret werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstriret werden.

Das ist: Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllet worden, ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan, sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn zweitens, was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im Geringsten etwas Anderes, als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts darwider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein Andrer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andre historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische

Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im Geringsten etwas Anderes, etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir Alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte auf diesen Glauben hin irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte diesem Glauben zufolge aller Kenntniß auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß sie sich ebensowohl auf ein bloßes Gedicht des Chörilus [1]), welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß Christus einen Todten erweckt, muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sei? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von Jenem etwas Erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet?

Wenn ich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden, muß ich darum für wahr halten, daß ebendieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sei?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn seine Jünger deswegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und derselben Classe, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andre Classe von Wahrheiten herüberspringen und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegensetzen kann, alle meine Grund-

1) Chörilus begleitete Alexander auf seinen Feldzügen und machte schlechte Verse auf ihn. Eine Anekdote, die man von diesen schlechten Versen erzählt, gab unsern neuern Dichtern Veranlassung, ihn als Typus eines schlechten Versemachers zu gebrauchen.

ideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος ist, so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: Aber ebender Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß er dieser Sohn sei.

Das wäre ganz gut. Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „O doch! das ist mehr als historisch gewiß; denn inspirirte Geschichtschreiber versichern es, die nicht irren können“:

So ist auch das leider nur historisch gewiß, daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir Jemand hinüberhelfen, der thu' es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden, ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan, sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich sein, als sie immer wollen), mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts als diese Lehren selbst, die vor 18 hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts Geringers als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt: dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der ist er, und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejaget, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sehe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen, weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgestreuet, sich siebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern bloß an ihren Ort gestellt sein ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt es gäbe eine große nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre — (wenn es dergleichen nicht giebt, so könnte es doch dergleichen geben) —, leugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen: wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß sein könne? —

— Ich schließe und wünsche: möchte doch Alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich.

Das Teſtament Johannis.

— Qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.

Hieronymus.

Ein Geſpräch.

Er und Ich.

Er.

Sie waren ſehr fix mit dieſem Bogen*), aber man ſieht es dieſem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen ſonſt deutlicher zu ſchreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich ſehe, Sie laſſen ſich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umſtände anſpielen, die unter hundert Leſern nicht einem bekannt ſind, die Ihnen ſelbſt vielleicht nur erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Laſſe gelehrt.

Ich. Zum Exempel?

*) Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Er. Ihr Räthsel, womit Sie schließen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius[1]) vergebens darnach durchblättert.

Ich. Muß denn auch Alles ein Buch sein?

Er. Es ist kein Buch, dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis, — die letzten merkwürdigen, ein Mal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heißen? Nicht?

Er. Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indeß doch; wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias[2]), oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus hat sie uns aufbehalten, in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen Sie nur nach! — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur!

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir jetzt erinnerlich sind oder wahrscheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem diese eine Gemeinde ein genugsam großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war, Johannes war nun alt, und so alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

Ich. Da ihn doch Jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sahe.

Er. Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt

---

1) Johann Ernst Grabe (geb. zu Königsberg 1666, gest. zu London 1711), trat zur englischen Hofkirche über, schrieb ein „Spicilegium patrum ut et haereticorum primi, secundi et tertii a Christo nato seculi".

2) Abdias aus Babylon, der angebliche Verfasser einer ursprünglich hebräisch geschriebenen „Historia certaminis apostolici". Dieselbe ist u. a. in Fabricii Codex apocryphus Novi Testamenti zu finden.

noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben könne, daß er schlafe, nicht todt sei.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er. Erzählen Sie nur weiter! Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, — trennte sich allmählich sichtbar Johannis reine Seele von dem ebenso reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Collecte gern, ließ keine Collecte gern zu Ende gehen ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brot lieber entbehrt hätte als diese Anrede.

Er. Die öfters nicht sehr studirt mag gewesen sein.

Ich. Lieben Sie das Studirte?

Er. Nachdem es ist.

Ich. Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. „Kinderchen, liebt euch!"

Er. Wenig und gut.

Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Besten, wenn es alltäglich zu sein beginnt, so bald satt! — In der ersten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als: „Kinderchen, liebt euch!" gefiel dieses Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Collecte; denn es hieß, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts als einem Kinderchen, liebt euch! beschloß; als man sahe, daß der alte Mann nicht bloß nur so wenig sagen konnte; als man sahe, daß er vorsätzlich nicht mehr sagen wollte: ward das Kinderchen, liebt euch! so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne

Ekel mehr anhören und erdreisteten sich endlich, den guten alten Mann zu fragen: „Aber, Meister, warum sagst du denn immer das Nämliche?“

Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: „Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist.“ —

Er. Also das, das ist Ihr Testament Johannis?

Ich. Ja!

Er. Gut, daß Sie es apokryphisch genennet haben!

Ich. In Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er. Ah, Hieronymus!

Ich. Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: „Im Anfang war das Wort“ u. s. w. verdiene in allen Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er. Allerdings! der Platoniker hatte sehr Recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeners schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich. Mag wohl sein. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er. Hm!

Ich. „Kinderchen, liebt euch!“

Er. Ja, ja!

Ich. Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Jetzt schwört dieses Salz der

Erde auf das Evangelium Johannis, und man sagt, es sei nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthsel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beibehalten, mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müssen Sie von sich selbst erfragen.

Ich. Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

Er. Wenn Sie sich fühlen.

Ich. Aber ich versteh Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er. Ja und Nein.

Ich. Wie Nein?

Er. Denn ein Anderes sind die Glaubenslehren der christlichen Religion und ein Anderes das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

Ich. Und wie Ja?

Er. Insofern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von Beiden möchte wohl das Schwerere sein? — Die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen, oder die christliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere sei.

Ich. Was soll es mir denn helfen?

Er. Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewisse Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich. Wie so?

Er. Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird?

Ich. Ja freilich, diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: Ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewisse Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es ist ebender, der an einem andern Orte sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“[1])

Ich. Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas nisi hoc: „Filioli diligite alterutrum!“ Tandem discipuli et fratres, qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: „Magister, quare semper hoc loqueris?“ Qui respondit dignam Joanne sententiam: „Quia praeceptum Domini est et, si solum fiat, sufficit.“

---

1) Luc. 11, 23.

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promotorus.

Dictys Cret.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maße unsrer Einsichten und Kräfte, und es ist immer rührend, wenn auch der schwache, abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngrer und stärkrer Grieche mit ihm anzubinden sich getrauet.[1])

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei diesem Kampfe Wärtel zu sein und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämischer und unedler Streich geführet würde.[2]) Der Kampfwärtel war eine

1) Ilias VII, v. 157—160 (Voß) sagt Nestor:

Wär' ich so jugendlich noch und ungeschwächtes Vermögens;
Traun, bald fände des Kampfs der helmumflatterte Hektor!
Aber so viel Ihr seid, die Tapfersten aller Achaier,
Keiner auch wagt es getrost, ihm dort zu begegnen, dem Hektor!

2) Vgl. ebenda, v. 273—277:

Jetzt mit dem Schwert auch hätten in nahem Kampf sie verwundet,
Wenn nicht zween Herolde, die Boten Zeus und der Männer,
Eilend genaht, von den Troern und erzumschirmten Achaiern,
Dort Idäos, und hier Talthybios, beide verständig.
Zwischen die Kämpfenden streckten die Stäbe sie.

Gerichtsperson, und ich richte Niemanden, um von Niemanden gerichtet zu sein.[1])

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt und meine vorgeschlagnen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann diesem Uebel noch vorbauen, und wer wird mir dieses Wort nicht erlauben oder verzeihen?

Lessing.

Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem Jeder von uns hält, damit wir um so redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir Alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl, der des Einen Auge mehr trifft als des Andern, ein strenger Luftzug, dem Dieser mehr ausgesetzt ist als Jener, sind Vortheile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich bedienet. — Besonders bewahre uns Gott Alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: „Die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen."

Ich erwidere: „Die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen."

Nun kömmt ein Dritter und sagt: „Die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben; denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht."

Man gebe auf dieses auch darum, auf dieses obschon, auf dieses denn wohl Acht! Man wird finden, daß auf diesen Partikeln gerade nur nicht Alles beruhet.

I.

Der Ungenannte, so viel ich nun von seinen Papieren näher weiß, hat nichts Geringers als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht ange-

---

1) Matth. 7, 1.

worfen. Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehrern Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömmt nicht, wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt, und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferstehungsgeschichte kam, Alles mitnehmen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet hat oder einwenden hätte können, wenn anders über eine so abgedroschene Materie jetzt noch etwas einzuwenden sein möchte, dessen sich nicht schon seit siebzehnhundert Jahren Einer oder der Andere sollte bedacht haben. Was nun schon vor kurz oder lang einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl sein geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: Ein Andres ist, *auf etwas antworten*, ein Andres, *etwas beantworten*. Daher bot er Alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit *seinem* guten Rechte. Denn der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen.

Wenn man aber *nun* schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man sein, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischen Achselzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei spricht[1]) und das Schicksal der Theologen be-

---

1) Vgl. unten aus dem 2. „Anti-Göze": „Was enthält diese Gözische Scharteke? Nichts enthält sie als elende Recensionen, die in den *freiwilligen Beiträgen* schon stehen oder werth sind darin zu stehen. Doch ja; sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen."

klagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treu und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig sanfter zu halten, dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt, wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden muthwilligen Laffen [1]) erniedriget hätte.'

Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person widerfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, ebenso scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise vertheidiget.

Will es denn eine Classe von Menschen nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag' ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu sein weiß? Was wollen sie damit? Was anders als — — Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu Gute kommen lassen, weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches verleumdrisches Urtheil fällen können, so schweige ich und enthalte mich alles Wiederscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —.

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner

---

1) Ueber dieses Wort vgl. II, S. 414.

Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein[1])!“

II.

Noch einmal: Es ist lediglich meine Schuld, wenn der Ungenannte bis jetzt so beträchtlich nicht scheinet, als er ist. Man lasse ihn diese fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente seiner Arbeit fand und aus Fragmenten gerade nur ebendiese bekannt machte? Er selbst würde, um sich in seinem besten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben, wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl, ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruh, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das Nämliche damals noch nicht fühlte, oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das Letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll, das Letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder, nicht als Probe der Uhr, sondern als Probe ihresgleichen. Das ist: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzelnen Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nicht Besseres und Gründlicheres geschrieben worden als ebendiese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte noch

---

1) Vielleicht ist dieser berühmte Ausspruch Lessings, der die Devise seines ganzen geistigen Lebens und Wirkens heißen könnte, auf eine morgenländische Quelle zurückzuführen. Der erste „Spruch des Ali“ in der Ausgabe von Stickel lautet: „Wäre der Schleier aufgehoben worden, so hätte ich nicht an Einsicht zugenommen.“

nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich, das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum ebendahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu und leugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonien bestellt sei. Denn überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir nach ebenden Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedne Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unsrer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können, ich will sie gar bald in Ordnung haben und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus ebendieselbe Ereignung, etwa ebendasselbe Treffen, ebendieselbe Belagerung, Jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des Einen die Umstände des Andern völlig Lügen strafen, hat man darum jemals die Ereignung selbst, in welcher sie übereinstimmen, geleugnet? Hat man sich nie getrauet, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspänstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens gleich stößigen Böcken in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen müssen?

Das wahre Bild unsrer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander und reiben sich und drängen sich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke ebenso viele in dem engen Stalle

sind, als der geduldigen einverstandenen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gährende, brausende, aufstoßende Harmonie sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber sein können? —

„Possen!“ denkt der freie, offene Leser, der sich nicht muthwillig durch kleine Sophistereien um den Nutzen und das Vergnügen der Geschichte bringen will, „Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter Jedes Schritten auffliegt? Waren sie nicht Alle Menschen? Hier hatte nun Dieser oder Jener nicht so gute Nachrichten als der Dritte! Hier schrieb der Eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?“

So denkt, sag' ich, der freie offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und segne dich immer darüber, gute, ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht, welche Untrüglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber*) selbst, und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? „Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum.“ Vollständige Begebenheiten freilich nicht, ganze Thatsachen freilich nicht, aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede auch wohl ganz unwillkürlich aus ihm herausspielet. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werkes gekommen, wenn er die Belege aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müssen? Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen [1]), und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen

*) Vopiscus.

1) Nordberg, schwedischer Theolog und Geschichtschreiber (geb. 1677 in Stockholm, gest. 1744) war Feldprediger in dem Heere Karls XII. Seine „Geschichte Karls XII.“ erschien in Stockholm 1740, deutsch in Hamburg 1745—51.

zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand, kann man wohl eine Chronik zusammenklauben, aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Silbe auf die Folter spannen, warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besondrer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des h. Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt. Aber wer darauf bestehet, verräth, warum es ihm zu thun ist. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferstehung, die unter unauflöslichen Widersprüchen der Evangelisten leiden möchte, sondern um seine einmal eingesogenen Begriffe von der Theopneustie. Nicht um das Evangelium, sondern um seine Dogmatik.

Und doch, selbst die crudesten Begriffe von der Theopneustie angenommen, getraue ich mir zu beweisen, daß, wenn die Evangelisten einmal einander widersprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferstehung vorgefallenen Kleinigkeit hatten (sie konnten sie aber so leicht haben, sie konnten sie fast so unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem Wenigsten oder von gar nichts Augenzeugen gewesen waren), daß, sag' ich, der h. Geist ihnen diese widersprechenden Nachrichten nothwendig lassen mußte.

Der Orthodoxist — (nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterschied zwischen Orthodox und Orthodoxist nicht zuerst) der Orthodoxist sagt ja selbst, daß es der Weisheit des h. Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu sichtliche Uebereinstimmung erwecken würde, auf sie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anscheinende Widersprüche? — So hätte wahrlich der h. Geist auch nur ein anscheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangelisten abzulenken! Denn was sind anscheinende Widersprüche? Sind es nicht Widersprüche, die sich endlich in die

vollkommenste Uebereinstimmung auflösen lassen? — Nun, da ist sie ja wieder, die vollkommene Uebereinstimmung, die der h. Geist vermeiden wollte, weil sie so sehr nach Verabredung schmeckt. Der ganze Unterschied wäre ja nur, daß die Evangelisten in diesem Falle ihre Verabredung meisterlich hätten zu verstecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten ihre Erzählung, damit sie nicht nach vorläufiger Vereinständniß geschrieben zu haben scheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten sie aber so, daß ihnen auch kein Widerspruch zur Last fallen konnte. „Unsere nächsten Nachkommen", dachten sie, „die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle geflossen, lassen sich durch das Labyrinth unsrer Erzählung von dieser Nachsuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachsuchung nicht mehr möglich ist, so wird man schon den Faden zu unserm Labyrinthe finden, und diese versteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unsrer Wahrhaftigkeit werden."

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangelisten so nicht gedacht haben! Aber daß diese Spitzfindigkeit doch Einem einfallen kann, daß man sich so etwas doch als möglich denken muß, was veranlaßt offenbarer dazu als unsre kunstreichen Harmonien?

Sollte man sich nicht erst erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich Einer nach dem Andern gerichtet (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden), ohne die offenbarsten unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich Einer nach dem Andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines solchen Exempels ebenso gewiß überzeugt als von meinem eignen Dasein.

Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann,

warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben?

Weil sie der h. Geist trieb? darum? — Weil freilich arme Menschen dem Irrthume unterworfen sind, aber nicht der h. Geist? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der h. Geist, um sich als Den zu zeigen, der er ist, hat schlechterdings nichts thun können, was ebensowohl die Wirkung der feinsten Büberei sein könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die ägyptischen Zauberer dem Moses nachthun konnten (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten), sondern was Moses allein thun konnte, bekräftigte seine Sendung.

Noch hat sich, so viel ich weiß, kein Orthodox einfallen lassen, daß der Antrieb des h. Geistes die Evangelisten allwissend gemacht habe. Das ist: was die Evangelisten vor diesem Antriebe nicht wußten, das wußten sie auch unter und nach diesem Antriebe nicht. Erfuhren sie also durch den Antrieb des h. Geistes nichts mehr, so erfuhren sie auch nichts besser. Denn man kann nichts besser erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unsere falschen Urtheile nur daher entstehen, weil wir Erkenntnißgründe nicht genug haben und aus Abgang der wahren uns mit angenommnen behelfen.

Mitwirkung des h. Geistes genug, wenn er nur Den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten Mißbegriffe erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte, der diese wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geschehnen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen gebracht hatte. Der gesunde Verstand, der sich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald so viel haben, daß er sich lieber mit gar nichts begnügen will. In diesem Verstande kann man sagen, daß Niemand mehr Ungläubige gemacht hat als der sogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi gegründet, welche Ueberzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir jetzt leben, diese Augenzeugen nicht mehr unter uns, haben nur Geschichtschreiber

von den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Geschichtschreibern sich nur das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augenzeugen unverfälscht erhalten konnte: und gleichwohl soll unsere jetzige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi nicht gegründet genug sein, wenn sie sich bloß auf jenes Resultat der Aussagen gründet und sich nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Aussagen gründen kann? — Da wären wir, die wir jetzt leben, schön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir jetzt leben, auch in diesem Punkte besser daran sind als Die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas ersetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie in Ueberzeugung seiner Sicherheit ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen mußte sich das Haus freilich erst an diesem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es Die wissen konnten, die ihn legen sahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe sogar, daß Theodorus [1]) wohl so uneben nicht geurtheilet haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur ab-

1) Daß der berühmte Künstler Theodorus von Samos, der Sohn des Rhöcus, auf diesen Gedanken gekommen sei, erzählt Diogenes Laertius in seinem „Leben der Philosophen", Buch 2, unter Aristippus. Vgl. über ihn den 22. der „Antiquarischen Briefe" (Bd. VI). — Vgl. im 10. „Anti-Götze": „Ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit niemanden zu vergleichen als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum orbem terrarum disjiceretur.

gelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wohl bei aller dieser wahrscheinlichen Vermuthung a priori an der ganzen historischen Aussage deswegen zweifeln, weil die verschiednen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius[1]) etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen, Pausanias aber von ellernen[2]) und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur ebensowohl der Oelbaum als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde; aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtung weiden; in dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete.

Daß die Menschen sich so ungern mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion *ist da*, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesieget hat, und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaub-

---

1) Bei Plinius, Historia naturalis, XXXVI, 21 heißt es: „Ein Wunder von Pracht ist der Tempel der Ephesischen Diana, an dem ganz Asien 220 Jahre lang baute. Sie stellten ihn auf sumpfigen Boden, damit er die Erdbeben nicht fühlte, noch Sprünge zu befürchten hätte. Damit jedoch andrerseits die Grundlagen eines so großen Baues nicht auf wankendem und weichem Boden gelegt würden, so legten sie festgestampfte Kohlen unter, darüber wollene Felle." Pausanias erwähnt diesen Tempel an einigen Stellen nur im Vorübergehn.

2) d. h. erlenen. Ellern und Erle ist der Name des Baumes.

würdig genug gewesen sein, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich jetzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die jetzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig sein: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweiset das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sei herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand jetzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand, so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Bau wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen lassen, daß ein ebenso großer Meister zu dem Gerüste müsse gehöret haben als zu dem Baue selbst. — Kann wohl sein! — Aber borgen und wagen will ich doch im Geringsten nichts auf diese Vermuthung; noch weniger will ich durch dieses Vorurtheil von dem Gerüste mich im Geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein, so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr sein, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben, daß unter diesen tausend und tausend

Dingen auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr sein, daß unendliche Facta, wahre unstreitige Facta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?

Das soll nicht wahr sein? — Freilich wenn es wahr ist, wo bleiben alle historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion? — Wo sie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn sie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauses gestellt würden, in welchem sie noch vor funfzig Jahren standen?

III.

Bei dieser meiner Gesinnung von der historischen Wahrheit, die weder aus Skepticismus entstehet, noch auf Skepticismus leitet, war es also gewiß keine ernsthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegensätzen schrieb: „Der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behaupten wolle, finde auch hier (in der Auferstehungsgeschichte) noch unbearbeitetes Feld genug." Ich setzte freilich hinzu: „Er versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragmentes." Aber in diesem Tone schreckt man auch ab, und das wollte ich. Abschrecken wollte ich. — Denn ich sagte weiter: „Nur beantworte er sie alle, diese gerügten Widersprüche. Bloß diesem und jenem etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten."

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun oder auf meine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich so eitel zu sein nicht fähig bin. Alles, was ich mir in diesem Punkte selbst vorwerfen kann, ist dieses, daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung, etwas zu thun, gerade das Nämliche unterlassen, und auf meine Abschreckung, etwas zu unterlassen, gerade das Nämliche gethan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz, ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich ein-

bilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin — und denn auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast du dir getrauet, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich, nun nicht weniger geleistet zu haben, als du dir getrauet? —

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich seinen Namen zuverlässig wüßte und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht, und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen; es ist ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilet, auch in allem Betracht gut ist oder nicht, wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen, und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmers genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein ebenso unwissender als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche unzähligmal schon gemacht und gerügt, aber auch bereits ebenso oft abgewiesen und beantwortet worden; wenn es wahr ist, daß er schnurstracks wider einander laufende Behauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, bloß weil er sie finden *wollen*, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirkich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man bloß seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; wenn Alles das wahr ist — (der Spruch ist gerecht, ich spreche ihn über mich selbst aus, breche über mich selbst den Stab!): so

bin ich, ich, sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein ebenso strafbar, sondern noch weit strafbarer als er selbst.

Und das, das sollte ich — (mit dem Sein hat es keine Noth. Daß ich das nicht bin, braucht nur Einer zu wissen. Der weiß es) — das sollte ich ruhig auch nur scheinen wollen? Ich müßte nicht wissen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man scheinet, als was man ist. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeschrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und kalter Ueberlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu besinnen vermochte, nämlich daß Alles das nichts als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sei, nun komme ich und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verstand hatte, vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, bloß um eine Sünde zu vollführen und Aergerniß zu geben. — Daß ich sage: ich räumte nur seinen Vordersatz ein und leugnete die Folgerung, das macht meine Sache nicht um ein Haar besser. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für ebenso wichtig, den Vordersatz zu leugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja, sie glauben die Folgerung nur, weil und sofern das Gegentheil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebühret; weil ich finde, daß man es sich ebenso leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand practiciret, die man sich am besten zu stechen getrauet[1]): muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen! Wer mit

---

1) Vgl. unten in dem Aufsatz „über die von der Kirche angenommene Meinung ꝛc.“: „Ich. Auch das läßt mich der Herr Hauptpastor so sagen, weil er es an meiner Stelle sagen würde; — weil er mir am liebsten in den Mund legt, was er am leichtesten beantworten kann; — weil er mir gerne die Karten in die Hand spielt, die er stechen kann.“

solchen Fuscheleien spielt und glauben kann, er habe sein Geld gewonnen und nicht gestohlen, der glaub' es immerhin! Der Zuschauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am besten, er schweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht schweigen, wenn er sein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann ist der Fall kitzlig. Er gehe mit seinem Muthe zu Rathe und wette wenigstens nicht weiter. — —

Nun, so schränke ich mich denn auch in dem Ueberreste dieser Duplik lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe, auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.

Von diesen habe ich behauptet und behaupte noch, sie nirgends so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich aus einander gesetzt zu wissen. Irre ich mich, so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo ebendas ebenso gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das Alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich ebenso wenig gekannt hätte. Auch ebenso wenig noch kenne. Denn daß seit heute und gestern wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende, ob durch alle *zehn* Widersprüche und ihre vermeinten Beantwortungen, das stehet dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? Denn wenn ich nur an einem einzigen Widerspruche zeige, daß er weder durch die gegebene noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort sich heben läßt, so habe ich nach meiner vorläufigen Erklärung verthan. Wo *ein* Widerspruch ist, können deren hundert sein; genug, daß auch deren tausend das nicht beweisen, was mein Ungenannter *daraus* beweisen will. — Also ohne Weiteres zur Sache! Was ich sonst noch zu sagen hätte, wird sich auch finden.

Erster Widerspruch.

„Lucas (23, 56) läßt die frommen Weiber, welche den Leichnam Christi salben wollten, die Specereien dazu am Freitage gegen Abend, vor Eintritt des Sabbaths oder ersten Ostertages einkaufen, und Marcus (16, 1) am Sonnabende des Abends, nach unsrer Art zu reden, als der Sabbath vorbei war."

Daß man in diesen verschiednen Behauptungen vorlängst einen Widerspruch gefunden, erhellet daraus, daß man vorlängst versucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas oder den Lucas nach dem Marcus umzustimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umstimmen wollen, sagen, daß in den Worten „*διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα*" das *ἠγορασαν* auch wohl jam empta habebant heißen könne, indem öftrer die unbestimmte Zeit anstatt der längst vergangenen gebraucht werde. Sie übersetzen also: „Als der Sabbath vergangen war, hatten die Weiber bereits vorher Specereien gekauft", und ich darf wohl sagen, daß dieses unter den protestantischen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher gewesen.

Mein Ungenannter hatte also Recht, sich bloß an die Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantisch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo Genitivi Consequentiam designantes hier nicht zuließen, das *ἠγορασαν* in der längstvergangnen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie soll ich diese zwei Ungenannte in der Folge am schicklichsten und kürzesten bezeichnen? Der Ungenannte bleibe der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, so bleibe er mein Nachbar.[1]) Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar also muß auch weder beim Glassius[2]) noch beim Wolf, auf die wir von dem

1) Ueber diesen „Nachbar" vgl. die Vorbemerkungen zu diesem Bande.

2) Salomo Glassius, geb. 1593 zu Sondershausen, gest. 1656, berühmter thüringischer Theolog. — Johann Christoph Wolf, geb. 1683 in Wernigerode, seit 1710 Professor der Philosophie in Wittenberg, seit 1716 Hauptpastor an der Katharinenkirche in Hamburg, gest. 1739.

deutschen Ausgeber des englischen Bibelwerks verwiesen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben, sonst er wohl darauf bestanden und nicht eine so gefährliche Volte geschlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte ist, so giebt es gar keine. Weil Marcus sich nicht nach dem Lucas umstimmen läßt, so will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umstimmen. Da Marcus nicht gemeint haben kann, daß die frommen Weiber die Specereien schon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war, so soll nun Lucas gemeint haben, daß sie sie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ei freilich!" dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß, wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müsse, „ei freilich! das ist ja auch ganz leicht zu erweisen. Denn einmal sagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereien den Freitag Abend gekauft worden, sondern er sagt nur, daß sie von den Weibern gekauft worden, nachdem sie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie Jeder weiß, ὑποστρεψασαι ἡτοιμασαν ἀρωματα nicht wohl anders verstanden werden, als daß sie die Specereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet; doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deutschen nicht ausgedrückt ist, und von dem mir die guten Leute, für die ich schreibe, schon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwischen bedeute (denn μεν bloß durch zwar gegeben, will nicht langen) und der Evangelist also sichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereien Freitag Abend vorgenommen worden. Getrost also den Versikel „ὑποστρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην" übersetzt: „zurückgekommen vom Grabe, bereiteten sie die Specereien und Salben, nachdem sie inzwischen (zwischen dem Zurückkommen und Bereiten, zwischen dem Participio und Verbo; denn das bedeutet das μεν hier sichtbar) den Sabbath nach dem Gesetze geruhet hatten." [1])

1) S. 126 f. seines in dem Vorwort angeführten Werkes läßt Reß seinen Herrn A. sagen: „Sie haben schon überzeugend gewiesen, daß das Begräbniß Jesu nicht ohne möglichste Eilfertigkeit noch vor Anbruch des Sabbaths Luc. 23, 54;

Ist es möglich, lieber Nachbar, ist es möglich, daß sich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verstand mit fortmußte, begreife ich —) nicht sichtbar sträubte, als Sie dieses niederzuschreiben im Begriffe waren? — Wenigstens will ich hoffen, haben Sie sich nachher um den Beweis von der sichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Uebersetzer noch bemerkten μεν umgethan, haben nachher ein paar Stellen aufgesucht, wo μεν möglicher Weise, obschon mit ebenso wenig Grunde, diese sichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen, das muß ich hoffen; denn Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie haben sich nicht auf einen Belag stillschweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten, sondern Sie haben bloß einen Belag stillschweigend vorausgesetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich schon voraussehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geschichte anrichten wird, die nicht klein ist. Denn welche Folge von Begebenheiten ist gegen dieses erwiesene μεν gekettet genüg? welche Wirkung läßt sich nicht dadurch zur Ursache, welche Ursache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hysteraprotera mehr, wenn dieses μεν erwiesen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweise! — Denn wissen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünstig zurückbehalten, wissen Sie, was man alsdenn sagen wird und muß? — Daß Sie Ihre Leser zum Besten gehabt, daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächserne Nase erklären, als einen Widerspruch

---

Joh. 19, 42 vollendet werden konnte, und daß die Weiber, die bis zur Verschließung des Grabes dabei blieben, durchaus vor Sabbaths Anfang nicht mehr nach Jerusalem kommen, nichts mehr zu kaufen haben konnten, nichts mehr vornehmen durften, nichts wollten. Wie das aus dem vorhergehenden Vers 54 folgt: der Sabbath brach an, da man eben mit dem Begräbnisse fertig geworden: so zeigt es auch Lucas V. 56 mit dem im Deutschen nicht ausgedrückten Wörtchen μεν, zwar deutlich genung an, und hat dadurch sichtbar der Meinung, daß man den Freitag Abend die Zubereitung der Specereien vorgenommen, vorbeugen wollen. Sie kehrten um, sagt er, und bereiteten Specereien und Salben, und den Sabbath über waren sie zwar stille nach dem Gesetze, d. h. während des Sabbaths thaten sie das nicht, was sie vor hatten. Nun hatten sie vor, Anstalten zur Salbung des Leibes Christi zu machen; wie klar also, daß sie die nicht den Freitag, sondern den Sonnabend Abend machten, wie es Marcus sagt. Hier also nichts vom Widerspruche, sondern die völligste Uebereinstimmung, wie jeder sieht, der nicht darauf ausgeht, anders wie andere Leute zu sehen."

in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit ist. — Keines von Beiden möchte ich um Alles in der Welt nicht von mir sagen lassen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber sind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer sind? — Wie man doch gewisse Dinge so leicht annehmen kann! — Erst nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur so sind Sie entschuldiget; und ich möchte Sie gar zu gern entschuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieser gutmeinende Laie giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen diese Blöße protestiren. Wie können sie auch anders? Das Feuer ist ja noch nicht so nahe, daß man schon zum Fenster herabspringen muß. Ich selbst, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andre Antwort, wenn mir so viel daran gelegen wäre, diesen ersten Widerspruch zu heben.

Und welche? Ohne erst lange nachzusuchen, ob schon vor mir Jemand auf ebenden Einfall gekommen, will ich ihn hersetzen. Ist er zu brauchen, desto besser! Ich behaupte nur in Thesi, daß es in den Erzählungen der Evangelisten ihrer Glaubwürdigkeit unbeschadet Widersprüche geben könne; aber in Hypothesi, ob dieses und jenes wirklich ein Widerspruch sei, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erst genauer zu untersuchen. Dergleichen einzelne Untersuchungen mögen ausfallen, wie sie wollen, ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas dabei sagen kann, wodurch ein Andrer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeinet, warum soll ich ihm die Freude nicht machen? Auch ist es aufrichtiger, für seinen Gegner mit zu sehen.

So denn also! — Wie, wenn man den Evangelisten allen beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern auf der grammatischen Folter das Nämliche sagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie Jemand gemeinet hat, die frommen Weiber zu zwei verschiedenen Malen Specereien kaufen läßt: den Freitag nur so viel, als sie in der Geschwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das Uebrige. So hätte es ihnen allen Falls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber schwerlich wohl in Jerusalem. Sondern dadurch, daß man auf das ἑτοιμαζειν des Lucas aufmerksam mache und

es in seiner weitern Bedeutung hier gelten lasse. Wenn denn einmal die Weiber, als sie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit sollen gehabt haben, die Specereien zu kaufen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen, sagt denn das auch Lucas von ihnen? Er sagt ja nur „ἡτοιμασαν ἀρωματα", und nicht „ἠγορασαν". Aber, wird man sagen, wie kann man Specereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat und doch kaufen muß? Das ist es eben; ἑτοιμος heißt nicht bloß προχειρος, der gleich bei der Hand ist, der gleich zur Hand schafft, sondern auch nur προθυμος, der gleich willig und entschlossen ist, etwas zur Hand zu schaffen. Folglich heißt auch ἡτοιμασαν nicht bloß praeparabant *manibus*, sie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, sondern auch praeparabant *animo*, curabant, ut praeparata haberent, sie thaten sich um, sie sorgten, daß sie sie in Bereitschaft haben möchten. Sie gingen nicht in die Gewölbe der Specereihändler, die freilich wohl schon geschlossen waren, und kauften, sondern sie nahmen sich nur vor, zu kaufen, erkundigten sich nur, wo sie am besten zu kaufen wären; denn sie waren fremd. Und das durften sie thun, wenn auch der Sabbath schon längst angegangen war; das war ihnen durch das Gebot, am Sabbath zu ruhen, im Geringsten nicht untersagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen auch das Denken an das Kaufen am Sabbath verboten, so würde der Sabbath wohl blutselten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und versteigern sie nicht selbst am Sabbath, nicht selbst in der Synagoge, nicht selbst die Ehre, die Gesetzrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorlesers tragen zu dürfen? Genug, wenn sie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man übersetze ἡτοιμασαν ἀρωματα durch destinabant aromata, providebant aromatibus, und was ist denn noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμαζειν im N. T. an mehrern Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel gesammelt; nur sehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuschränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerspruch.

„Johannes, bei welchem Joseph von Arimathia und Nikodemus den Leichnam Christi in allen Stücken nach der Weise der Juden bestatten, Johannes sagt nicht, daß die Weiber ihn salben wollen. Aber Marcus und Lucas, welche nur melden, daß Joseph von Arimathia den Leichnam bloß in feine Leinewand gewickelt, also nicht gesalbet habe, Marcus und Lucas sagen, daß die Weiber, die diese tumultuarische, unvollständige Bestattung des Joseph von Arimathia mit angesehen hatten, nach Verlauf des Sabbaths den Leichnam Christi auch salben wollen. Beim Johannes thun Joseph und Nikodemus Alles, und die Weiber thun nichts und wollen nichts thun. Beim Marcus und Lucas thut Joseph von Arimathia nicht Alles, und die Weiber wollen nur spät hernach thun, was Joseph zu thun vergaß oder nicht Zeit hatte. So einig also Johannes mit sich selbst ist, so einig Marcus und Lucas mit sich selbst sind, so sehr widerspricht Marcus und Lucas dem Johannes, und Johannes dem Marcus und Lucas."

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigstens ist mir es noch klar, nachdem ich Alles sorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar darwider vorbringt, und fast ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch geradezu einen erträumten Widerspruch[1]) und sagt: „Eine Sache thun wollen, die ein Andrer schon gethan hat, die sich aber auch zweimal thun läßt, das streitet offenbar nicht mit einander."[2]) Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber ist denn die völlige Bestattung eines Leichnams, wobei nichts vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volks erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph und Nikodemus gewesen, ist denn die

1) Ebenda S. 130 sagt sein Herr B.: „Sie haben ganz Recht, daß sich bei der Sache durchaus kein Widerspruch findet, man mag sie stellen, wie man will. Besonders stimme ich Ihnen darin bei, daß man das Einkleiden der Leiche von der Salbung derselben unterscheiden müsse. Jenes thaten die Männer, dieses wollten die Weiber thun, und dieses wurde durch jenes so wenig überflüssig und unnöthig, daß es vielmehr einer Leichenbehandlung, wenn sie recht ansehnlich sein soll, zugesetzt werden muß. Doch genung von diesem erträumten Widerspruche!"

2) Ebenda S. 128.

etwas, was sich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet sich bei dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamirung der Weiber auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nikodemus beim Johannes doch wohl der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamirung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung und nicht völlige, das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei einem Evangelisten alles Beides stünde, wenn ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nikodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und ebenderselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen, und man wollte alsdenn diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen, so käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Passe. Denn alsdenn wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geschehen könne, und wir müßten uns Alle mit bloß möglichen Gründen begnügen, warum sie zum zweiten Male unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht, da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiste eingegeben ist, so ist es bloß gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen, daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andere Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren, daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeschäft gegeben, eines vor Fäulniß und Verwesung, welches die Männer besorgen müssen, und eines vor Wohlgeruch, womit sich die Weiber abgaben. Alles das ist bloß gefabelt, lieber Nachbar, und ohne allen Grund in der Geschichte gefabelt. Besonders Ihr Einfall von dem doppelten Balsamirungsgeschäfte, der dem Hrn. A.[1])

1) Die Schrift des Superintendenten Reß ist in Form eines Dialogs zwischen A. und B., aber in ungeschickter Weise abgefaßt. Man merkt dem Herrn A. schon von vorn herein zu sehr die Geneigtheit an, sich von B. überreden zu lassen. Nach der obigen Stelle fährt dieser A. so fort: „Höchstens könnte man schließen: da die Salbung von Joseph und Nicodemus bereits besorgt war, so

so sehr gefällt, hätte doch wohl erst müssen anderweits aus der Geschichte erwiesen werden, damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umstande abgesondert scheine, zu dessen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundlosigkeit dieses Einfalls vom doppelten Salbungsgeschäfte ist noch bei weitem nicht seine schlimmste Seite. Wenn wir ihn gelten lassen, lieber Nachbar, sehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen straft? Johannes sagt, daß Joseph und Nikodemus den Leichnam Christi so begraben, ganz so, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie sagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht so, nicht ganz so; denn sie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andre Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig und, wie billig, den frommen Weibern übrig gelassen worden, deren Nase so ekel ist.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widersprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangelisten stehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangelist eine Silbe sagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangelisten von dem armseligen elenden Widerspruche eines andern Evangelisten (arm-

---

sei es nicht wahrscheinlich, daß sie die Weiber nochmals hätten vornehmen wollen. Aber auch diese Unwahrscheinlichkeit fällt weg, wenn man bedenkt, daß die Salbung von den beiden Männern in aller Eile geschah und Frauensleuten leicht nicht gut, nicht ordentlich genung vorgekommen sein kann, denn daß diese jenen dabei geholfen, sagt kein Evangelist, ob es gleich unser Autor ein paarmal sagt; bedenkt, daß die Frauensleute Galiläerinnen waren, Luc. 23, 55, in deren Vaterlande andere Salbungs- und Begräbnißgebräuche als zu Jerusalem sein konnten; bedenkt, daß die Männer bloß die Absicht gehabt, durch ihr Balsamiren die Fäulniß und Verwesung zu verhindern, da Nicodemus, nach Joh. 19, 39, ein Gemisch von Myrrhen und Aloe, die hauptsächlich der Fäulniß widerstanden, brachte, die Weiber aber zum Zweck gehabt, den Leib Christi, zum Beweis ihrer Hochachtung und Dankbarkeit, Luc. 7, 38. 46. Joh. 11, 2; 12, 3 mit wohlriechenden Salben zu bestreichen, denn sie bereiteten *αρωματα και μυρα*, Luc. 23, 56, und kamen, *ινα αλειφωσιν αυτον*, Marc. 16, 1., als welches, ohne die Leiche wieder aufzuwickeln, durch Bestreichen des Angesichts und etwa der Hände, und durch Besprengen des Leinwands, worin sie gewickelt war, geschehen konnte; und endlich bedenkt, daß sich die Weiber durch die Liebesdienste des Josephs und Nicodemus von ihrer Pflicht gegen Jesum nicht entbunden hielten, sondern gleichfalls thaten, was ihnen Hochachtung und Liebe befahl."

selig und elend wegen der Unbeträchtlichkeit des Umstandes) auf keine andere Weise retten kann, als daß sie diesen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerspruch.

„Matthäus sagt, daß vor den Augen der Maria Magdalena und der andern Maria geschehen sei, was die übrigen Evangelisten sie bei Annäherung des Grabes bereits geschehen finden lassen."

Mein Ungenannter gründet sich auf das „*ἰδου ἐγενετο*" beim Matthäus, und es könnte wohl sein, daß es Matthäus so verstanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; *ἰδου* ist öfters bloß eine Partikel der Aufmunterung für den Leser und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Personen geschehen sei. *Ἐγενετο* mag auch immerhin heißen: es war geschehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieser Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht bloß schlagen, sondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann sein, der Abend und Morgen nicht unterscheiden wolle?[1])

Die Strafe dieser Unbarmherzigkeit ist Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben sich dadurch in eine weitere Auflösung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen so klar und richtig scheinen, daß die Verwirrung derselben Vorsatz werden muß[2]). Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen!

---

1) Nach der oben angeführten Stelle auf S. 130 fährt Herr B. bei Reß fort: „Der dritte (Widerspruch) ist eben so seicht, und wir haben schon so oft darüber mit einander gesprochen, daß wir ganz kurz darüber hingehen können. Er setzt ihn darin, daß nach dem Matthäus die Eröffnung des Grabes vor den Augen der Weiber geschehen, nach den übrigen Evangelisten aber vor ihrer Ankunft bereits vorgegangen, weil sie am frühesten Morgen den Stein bereits weggewälzt gefunden." Worauf Herr A. antwortet: „Freilich braucht man sich bei Leuten nicht aufzuhalten, die Abend und Morgen nicht unterscheiden und nicht begreifen wollen, daß man kurz sein müsse, wenn man verschiedene wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen will."

2) Herr A. fährt fort: „Man muß sehr unbillig sein, wenn man folgende klare Erzählung in Widerspruch setzt: *οψε σαββατων, τη επιφωσκουση εἰς μιαν σαββατων*, den Sonnabend Abend, nicht so früh, daß es noch Sonnabend war, sondern so spät, daß der Sonntag, der sich mit dem Sonnabend Abend an-

Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er subjective möglich ist, höre ich leider. Aber Sie müssen ganz etwas Anderes dabei denken als ich, oder Sie könnten die schmähsüchtige Grausamkeit nicht haben, ihn so wiederholt zu machen.

Nun lassen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die so klar und richtig sein sollen. — Mir graulet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müssen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben schuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erster Satz also: „Den Sonnabend spät Abends gingen die beiden Marien nach Christi Grabe, bloß zuzusehen, ob es noch ungestört sei, kamen aber allem Ansehen nach zu ihrem Zwecke nicht, weil es schon zu spät war. Matth. 28, 1.“ [1])

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt*) ausdrücklich: „Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti,

*) Ad Matth. c. XXVIII, v. 2.

---

fing, schon angegangen. Den Sonnabend spät, da es schon dunkel werden wollte, gingen die beiden Marien hin, das Grab zu besehen; *λιαν πρωι της μιας σαββατων*, sehr früh am Sonntage Morgen, Marc. 16, 2, *τη μια σαββατων ορθρου βαθεος*, am Sonntage, da es eben anfing zu tagen, Luc. 24, 1, *τη μια σαββατων, πρωι σκοτιας ετι ουσης*, am Sonntage früh, da es noch dunkel war, Joh. 20, 1, gingen diese beiden Frauen sammt noch einigen zum Grabe Christi, um ihn zu salben. Zwischen diesen beiden der Zeit und Absicht nach ganz verschiedenen Gängen, deren ersten Matthäus so sichtbar, als sichtbar die andern drei Evangelisten den andern anführen, war sicher eine Zeit von sechs Stunden verstrichen. Vor dem letzten war die Eröffnung des Grabes geschehen und die Wache verjagt, weil sie auf diesem den Stein schon abgewälzt sahen. Fügt man nun die Erzählung des Johannes 20, 1ff. hinzu, daß Magdalena zurücklief, so bald sie von ferne gewahr ward, daß der Stein vor dem Grabe nicht mehr lag: so sind folgende Sätze so klar und richtig, daß ihre Verwirrung Vorsatz werden muß.“ (Es folgen nun die Sätze, die Lessing hier wörtlich wiedergibt.)

1) Die Ziffer „1“, welche in allen Drucken fehlt, haben wir eigenmächtig nach Reß, S. 131, hinzugesetzt.

nihil habet probabilitatis.“ — Lassen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich Einen von den Elenden sein, die Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Freilich, nicht unterscheiden können, das sieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urtheil abzulocken. Sie sollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten sogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen sehr früh gingen sie in Gesellschaft verschiedner anderer Weiber wieder dahin, in der Absicht, seinen Leib zu salben. Marc. 16, 2; Luc. 24, 1. Auf diesem Wege wurden sie gewahr, daß der Stein vor dem Grabe weg, und es folglich geöffnet war. Marc. 16, 3. 4; Luc. 24, 2.“

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem wieder? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sei. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein andrer vorhergegangen sei. Woher wissen Sie denn also das wieder? — Was wissen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert, es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings.

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die Unruhigste unter ihnen, sahe es, weil sie vorausging, am ersten und kehrte sogleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem Petrus und Johannes die Nachricht, welche sie für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib Christi weggenommen sei. Joh. 20. 1. 2.“

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht schon genug Thorheit und Böses auf ihrer Rechnung? Muß sie auch noch so eine Närrin werden, der lieben Harmonie zu Gefallen? — Wie? Maria konnte bloß daher, weil sie von weitem den Stein vom Grabe abgewälzet sahe, bloß daher schließen, daß der Leichnam Christi nicht mehr darin befindlich sei? Vergaß sie denn in dem Augenblicke, in welcher Absicht sie selbst herkam? Sie wollte mit ihren Gespielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja schon darum besorgt gewesen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte sie den Leichnam Christi nicht verschleppen; sie wollte ihn nur salben. Und ihr fiel nicht erst ein, daß ihr Andere

in ebendieser Absicht wohl schon könnten zuvorgekommen sein? Sie sahe nicht erst hin, ob es nicht so wäre? Sie schließt nur — wenn das anders schließen heißen kann: der Stein ist weg, also ist auch der Leichnam weg? So schließt sie und läuft und läuft; sonst möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbesonnene Närrin sie ist. — O gewiß, wenn diese Maria Magdalena hier so schließen, so handeln können — wie kann man noch zweifeln? —, so war sie Magdalena die Sünderin, das ist die Hure. Denn nur eine Erzhure kann so leichtsinnig schließen. Nur durch solche leichtsinnige Schlüsse werden Mädchen zu Huren. — Auch war sie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Christus sieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem sich die übrigen länger zu wohnen schämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbesonnenheit. Ohne den dümmsten von allen Teufeln konnte sie nicht so schließen. — Und doch läßt man sie so schließen, der lieben Harmonie zu Gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf diese Weise dem Petrus und Johannes brachte, die erste Verkündigung der Auferstehung Christi sein sollen, so ist diese erste Verkündigung eine große Armseligkeit gewesen!

Man sage nicht, daß man sich nicht darum zu bekümmern oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbesonnen Maria Magdalena hier erscheine; genug, daß sie Johannes nicht anders schildere. Und was sagt Johannes? — „Da sie sieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft sie und kommt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte.“ — Sie läuft und sieht wirklich nicht erst in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei im Gedanken ergänzen sollen? Er ließ es nicht aus, weil es sich von selbst versteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geschehen war? — Nun, so ist Maria Magdalena nicht nur eine unbesonnene Närrin, sondern noch dazu eine unverschämte Lügnerin. Denn sie spricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ Wie konnte sie das sagen, wenn sie nicht einmal zugesehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt sie nicht mit diesen nämlichen Worten, daß sie wirklich zu-

gesehen habe? — Nur darum, weil sie es hier selbst sagt, hielt Johannes für überflüssig, es die Zeile vorher von ihr zu sagen. — Oder ist das kein Lügner, der seine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieser Verleumdung der armen Maria Magdalena — es ist eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter bestehen. Es soll auch damit sein, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will seine Sätze hier gar nicht widerlegen; ich will sie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu sehen, wie dieser dabei wegkommt.

Präge dir, mein geduldiger Leser, diese vier Sätze wohl ein und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: „Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Thüre und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erschraken für Furcht und wurden, als wären sie todt. Aber der Engel antwortete und sprach: ‚Fürchtet euch nicht!‘ —

Und so weiter! Es ist genug, mein Leser. Aber wissen muß ich, ob du es auch recht begriffen hast, wie viel du in diesen wenigen Worten des Matthäus gelesen. — Und sieh, da fällt denn folgendes Gespräch unter uns vor:

Ich. Wie viel also, freundlicher Leser, hast du jetzt bei dem Matthäus gelesen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es ist wahr; ich muß nicht fragen: wie viel? sondern: wie vielerlei?

Du. Das sollt' ich meinen!

Ich. Also, wie vielerlei?

Du. Wie willst du, daß ich dir antworte? Nach dem gesunden Menschenverstande, oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß Beides einerlei sein wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem gesunden Menschenver-

stande habe ich nur Einerlei gelesen; indem Alles ja vollkommen so fortlief, als ob es nur ein Anfang, nur ein Fortgang und nur ein Ende einer und ebenderselben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgelesen.

Ich. So laß den gesunden Menschenverstand ein wenig schlafen und antworte mir auf die andere Weise. Wie vielerlei nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erst: einen vorgehabten und angefangenen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum sagst du: „einen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?"

Du. Weil ihm das Ende fehlt und dein Nachbar selbst nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: „sie kamen, das Grab zu besehen." Sie kamen übersetzt dein Nachbar durch: sie gingen. Sie gingen also, sagt er[1]), „aber das Thor war entweder schon zu, oder sie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn sie vor dem Thorschlusse

---

1) Reß S. 72 f. läßt Herrn B. sagen: „Es ist freilich billig die Frage: was wollten die beiden Frauensleute den Abend so spät noch bei dem Grabe machen? Ihre Absicht nennt Matthäus: sie kamen das Grab zu besehen. Ich erkläre mir diesen Gang aus ihrer herzlichen Liebe zu Jesu; sie konnten, als sie mit der Zubereitung dessen, was zum Balsamiren gehörte, fertig waren, nicht ruhen, auch heute einmal das Grab ihres Wohlthäters zu besuchen. Nun sind wir fertig, sprach vielleicht die eine zur andern, aber wie mag's um den Leichnam stehen, den wir salben wollen? Vielleicht ist er nicht mehr im Grabe, seine Feinde haben ihm auch wohl die Ruhe nicht einmal gegönnt; wie, wenn wir erst hingingen und zusähen, ob das Grab auch noch unversehrt ist! Komm, Maria, wir wollen eilig hinlaufen! Sie sagten's und liefen, denn Liebe und Bekümmerniß trieb sie; und hörten vermuthlich die andern nicht, die ihnen nachriefen: es wäre zu spät, es würde finster werden, ehe sie hinaus kämen, man würde sie nicht mehr aus dem Thore lassen, sie könnten doch nichts mehr sehen u. s. w. Und so scheint's gekommen zu sein. Das Thor war entweder schon zu, oder sie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, wenn sie vor dem Thorschlusse noch wieder in die Stadt wollten. Matthäus erwähnt dieses Ganges, als eines Zeugnisses von ihrer sorgevollen Liebe für Jesum, und läßt, weil er nichts weiter davon sagt, daß sie zum Grabe gekommen und alles im vorigen Zustande gefunden, seine Leser daraus schließen, daß ihr Gang vergeblich gewesen, sie entweder gar nicht aus der Stadt gekommen oder unverrichteter Sachen wegen einfallender Nacht hätten zurückkehren müssen."

wieder in die Stadt wollten." Kurz, sie machten, was man nennt einen Fleischergang[1]). Und diesen Fleischergang hielt dennoch der h. Geist für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu lassen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jesu.

Ich. Recht hübsch für eine Predigt! — Aber warum sagtest du: „eine Erscheinung, erschienen, ich weiß nicht wem?"

Du. Weil sie den Weibern nicht geschehen sein soll und die Hüter, welche darüber erschraken und vor Furcht wurden, als wären sie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich, warum sagtest du: „ein Morgenbesuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie?"

Du. Weil sich dieser Morgenbesuch mitten im Gespräche mit dem Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen und sprach." So sind sie denn da, die frommen Weiber, und Niemand hört sie weder ausgehen noch ankommen. Wenn auch das antwortete des Engels nicht voraussetzt, daß sie ihn vorher gefragt, so müssen sie doch schon wenigstens da gewesen sein und irgend eine Miene der Bestürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren also da; und weil sie von gestern Abend nicht mehr da waren, so waren sie da einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.[2])

Ich. Spottest du seiner?

Du. Warum sollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte!

---

1) Das Wort „Fleischergang" ist in dieser Bedeutung wohl kaum noch gebräuchlich. Adelung sagt, es bezeichne „im gemeinen Leben einen vergeblichen Gang, dergleichen die Fleischer, wenn sie Vieh zu kaufen suchen, mehrmals zu thun genöthigt sind". (Groß.) — In Thüringen ist übrigens die Redensart „einen Metzgersgang machen" noch sehr im Schwange.

2) Bei Reß S. 74 f. sagt Herr A.: „Da aber Matthäus v. 5. fortfährt: aber der Engel antwortete und sprach zu den Weibern: fürchtet euch nicht u. s. w., so läßt es doch fast, als wenn sich der ganze Vorfall in ihrer Gegenwart zugetragen." Darauf B.: „Ja, wenn man die Hebraismen aus der Acht läßt, wovon vorzüglich Matthäus voll ist. Er antwortete und sprach, setzt in sehr vielen Stellen nicht eine Anrede oder schon angefangenes Gespräch voraus, sondern heißt nichts weiter als: er sprach. Wenn wir die übrigen Evangelisten nicht hätten, so dürften wir vermuthen, daß der Engel gleich, nachdem er sich auf den Stein gesetzt, die gegenwärtigen Weiber so angeredet habe: und doch nur bloß vermuthen, denn Matthäus sagt nicht, daß es gleich, sondern daß es zu den Weibern geschehen; und es versteht sich von selbst, nicht ehe, als bis sie angekommen waren."

Denn spottet auch er nicht eines ehrlichen Geschichtschreibers, der gerade deswegen so albern und dumm erzählen soll, weswegen er ein Muster aller Erzähler sein müßte und sein könnte, deswegen, weil ihm der h. Geist die Feder geführt?

Ich. Ja, sieh nur, lieber Leser, der h. Geist sah nicht sowohl auf das, was er jeden Evangelisten insbesondere schreiben ließ, als auf das, was man über siebzehnhundert Jahr aus den Nachrichten ihrer Aller zusammensetzen würde.

Du. Und das ist es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei sagt hier noch viel zu wenig. Er lästert, dein Nachbar lästert; und die einzige Entschuldigung, die ich ihm leihen kann, ist die: er weiß nicht, was er sagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leser, lieber Leser! Also willst auch du nicht begreifen, „daß man kurz sein müsse, wenn man verschiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen will"?*)

Du. Freilich nicht; denn wie soll ich Unsinn begreifen wollen? Alles, was ich begreife, ist das, daß man kurz ist (nicht, kurz sein müsse), wenn man verschiedne Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder: daß man verschiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müsse, wenn man kurz sein will.

Ich. Nun, nun, nimm es mit dem Nachbar nicht so genau! Sein Hr. A. verstand ihn doch. Und du verstehst ihn ja auch. Aber du willst ihn nicht verstehen, du willst nicht. Du willst nicht wissen, „daß jedem Geschichtschreiber freisteht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er sämmtlich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen auszuheben, welche er seiner besondern Absicht am gemäßesten findet."**)

Du. Das will ich nicht begreifen? O, das begreif' ich sehr wohl und sehr gern.

Ich. Du willst nicht begreifen, „daß der Leser nicht berechtiget ist, zu schließen: was ein Geschichtschreiber, der die Kürze liebt und, wie man aus Andern sieht, Manches ausläßt, hinter einander erzählt, das ist unmittelbar auf einander gefolgt."***)

Du. Das will ich nicht wissen? O, das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wissen, will nicht begreifen —

*) S. Fünfte Unterredung, S. 130. — **) Ebenda S. 132.
***) Ebenda S. 132.

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das will nicht auch von dir vertragen? Verschone mich damit! Verschone dich selbst damit, günstiger Leser, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieses will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, ist so ungünstig, so garstig, so giftig! Laß es dem Nachbar, der es sich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es selbst nicht brauchen. — Also was wolltest du sagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß Alles, was er da schwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein Anders ist, aus mehrern Begebenheiten nur die zweckmäßigsten wählen und die andern übergehen, und ganz ein Anders, aus zwei verschiednen Begebenheiten nur eine machen. Jenes darf der Geschichtschreiber, jenes muß er oft. Aber dieses darf er schlechterdings nie. Und dieses, nicht jenes, dieses, was schlechterdings kein Geschichtschreiber thun darf, er sei von dem h. Geiste inspirirt oder nicht; dieses, was er schlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender, unzuverlässiger Geschichtschreiber in beiden Fällen sein und bleiben will: dieses fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Last.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich stellst! — Oder heißt das nicht, aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt und den Schwanz wegläßt, und von dieser den Kopf wegläßt und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieser unmittelbar an einander hängt, ohne im Geringsten, auch nicht durch eine einzige Partikel anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieser fehlen?

Ich. Das thäte nun freilich wohl Matthäus nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener und der Kopf von dieser nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch, so konnte er sie weglassen! Aber er wußte doch, daß er sie weglasse? in seiner Seele mußte doch eine Idee davon sein, daß jener Kopf nicht zu diesem Schwanze und dieser Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubst, der h. Geist hätte es sich für unanständig

oder für zu schwer gehalten, diese Idee von Zusammendrängung und Verstümmelung zweier Begebenheiten in eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der h. Geist dem Matthäus die Feder ungeführt gelassen, ich bin gewiß, Matthäus selbst, Matthäus allein würde schon, auch ebenso kurz, in seinen Worten zu unterscheiden gewußt haben, was so unterschieden in seinem Kopfe war. — Also sage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein, ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts sagen. Du bist zu bitter, ungeduldiger Leser. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, Alles dieses — wenn es ihm schon ein wenig zu beißend sollte gesagt sein, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? — ruhig und sorgfältig zu überlegen und mir bei Gelegenheit wissen zu lassen, ob er noch seine Sätze für so klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorsatz sein könne. Vornehmlich beschwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser ist, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Testaments gedacht ist, lieber von gar keiner Harmonie in solchen Dingen wissen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangelisten so schändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerspruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferstehung Christi in und um dem Grabe[1]) erschienen, ist der Widerspruch der Evangelisten allgemein. Sie sind weder in Ansehung der Anzahl der-

---

1) „Um" c. dat. findet sich öfter bei Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, auch bei Lessing. So im ersten Druck des Nathan (II, S. 377), in der „Matrone von Ephesus" (ed. v. Maltzahn II, S. 586): „Alles werde um mir so dunkel und Nacht, als es in mir ist"; ebenda III, S. 251: „man muß die Charaktere derjenigen zu erforschen suchen, die um ihr (der Geliebten) sind"; ebenda XII, S. 651 (nach den Worten eines Recensenten): „daß ich mich wohl um die alten verlegnen Waaren meiner Bibliothek bekümmere, aber nicht um das, was von lebenden Gelehrten um mir herum geschehe." Vgl. Hempels Ausgabe VIII, S. 276. Gleims Halladat, S. 86. (Bode's Uebersetzung von Sterne's) Tristram Shandy, V, S. 15. Rückert, Gedichte III² (Erlanger Ausgabe), S. 120. Gagnier, Leben Muhammeds, übs. v. Vetterlein II, S. 52. Stoppe, Neue Fabeln, II, S. 19.

ſelben, noch in Anſehung des Standorts derſelben, noch in Anſehung der Reden derſelben mit einander zu vereinigen."

Dieſen Widerſpruch, ſo vielfach er auch ſein mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar preisgeben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte, als ob er ihn ohne die grauſamſte Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung ſchuldig iſt, gegen den er ſo viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus (16, 5) „*και εἰσελθουσαι εἰς το μνημειον εἰδον νεανισκον καθημενον ἐν τοις δεξιοις*" nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehen innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erſchienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr ſo verſtehen müſſe: „die Weiber wären des Engels erſt nach ihrem Eingange ins Grab, entweder beim Herausſehen oder beim Herausgehen aus demſelben, vor dem Grabe anſichtig geworden": entſteht ſodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum ſie denn auch nicht gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand ſitzen geſehen? Er ſaß ja ſchon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Iſt denn ein Engel, deſſen Geſtalt wie der Blitz iſt, ein Ding, das man ſo leicht überſieht?[1])

Auch iſt es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe ſahen, ehe ſie hereingingen, daß ſie nur auf ſeine Aufmunterung, auf ſein Geheiß hereingingen: „Kommt her und ſehet die Stätte!" Alles, was vor dieſen Worten vorhergeht, ſpricht der Engel ja augenſcheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was dar-

1) Bei Reß S. 135 ſagt A.: „Ueber die verſchiedenen Stellen, worauf die Engel geſehen wurden, will ich nicht wiederholen, was ſie bereits hinlänglich ins Licht geſetzt. Als die Weiber das Grab leer gefunden und mit Bekümmerniß ſich umwandten herauszugehen, da ſahen ſie rechter Hand zuerſt den einen Engel auf dem Stein ſitzen, und als ſie ihre vor Furcht niedergeſchlagenen Augen wieder aufhuben, Luc. 24, 5, wurden ſie zweener Engel nahe bei ſich gewahr. Mich dünkt, ſo läßt ſich die verſchiedene Erzählung der Evangeliſten ſehr natürlich vereinigen. Der Anblick des erſten Engels war ihnen ſo unerwartet und ſein Glanz ſo überraſchend, daß ſie vor Schrecken wohl zurückfahren und die Augen wegwenden mogten; bei der Erholung aber und dem neuen Blicke dahin ſahen ſie erſt, was ſie vorhin nicht beachtet, daß nemlich der Engel zween waren, und daß ſie indeß näher zu ihnen gekommen."

auf folgt, spricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es ist ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreistigkeit diese Erzählung des Matthäus zur Bestätigung dessen angeführt wird, was man mit solcher Gewaltsamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! —*)

Bei dem Lucas nun gar sollen alle beide Engel draußen vor dem Grabe gesessen haben und von den Weibern nicht eher sein gesehen worden, als bis sie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erst sichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle diese Unwahrscheinlichkeiten, alle diese Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangelisten deren höchstens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe sitzt, immer fein mitgezählt werden kann?

O Armseligkeit aller Armseligkeit! — für Den mit Engeln so zu knickern, dem sie legionenweise zu Dienste stunden![1])

Ja, wir knickern nur so damit, höre ich meinen Nachbar sagen, um die Evangelisten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangelisten, Nachbar! sondern eure engbrüstige, lahme, schielende, Thersitische Harmonie der Evangelisten. Thersitisch, denn sie ist ebenso ungestalten als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere. Die, die, weil sie so ganz euer Werk ist, soll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangelisten nicht anständiger, wenn ich sagte: Kalte Widerspruchklauber! seht ihr denn nicht, daß die Evangelisten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unsichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein paar Grenadier, die vor der Behausung des abmarschirten Generals zurückgelassen werden, bis sein ganzes Gepäcke abgeführet worden), da waren

*) Fünfte Unterredung, S. 133.

1) Matth. 26, 53 sagt Jesus zu Petrus: „Oder meinest du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel?“

deren Millionen. Es erschien nicht immer der eine und ebenderselbe, nicht immer die nämlichen zwei. Bald erschien der, bald jener; bald an dieser Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Gesellschaft; bald sagten sie das, bald jenes. —

Auf so eine abwechselnde, unstäte, weder an ein gewisses Moment der Zeit, noch an einen gewissen Punkt des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle zwei oder mehrern verschiednen Personen verschiedentlich vorkommende Erscheinung scheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem einen herabfahrenden Engel braucht: „ἦν δε ἡ ἰδεα αὐτου ὡς ἀστραπη", die Idee, das Bild desselben war wie Blitz. Denn ἰδεα ist hier wohl noch etwas Anderes als προσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Uebersetzung der Siebziger gesehen würde, so wäre ja wohl auch das in dieser Stelle befindliche προσωπον gebraucht worden. Ἰδεα heißt auch sonst nirgends das bloße Angesicht, wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas sichtbares Zusammengesetztes macht. Also: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz, und wer auf diese Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wissen, daß in dem erschütternden Auge der nämliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein starrer Blick auf gefrornen Schnee im Sonnenglanze zu verursachen pflegt, welches in den folgenden Worten: „και το ἐνδυμα αὐτου λευκον ὡσει χιων", und seine Hülle weiß wie der Schnee, sehr malerisch ausgedrückt wird. —

Und das, das ist die Antwort — man nenne sie immerhin mehr poetisch als wahr. — In solchen Fällen ist mir das Würdigste das Wahrste. — Das ist die Antwort, um deren willen mir dieser ganze vierte Widerspruch so kümmerlich, so klein, so ganz in dem ängstlichen Geiste der Harmonie, die er bestreiten soll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umsehen mag.

Fünfter Widerspruch.

„Beim Lucas berichten Maria Magdalena und die übrigen Weiber dem Simon Petrus und Johannes und übrigen Jüngern die wirkliche geschehene Auferstehung Christi, die sie von den

Engeln vernommen; bei dem Johannes aber meldet Maria Magdalena nur allein, dem Petrus und Johannes nur allein, nur allein, daß sie das Grab geöffnet gefunden und der Leichnam des Herrn daraus entwendet worden."

Diesen Widerspruch hat man vorlängst damit zu heben gesucht, daß man angenommen, Maria Magdalena sei zweimal zum Petrus gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht (die erste, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lucas gedenket), und Petrus sei zufolge ihrer zweimaligen Nachricht zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber sagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweisen stehe, indem der Hingang, von welchem Lucas (24, 12) rede, ganz ungezweifelt ebenderselbe sei, dessen Johannes (20, 2) gedenke, welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangelisten davon brauchen.

Was sagt nun mein Nachbar hierzu? Er sagt anfangs*), daß dieser vermeinte Widerspruch aus dem Irrthum herrühre, „daß Magdalena mit unter den Weibern gewesen, welche die erste Erscheinung der Engel hatten". — Und war sie denn das nicht? Ist denn das so ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erscheinungen, deren von den vier Evangelisten gedacht wird, gegenwärtig gewesen, um sogleich mit Irrthümern um sich zu werfen? Wenigstens dächte ich doch, wäre es augenscheinlich, daß Der, welcher diesen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren lasse, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwei verschiedne Begebenheiten in eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal ausweichen zu müssen geglaubt und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen ist, — auch bei Seite gesetzt: sagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der ersten Erscheinung der Engel gegenwärtig gewesen? Freilich nennt Lucas sie nicht namentlich bei dem Hingange, aber er nennt sie doch namentlich

*) Fünfte Unterredung, S. 136.

bei der Rückkunft (24, 10). Oder ist das bei dem Lucas eben angezognen Orts nicht die erste Erscheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt: „Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jacobi und Andre mit ihnen, die solches den Aposteln sagten“?

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle*) über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Marcus und Lucas sagt! Ich habe es gewiß gelesen, ich habe es zehnmal gelesen, ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gelesen, deren ich fähig bin: aber Gott ist mein Zeuge, ich verstehe ihn nicht. Das ist das Gelindeste, was ich hier sagen kann; und doch will ich mich den Ekel nicht abhalten lassen, seine Worte getreulich abzuschreiben. Vielleicht, daß sie mir in dem Abschreiben deutlicher werden. Ich habe mir schon öftrer etwas in das Gedächtniß und in den Verstand geschrieben. Gelingt mir das auch jetzt, und ich bekenne es nicht, so möge dieses Hilfsmittel nie bei mir wieder anschlagen!

Alles, was ich noch bis jetzt in den Worten meines Nachbars begreife, ist dieses, „daß, wie es mit dem Marcus sein soll, so sei es auch mit dem Lucas.“**) — Und wie ist es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverstand an. An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal selbst vor Menge der Worte den Sinn nicht sehen kann! „Unter den Weibern“, sagt er, „die zum Grabe Jesu, ihn zu salben, gingen, nennt Marcus, V. 1, die Maria Magdalena zuerst, ohne Zweifel, weil sie die Sache am meisten betrieben.“ — Kann wohl sein. Wer wird wider diese gründliche Vermuthung etwas haben, der schon weiß, wie gern die Marien den Herrn salbten! — „Darauf erzählte er, V. 5—8, die Erscheinung des Engels, mit Vorbeilassung des Umstandes, den wir aus dem Johannes wissen, daß sich nämlich Magdalena von den Uebrigen entfernt und die erste Erscheinung nicht mit gehabt habe.“ — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus diesen Umstand weggelassen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen als eben nicht wichtig übergangen? — „Wenn

*) Dritte Unterredung, S. 90.
**) Ebenda S. 92.

er nun V. 9. 10 meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet sei —" — Was? wie? in diesen angezognen Versikeln soll die Erscheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet sein? und getreulich berichtet sein? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor sich? In diesen Versikeln wird ja eine ganz andre Erscheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein den Jüngern berichtet. Und es ist so wenig wahr, daß unter der Erzählung dieser Erscheinung, welches eine Erscheinung Christi in eigner Person war, jene erste Erscheinung, welche beim Marcus und Lucas nur eine Erscheinung von Engeln ist, mit begriffen gewesen, daß sie schlechterdings nicht mit darunter begriffen gewesen sein kann, indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Versikel ausdrücklich sagt, daß die Weiber von ihrer Erscheinung der Engel keinem Menschen ein Wort gesagt: „οὐδενι οὐδεν εἰπον." Aber hören wir den Nachbar nur erst ganz aus: „Wenn Marcus nun V. 9. 10 meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet sei, so nennt er unter den Erzählern Die allein, welche er V. 1 zuerst nannte, und erwartet billig von seinen Lesern, daß sie sich wieder in der schon berührten Gesellschaft denken sollen." — Aber was hilft es denn, daß der Leser so billig ist, als ihn nicht Marcus, sondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria ist nun wieder in der Gesellschaft der übrigen Weiber: diese übrigen Weiber sagen ja keinem Menschen ein Wort, οὐδενι οὐδεν, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erscheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann sie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon sie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das οὐδενι οὐδεν, keinem Menschen ein Wort, hier nicht so genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen gesagt werde; weil es ganz unglaublich, weil es moralisch unmöglich sei, daß Weiberchen von einer Erscheinung οὐδενι οὐδεν, keinem Menschen ein Wort sollten gesagt haben; weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die sie als ein zweites Selbst betrachten, dem sie Alles vertrauen können, ohne es Jemand in der Welt vertraut zu haben? Meinen Sie so?

Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk! Wenn das im Grunde auch so wäre, so muß man es aus Höflichkeit gegen das Geschlecht doch nicht sagen; am wenigsten muß man es in einer evangelischen Harmonie sagen. Freilich wird durch einen solchen erzsatirischen Zug, durch eine solche spaßhafte Wendung auch eine evangelische Harmonie lustiger zu lesen; aber doch auch nichts weiter als lustiger; gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu sein glaubt, so umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehöret: „Hat Marcus gut gefunden, kurz zu sein, wie er denn sichtbar der Allerkürzeste ist, und daher den mehrerwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbeizulassen, so konnte er nicht anders sprechen, als: Jesus erschien ihr in Gesellschaft der Uebrigen, ohne welche er sie nicht aufführt, zuerst." — Höre ich einen Menschen im Schlafe sprechen, oder was höre ich? Weil Marcus sichtbar der Kürzeste ist, denn er hat sichtbar die wenigsten Capitel, so darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdenn wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geschehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und lassen Sie uns unsre fünf Sinne nur ein wenig zusammennehmen! Ich schüttle Sie und frage: Wußte Marcus den Umstand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wissen, oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerst. Wußte er ihn nicht, glaubte er vielmehr das Gegentheil, glaubte er, daß Maria Magdalena sich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, so konnte er ungefähr so schreiben, als Sie ihn schreiben lassen. Ich sage: ungefähr so, nicht: ganz so. Denn er konnte nur sagen, daß Magdalena mit unter den Ersten gewesen, denen Christus nach seiner Auferstehung erschienen, nicht aber, daß Maria Magdalena schlechtweg die Erste gewesen, die Christus dieses Vorzugs gewürdiget. (Daß er sie schlechtweg, vorzugsweise, sie allein die Erste nennet, das muß also in einer ganz andern Rücksicht geschehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein worüber streiten wir denn sodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts streiten! — Worüber streiten wir dann? Wenn Marcus einen Umstand der Auferstehungs-

geschichte nicht wußte, den Johannes wußte, wenn er diesem seinen Nichtwissen gemäß schrieb und schreiben durfte, war es denn möglich, daß er nicht in Widerspruch mit Dem fiel, der den nämlichen Umstand wußte und diesem seinen Wissen gemäß schrieb und schreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geschehen an. Sie geben die Quelle aller Widersprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß sie nicht fließen soll. Sie halten wie ein spielendes Kind den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück, als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten, als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpressen und das Kindchen noch obendrein bespritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß so munter gemacht? — Da es also nur lächerlich sein würde, wenn Sie unter der Voraussetzung, daß die Evangelisten nicht alle die nämliche vollständige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferstehung Christi vorgefallen, unter dem Eingeständniß, daß der h. Geist einen Jeden nach dem Maße seiner eingezognen Kundschaft auf bestes Wissen und Gewissen schreiben lassen — da es, sag' ich, nur lächerlich sein würde, wenn Sie unter diesem Einverständniß sich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weise unter den Evangelisten eintretende Widersprüche zu heben — — Aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum so zornig? Mit stummem Grimme weisen Sie auf Ihre eignen Worte: „hat Marcus für gut gefunden, den mehrerwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbeizulassen", und weisen nochmals auf das „hat er gut gefunden". Ich verstehe! Sie wollen sagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den ersten Fall meines überflüssigen Dilemma hier anzunehmen. Marcus müsse ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbeizulassen. Warum ich mich also bei etwas so lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erst das annehmen wollen, was noch das Leidlichste wäre, was mir Ihre Behauptung etwas weniger abscheulich machte. Ich wollte nicht so zufahren und es Ihnen gleich auf den Kopf zusagen, daß Sie denn also dem Marcus nichts Geringers als eine vorsätzliche Lüge Schuld

geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einschlafen! — Wenn Marcus nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umstand wußte, daß sich Maria Magdalena von ihren Gespielinnen abgesondert und wieder nach der Stadt gelaufen, sobald sie das Grab eröffnet gesehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erscheinung also gar nicht zugegen gewesen, die indeß ihren Gespielinnen geschah; wenn er diese Erscheinung die erste Erscheinung des auferstandenen Christus nennet: wie kann er denn gesagt und geschrieben haben, daß Maria Magdalena diese erste Erscheinung in derjenigen Erscheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß sie gar nicht zugegen gewesen war? Wie kann er denn das gesagt und geschrieben haben, ohne vorsätzlich eine Unwahrheit sagen und schreiben zu wollen? Heißt denn nicht „vorsätzlich lügen" vorsätzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? Wird eine vorsätzliche Lüge denn darum weniger vorsätzliche Lüge, weil ich sie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor gesagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird sie eben dadurch noch um so viel vorsätzlicher? Wer hieß dich denn von vorne herein die Sache so mangelhaft einleiten, die Umstände so verstümmeln, daß du nothwendig eine Lüge sagen mußt, wenn man deine Verstümmelung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken soll? — O Zeter! Der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein so alberner Calumniant eines Evangelisten gewesen zu sein! — Und doch müssen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töserei seiner Schlafsucht Alles schrieb und drucken ließ. „Marcus", träumet er weiter, „meint also offenbar mit diesen Worten die erste Erscheinung, welche den Weibern sämmtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erste, ob sie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena nicht mit, sondern nachher eine allein hatte." Was Einem im Traume nicht Alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jesus aber, da er auferstanden war, früh am ersten Tage der Sabbather, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte", mit diesen Worten soll Marcus offenbar nicht die Erscheinung meinen, deren Johannes (20, 14) gedenkt,

sondern die Erscheinung, von der Matthäus und Lucas sagen, von der Marcus selbst kurz vorher gesagt, daß sie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem diese schöne offenbare Fratze zuerst offenbar geworden! Mit den Harmonien des Clericus und Lamy, welche Beide in dem nämlichen Jahre 1699 herauskamen, schließt sich meine Belesenheit in dieser Art Schriften; und bis dahin finde ich nicht die geringste Spur davon. Verzeihet mir also, ihr neuern Harmonisten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein so seltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wo er sonst hätte wachsen können, es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmonischen Geistes, Miste hättet, die ebenso treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle diese Höhnerei prallt auf mich selbst zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn sonst eine andre Erscheinung die erste nennen können, wenn ihm nicht die, welche den sämmtlichen Weibern geschahe, die erste sein solle. — Wie? und in welchem Betracht? Das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O, so hat er nie das Capitel des Marcus im Zusammenhange gelesen, und er ist ein Laie; er ist ein Laie und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Capitel im Zusammenhange lesen, aus welchen sie einen Versikel erklären wollen: es ist nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber ebenso irrherzig als treuherzig ist, zu besorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es schlechterdings nicht, als das Capitel des Marcus im Zusammenhange zu lesen, um den garstigen Pilz auf des Nachbars Miste zu zertreten, an dem sich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht sogleich in die Augen, und wem ist es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in seinem 16ten Capitel eine zweifache Kundmachung der Auferstehung Christi erzählet: eine minder authentische und eine ganz authentische? Die minder authentische ist die Kundmachung derselben durch Engel und geht bis auf den 9ten Versikel. Die ganz authentische fängt mit dem 9ten Versikel an und bestehet

in den persönlichen Erscheinungen Christi, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen und andern ihresgleichen Marcus so ausdrücklich sagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geschehene die allererste gewesen. — Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Katechismusmilch meinem Leser noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu Gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch ersticken wollen und pfündige Kieselsteine ohne Würgen herabschlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idiosynkrasie mit Allem, was lauter ist und Nahrung gewähret!

„Ja!" wird mein Nachbar antworten, „wer die biblischen Schriftsteller nur so lesen dürfte, daß er bloß Acht hätte, was jeder selbst sagt! Wenn man nicht immer bei jedem auch ein Auge auf alle übrige haben müßte! Ei freilich, so kann jeder Bauer den Marcus erklären. Aber wir, wir Theologen — — (wenn er anders diese fallende Larve wieder unter den Hut zu stecken wagt), wir Theologen dürfen den Marcus durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. Denn was hülfe es denn nun, daß wir den Marcus so verstünden, wie ihn jedes Kind verstehen kann, wenn Matthäus dadurch in die Enge käme? Denn erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe zurückkommenden Weibern, wo sie nichts als die Botschaft der Engel vernommen, unter Weges nach der Stadt zu auch Christus in eigner Person erschienen sei? Diese Erscheinung muß ja doch wohl früher gewesen sein als die, welche der Maria Magdalena allein (nach Johannis 20, 14) geschah, da sie den Herrn für den Gärtner ansah. Wenn nun Marcus in seinem 9. Versikel eben diese Erscheinung meinet, so war sie ja nicht die erste, und er konnte nur insofern sagen, daß Maria Magdalena die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt, als er zu verstehen gab (aber selbst nicht glaubte), daß Maria Magdalena immer bei den gesammten Weibern geblieben und mit diesen zugleich auf dem Rückwege nach der Stadt den auferstandenen Christus zuerst ganz allein gesehen hätte?" —

Dies ist doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er schläft; aber antwortet ihr, die ihr seine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erst noch einen Augenblick auf seine Seite treten und anmerken, daß dem ohngeachtet noch Rath für seine liebe Harmonie gewesen wäre, ohne den Marcus so häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erscheinung Christi beim Johannes (20, 14) noch immer (nach Marcus 16, 9) die erste bleibt, ohngeachtet Christus auch den sämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erschienen, so lerne er es von dem Dichter*). — Aber freilich, was ist von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit seiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieser ungenutzte Vortheil ist es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Last zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm bloß eine kleine Frage vorzulegen — wenn er wache wieder ist, versteht sich —, die nicht bloß den gegenwärtigen einzelnen Fall, sondern das ganze Harmonieenwesen betrifft.

Nämlich — denn darin sind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich auseinander fließt, man die Widersprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern geräth, lieber auf seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß Jemand in der Welt dieses in Abrede sein könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit Andern übereinstimmig machen, mit diesen Andern hat übereinstimmig sein wollen? Ob er nicht vielmehr ebenda, wo er mit Andern nicht übereinkömmt, diese Anderen stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist, sollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber sein sollen und sind, widerfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des h. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedne Art bedienen konnte?

*) Messias, Vierzehnter Gesang. [Siehe unten den „Sechsten Widerspruch" und Klopstock ed. Hempel III, S. 114.]

Sollten wir das, wäre es nicht mehr als billig, wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meine nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend sein läßt, als sie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus'[1] Zeiten begnügten. Ich meine eine Osiandrische[2], oder wie die gemilderten Osiandrischen Namen haben (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch) —, kurz, eine Harmonie, wie sie nur in dem Lutherthume entstanden ist, wie sie nur in dem falsch verstandenen Lutherthume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Silbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammenzusetzen, das kein einziger Evangelist für das seine erkennen würde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einwürfe hervorgebracht hat: wo bleibt sie? wer braucht sie? wer mag sie, wenn wir die Evangelisten vor allererst als gesunde natürliche Menschen schreiben lassen?

Ja, denkt der Orthodoxist, die Evangelisten sind aber auch nicht gesunde natürliche Menschen; sie sind weit mehr. Nun dann, so scheue ich mich nicht zu sagen, daß ihnen dieses Mehr sehr theuer zu stehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendesten Geschichtschmierer herabgewürdiget, um sie zusammen in corpore über alle menschliche Geschichtschreiber zu erheben. —

Aber dieses Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzelnen Falle, der mich hier beschäftigen soll. Zurück zu ihm! Was ich Ueberflüssiges gesagt, habe ich auf Veranlassung der ohne allem Gleichen seienden und ewig bleibenden Mißhandlungen des Marcus gesagt, deren sich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir,

---

1) Der dem gnostischen Doketismus und strenger Asceſe (er war Haupt der Enkratiten) huldigende Assyrer Tatianus (um 170) ist Urheber der ältesten Evangelienharmonie. Sein längst verlorenes „Diatessaron" ([Τὸ] διὰ τεσσάρων) scheint eine wirkliche Harmonie unter den vier Evangelisten hergestellt zu haben, ist aber von rein willkürlichen Auslassungen nicht freizusprechen.

2) Andreas Osiander (1498–1552), Professor in Königsberg, Urheber der „Lutherischen" Harmonistik. Seine „Harmonia evangeliorum" erschien 1537.

dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorsichtige Nachbar seine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwischenrede, deren sich sein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar sagen könne: „Marcus habe es nicht einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erscheinung allein gehabt", auf diese Zwischenrede antwortet er sehr bedächtig, wie folget: „Das wollte ich wohl nicht gern sagen" — — daß nämlich Marcus nichts von der besondern Erscheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigstens ein ganzer Versikel desselben (16, 9) für untergeschoben und eingeflickt hätte erkläret werden müssen! — „Sondern", fährt er fort, „dafür will ich lieber, was ich gesagt, wiederholen." — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz sicher zu gehen. Denn das Herz schlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der ohnstreitig die beste Absicht gehabt, so etwas Wüstes und Wildes sagen zu lassen. Er wiederholt also: „Da Marcus nicht erwähnet, daß Magdalena von den Uebrigen gelaufen" — (ob er es schon wußte) —, „sondern sie in deren Gesellschaft nach dem Grabe gehen läßt" — (welches er schlechterdings nicht hätte thun müssen, da er Jenes wußte) —, „die Erscheinung des Engels und seinen Auftrag an sie meldet und der Ausrichtung desselben erwähnet" — (der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn sie war nicht dabei gewesen; und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber sagt Marcus nicht ein Wort. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß sie diesen Auftrag nicht ausgerichtet, „*οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον*"; denn *οὐδενὶ* durch nemini *obvio* zu übersetzen und so das allgemeine Niemand auf die Ersten die Besten, die ihnen begegnet, einzuschränken, denen sie ihre gehabte Erscheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, ist in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hilfe zu rufen. Was Marcus den gesammten Jüngern [V. 10. 11] melden läßt, ist augenscheinlich bloß und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr besonders geschehenen Erscheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, „*καὶ ἐθεάθη ὑπ' αὐτῆς*" nicht *ὑπ' αὐτων*. Und da dieses Alles so ist — man höre

doch; denn so was Treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „so meint Marcus die Erscheinung, welche die vereinigten Weiber hatten, und das war ganz recht die erste.“ — (Aber wenn diese Erscheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus also auch keine Rücksicht nehmen wollen, noch nehmen können, so ganz recht die erste war, wie kann denn Marcus sagen, daß sie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geschehen? Er wußte ja, daß sie ihr nicht einmal mit geschehen war. Und wäre sie ihr auch mit geschehen gewesen, hätte er aus diesem Grunde nicht ebensowohl sagen können, daß der Herr der Maria Jacobi oder der Johanna, oder der Salome zuerst erschienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr sagt, der Auferstandene sei ihr zuerst erschienen? —) „Jeder Leser“, wiederholt sich mein Nachbar weiter, als ob er sich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Leser, der nichts vom Johannes weiß, muß ihn so verstehen —“ (widerlegt, oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) —, „und wer den Johannes gelesen, sieht leicht, warum Marcus Magdalenens Erscheinung die erste heißt; weil er nämlich die damit meint, welche den Weibern, unter denen er sie zuerst namhaft macht, gegeben war.“ — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen, so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen sein! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm, bei den Worten des Nachbars: „wie es mit dem Marcus ist, so ist es auch mit dem Lucas.“ — Also nur noch dieses Einzige von Jenem — Es waren auch einmal Leute, die sich in Verschiednes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferstandenen Christus erzählt, und denen besonders der 9. Versikel: „*Ανασταs πρωτον εφανη Μαριᾳ τῃ Μαγδαληνῃ*“, an welchem sich der Nachbar ein so herrliches Denkmal gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie Hieronymus sagt*),

*) Man sehe die Anmerkung des Millius.

„diversa atque contraria Evangelistis caeteris narrare videatur.“ — Und was thaten diese Leute? — Weil sie so fein nicht waren als der Nachbar, weil sie so viel Exegetik und Griechisch nicht verstanden als der Nachbar — denken Sie einmal selbst, lieber Nachbar — (ich hoffe, daß Sie dieser Weihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — so unterstunden sich diese unwissenden Grützköpfe, den ganzen Versikel mit Allem, was darauf folgt, für einen fremden späteren Zusatz zu erklären und den Marcus in ihren Exemplaren mit „ἐφοβοῦντο γάρ“ zu beschließen. [1]) — War das nicht erschrecklich? War das nicht eine so lästerliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein diesen einen Versikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangelisten, sondern geradezu das ganze Neue Testament mitsammt der Offenbarung unter das alte Eisen werfen, als mir erlauben, einem einzigen Orte darin so mitzuspielen, als Sie dem Versikel des Marcus mitzuspielen sich erdreistet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lucas mitspielen wollen, „mit dem es ebenso sein soll wie mit dem Marcus!“ Denn auch er, sagen Sie, übergeht — (aber wußte doch?) „den oft genannten Umstand, den wir aus dem Johannes wissen, und nennet unter den Erzählerinnen der Vorfälle beim Grabe die Maria Magdalena zuerst, ob sie gleich bei der ersten Erscheinung nicht gegenwärtig und auch die erste Erzählerin wohl nicht gewesen war.“ (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider sein besseres Wissen nur so verwirrt schreibt, weil ihm der h. Geist die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leser, es wird was zu lachen geben!) „Ganz allein“, fährt der Nachbar fort, „ganz allein hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt“ — (Nachbar, besinnen Sie sich! Nachbar, woher wissen Sie denn das? —): „vorzüglich voll schien sie davon zu sein, mehr als den Andern war ihr den Jüngern zu sagen aufgegeben, und daher wird ihr Bericht, als verschieden von dem, den die Gesellschaft gebracht, besonders genannt und diesem nicht unbillig vorgesetzt, ob er gleich wohl eine Stunde

1) Auch aus andern, noch schlagenderen Gründen, besonders der Textkritik hat die neuere vorurtheilsfreie Theologie das Marcus-Evangelium mit diesen Worten geschlossen.

später eingelaufen sein mochte." — Fern sei es von mir, daß ich hier das seltsame Antiklimax rügen sollte, dem zu Gefallen der Evangelist wissentlich und vorsätzlich ein Hysteronproteron begangen hätte. Freilich ein menschlicher Geschichtschreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den Andern, den Jüngern zu sagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht später beigebracht, weil man natürlicher Weise das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenschlicher, ein inspirirter Schriftsteller, ja der! — und so muß ich hiervon schweigen. Nur meine schon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht stellen, wenn mein Leser lachen soll, — falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein", sagt der Nachbar, „hatte Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt." — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerst den Auferstandenen persönlich gesehen habe, ist ja der nämliche Versikel beim Marcus (16, 9), den Sie von dieser Erscheinung nicht wollen gelten lassen, von dem Sie erwiesen zu haben glauben, daß darin diejenige Erscheinung die erste genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch ebendie Erscheinung (20, 16) erzählt, von welcher ich sage, nicht Sie, daß der von Ihnen so gemißhandelte Versikel des Marcus rede, sagt ja mit keiner Silbe, daß sie die erste gewesen. Denn ob er schon keine andre vorher erzählt, so folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wissen Sie es denn also, daß Magdalena ganz allein die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweise sowohl für die gewöhnliche als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr wie jener Geizhals das Futter wieder in der Krippe suchen, von welchem Sie wissen, daß Sie es Ihren eignen Pferden herausgestohlen? —[1] Und doch ist es so. Wahrlich, so lange es Ausleger auf der Welt

1) Molière, l'Avare (ed. Schütz, S. 58), III, 5: Celui-ci (dit) que l'on vous surprit une nuit en venant dérober vous-même l'avoine de vos chevaux, et que votre cocher, qui était celui d'avant moi, vous donna dans l'obscurité je ne sais combien de coups de bâton, dont vous ne voulûtes rien dire.

giebt, glaube ich nicht, daß einem sein untreues Gedächtniß einen so lächerlichen Possen gespielt habe. Merken Sie sich doch, wenigstens aufs Künftige, lieber Nachbar, daß nach dem Lügner kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat als — der elende Ausleger! —

Wenn ich hier voller Verdruß und Ekel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widersprüche und habe unter allen fünfen nicht einen widerlegt gefunden, da es schon für mich genug wäre, wenn nur einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ohngeachtet muthig an die andre Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene Jesus der Maria Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erschienen, und nach dem Johannes vor der Thür des Grabes."

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereien etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor, und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen und am Grabe die Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich; ebendas thut Marcus ausdrücklich; ebendas thut Lucas ausdrücklich: und Keiner von allen Dreien läßt es mit einer Silbe vermuthen, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar: „Daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb, sondern nach der Entdeckung, daß es geöffnet sei, zurücklief, erzählt Johannes so deutlich, daß es wirklich unbescheiden ist, ihn mit dem Matthäus in Widerspruch zu setzen." Hier muß ich wiederum zweifeln,

ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem so deutlich stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In seinem soll deutlich stehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausging, nicht blieb"; und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen und weiß von keinen Begleiterinnen, die sie so übereilt auf den ersten Anblick des eröffneten Grabes verlassen hätte. Stünde nun in seinem Johannes nichts Anderes, nichts mehr, würde der Nachbar sich wohl so entscheidend ausdrücken und seinem Gegner eine Unbescheidenheit vorwerfen, der nur er schuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er scheint gerade der Mann zu sein, der sich am mausigsten macht, wenn er am wenigsten Recht hat. Mein Johannes und sein Johannes sind die nämlichen, und der ganze Unterschied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit bloß ungetäuschten Augen, er hingegen durch die Brille seiner Harmonie lieset. In seiner Harmonie steht es, nicht im Johannes, daß Maria, sobald sie von fern das Grab eröffnet siehet, die übrigen Weiber mir nichts dir nichts verlassen habe und nach der Stadt geeilet sei. Bei dem Johannes ist sie weder so unhöflich, noch so unbesonnen. Oder will man sie mit dem Dichter lieber furchtsam als unbesonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, sah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den Andern entgegen,
Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht schrecken und gingen heran. —

Gleichviel! Ihr Betragen ist immer gleich unbegreiflich, indem schwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo sie sieht, daß Mehrere ihres Geschlechts stehen bleiben; oder auch mehr Weiber schwerlich stehen bleiben, wo sie sehen, daß eine aus Furcht davonläuft. Aber es ist ja so sichtbar, warum Maria Magdalena eine so lächerlich furchtsame oder eine so lächerlich unbesonnene Rolle spielen muß. Ließe man sie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, so sähe sie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß sie noch nichts als das leere Grab gesehen haben, als sie den zwei Aposteln die erste Nachricht bringt. Arme Magdalene! Wären die

Evangelisten nichts als menschliche Geschichtschreiber, so bliebst du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menschlichen Geschichtschreiber lieber etwas nicht recht wissen, als eine Person, die er einführt, unnatürlich abgeschmackt handeln lassen. Aber so sind die Evangelisten göttlich, d. i. — eine schöne Göttlichkeit! — nicht sowohl das, was Jeder von ihnen sagt, ist göttlich, sondern das, das ist göttlich, was wir sie Alle einstimmig aus unserm hermeneutischen Sprachrohre können sprechen lassen; und du wirst darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie!

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverschämtheit kann ich hier kaum zurückhalten", sagt der Nachbar von meinem Ungenannten.[1]) Behüte Gott, daß meine Leser glaubten, ich selbst wäre im Stande, so etwas von meinem Nachbar zu sagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben sollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raisonnement für so bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf: „Johannes sagt klar, Jesus sei der Magdalena am Grabe erschienen, und Matthäus, er sei den Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftiger Weise nicht erst bewiesen werden, daß Magdalena unter diesen Weibern gewesen?" — (Mußte? was braucht das erst erwiesen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müssen Sie nicht vielmehr beweisen, daß es Matthäus nicht sagt?) — „Dieses geschieht aber nicht, weil es nach Joh. 20, 1—18 nicht geschehen kann." — (Freilich geschieht es nicht; denn es war geschehen, sobald Matthäus schrieb. Sobald Matthäus geschrieben hatte, und ehe Johannes schrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht gewesen, unter welchen sie Matthäus zuerst nennet? und Marcus nennet, und Lucas nennet? In diesem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht und litte keinen Widerspruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern gewesen, denen Christus auf dem Wege nach der Stadt erschienen war? Warum muß es denn, nur seitdem Johannes geschrieben, nicht mehr wahr sein? — Weil es dem, was Johannes

1) S. 139.

schreibt, widersprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangelisten sich widersprechen darf? Und wir sie in allen Worten müssen vergleichen können? — Wer sagt das? Sie vergleichen, wo sie sich vergleichen lassen, ohne daß dem Einen oder dem Andern Weh geschieht: wer würde das nicht gern wollen? Aber sie auf Kosten eines oder mehrerer Evangelisten vergleichen, welche darüber zu nachlässigen, elenden Geschichtschreibern werden, welche darüber in Widerspruch mit sich selbst kommen, welche darüber wissentlich und vorsätzlich (wie ich erwiesen habe) Lügen niedergeschrieben haben müssen: welchem gesunden Magen ist eine solche Vergleichung nicht unverdaulicher als alle die Widersprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben versichert?

„Dennoch", fährt der Nachbar fort, „setzt der Ungenannte beide Evangelisten in Widerspruch, wie die beiden Aeltesten in Israel, die fälschlich wider die Susanna zeugten." — Diese Erläuterung aus der Geschichte der Susanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem sehr falschen Schritte verleitet hätte, wenn sie die Aeltesten auf den bloßen Widerspruch, in den sie fielen, verdammt hätten. Ihr eignes Bekenntniß muß dazu gekommen sein. Der bloße Widerspruch konnte gegen sie nichts beweisen, sondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraschung, in der sie ihre Verleumdung gestanden. Und so, sage ich, bleibt es zwar allerdings ein ebenso großer Widerspruch, wenn die nämliche Erscheinung an zwei verschiedenen Orten soll geschehen sein, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde soll vorgegangen sein; aber Derjenige, der des erstern Widerspruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangelisten bleiben müßte, schließen wollte: „also sind die Evangelisten Lügner, also muß man den Evangelisten gar nichts glauben", der schließt wirklich ebenso übereilt, als die Richter geschlossen haben würden, wenn sie bloß darauf die Aeltesten hätten steinigen lassen, weil der Eine eine Eiche für eine Linde, oder der Andre eine Linde für eine Eiche angesehen hätten, indem ihre lüstern Augen nach ganz etwas Anderm sahen als nach den Bäumen der wollüstigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf: der unver-

schämte Mann![1]) auch kaum aufmutzen. Er sahe damit vielleicht nicht sowohl auf den Widerspruch, den der Ungenannte zwischen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus diesem und dergleichen Widersprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer, und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief: der unverschämte Mann! und nicht gar ein Gott schelte dich, Satan! ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte: „Kein Christ hätte vor ihm den absurden Widerspruch, wenn er da wäre, gesehen? Es müssen sehr stolze Leute sein, die so die Religion bestreiten und sich für Generalpächter des Menschenverstandes halten." — Vors Erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes nicht schon längst gerüget worden. Und zum Andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen als gesehen worden. Nur Leute, bei denen Alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden; und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher als Die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was Diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber Jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was Diese nur ausschließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widerspruch, bei dem wir halten, vor unserm Ungenannten schon gesehen habe, so antworte ich Ihnen nur: daß Augustinus sogar schon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geant-

1) Nach der oben angeführten Stelle auf S. 139 bei Reß fährt sein B. fort: „Johannes sagt klar, Jesus sei der Magdalena am Grabe erschienen, und Matthäus, er sei den Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftiger Weise nicht erst bewiesen werden, daß Magdalena unter diesen Weibern gewesen? Das geschieht aber nicht, weil es nach Joh. 20, 1—18 nicht geschehen kann. Dennoch setzt er beide Evangelisten in Widerspruch, wie die beiden Aeltesten in Israel, die fälschlich wider die Susanna zeugten. Der unverschämte Mann!"

wortet hat als Sie. Augustinus nämlich sagt — lesen Sie es bei ihm selbst nach!*) Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die ältesten Harmonien gehen wollte, die Sie mir so wenig zu kennen scheinen.

Siebenter Widerspruch.

„Bei dem Matthäus umfassen die Weiber des Auferstandenen Füße; beim Lucas ermuntert der Auferstandene selbst die versammelten Elfe, ihn zu berühren; beim Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu betasten: nur von der Maria Magdalena, sagt Johannes, habe er sich durchaus nicht wollen berühren lassen."

Wenn sich zwei oder mehrere Evangelisten widersprechen, so bin ich, falls ihre Vergleichung nicht nothwendig ist, falls sie nicht höchst natürlich sich ergiebt, sehr geneigt, Alles so stehn zu lassen, wie es steht, und den Widerspruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verschlissenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abstechenden Lappen zu flicken. Bei weitem aber bin ich so nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß ein Evangelist sich selbst widerspreche. Denn wie Mehrere nicht Eins sind, so ist auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichteteste, redlichste Erzähler Andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widersprechen soll, so muß er diesen Andern, oder diese Andre müssen ihm schreiben helfen; und das möchte ich nicht gern auf die Evanlisten kommen lassen. Hingegen wenn ein Geschichtschreiber sich nicht selbst widersprechen soll, so braucht er nur immer Derselbe zu sein, der er war.

Folglich, da in diesem Widerspruche nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes streiten, sondern Johannes auch mit sich selbst uneinig ist, so habe ich ihn von jeher unter Diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen sei. Da nämlich Johannes sagt, daß der Auferstandene sich den Betastungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, sondern sie vielmehr aufgefordert, und ebendieser Johannes erzählt, daß der Auferstandene von der Maria Magdalena nicht berührt sein wollen, so kann ich

*) De consensu Evangel., L. III, c. 24.

mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widersprechende Dinge damit zu verstehen geben wollen: einmal, daß Christus durch seine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen, und einmal, daß Christus durch seine Nichtfühlbarkeit die schon überzeugte Magdalena, wenn sie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn schlechterdings hat Johannes nur Eins von Beiden für wahr halten können: entweder daß Christus nach seiner Auferstehung einen fühlbaren körperlichen Körper oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und so würde ich ganz gern dem Nachbar zugestehen, daß er auf diesen Widerspruch geantwortet habe, wenn er weniger schnippisch und verächtlich geantwortet hätte. Aber diesen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfsinn, nicht mehr Gelehrsamkeit zeigt als *er*, so wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Posten zu vertheidigen, den man gutwillig verlassen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieser Absicht nur zu Gemüthe führen, daß seine Erklärung der Worte des Johannes (20, 17), worauf sich seine ganze Antwort gründet, noch lange so ausgemacht nicht sei, als er glaubt. Sie ist zwar freilich die seit 150 Jahren fast allgemein angenommene; aber sie macht doch auch die ganze Stelle so kahl, so leer, so frostig, so complimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das *gesammte Alterthum* weit etwas Anderes und Mehrers darin gesucht hat. Selbst *Grotius* hängt noch an der alten mystischen Auslegung; und Diejenigen, lieber Nachbar, sind eben nicht gleich *kranke Köpfe*, die diese und mehrere Auslegungen der Neuern für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerspruch.

„Nach dem *Matthäus* und *Marcus* bescheidet Christus unmittelbar nach seiner Auferstehung sowohl durch die Engel im Grabe, als selbst mündlich durch die rückkehrenden Weiber seine Jünger nach Galiläa; bei dem *Lucas* aber befiehlt er ebendenselben an ebendem Tage der Auferstehung, daß sie sämmtlich in Jerusalem bleiben sollten, bis daß der h. Geist über sie ausgegossen würde, welches am Pfingstfeste geschah."

Auch bei diesem Widerspruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebsten möchte beantworten können, ist merkwürdig, daß sich jeder Evangelist einzeln sorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jesus Beides von seinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen Beides zu verschiednen Zeiten befohlen hätte, so würde derjenige Evangelist, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, so einschärft, (Matthäus), nicht von allen Erscheinungen zu Jerusalem schweigen und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangelist, welcher den Auferstandenen seinen Jüngern befehlen läßt, die ersten funfzig Tage nicht aus Jerusalem zu weichen, (Lucas), würde nicht bloß lauter Erscheinungen in Jerusalem erzählen und selbst diejenige in Jerusalem bei verschlossenen Thüren vorgehen lassen (24, 41), deren eine sehr gleichförmige Johannes (21, 1—13) am galiläischen Meere erfolgen läßt.

Und dieses Alles hat der Ungenannte so handgreiflich auseinandergesetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leisten, was noch kein Ausleger geleistet hat, sondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernste Gewäsche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geschwind etwas zu ihrer Vertheidigung sagen zu müssen, sehr witzig. Hier wird, dacht' ich, die blinde Henne brav scharren und wer weiß, ob nicht gar ein hübsches Steinchen in dem aufgescharrten Miste sich findet. Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun dann! Hier ist das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharret hat. Benennen mag es ein Andrer; ich halte es für ein Krötensteinchen. Es kann aber auch ein Luchssteinchen sein; denn hohl ist es.

Pfiffig indeß, werden Manche sagen, sei mein Nachbar doch für zehn Andre. Denn er begnügt sich, diesen achten Widerspruch in eigner Person nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet sich sein bescheidnes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn schon wieder unterrichtende A. mit einem

„Was sagen Sie dazu?“ Und nun sagt das A., wie folgt[1]): „Ich sage, was ich öftrer gesagt, unser Autor muß Alles durch einander werfen, wenn er Widersprüche zur Welt bringen will. Es ist wahr, daß die Engel und Jesus selbst am Tage seiner Auferstehung den Weibern befahlen, seinen Jüngern zu sagen, daß sie nach Galiläa gehen und ihn da sehen sollten; aber es ist nicht wahr, daß er an ebendiesem Tage ihnen gebot, zu Jerusalem zu bleiben; denn das befahl er ihnen am Tage seiner Himmelfahrt, wie Jeder sieht, der Ap.-Gesch. 1, 3. 4 lesen kann.“

So? daß ist nicht wahr, wie Jeder sehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieses A. sagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler[2]) ist. Und ein hämischer, boshafter Zweizüngler! — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie sich ins Gespräch! Merken Sie denn nicht, daß dieses tückische A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da sagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Silbe bestrafen.

Oder ernsthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine solche Antwort nicht selbst geben, sondern nur geben lassen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie seine Personen kann sprechen lassen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derselben nicht streitet; daß man sie fluchen und lügen und lästern kann lassen, so arg man will, und daß kein Mensch den Komödienschreiber dafür muß ansehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien, und der Verfasser solcher Unterredungen muß für Alles stehen, was er nicht darin gelegentlich selbst verwirft oder wenigstens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Also, lieber Nachbar, was sagen Sie? den Befehl, vors Erste in Jerusalem zu bleiben, habe Christus seinen Jüngern am Tage seiner Himmelfahrt gegeben, wie Jeder sehen müsse, der Apostel-Geschichte 1, 3. 4 lesen könne? — Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so etwas so dreist in die Welt schreiben können. Wenn die

1) S. 141.

2) Vgl. Lessings Wörterbuch zum Logau unter „Dupelmann“ (ed. v. Maltzahn V, S. 353.)

Bibeln in der Welt noch so rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verschreiben müßte, so wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leser nur die Hand ausstrecken darf, um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel ist wahr, daß der Anfang der Apostelgeschichte bis auf den 9ten Versikel drei verschiedne Absätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu lesen gewohnt ist. Die zwei ersten Versikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem ersten auf das zweite Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erste Buch, sein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5, was Christus in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung gethan und gesagt, und kömmt sodann, im 6ten V., auf die ganz letzte Begebenheit seines ersten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Diese letzte Begebenheit ist die Himmelfahrt Christi, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8, noch einen Umstand erfahren, den Lucas, weil er sich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten als zu Ende des ersten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger vors Erste nicht von Jerusalem weichen sollen, in dem mittelsten Absatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwidersprechlich ist, daß συνελθοντες, V. 6, sich auf συναλιζομενος, V. 4, beziehet, und Lucas vielmehr im 6ten Versikel von einer ganz andern Versammlung zu reden anfängt, als deren er im 4ten Versikel gedenkt, wo nur von einer Versammlung der Elfe die Rede war, anstatt daß im 6ten Versikel eine weit größere Versammlung von Jüngern zu verstehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig sein sollten; wenn es noch im Geringsten nicht erwiesen ist, daß das συναλιζομενος, V. 4, nichts als ein bloßes Zusammenbringen bedeute und folglich die beiden ältesten Uebersetzer, der lateinische und syrische, die es durch convescens geben, völlig Unrecht hätten; wenn sogar es höchst wahrscheinlich ist, daß Lucas mit diesem Worte eben nicht wie Xenophon sich ausdrücken, sondern vielmehr auf eine andere Stelle bei sich selbst verweisen wollen*): wie können Sie denn sagen,

*) V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347. Conf. Stockius, ad l. q.

daß Jeder, der Apostg. I, 3. 4 lesen könne, sehen werde, Christus habe nicht am Tage seiner Auferstehung, sondern am Tage seiner Himmelfahrt den Jüngern befohlen, in Jerusalem vors Erste zu bleiben? Ich kann doch auch lesen, und sehe das nicht. Aber freilich, ich *will* nicht sehen, und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht sehen, sondern mit meinen. — Wenn Sie sich noch begnügt hätten, zu sagen, daß jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht eben am Tage der Auferstehung gegeben zu sein *scheine*, so möchte es noch hingehen, falls er an dieser Stelle allein stünde. —

Denn kurz, wozu alles dieses Spiegelgefechte? — Ihre Versündigung ist hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meinung in einer streitigen Stelle ganz offenbar finden. So was widerfährt uns Allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabei kann man noch immer ein sehr ehrlicher Mann sein. Aber, Nachbar, auch dabei: wenn man nicht allein eine streitige Stelle als nicht streitig für sich anführt, sondern noch dazu eine anderweitige, nicht im Geringsten streitige Stelle, die ausdrücklich wider uns ist, *wissentlich* verschweigt? Auch dabei? — Ich lasse es gelten, wenn man auf der Katheder disputirt, wo man sich nur seinem Pro loco würdig zeigen soll. Da gilt allerlei Münze.[1]) Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiischer Untersucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewissen muß sagen können: *οὐ σπευδω νικησαι κακως ἀλλα ζητησαι ἀληθως*, ist es auch da noch erlaubt, solche Adjunctenstreiche zu spielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht allein eine solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden *kann*, sondern er hat sogar eine solche, aus welcher er nothwendig erklärt werden *muß*, weil es Parallelstelle des nämlichen Verfassers ist. Der nämliche Lucas, welcher in seiner Apostelgeschichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht bestimmt genug ausdrückt,

---

1) Vgl. unten aus dem vierten „Anti-Göze": „So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte sein? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink giebt; sobald der Opponent merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst, mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit darauf antworten könne: muß die Disputation aus sein? müssen Präses und Opponent freundschaftlich mit einander zum Schmause eilen?"

drückt sich in seinem Evangelio so bestimmt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bestimmung der Zeit möglich ist. Denn wenn läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Versammlung der Elfe, in welcher der Auferstandene ein Stück vom gebratnen Fische und Honigseims aß? Und wenn war diese Versammlung? War es nicht die nämliche, bei welcher sich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wenn gingen diese Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Christi, wie sie selbst sagen? War es nicht, wie sie selbst sagen, am Abende des nämlichen Tages, an dessen frühen Morgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hatten? — also am Tage der Auferstehung? —

Was ist hierwider einzuwenden? Nichts, schlechterdings nichts. Entweder hat Christus, nach dem Lucas, seinen Jüngern sogleich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem zu bleiben, oder es ist bei allen Evangelisten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, ist nichts deutlicher als das.

„Aber, mein Gott!" muß ein ehrlicher Christ denken, der unter diesen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn schlechterdings wider jene Stelle im Evangelio des Lucas nichts einzuwenden ist, wie helfen sich denn gleichwohl die Harmonisten?" Wie sie können, liebe Seele. Das ist, auf die schändlichste, heillooseste, unverantwortlichste Weise. Und da dürfte ich fast meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er ist im Grunde nichts schlimmer als sie Alle; und wenn in Gesellschaft unsinnig sein den Unsinn entschuldiget, so ist er hinlänglich entschuldigt. Ebendie Stelle, die er hier verschweigt, hat sie längst zu einem Verfahren genöthiget, bei welchem ich ebenso gern die mangelhaften Stücke eines zerrissenen Briefes, mit welchen der Wind spielet, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur stillschweigend billigen, zur Schande der Evangelisten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zusammenhange zu erklären sei, daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeschaltete Reden Christi nichts als feuchter Sand sind, der sich nur so lange zusammenballet, als man ihn nicht reibet.

Sie sagen nämlich: Lucas brauche in seinem Evangelio eine Anticipation und lasse Christum daselbst etwas weit früher sagen, als er es wirklich gesagt habe; welches er selbst Apostelg. 1, 3. 4 zu verstehen gebe. — Vollkommen wie Toinette, der Medicus, im „Eingebildeten Kranken!“ [1]) Die Weise der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift so zu erklären, daß sie helle klare Sprüche nehmen und machen damit die dunkeln Wankelsprüche klar, diese Weise war so alt, so abgenutzt! Warum sollen sie das Herz nicht einmal verlegen? warum sollen sie, wenigstens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren und die dunkeln Wankelsprüche nehmen, um damit in die allzu hellen, allzu klaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

Oder sie sagen mit andern Worten: Lucas habe dort in seinem Evangelio zwei Reden Christi in eine geschmolzen; zwischen dem 43. und 44. Versikel, die Lucas freilich mit eisernen Klammern verbunden zu haben scheine, die er mit einem Zuge der Feder

---

1) Lessing irrt sich im Namen. Nicht „Toinette der Medicus“, sondern „Thomas Diafoirus der Medicus“ in Molière's „Eingebildetem Kranken“ braucht eine solche „Anticipation“, indem er (Akt 2, Scene 6) eine auswendig gelernte Anrede statt an die künftige Schwiegermutter, die gar nicht anwesend ist, an die ihm bestimmte Braut richtet. Uebrigens ist Toinette im „Eingebildeten Kranken“ auch nicht „Medicus“, sondern Kammerjungfer; sie spielt nur in einigen Scenen den Medicus. Hätte Lessing also wirklich sie im Auge und nicht vielmehr den unbeholfenen jungen Diafoirus, so hätte er nicht geschrieben: Toinette der Medicus, sondern Toinette als Medicus. (Groß.) — Aber aus Lessings Worten: „Warum sollen sie das Herz nicht einmal verlegen?“ ergiebt sich, daß Lessing vielmehr Spanarelle als Medicus im Médecin malgré lui im Sinne hat, welcher II, 6 (Oeuvres, Paris 1799, IV. S. 164 f.), sagt: Or, ces vapeurs dont je vous parle venant à passer du côté gauche où est le foie, au côté droit où est le coeur, il se trouve que le poumon, que nous appelons en latin *armyan*, ayant communication avec le cerveau und so weiter in diesem Kauderwelsch, worauf Geronte später sagt: On ne peut pas mieux raisonner, sans doute. Il n'y a qu'une seule chose qui m'a choqué: c'est l'endroit du foie et du coeur. Il me semble que vous les placez autrement qu'ils ne sont; que le coeur est du côté gauche, et le foie du côté droit. Aber Spanarelle ist nicht verlegen; er erklärt: Oui; cela était autrefois ainsi: mais nous avons changé tout cela, et nous faisons maintenant la médecine d'une méthode toute nouvelle. *Geronte.* C'est ce que je ne savais pas, et je vous demande pardon de mon ignorance. — Aehnlich sagt Lessing im neunten „Antiquarischen Briefe“ (Bd. V): „O schön! o schön! Kauderwelscher könnte Crispin in der Komödie, wenn er sich für einen Maler ausgiebt, die Kunstwörter nicht unter einander werfen, als hier geschehen ist.“

geschrieben oder in einem Athem seinem Schreiber vorgesagt, liege nicht weniger als eine Zeit von 40 Tagen; von dem einen Versikel auf den andern mache Christus mit seinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jerusalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tausend Jahre sind ja vor Gott wie ein Tag, mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich sind 40 Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich ist ihm der Abstand von Jerusalem bis Bethania ein Punkt, der in den andern fällt, und aus Vernachlässigung dieser wenigen Secunden, aus dieser Verwechselung der rechten Seite eines Sonnenstäubchens mit dessen linker wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig, diese Herren, ihre harmonische Mißhandlung so zu rechtfertigen. —

Wahr ist es, daß ihnen schon Tatian gewisser Maßen vorgegangen, als welcher den 49. Versikel in dem letzten Capitel des Lucas auf eine ebenso gewaltsame Art trennet und zwischen das wiederholte Versprechen Christi, seinen Jüngern die Verheißung seines Vaters zu senden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jerusalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erscheinungen noch einschaltet, deren die andern Evangelisten gedenken. Aber wie dieses überhaupt für sie nichts beweisen, sondern nur zeigen würde, wie früh es schon Leute gegeben habe, die sich Alles mit den Evangelisten erlaubet, um nur ein Ganzes aus ihnen zusammensetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre, so antworte ich hierauf noch Folgendes insbesondere. Vors Erste ist noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es ebenderselbe, den uns Victor Capuanus[1]) aufbehalten, so ist klar, daß sein Werk nichts weniger als eine Harmonie in dem uns gebräuchlichen Verstande dieses Wortes ist oder sein soll: es ist ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangelisten gereihet; es ist ein bloßes *βιβλιον συντομον*, dessen sich die gemeinen Christen in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich, nicht zu vergessen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur schlecht zufrieden war; nicht allein wegen verschiedner

1) Bischof Victor von Capua (gest. um 544) hat nicht die Evangelienharmonie Tatians, sondern die des Ammonius Alexandrinus übersetzt.

Auslassungen, die er zu Gunsten seiner enkratischen Irrthümer machte, sondern auch wegen der Zusammensetzung des beibehaltenen und unverfälschten Textes der Evangelisten selbst. Denn Theodoret giebt ihm eine κακουργιαν της συνθηκης Schuld, worunter ich mir nichts Anderes denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft gewesen, solcher gewaltsamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen sich unterstanden, als diese eine ist, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig seinen Namen führt.

Wenigstens ist gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern weder die Trennung des 49. Versikels, noch die Trennung des 43. und 44. gebilliget und sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen gesucht, daß Christus an dem nämlichen Tage seinen Jüngern in Jerusalem zu bleiben und nach Galiläa zu gehen befohlen.

Hieronymus sicherlich nicht, dem Hedibia diesen nämlichen achten Widerspruch meines Ungenannten zur Auflösung vorlegte. Denn Hieronymus sagt bloß, daß die Erscheinungen Christi in Jerusalem für keine eigentliche Erscheinungen zu rechnen, als in welchen er nur „pro consolatione timentium videbatur, et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur". In den Erscheinungen in Galiläa hingegen wäre „tanta familiaritas et perseverantia" gewesen, „ut cum eis pariter vesceretur." Nun ist zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren: „Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis.* Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit:* quae verae resurrectionis indicia sunt", und unmittelbar darauf hinzusetzen können: „In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur." Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleserin, wie Hedibia war, so etwas schreiben konnte? Hedibia mußte nothwendig sehr sonderbare Begriffe entweder von der Uebereinstimmung der verschiednen Exemplare des neutestamentlichen Textes oder von der Bekanntschaft des Hieronymus mit demselben bekommen. Der auferstandene Christus habe in Jerusalem nicht gegessen? Steht denn nicht in seinem eignen Lucas: „At illi (die in Jerusalem versammelten Jünger, zu welchen die

von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis?“ Folgt denn nicht auch in seinem Lucas: „et cum manducasset coram eis?“ Wie gesagt, diese Vergeßlichkeit des Hieronymus ist mir ganz unbegreiflich, ebenso unbegreiflich als es mir ist, daß sie sonst Niemanden, so viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieser einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus gewesen wäre, würde ich ohne weiteres Bedenken die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia nicht bloß unter die *ἀμφιβολως νοθα*, sondern geradezu unter die *ψευδεπιγραφα* indocta dieses Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift sein, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derselben so wenig gegenwärtig sind? Wäre es sonst Einem wohl zu verdenken, der diese Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts Gescheiters zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benedictiner, deren neueste Ausgabe ich nicht nachsehen kann, werden da schon andern Rath gefunden haben!

Ebenso wenig und noch weniger als Hieronymus läßt es sich Augustinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen eine und ebendieselbe Rede beim Lucas halb in Jerusalem und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu lassen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entspringenden Einwurfs schon weit feiner zu Werke. Da nämlich Marcus, welcher ebensowohl als Matthäus den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen sollen, ganz und gar keiner Erscheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht gesagt habe: „Praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis“, aut „ibi *tantum* eum videbitis“, aut „*non nisi* ibi eum videbitis“, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangelisten freilich widersprechen würde; da Matthäus den Engel bloß sagen lasse: „*Ibi eum videbitis*, nec expressum est, quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset, an postea quam eum alicubi etiam praeterquam in Galilaea vidissent“, so glaubt Augustinus, Christus habe zwar freilich wohl den Jüngern versprechen lassen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erscheinen, in der That aber liege doch in dem

Befehle, daß sie ihm nach Galiläa folgen sollten, noch ganz etwas Anderes. Und was? Was anders als ein Mysterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa wie die Dotter in der Schale des Eies eingeschlossen liege. „Galilaea namque", sagt er, „interpretatur vel transmigratio, vel revelatio." Und nun nehme man das Eine oder das Andere: die Sache ist klar, und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau erfüllt worden, auch wann der auferstandene Christus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn vors Erste, secundum transmigrationis sententiam, transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Christi zu den Heiden? Vors Zweite, secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio, wo sonst als in Galiläa offenbarte sich Christus zuerst in derjenigen Gestalt, in welcher er dem Vater gleich ist? —

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten seit heute und gestern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl sein. Und obschon auch Hieronymus an einem andern Orte*), wo er sich vermuthlich besann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, sogar zu einer mystischen Auslegung seine Zuflucht nimmt — die mystischen sowie die allegorischen Auslegungen sind freilich ein wenig nüchtern — gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande gestehen, — die nüchternste von allen mystischen und allegorischen Auflösungen unauflöslicher Knoten dünkt mich unendlich besser als Ihre Alexandrischen, meine Herren, mit dem Schwerte. Denn jene sind doch nur Spiele, leere Versuche, und Ihre sind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie an einem bloß menschlichen Schriftsteller auszuüben sich selbst schämen würden. —

Ehe ich hierüber bittrer werde, will ich nur weitergehen.

Neunter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus geschieht die Erscheinung in Galiläa auf einem Berge, dahin Christus seine Jünger beschieden hatte; nach dem Johannes geschieht sie am Ufer des galiläischen Sees bei Tiberias. Da und dort unter ganz verschiednen Umständen."

*) Comment. in Matthaeum.

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur ist dem guten Mann sehr traurig, daß ein Mensch, der doch Berg und See unterscheiden könne, aus zwei so sichtbar verschiednen Erscheinungen lieber einen Widerspruch schmieden, als sie unterscheiden wollen[1]).

Endlich steht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht, weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will, ohne sich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar sagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weise veranlassen können, beide Erscheinungen für eine zu halten, daß es folglich kaum werth sei, auf den ganzen Widerspruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That Linksum, marschiret ab und schießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hause sind, wollen Sie wohl Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigstens ex post zu urtheilen, ob Sie sich den Sieg so leicht hätten machen sollen?

Die Erscheinung, die den Elfen auf dem Berge geschah, ist die einzige, deren Matthäus gedenkt, deren Matthäus zufolge des Versprechens, welches bei ihm der auferstandene Christus seinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unsere Nachrichten von der Auferstehung Christi schöpfen könnten und müßten, so würde man nicht unrecht annehmen, daß diese einzige erzählte Erscheinung auch die einzige geschehene gewesen. Ja, ich bin ganz sicher, daß sodann unsre Theologen schon längst die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferstandene Christus nicht mehr als einmal hätte erscheinen können und müssen.

---

1) S. 144 läßt Reß A. sagen: „Es ist doch würklich traurig, daß ein Mann, der Berg und See, elfe und viere unterscheiden kann, und dabei wissen muß, daß von der letzten Erscheinung Christi zu Jerusalem bis zu seiner Himmelfarth noch über 30 Tage verflossen und zu den vielen Erscheinungen, die er seinen Jüngern gab, Ap. Gesch. 1, 3, Zeit also genung war, daß der Mann aus zwo so sichtbar verschiedenen Erscheinungen lieber einen Widerspruch schwinden, als sie unterscheiden will, da ihn doch weder Matthäus noch Johannes auf irgend eine Weise veranlassen, sie für eine zu halten. Es ist in der That kaum werth, darauf zu antworten."

Nun aber, da wir mehrere Evangelisten haben, die ebenso glaubwürdig sind als Matthäus; da jene anderen Evangelisten mehrere Erscheinungen berichten: so ist freilich aus dem Stillschweigen des Matthäus nicht zu schließen, daß er damit, daß er nur einer Erscheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erscheinung gegeben. Sondern die Sache ist nunmehr nur die, daß wir die einzige Erscheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen Erscheinungen so einschalten, daß weder jene anderweitige, noch diese eingeschaltete etwas dabei leiden.

Bloß nach den Worten zu urtheilen, die Christus bei der galiläischen Erscheinung auf dem Berge zu seinen Jüngern redet, sollte man meinen, daß diese Erscheinung, wenn es nicht die erste und letzte gewesen, doch wenigstens die letzte gewiß gewesen sein müsse. Denn Christus ertheilet ihnen da seine letzten Befehle und nimmt förmlich von ihnen Abschied. Doch da wir aus dem Lucas wissen, daß die Himmelfahrt ohnfern Jerusalem und nicht in Galiläa geschehen, und die letzte Erscheinung doch wohl die Erscheinung bei der Himmelfahrt muß gewesen sein, so fällt die galiläische Erscheinung irgendwo zwischen die übrigen.

Und auch dieses irgendwo läßt sich näher bestimmen, indem wir mehr als eine von den übrigen Erscheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen sein müssen. Nämlich nicht allein alle die einzelnen Erscheinungen am Tage der Auferstehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war, nicht allein die Erscheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müssen vor ihr vorhergegangen sein, sondern sogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher gewesen sein. Dieses erhellet aus Johannis 21, 14 unwidersprechlich, wo dieser Evangelist letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennet; welches, da es ihm selbst widersprechen würde, wenn man es von jeder einzelnen Erscheinung, die etwa nur einer oder wenigen Personen geschehen war, verstehen wollte, nothwendig nur von den solennern unter einer beträchtlichen Anzahl geschehenen Erscheinungen zu verstehen ist, dergleichen die bei verschlossenen Thüren und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, gewesen waren. Nach diesen beiden, sagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall,

wenn er dieses dritte Mal beim Johannes auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Christus erschienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach sich nicht sagen läßt, daß die Erscheinung bei verschlossenen Thüren mit den Erscheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geschehen wären. Fallen diese und jene aber auf zwei verschiedene Tage, so war die Erscheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte gewesen sein.

Mag man aber doch jenes dritte Mal beim Johannes verstehn und auslegen, wie man will, genug, daß die Harmonisten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erscheinung am See Tiberias vor der Erscheinung auf dem Berge vorhergehen lassen. Nun sind dieser Berg und dieser See beide in Galiläa, beide Erscheinungen sind also in Galiläa geschehen, beide sind zufolge der Verheißung Christi geschehen, daß er seinen Jüngern daselbst sichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, sehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenannten und auch ein wenig nach meiner bei aufrichtiger Entwicklung nichts Geringers als ein formeller Widerspruch erwächst.

Denn lassen Sie uns doch nur die Erscheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangelist, (Matthäus), bei dem der auferstandene Christus seinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo sie ihn sehen würden, ist, wie gesagt, der einzige, der dieser Erscheinung auf dem Berge gedenkt, ist der, der sonst durchaus keiner andern Erscheinung gedenkt, ist der, der dieser Erscheinung mit dem Zusatze gedenkt, daß eben auf diesen Berg sie Christus beschieden. Gesetzt nun aber auch, daß dieser Zusatz: dahin sie Christus beschieden hatte, sich nicht auf den Berg, sondern bloß auf Galiläa bezöge, so bleibt doch noch immer, auch ohne diesen Zusatz, die Erscheinung auf dem Berge die anberaumte Erscheinung und muß folglich, wenn ich schon nicht sage die erste von allen Erscheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erste von allen galiläischen Erscheinungen gewesen sein. Das ist nothwendig, das ist unwidersprechlich, oder Matthäus (man merke das wohl!), Matthäus, der zu allererst schrieb, der nicht wissen konnte, was und

wie viel der h. Geist nach ihm durch andere Evangelisten würde ergänzen, würde berichtigen lassen, Matthäus hat als Einer geschrieben, in dem nicht ein Funken Menschenverstandes glimmet. Denn so wie kein vernünftiger Mensch mit seinen Freunden eine zweite, dritte Zusammenkunft verabredet und anberaumet, ohne zu wissen, wo und wenn die erste geschehen soll, so kann auch kein vernünftiger Geschichtschreiber von Anberaumung einer Zusammenkunft sprechen und in Erfolg dieser Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zusammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erste und nächste nach der Anberaumung gewesen, ein Wort zu erwähnen.

Ist es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erscheinung auf dem Berge die erste galiläische Erscheinung muß gewesen sein; ist es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erscheinung an dem See Tiberias, dem sogenannten galiläischen Meere, vor jener Erscheinung vorhergegangen, nun, so haben wir ja zwei erste galiläische Erscheinungen. Zwei erste! — — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was ist denn das, zwei erste? Ist es ein Räthsel? oder ist es ein Widerspruch? Mir ist es nur ein Räthsel. Dem Ungenannten war es ein Widerspruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen ist es weder das Eine, noch das Andere. Ihnen sind zwei erste zwei erste! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei so verschiedne Zwei lieber in Widerspruch stellen als trennen will. Die Kleinigkeit, daß sowohl das Eine als das Andere von diesen Zwei in einem und ebendemselben Betracht das Erste sein soll, ist ja so eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht sagen. Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerspruch

ohnedem ist mit dem neunten so genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit seiner noch Alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergessen hätte. Ja, er ist, dieser zehnte Widerspruch, nichts als die fernere stückweise Auseinandersetzung des neunten. Und dieser Stücke machte der Ungenannte besonders drei, in welchen allen seine erkannten Widersprüche sehr leicht zu

rechtfertigen sind, nachdem wir in dem Vorigen den Hauptgrund derselben gesichert haben.

Nämlich wenn der Ungenannte berechtiget gewesen ist, die Erscheinung auf dem Berge und die Erscheinung am Meere in Galiläa für einerlei Erscheinung zu halten, die nur durch die immer wachsenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den ersten dreißig bis vierzig Jahren zu solcher Verschiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtiget, weil die Erscheinung auf dem Berge als die anberaumte Erscheinung nothwendig die erste, wenigstens die erste in Galiläa sein mußte, und gleichwohl die Erscheinung am galiläischen Meere nach der Rechnung des Johannes noch vor jene fällt), so ist er allerdings auch berechtiget gewesen, darin einen Widerspruch zu finden, daß Matthäus die galiläische Erscheinung zur ersten macht, Johannes aber vor selbiger zwei Erscheinungen zu Jerusalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich meines Theils hierauf bloß geantwortet, daß Johannes die Erscheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erste und vornehmste Erscheinung in Galiläa namhaft mache, als welches nach seiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu fassen; weil Matthäus, sagt er, kein Protokoll abgeschrieben habe, weil er nur der einen Erscheinung erwähne, weil er (er, der erste Evangelist!) nicht für nöthig gehalten, seinen Lesern von mehrern etwas zu melden, so sei aus ihm überhaupt nicht zu schließen, in welcher Ordnung die Erscheinung auf dem Berge gefolgt sei. Freilich, Ordnung ist nur unter den Mehrern, aber Eines, was aus diesen geordneten Mehrern herausgerissen wird, muß doch noch immer Merkmale seines gehabten Platzes behalten, oder man hat auf eine höchst unvorsichtige Art dieses Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus seiner einen Erscheinung noch immer jene Merkmale gelassen, indem er sagt, daß es die anberaumte gewesen. Nur die Harmonisten halten für gut, auf diese seine Anberaumung gar nicht zu achten und ihn die erste die beste Erscheinung aus dem Glückshafen greifen zu lassen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neuesten Geschichte geben und sagt: „Es kömmt die Rede auf den letzten Krieg; ich erwähne besonders der Schlacht bei Roßbach; erkläre ich sie dadurch

für die erste oder letzte?“[1]) Ei nicht doch! Sie könnten so einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein Andrer den ganzen letzten preußischen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: „Der König, nachdem er fast aus allen seinen Staaten vertrieben war, hatte sich die vornehmsten seiner Feinde, die Franzosen und Reichstruppen, nach Sachsen wie bestellt. Sie kamen voll Uebermuths und Spottes, als hätten sie den Sieg schon in Händen. Aber wie ein Donnerstrahl aus hellem Himmel überfiel er sie bei Torgau. Da erkannten sie wieder, mit wem sie zu thun hatten, und machten Friede; Etliche aber blieben noch seine Feinde“, was würden Sie von einem solchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen suchen? Denn gerade ein solcher Erzähler wäre nach Ihrer Auslegung Matthäus. Er ließe Christum seine Jünger nach Galiläa bestellen, wo sie ihn sehen würden, und hierauf verschwiege er nicht allein, daß ungeachtet dieser Bestellung er ihnen erst an andern Orten mehrmalen erschienen sei, sondern gedächte auch nicht einmal seiner ersten Erscheinung dort in Galiläa, gedächte anstatt der ersten, wenigstens anstatt der frühern, welches die am Ufer der See gewesen, einer spätern, und wer weiß wie viel spätern, auf einem Berge! — Aber gottlob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein so abgeschmackter Erzähler ist! nur nach der Auslegung der abgeschmackten Harmonisten ein so abgeschmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit diesen vom Leibe, und er erzählt als ein planer gesunder Mann, dessen Erzählung wohl unrichtig sein kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht ist.

Ebenso ist es mit den übrigen Umständen beschaffen. Matthäus und Johannes widersprechen sich offenbar in jedem derselben, sobald man annehmen muß, daß die Erscheinungen am See Tiberias und auf dem Berge ursprünglich nur eine Erscheinung gewesen.

Umsonst schreien Sie, lieber Nachbar, so laut und so oft: „Aber wer heißt euch, das annehmen? Aber könnt ihr denn nicht Zwei zählen? Wer hier nicht Zwei zählen kann, muß nicht

1) S. 145.

wollen!" — Gott erbarm's! wir wollten gern, aber wie können wir? Wie können wir Zwei zählen, da wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen? nicht wissen, welches wir Eins nennen sollen? Will ich die Erscheinung an dem See mit dem Johannes Eins nennen, so ruft die Erscheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödsinnig!" Will ich nun diese Eins nennen, so ruft mir Johannes entgegen: „Darfst du mich Lügen strafen? Glaubst du, daß ich nicht Drei zählen kann?" — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen, zählen ewig Eins und Eins und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwei.

Wie bewundre ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundre ich Sie! Sie können Zwei zählen, und was das Sonderbarste ist, können mit dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes Zwei zählen! — Ist das Kind artig, so lächelt es und schweigt. —

Und schweigt. — O daß ich nicht auch so artig gewesen bin wie dieses Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geschwiegen habe!

Doch diese Reue kömmt zu spät; auch ist das Uebel, unter dessen Gefühl sie mich am meisten nagen könnte, überstanden; ich bin fertig. Ich bin fertig, fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen, aber doch fertig mit Vertheidigung dessen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung dessen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet ist, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu stehen mir einfallen lassen.

Gott verhüte, daß ich mich mit Diesem auf ein Mehreres einlassen sollte, was mir etwa, selbst bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge suchenden Durchlesung, als contraband aufgestoßen wäre! Er behalte z. E., was er von der gänzlichen Unwissenheit eines geistlichen Messias sagt, in welcher die Apostel bei

Lebzeiten Christi schlechterdings gestanden, unangefochten![1]) Er behalte unangefochten, was er von dem spöttischen Unglauben der versammelten Jünger sagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele sich an so scandalösen Albernheiten immerhin und freue sich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerschlagnen Schlußsteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig sein und bin fertig.

Habe ich aber meine Muße auch so schon nicht zum Besten angewandt, was thut das? Wer weiß, ob ich sie mit etwas Andern nicht noch schlechter angewandt hätte? Mein Vorsatz war es wenigstens, sie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigstens, daß ich sie so gut anwenden könne. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. — Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll nach Gesetzen einer höhern Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das, so verzeihe du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren!

* * *

Nach diesem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigsten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurücksehen, den ich hier zu Haufe geführt habe.

Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott! wenn

---

1) In dem von Lessing als besonderes Buch in demselben Jahre 1778 herausgegebenen Fragmente „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger", sagt Reimarus, S. 126: „Nemlich, so lange sie (die Jünger) noch Jesu würkliche Reden und Verrichtungen in seinem Leben, vor Augen hatten, hofften sie, er sollte Israel zeitlich erlösen, und ihr Systema gründete sich bloß auf Facta. Nun aber, da ihnen die Hoffnung fehl schlägt, ändern sie in ein paar Tagen ihr ganzes Systema und machen ihn zu einem leidenden Erlöser aller Menschen: darauf ändern sich auch ihre Facta, und Jesus muß in seinem Leben Dinge gesagt und verheißen, ja der ganze Rath desfalls gethan haben, davon sie vorhin nicht das Mindeste gewußt."

auch einige Goldkörner darunter wären, versetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude seines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leser an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch darum, an mein bescheidenes obschon, an meines Nachbars dreistes denn.

Welch ein Mann, mein Nachbar! welch ein Christ! Die Widersprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel schloß, die Widersprüche, die ich der Wahrheit unbeschadet zugebe, diese Widersprüche — nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine — wie man will — kunstlosen oder kunstreichen Antworten — was spott' ich? — Diese ekeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht so viele ersäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande ist, sind das, was seine Ueberzeugung an der Gewißheit der Auferstehung Christi vollendet hat.*) Zwar zweifelte er nie an diesem großen Vorfalle; aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieser Gelegenheit gegeben, schärfer zuzusehen und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anscheinenden Kleinigkeiten die Evangelisten so genau sind: wie weit stärker und fester ist sein Glaube geworden!**) Und nun sage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes stiften!

Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir selbst, und ich schließe. — Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt jetzt, da ich diese Duplik***) ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, Alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so

*) Unterredungen, S. 1. — **) S. 76.

***) Duplik, nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sei. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte

gleichgiltig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich Vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses[1]) zu sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen, und habe es doch gethan. Ich wollte bloß die Gründe dieses Urtheils meinen Leser beiläufig abnehmen lassen, und habe ihm das Urtheil selbst oft wörtlich vorgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle?

Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja! ich verspreche, — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgiltig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf, wenn und wo darf er es denn?

lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste Mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine frische holen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch seine Antwort laut für ebendas, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich, indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangelisten, sondern bloß um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigner Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Duplik!

---

1) „meines einzigen Halses" steht im Original; Guhrauer vermuthet: eigenen.

Eine Parabel.

Quae facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus.

Nebst einer kleinen

Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben

an den

Herrn Pastor Göze in Hamburg.

(I.)

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr Der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählet, er stehe oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtiget wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvorgekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn Viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch wie gesagt, ich suche bloß durch meine Freunde ebenso wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur Ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, Sich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, sondern als rechtschaffner Mann und Christ auf das baldigste zu erklären ꝛc.

Die Parabel.

Ein weiser, thätiger König eines großen, großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem Alle um sich versammelt hatte, die er als Gehilfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur; denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen, vielen Jahren noch in ebender Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten: von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur sein wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und ebendie Dienste thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein Jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den Wenigsten zu Sinne. [1])

Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich Diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedne alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten, und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein Jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein Jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten Dieser und Jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch Andere darauf zu schwören bald beredte, bald zwang.

Nur Wenige sagten: „Was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein andrer, sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen

---

1) Vgl. die in ihrer Tendenz mit der berühmten Parabel von den drei Ringen innig verwandte, von Rückert bearbeitete Erzählung von dem persischen Dichter Kemal Ibn Gajaß (Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, S. 388): „Eines Tages ließ ihn Ibrahim Sultan Mirsa rufen und fragte ihn, welche aus den vier orthodoxen Sekten (der Muhammedaner: Schafii, Hanbeli, Maleki, Hanefi) die beste sei. Er antwortete: O Sultan! Du sitzest hier in einem Saale, der vier Thüren hat, und bei was für einer Thüre ich immer hereingehe, sehe ich immer den Sultan. Diese Antwort gefiel dem Sultan, der den Mewlana dafür reichlich belohnte."

Palast erfüllet, und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet."

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von Denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrieen.

Aber sie kehrten sich daran nicht und wurden gerade dadurch am geschicktesten, Denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: „Feuer! Feuer in dem Palaste!"

Und was geschah? Da fuhr Jeder von seinem Lager auf, und Jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eignen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten!" dachte Jeder; „der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier stehet!"

Und so lief ein Jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hilfe zu eilen, Einer dem Andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen." — „Oder hier vielmehr, Nachbar, hier!" — „Wo denkt ihr Beide hin? Er brennt hier!" — „Was hätt' es für Noth, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier!" — „Lösch' ihn hier, wer da will. Ich lösch' ihn hier nicht." — „Und ich hier nicht!" — „Und ich hier nicht!"

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte.

Ein Andres ist ein Pastor, ein Andres ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht, als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchspähet Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur und schätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist, so zeige ich es an. Vors Erste in unsern Katalogen, und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, Dieses oder Jenes berichtigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgiltig dabei, ob es Dieser für wichtig oder Jener für unwichtig erkläret, ob es dem Einen frommet oder dem Andern schadet. Nützlich und verderblich sind ebenso relative Begriffe als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literarischen Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrlässig sein. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt oder nicht bekannt ist? wenn es nur einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertraut sind [1]).

---

1) Matth. 18, 6. Marc. 9, 42.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue — oder, welches einerlei ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Antheil hätten [1]). — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deswegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen jetzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Constantinopel mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des Letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge verstehet, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „Jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neuern ihre aufbewahren, die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts Neues sagen könnten?"

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unsern Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt ebenso wichtig sein werden, als uns jetzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind.

Das Christenthum geht seinen ewigen, allmählichen Schritt,

---

1) Vgl. unten im dritten „Anti-Göze": „Er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge — nur damit es mich nicht allzusehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft." Göze's Worte lauteten (bei Hebler, Lessing-Studien, S. 107): „Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieser boshaften, so vielen Seelen höchst gefährlichen und der Ehre unseres großen Erlösers so nachtheiligen Aufsätze Rechenschaft an jenem Tage von mir werde gefordert werden."

und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Secten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, ebensowohl sehr unchristliche Fragmente als eine sehr christliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten und an das Licht zu bringen [1]).

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allen Falls auch Recht hätte, von ihnen zu fordern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte ist der Art, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegner, als Unrecht, welches er nicht thun wollen und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichnisse.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, sich loszuarbeiten, endlich sagt: „Wenn alle Stränge reißen, so muß ich abladen", wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwächsten, mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles Schadens, selbst alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem ebensowohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

---

1) Vgl. unsere Einleitung zu diesem Bande.

Dieser Fuhrmann bin ich, dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt: wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist, so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse, daß es nur umsonst sei, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen je eher je lieber zu nehmen angerathen haben, damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne!

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen sein, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu sein vermeinten, zu hastig, Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größten Theils ebenso fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie in einem der nächsten Stücke Ihrer Freiwilligen Beiträge eine so gut als freiwillige Erklärung zu thun nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunkt übrig sei, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunkt übersehen: daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf

das wieder begierig sein, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen — so wie ich Sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor,

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und schon freute ich mich in Gedanken auf den Freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Panier wieder über mich schwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Presse oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61—63ste Stück besagter Beiträge — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die Freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — „Göze", wird die Nachwelt sagen, „Göze wäre der Mann gewesen, der in einem Athem gegen einen und ebendenselben Schriftsteller sauersüße Complimente zwischen den Zähnen murmeln und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstoßen können?[1]) Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brei gehet, und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das ist unglaublich! In dem 55sten Stück ist sein Eifer noch so gemäßiget, noch so ganz anonymisch; er nennet weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt; und auf einmal, im 61sten Stücke, ist Lessing namentlich hinten und vorne, muß Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen, und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Nothwendig müssen also zwischen dem 55sten und 61sten Stücke dieser kostbaren Blätter, wie wir sie jetzt haben, alle diejenigen verloren gegangen sein, die uns dieses Plumps! erklären würden."

---

1) Nach der Fabel von dem Manne und dem Satyr.

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird? Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde, und ich berühre diese Saite bloß, um es bei der jetztlebenden Welt, — versteht sich, der Welt, die wir Beide füllen — zu entschuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Hrn. Pastor Göze erlauben dürfte, ihr von dem allzu viel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmählich zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne! es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meinet als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine als Der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte[1]).

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sind? — Sie? der Sie mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Lutherschen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinausschrauben lassen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig den Männern bei der Schraube zuruft: „Schraubt dort nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier stürze!" — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilliget? unterstützt? ausführen

1) Vgl. das Benehmen des Patriarchen im „Nathan", der den Juden durchaus verbrannt wissen will, denn (II, S. 371):

Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu', thu' ich ihm.

wollen? auszuführen angefangen? — nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann [1]), der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß er es könnte, er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die [2]), deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgiltig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde! Wer — —

Aber ich vergesse mich und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich auf eine dergleichen Aeußerung Ihnen vertraulich zuspräche: „Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, Unsersgleichen schwiegen? Unsersgleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was Einer von uns zurückhalten will, möchte der Andere übereilen, so daß der Eine mehr die Absichten des Andern beförderte als seine eignen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten sein ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe."

Denn nein, das werden Sie nicht wollen. Göze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der

---

1) Johannes Huß auf dem Scheiterhaufen, als ein altes Mütterchen ein Bündel Holz zu seinem Scheiterhaufen schleppte.

2) Das Folgende scheint auf das Sprichwort bei Zinkgref anzuspielen: „Doctor Luthers Schuhe sind nicht allen Dorfpfaffen gerecht." (Rodnagel, „Lessings Dramen", S. 24.)

Tummelplatz des seligen Ziegra[1]) muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben[2]) sein.

Ich beklage; denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich sein, nicht gegen Ihren Stachel zu lecken[3]), und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre Freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat[4]). Auch haben dieserlei[5])

---

1) Ziegra starb im Anfange des Jahres 1778. Nicht Göze, sondern der Licentiat Wittenberg war Ziegra's Nachfolger in der Redaction der „Freywilligen Beyträge", der sogenannten „schwarzen Zeitung".

2) In seinen „Beiträgen zu einem Deutschen Glossarium" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 259) bemerkt Lessing: „Anerstorbnes Gut, geerbtes. Opitz Arg." [d. h. Uebersetzung der Argenis, eines lateinischen Romans von Barclajus, den Lessing wie sein großer Vorgänger Leibnitz in seinen letzten Lebensjahren eifrig studirte]. Die Stelle lautet bei Opitz: „solcher Dinge, die an die Erben nicht sterben mögen." „Angestorben" findet sich auch bei Felix Weiße, Gedichte II, S. 328. Haller, S. 50. Sterne, Yorick, übers. Mannheim 1780, I, S. 3.

3) Ap. Gesch. 9, 5.

4) Vgl. Saladin im „Nathan" (II, S. 378):

Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

5) Vgl. Lessing im Wörterbuch zum Logau (ed. v. Maltzahn V, S. 342): „Logau setzet die Endsylbe ley, die wir itzt nur bei den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will), ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beiwort von besonderm Nachdrucke. Z. E.:

Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl werden,
Denn seinerley Geburt ist nicht gemein auf Erden.
[Sinngedicht 779.]

Wie weitschweifig müssen wir itzt dafür sagen: „denn eine Geburt, wie seine war ꝛc."

[Forts. s. folg. Seite.]

Pharmaka[1]) ihren Credit längst verloren. — Sondern nur Eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind[2]). Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort!

Und sonach meine ritterliche Absage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.*)

*) Diese Parabel hat mein Bruder unter dem Titel: „Der Palast im Feuer. Eine Parabel mit ihrer Erklärung", aufs Neue herausgeben wollen und schon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen sollten, auf besondere Seiten geschrieben. Es ist davon aber weiter nichts da als ein Entwurf zur Vorrede, der so lautet: ‚Diese Parabel ist nicht das Schlechteste, was ich geschrieben. — — — Die albernen Deutungen des Herrn Göze nöthigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. — Göze läßt sich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welche die Fragmente erregen. — Und ich habe sie bestimmt, die ganze Geschichte der christlichen Religion darunter vorzustellen.'" — Anmerk. v. Karl G. Lessing (im Theolog. Nachlaß, S. 21).

Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel
Verehrten die Krieger den Bauern ins Mittel.
Nun Krieger getreten in Zippelpelzorden,
Sind dieserley Titel Besitzer sie worden.

[Sinngedicht 1586.]

Dieserley sagt hier nicht so viel als dieser; es scheinet auch nicht so viel zu sagen, als dergleichen, sondern es begreift beides: Dieser und dergleichen Titel. Ueberdem da wir dieses ley bei den uneigentlichen Fürwörtern sehr wohl leiden; denn wir sagen ohne Tadel, mancherley, solcherley, keinerley, vielerley, allerley: warum sollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter gesetzt werden können?"

1) Zaubermittel.

2) Vgl. unten den neunten „Anti-Göze".

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — — — Acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Pastor Göze in Hamburg.

(II.)

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deswegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn schreibe. Ich weiß nur, wider wen, und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meinung geschrieben habe, hat der Hr. Pastor Göze in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um so viel weniger, da ich den einzelnen Sätzen derselben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben soll, eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht,

daß durch diese kleine Veränderung allein mein Gegner mich besser verstehen lernt; besonders wenn er findet, daß seine eignen Einwendungen mir behilflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich anfangs stutzt der Hr. Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen, so soll er es beruhiget wohl hoffentlich vorbeigehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese ohne Ausnahme ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Hr. Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte: „Wie der Angriff, so die Vertheidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß man seine gute Sache auf keiner andern Seite, mit keinen bessern Waffen angreifen wollen? Wenn man die Festungen von oben herab belagern wird, so wird man auch darauf denken, sie von oben herein zu beschirmen."

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte Alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt und sage es nochmals: auch an und für sich selbst sind die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeußerung aus Induction entstanden, und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfassung zu machen nur im Stande gewesen.

Nun, so führe man diese Induction erst vor unsern Augen! ruft mein Gegner in einem schon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumuthung, und Sie wissen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich sage, alles Queckſilber verraucht über dem Feuer, muß ich Demjenigen zu Gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Queckſilber aus der ganzen Natur zusammenbringen und es vor seinen Augen verrauchen lassen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, spräche ich bloß zu ihm: „Guter Freund, alles Queckſilber, das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennst du welches, das nicht verraucht, so bring es, damit ich es auch kennen lerne, und du sollst Dank haben.“

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Capelle[1]) zu bringen — welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Pastor doch Ernst damit, wollte er nicht bloß mich damit verhöhnen, nicht bloß sich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, so beweise er es durch eine Kleinigkeit. Sie soll ihm nur ein Wort kosten, diese Kleinigkeit.

Nämlich er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Versuch des Verrauchens zuerst machen soll. Er nenne mir sie nur, und ich bin bereit. Ist es eine, die ich schon kenne, so darf mir nicht bange sein. Ist es eine, die ich nicht kenne, und mein Versuch schlägt fehl, desto besser. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Nur Eines muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob Der, welcher *gewisse* Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig, dahin

1) Vgl. im 5. Bande den fünfzehnten „antiquarischen Brief“: „Aber der Fehler des Hrn. Kloß ist es überhaupt nicht, allzuviel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverlässig voraus, daß er jeden feinern Unterschied, mit dem man seine Gelehrsamkeit auf die Capelle bringt, für Sophisterei erklären wird.“ Die Capelle ist eine Vertiefung im Herde zur Reinigung des Silbers und des Goldes (Wöhler, Grundriß der unorganischen Chemie, S. 283). Vgl. Coromandels Gedichte, S. 502. Literaturbriefe XIV, S. 369. Hammer, Hafis II, S. 124.

ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle ältere Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen Schulsprache ausgedruckt habe, die ihm geläufig ist? Ich bin Liebhaber der Theologie und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache als die meinige zu reden. Ich bedaure alle ehrliche Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen [1]), mit welchem sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts, als sie verachten.

So viel von dem Grausale, der dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Weges aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unsrer Gedanken ist nicht immer die, in welcher wir sie Andern mittheilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit sein soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem dritten meiner Sätze anfangen müssen, wie folget.

---

1) 1 Cor. 7, 35.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret [1]).

Dieses geschrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Pastor Göze darauf antwortet, möchte ich um Alles in der Welt nicht.

„In diesem Satze", antwortet er, „liegen zwei Sätze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweitens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört. In dem ersten Satze räumt der Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden geleugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört, so enthält sie die Religion objective selbst."

Ich erschrecke! Ich soll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? Damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern so zu Werke gegangen sind! Ist denn Sein und Enthalten einerlei? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion, und die Bibel ist die Religion? [2]) Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterschied zwischen Brutto und Netto wollen streitig machen? Da, wo so viele Waaren ihre bestimmte Tara haben, wollte man mir auf die h. Schrift, auf eine so kostbare Waare nicht auch eine kleine Tara gut thun? — Nun, nun, der Herr Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Unterschied macht zwischen dem, was wesentlich zur Religion gehört, und zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Hauptsätze, welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehöret."

---

1) Vgl. unten im ersten „Anti-Göze": „Behauptet nicht auch Herr Maschо, daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?"

2) In dem Aufsatz aus seinem Nachlaß „Gegen Maschо" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 142) führt Lessing aus Maschо's Schrift an: „Die Bibel enthält eine göttliche Offenbarung und die Bibel ist eine göttliche Offenbarung, sind nicht synonymische Ausdrücke."

Gut! Also handeln wir doch schon um das Brutto. Und wie, wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie, wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Bestätigung, auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere, auch gute Lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzelnen Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet sein, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana [1]), die Crethi und Plethi des David [2]), der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß [3]), und hundert andere solche Dinge in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Also der Satz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret, ist ohne Einschränkung wahr. Auch kann er durch seinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vortheilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen, und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im Voraus darwider decket. Nur hätte das auf eine passendere Art geschehen müssen, als es in folgendem Zusatze des Hrn. Pastors geschehen ist.

„Soll aber dieser Satz der Bibel zum Nachtheil gereichen, so ist er völlig unkräftig, ebenso unkräftig, als wenn ich sagen wollte: Wolff's System der Mathematik enthält Scholia, und diese verringern den Werth desselben."

Wie gesagt, bei mir soll dieser Satz der Bibel zu keinem Nachtheile gereichen. Er soll sie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen und in die aufgegebnen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.

Mit Ihrem Exempel [4]) hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr

---

1) 1 Mos. 36, 24. — 2) 2 Sam, 8, 18. — 3) 2 Timoth. 4, 13.

4) Göze bemerkt („etwas Vorläufiges", S. 8): „Soll aber dieser Satz („Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört") der Bibel zum Nachtheile gereichen, so ist er völlig unkräftig, ebenso unkräftig, als wenn ich sagen wollte: Wolfs System der Mathematik enthält Scholia (d. h. Erläuterungssätze), und diese verringern den Werth desselben."

zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolff's Elementen der Mathematik nicht den Werth derselben. Aber sie machen doch, daß nun nicht Alles darin demonstrirt ist. Oder glauben Sie, daß die Scholia ebenso gewiß sein müssen als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonstrirt werden *könnten*, sondern sie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verschwendung der Inspiration ist von ebenso wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4)

Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sei.

Nicht? Sondern was denn? *Unwidersprechliche Wahrheit*. Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen worden! dem noch jetzt so Viele widersprechen! So Viele, die auch Christen sein wollen und Christen sind. Freilich nicht Wittenbergisch-Lutherische Christen, freilich nicht Christen von *Calov's* Gnaden, aber doch Christen und selbst Lutherische Christen von Gottes Gnaden.

Wenn indeß *Calov* und *Göze* doch Recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder", sagt er, „dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, wenigstens gebilliget, oder nicht. Ist das Erste, so ist es ebenso unfehlbar wie das Wesentliche. Nimmt man aber das Letzte an, so verliert das Erste auch seine Zuverlässigkeit."

Wenn dieses Dilemma richtig ist, so muß es auch gelten, wenn ich anstatt des *Mehrern* irgend ein ander Subject setze, von welchem das nämliche doppelte Prädicat zu gelten scheinet. Z. E.: „Das *Moralisch-Böse* ist entweder durch Gott geworden, wenigstens von ihm gebilliget, oder nicht. Ist das Erste, so ist es ebenso göttlich und also ebenso gut als das Gute. Nimmt man

aber das Letzte an, so können wir auch nicht wissen, ob Gott das Gute erschaffen und gebilliget habe. Denn Böses ist nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böses."

Was denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata behalten, oder beide verwerfen? Ich bin zu dem Letzten entschlossen. Denn wie, wenn sich Gott bei seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration möglich wurden, ebenso verhalten hätte wie bei seiner Schöpfung gegen das Moralisch-Böse? Wie, wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Laufe überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Grenzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Grenzscheidung zwischen dem Moralisch-Bösen und dem Moralisch-Guten ebenso unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deswegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätt' ich das und sonst noch Manches einzuwenden. Aber er will auch nicht sowohl durch Schlüsse beweisen als durch Gleichnisse und Schriftstellen.

Und diese letztern, die Schriftstellen, werden doch wohl unwidersprechlich sein? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird![1]) Aber auch die sind so wenig unwidersprechlich, daß ich

---

1) Vgl. Reimarus in den Wolfenbüttler Beiträgen IV, S. 353: „Die Kinder lernen ein halb Dutzend Sprüche aus der Bibel, darin gesagt wird, daß die Bibel Gottes Wort sei: so sind sie darnach ihr ganzes Leben hindurch mit Hülfe ihres Gedächtnisses im Christenthume vortrefflich gegründet und wider allen Zweifel und Anfechtung bewahret. Die Offenbarung hat denn allein das Vorrecht, sich per petitionem principii zu erweisen: Die Schreiber sind von Gott getrieben, denn sie sagen es: Beweis genug!"

denken muß, der Hr. Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu versparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm, hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowohl in Ansehung ihres Inhalts als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht ebensowohl von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die *πασα γραφη* des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen. Eine andere Construction giebt den Worten des Paulus einen so andern Sinn, und diese Construction ist ebenso grammatisch, mit dem Zusammenhange ebenso übereinstimmend, hat ebenso viele alte und neue Gottesgelehrten für sich als die in den gemeinsten Luther'schen Dogmatiken gebilligte Construction, daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bei dieser bleiben soll. Luther selbst hat in seiner Uebersetzung nicht sowohl diese als jene befolgt. Er hat kein *και* gelesen, und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses *και* mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle[1]) von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie so äußerst schwankend wird!

Endlich das feste prophetische Wort![2]) — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind das Vehiculum des prophetischen Wortes. Ein Vehiculum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arznei nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine Wittenbergische Vorstellung ist, das weiß ich. Wenn aber nur das Deutschland durch zwei Zeitungen erfahren sollen, warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bausch

1) 2 Timoth. 3, 16; „*και*" findet sich übrigens in den besten Codices. (Groß.)
2) 2 Petri 1, 19.

und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der Wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche? Zugegeben, und herzlich gern! hätte ich sodann ebenso kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. [1])

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret, wer kann mir wehren, daß ich sie, insofern sie Beides enthält, insofern sie ein bloßes Buch ist, den Buchstaben nenne und dem bessern Theile derselben, der Religion ist oder sich auf Religion beziehet, den Namen des Geistes beilege?

Zu dieser Benennung ist Derjenige sogar berechtiget, der das innere Zeugniß des h. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugniß sich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken, was ist billiger, als nur solcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein wenig an Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des h. Geistes sich ebensowohl an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau beim Moses als an der Bergpredigt Jesu beim Matthäus wirksam erzeigen könne.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel der nämliche, welchen Andere, auch gute Lutherische Theologen schon längst zwischen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Pastor Göze nicht erst mit Diesen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußtapfen zu treten?

---

1) Im ersten „Anti-Göze" sagt Lessing: „Unterscheidet nicht auch Herr Mascho den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?"

IV. (2)

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. [1])

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist theils zugegeben, theils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst, so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion sein.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz [2]) des Hrn. Pastors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfassung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält als die Landesordnung, so hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfassung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären denn sodann ganz verschiedne Benennungen? Warum hieße nicht das Eine so wohl als das Andere Landesordnung oder Landesverfassung? Daß das Eine anders

---

1) Vgl. unten im ersten „Briefe an Walch“: „Ich hatte, um gewissen Einwürfen gegen das Christenthum mit eins den Weg zu verlegen, behaupten zu dürfen geglaubt, daß Einwürfe gegen die Bibel nicht nothwendig auch Einwürfe gegen die christliche Religion wären, weil diese, in dem engen Verstande genommen, in welchem man nur die eigentlichen Glaubenslehren darunter begreift, die sie von jeder andern positiven Religion unterscheiden, sich weder auf die ganze Bibel, noch auf die Bibel einzig und allein gründe.“

2) Göze, „Etwas Vorläufiges“, S. 8 f.: „Nein! dieses ist nicht Hypothese, sondern unwidersprechliche Wahrheit. Entweder dieses Mehrere ist von Gott eingegeben, oder wenigstens gebilligt, oder nicht. Ist das erste, so ist es ebenso unfehlbar, als das wesentliche. Nimmt man aber das letzte an, so verlieret das erste auch alle Zuverlässigkeit. Welcher großer Herr würde es zugeben, daß diejenigen, denen er es aufgetragen hätte, eine Landesverfassung nach seinem Willen abzufassen, wenn es auch nur zur Erläuterung und Bestätigung dienen solte, aus ihrem eigenen Gehirne solche Dinge mit einfließen ließen, welche er selbst für falsch und unrichtig erkennete. Würde, wenn solches den Unterthanen bekant würde, oder wenn sie im Stande wären, solches zu entdecken, nicht seine gesamte Landesverfassung dadurch alles Ansehen verlieren? Wer sol bey der Bibel vest setzen, was darin unfehlbar ist, und was zu dem Wesentlichen oder Mehrern gehört?“

heißt als das Andere, ist ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas Anderes ist als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Ist aber das Eine etwas Anderes als das Andere, so ist es ja nicht wahr, daß das Eine bestreiten, nothwendig auch das Andere bestreiten heißen muß. Denn der Umstand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, sei noch so klein, so kann der Einwurf auch doch nur diesen kleinen Umstand betreffen, und das, was der Hr. Pastor so spöttisch Antithese nennt, ist völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe ist. Die Sammlung Hamburgischer Gesetze des Hrn. Syndicus Klefeker (wenn sie fertig geworden, was ich jetzt nicht weiß) enthält doch wohl die vollständigste und zuverlässigste Verfassung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch diesen Titel führen? Wenn sie ihn nun führte, könnte ich keinen Einwurf gegen dieses Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgischen Gesetze selbst entgegenzustellen? Könnte mein Einwurf nicht die historischen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden Classe von Gesetzen vorausgeschickt hat? Oder haben diese historischen Einleitungen dadurch die Kraft der Gesetze erhalten, weil sie mit den Gesetzen in einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Pastor, daß die historischen Bücher der Bibel nicht ohngefähr solche Einleitungen sein sollen? welche Bücher Gott ebenso wenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerschaft und Rath nöthig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen stunden! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht, so brauche sie ein Andrer besser, und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwei so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte vertheilen wollen: an die Gesetze und an die Geschichte der Gesetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. [1])

Hierwider sagt der Hr. Pastor: „Aber doch nicht, ehe eine Offenbarung war.“ — Was er damit will, ist mir ganz unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher sein, als sie geoffenbaret worden. Aber sie kann doch eher sein, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das Geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die jetzt sie selbst sein soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eigenen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI. (6)

Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der Erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieses“, sagt der Hr. Pastor, „kann ich dem Herausgeber einräumen.“ — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Pastor einräumen.“

Muß er mir das aber einräumen, so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christenthum weit früher gewesen als das aufgeschriebene, daß es sich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeschrieben zu sein. Mehr will ich ja nicht, und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegensetzt: „War denn das Christenthum schon, ehe Christus und die Apostel gepredigt hatten?“

Diese Frage soll diesen Satz zu seiner Absicht unbrauchbar

---

1) Im ersten „Anti-Göze“ heißt es: „Lehret nicht auch Herr Maschо, daß die Religion eher gewesen als die Bibel? — Und sind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Pastor den Tanz mit mir angefangen?“

machen; welche Absicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir sehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei thun, bloß um mich zu belehren, bloß den ganzen Sinn des Hrn. Pastors zu fassen. — „Wenn, so lange Christus und die Apostel predigten, so lange die außerordentlichen Gaben des h. Geistes in den Gemeinen wirksam waren, die Fortpflanzung der christlichen Religion durch mündlichen Unterricht besser zu erhalten war als durch Schriften", fing der Gebrauch der Schriften erst an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten, oder fing er früher an? Fing er früher an, und ist es unleugbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln aufhörten, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in diesem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand, und war dieses, sind wir nicht sehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten, woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowohl getreten, als treten sollen?

Und doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings der Fall ist. Allerdings ist zu erweisen, daß, so lange die Wundergaben und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe Statt hatten, man aus dem geschriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe nicht anders als auf das geschriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δωρεα της διδαχης, die in den Bischöfen war, war ebendieselbe, welche in den Aposteln gewesen war; und wenn Bischöfe das geschriebene Wort anführten, so führten sie es freilich zur Bestätigung ihrer Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.

Dieses bringt mich nahe zu der Absicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächstvorgehenden vorausgeschickt habe. Zu der Folge nämlich:

VII. (7)

Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr ist, daß die Religion des A. und N. Testaments eine geraume Zeit schon geoffenbaret war, ehe das Geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde, und eine noch geraumere Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir jetzt zum Kanon des A. und N. Testaments rechnen, so muß sie ja wohl ohne diese Bücher sich denken lassen. Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich Dieses statt Jenem sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große, heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, so viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieser Bücher zuerst, durch eines dieser Bücher ursprünglich geoffenbaret worden und so wie die übrigen dazu gekommen, allmählich mit angewachsen sei. Vielmehr gestehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in diesen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieses Mehrere oder Wenigere wäre schon wahr gewesen, ehe es gelegentlich schriftlich aufbehalten wurde; und sollte jetzt für uns nur wahr sein, weil es schriftlich aufbehalten worden? —

Hier sucht sich zwar der Hr. Pastor mit einer Unterscheidung zu helfen: ein Andres, will er, sei die Wahrheit der Religion, und ein Andres unsre Ueberzeugung von dieser Wahrheit. „Die Wahrheit der christlichen Religion", sagt er, „beruhet allerdings auf sich selbst; sie bestehet auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und Willen Gottes und auf der historischen Gewißheit der Factorum, auf welche ihre Lehrsätze sich zum Theil gründen. Allein unsere Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften." Aber wenn ich diese Worte recht verstehe, so sagt der Hr. Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches, oder er schlägt sich selbst und ist völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu scheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die

Wahrheit der christlichen Religion theils — (dieses theils hat er freilich nicht buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn erfordert es doch nothwendig —), wenn sie, sage ich, theils auf sich selbst, d. i. auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, theils auf der historischen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen: entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Ueberzeugung für sich? Was braucht einer von beiden die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu Gute kommen zu lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen auf beide erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge, die ich deswegen für wahr halten muß, weil sie mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur deswegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sei immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die Facta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Theil gründen; Facta erweisen, das können Bücher, und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Facta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit, und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde", fragt er, „wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehret hat, in der Welt übriggeblieben sein?"[1] — Gott be-

---

1) Unten in der „Nöthigen Antwort" heißt es: „Nunmehr ist es an ihm (Göze) zu beweisen: 1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre; — 2) warum diese Lehren längst verloren gegangen sein müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre; — 3) warum wir diese Lehre gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre?"

hüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte! Geschweige, da mir es nur ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nür wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern?[1]) Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist, sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung seiner unmittelbaren Gewalt nicht ebensowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes

---

1) Vgl. „Nathan" (II, S. 420 f.):

Recha.

Nun, Bücher wird mir wahrlich schwer zu lesen!

Sittah.

Im Ernst?

Recha.

Im ganzem Ernst. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

Ei, was sagst du! — Hat indeß
Wohl nicht sehr Unrecht! — Und so manches, was
Du weißt . . . ?

Recha.

Weiß ich allein aus seinem Munde.
Und könnte bei dem Meisten dir noch sagen,
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt.

Sittah.

So hängt
Sich freilich alles besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

Dies ist ganz im orientalischen Geiste gedacht.

sein will und so keck vorgiebt, daß du deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle anderen Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hilfe wir schwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hilfe thun? Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen, sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon Wenige zugeben.

Das apostolische Glaubensbekenntniß ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieses, so würde es gewiß theils vollständiger, theils bestimmter sein. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Muthmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge sein sollen[1]), als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als man die Bücher des N. Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Hr. Pastor mir leichter ein Kreuz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Also zurück und weiter!

---

1) In den „Zusätzen von des Verfassers eigner Hand zu der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 172) verweist Lessing auf eine Stelle Augustins „Zu Anfang einer seiner Anreden ad Catechumenos de Symbolo t. VI, p. 399: Accipite, filii, regulam fidei, quod Symbolum dicitur."

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, so muß es auch möglich sein, daß Alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Pastors gegen ihn selbst kehre und sage: „Bei aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Hrn. Pastors um die theologische Literatur habe, kann ich mich doch nicht entbrechen, das, was er gegen diesen Satz erinnert, entweder für höchst gefährliche Heterodoxie oder für höchst hämische Verleumdung zu erklären.“ [1]) — Er wähle! Auch steht ihm Beides zu Diensten.

Zuerst also seine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ei! aber doch wohl nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist als der Kopf? „Denn“, sagt er, „man setze nur für die Worte: in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, diese: in welchem gleichwohl noch kein Wort aus dem von ihr geprediget war, was bis auf uns gekommen ist, so wird uns die Falschheit desselben in die Augen leuchten.“ — Vortrefflich! — Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm statt seiner Worte andere unterschieben darf? Andere? bloß andere? Wenn es der billige, der christliche Hr. Pastor dabei bewenden ließe! Aber er schiebt mir statt meiner guten, statt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte Worte unter, die schlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich sage: Die christliche

1) Göze, „Etwas Vorläufiges“, S. 12: „Bey aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und Verdienste des Herrn Herausgebers um die weltliche Gelehrsamkeit habe, kan ich mich doch nicht entbrechen, diesen ganzen Schlus für ein handgreifliches Sophisma zu erklären.“

Religion war, ehe von der christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit soll ich gesagt haben: Die christliche Religion war, ehe die christliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. D. i. ich soll gesagt haben, die christliche Religion war, ehe die christliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhause entlaufen, um so etwas zu sagen, zu schreiben?

Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit seine Zeitungsleser glauben sollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner sehr anständig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher können wir nun die Lehren und Thaten Christi und seiner Apostel wissen?" und er sich selbst darauf antwortet: „*Allein* aus den Schreiben der Evangelisten und Apostel", muß ich mich nochmals gegen dieses *allein* verwahren. Mit dem Zusatze, daß der größere Theil der Christen ihm dieses *allein* ebenso wenig zugiebt. Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das *gegen* das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß, so müsse auch nur das *zum* Christenthum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist. Wenigstens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch sei, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da, wo dieser Dritte weder Katholik noch Protestant sein will, als einen Solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe. [1])

---

1) Unten in „der nöthigen Antwort erste Folge" heißt es: „Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich-katholischen Kirche die Bibel so wenig für den *einigen* Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den *vornehmsten* gelten lassen; indem bei ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist; indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage oder hätte sagen können."

Und hier fängt sich die Heterodoxie des Hrn. Pastors an. Wie? die christliche Religion selbst würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangelisten und Apostel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverlässigen Lehrbegriff aus diesen Schriften gezogen, der sich in andern Schriften erhalten würde? So ist Derjenige, der seinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Christ? So wird Niemand gesund, als wer die Arzenei mitsammt der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern auch Alles das, was jemals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehen und dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun werde ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion bestehen könne, obgleich die christliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Absicht zurücksehen, in welcher ich die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Hrn. Pastor ein solches Aergerniß ist. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß Derjenige, dessen Herz mehr Christ ist als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre, weil er *fühle*, was Andere sich zu *denken* begnügen, weil er allen Falls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgesetzter Luther'scher Prediger aus der Pfalz mit seiner Familie, die aus zusammengebrachten Kindern beiderlei Geschlechts bestand, sich nach einer von den Colonien des britischen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, scheiterte an einer kleinen unbewohnten Bermudischen Insel, und von dem Schiffsvolke ersoff außer der Familie des Predigers fast Alles. Der Prediger fand diese Insel so angenehm, so gesund, so reich an Allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wallfahrt daselbst zu beschließen.

Der Sturm hatte unter Andern eine kleine Kiste an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Geräthschaft für seine Kinder auch ein Katechismus Lutheri sich befand. Es versteht sich, daß dieser Katechismus bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher ein sehr kostbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, seine Kinder daraus zu unterrichten, und starb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus und sturben. Nur erst vor zwei Jahren ward wieder einmal ein englisches Schiff, auf welchem ein hessischer Feldprediger war, an diese Insel verschlagen. Der Feldprediger — ich könnte es aus seinen eigenen Briefen haben — ging mit einigen Matrosen, die frisches Wasser einnehmen sollten, ans Land und erstaunte nicht wenig, sich auf einmal in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutsch sprach, und zwar ein Deutsch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Katechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und siehe, er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern sprach, sondern auch mit Luthern glaubte, und so orthodox glaubte als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechismus war, wie natürlich, in den anderthalbhundert Jahren aufgebraucht, und sie hatten nichts davon mehr übrig als die Bretterchen des Einbandes. „In diesen Bretterchen", sagten sie, „steht das Alles, was wir wissen." — „Hat es gestanden, meine Lieben!" sagte der Feldprediger. — „Steht noch, steht noch", sagten sie. „Wir können zwar selbst nicht lesen, wissen auch kaum, was Lesen ist, aber unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther und lebte kurz nach Christo."

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Pastor: waren diese guten Leutchen wohl Christen, oder waren sie keine? Sie glaubten sehr lebhaft, daß es ein höchstes Wesen gebe, daß sie arme, sündige Geschöpfe wären, daß dieses höchste Wesen dem ohngeachtet durch ein andres ebenso hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen. — Hr. Pastor, waren diese Leutchen Christen, oder waren sie keine?

Sie müssen nothwendig sagen: sie waren keine. Denn sie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger

Priester! — Nein, ich erzähle Ihnen von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts[1]).

Lieber schwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher ist, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Pastor will beweisen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geschichte offenbar widerspreche". Aber was er des Falls anführet, ist so kahl, so oben abgeschöpft, daß er dergleichen Tiraden sich höchstens nur in seinen Texten erlauben müßte. Man höre nur! „Von dem neunten Jahrhunderte an", sagt er, „bis auf den Anfang des funfzehnten war ein Zeitraum, in welchem die Schriften der Evangelisten und Apostel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte außer wenigen Gelehrten die Bibel? Sie steckte in Handschriften und Uebersetzung bis auf die Erfindung der Druckerei in den Klöstern." Warum sollen vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhundert der Abschriften des N. Testaments wenigere gewesen sein als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere als vom ersten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt! Die Codices der neutestamentlichen Schriften vermehrten sich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im ersten und zweiten Jahrhunderte am seltensten, und so selten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem besaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schlosse hielten, und den auch ohne ihre besondere Erlaubniß Niemand lesen durfte. Getraut er sich

1) Im achten Anti-Göze sagt Lessing: „Ich habe ein Histörchen erzählt von einem Hessischen Feldprediger (könnte auch ein Braunschweigischer gewesen sein), der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute Lutherische Christen fand, die von dem Catechismus sehr wenig und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du (er redet das Reichspostpferd an) ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre; und ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich geschehene Dinge zu beweisen pflegt; mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen." Vgl. „Nathan" IV, 2 (II, S. 368):

Patriarch.

Denn ist der vorgetragne Fall nur so
Ein Spiel des Witzes: so verlohnt es sich
Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwiesen haben, wo dergleichen pro
Et contra sich mit vielem Beifall könnte
Behandeln lassen.

von dem Zeitraume, den er angiebt, ebendas zu erweisen? Ich glaube meines wenigen Theils, daß in diesem Zeitraume mehr Abschriften der Bibel in dem einzigen Deutschland gewesen als in den zwei ersten Jahrhunderten in der ganzen Welt, den Grundtext des A. Testaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verstehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhunderte angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu spielen? Das muß er wohl; denn er fährt fort: „Der große Haufe erfuhr aus derselben nichts mehr, als was ihm die römische Klerisei davon sagte, und diese sagte ihm nichts mehr, als was er ohne Nachtheil ihres Interesse wissen konnte. Wie war in dieser Zeit die christliche Religion in Absicht auf den großen Haufen beschaffen? War sie mehr als ein verwandeltes Heidenthum?" — Die strenge Wahrheit ist, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisei daraus mittheilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. „Cui assentiunt", möchte ich aus dem Irenäus hinzusetzen, „multae gentes barbarorum, eorum, qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem." Endlich, wenn die christliche Religion vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur daher so verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war, warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerei gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Giebt es nicht Middletone[1]), die sie noch jetzt für nichts Bessers als für ein abgeändertes Heidenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Pastor ist dieser erbaulichen Meinung sogar selbst. — Aber die Reformation doch? Diese haben wir doch wohl ganz dem ungehinderten häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das ist so ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man

1) Conyers Middleton, geb. 1683, gest. 1750 als Professor in Cambridge, Verfasser von „Miscellaneous Works".

die Bibel besser zu brauchen anfing, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehinderten häufigern Gebrauche der Bibel ebensowohl den Socinianismus zu danken als die Reformation[1]).

So wenigstens denke ich, unbekümmert, wie sehr sich der Hr. Pastor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von Einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruhet, weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinnes sein sollte, zumal bei den lieben Dichtern, so ist der Name Antithese ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren sehr gut zu Passe, die, ich weiß nicht welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben, besonders, wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreien: „Antithese! Antithese!" Und damit haben sie Alles widerlegt.

Auch diese Antithese sagt nichts! sagt der vielsagende Hr. Pastor. „Denn sind die Evangelisten und Apostel Männer, welche geredet und geschrieben haben, getrieben durch den h. Geist, so ist die christliche Religion wahr, weil die Evangelisten und Apostel, oder eigentlich weil Gott selbst sie gelehret hat. Der zweite Satz steht bloß müssig da."

Nun denn! so muß ich schon das Maß meiner Sünden häufen und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen: Auch das, was Gott lehret, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will, sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

---

1) Unten in „der nöthigen Antwort erste Folge" behauptet Lessing: „Daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht."

Steht der zweite Satz hier auch müssig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß nach ihrem Sinne Gott etwas wollen könne, bloß weil er es wolle! Und auch das ließe sich in gewissem Verstande von Gott noch sagen; so daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unsinn in Worte fassen soll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erkläret werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Das erste Wort, was der Hr. Pastor hierauf erwidert, ist: Gut! Und so freuete ich mich schon. Doch er läßt auf dieses gut ein aber folgen, und das sonderbarste aber von der Welt. Sogleich ist nichts mehr gut, auch das nicht, was wir oben aus seinem eignen Munde haben.

Oben (VII. 7) hatte er selbst uns belehret, daß die innere Wahrheit der christlichen Religion auf der Uebereinstimmung mit den Eigenschaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf einmal von dieser innern Wahrheit kein Wort mehr, sondern setzt die hermeneutische Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle oder erklärt doch wenigstens die hermeneutische Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutischen sein müßte! — Man höre nur! Ich will des Hrn. Pastors vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welche der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich ich unterbreche den Hrn. Pastor, aber der Hr. Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammenklappen oder nicht[1]). Er ist

1) Vgl. unten „Ueber die von der Kirche angenommene Meinung ꝛc.", erster Abschnitt: „Hier ist des Herrn Hauptpastors Widerlegung von Wort zu Wort. — Erst will ich bloß durch kleine Einschiebsel sie hier und da unterbrechen; und sodann in ausführlichen Anmerkungen nachholen, was ich, ohne allzugroße Auseinanderrückung des Textes, so einschieben nicht konnte. Jenes giebt wieder eine

aufgezogen und muß ablaufen[1]). Also ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber Derjenige, der mir die schriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher überzeugen, daß er selbst von der innern Wahrheit derselben eine richtige und gegründete Vorstellung habe —"

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das Eine thut, thut er ja auch das Andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt (ich sage: erklärt, nicht: bloß erklären will), beweiset er ja wohl genugsam, daß er selbst von dieser innern Wahrheit eine richtige Vorstellung habe.

Er. — „und daß er sich nicht selbst ein Bild davon mache, das seinen Absichten gemäß ist."

Ich. Wenn seine Absichten keine innere Güte haben, so können die Religionssätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossiren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern Wahrheit der christlichen Religion nehmen —"

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deswegen heißt sie ja die innere Wahrheit, die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. — „als aus den schriftlichen Ueberlieferungen oder aus den Schriften der Evangelisten und Apostel —"

Ich. Was müssen wir uns aus diesen nehmen? Die innere Wahrheit oder unsere erste historische Kenntniß dieser Wahrheit? Jenes wäre ebenso seltsam, als wenn ich ein geometrisches Theorem nicht wegen seiner Demonstration, sondern deswegen für wahr

---

Art von Dialog, die ich, als der Erfinder derselben, den Kanzeldialog zu taufen mir die Freiheit genommen habe. — Der Herr Hauptpastor hat im feierlichsten Pompe seinen Ort bestiegen: und ich, der arme Sünder, stehe unter demselben. Er spricht und ich horche. Er schwadronirt und ich denke mir mein Bischen dabei. Also 1) Dialog und nicht Dialog."

1) Vgl. Shakespeare's „Sturm" (ed. Gosche und Tschischwitz IV, S. 28 f.): „Sebastian. Seht, jetzt windet er die Uhr seines Witzes auf; gleich wird sie schlagen."

halten müßte, weil es im Euklides steht. Daß es im Euklides steht, kann gegründetes Vorurtheil für seine Wahrheit sein, so viel man will. Aber ein Anderes ist, die Wahrheit aus Vorurtheil glauben, und ein Anderes, sie um ihrer selbst willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinausführen; aber ist es darum das Nämliche? — Also ist es bloß die historische Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel sollen schöpfen können? Aber der größere Theil der Christen versichert, daß es noch eine andere Quelle dieser historischen Kenntniß gebe, nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings ist es unwidersprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derselben gewesen, und daß sich schlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn sie nicht bloß zur zweiten Quelle geworden, sondern ganz und gar Quelle zu sein aufgehört habe. Doch dem sei, wie ihm wolle. Ich will hier nur Protestant sein; die neutestamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unserer historischen Kenntniß der Religion immerhin sein. Hat sich die erste, einzige Quelle seit siebzehnhundert Jahren nie ergossen? Ist sie nie in andere Schriften übergetreten? nie und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Heilsamkeit in andere Schriften übergetreten? Müssen schlechterdings alle Christen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings kein Christ an den nähern, zugänglichern Tiefen begnügen, in welche sie übergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage. — Darf er, warum könnten die Schriften der Evangelisten und Apostel nicht ohne seinen Nachtheil verloren sein? verloren gehen? Warum dürfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in dem Wesen seiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht, so darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf diesen Tag noch kein vollständiger untrieglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß Jeder mit seinen eignen Augen zusähe, Jeder sein eigner Lehrer, Jeder sein eigner Gewissensrath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich sodann euch, arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren,

deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer bessern Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu sein, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß lesen können ebenso nothwendig zur Seligkeit ist, als getauft sein!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des Alten Testaments."

Ich. Nun vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme Idioten [1]), ihr müßt noch Hebräisch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß sein!

Er. „Ich werde seiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich gleich alle Zeit voraussetze, daß die Lehrsätze der Religion, welche mir als die christliche vorgeprediget wird, nie einem allgemeinen und unstreitigen Grundsatze der Vernunft widersprechen müssen."

Ich. Hr. Pastor! Hr. Pastor! — Also besteht die ganze Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion darin, daß sie nicht unvernünftig ist? Und Sie schämen sich nicht in Ihr theologisches Herz, so etwas zu schreiben? — Schreiben Sie es, so predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen also die Wahrheit der christlichen Religion nur alsdenn, wenn unsere Begriffe von derselben ebendiejenigen sind, welche die schriftlichen Ueberlieferungen, die in der h. Schrift enthalten sind, davon in unsern Seelen hervorbringen sollen."

Ich. — Sollen! Aber welche sollen sie hervorbringen? — Können Sie es leugnen, Hr. Pastor, können Sie es sich selbst verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei allen Menschen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei weitem größere Theil bei Diesen diese, bei Andern andere Begriffe hervorbringt? Welches sind die rechten, die hervorgebracht werden sollen? Wer soll das entscheiden? Die Hermeneutik? Jeder hat seine eigene Hermeneutik. Welches ist die wahre? Sind sie alle

1) Idiot, eigentlich s. v. a. Privatmann, dann: Laie, in einer Wissenschaft remd, ein griechisches Wort, von den Franzosen geradezu für: Dummkopf gebraucht.

wahr, oder ist keine wahr? Und dieses Ding, dieses mißliche, elende Ding soll die Probe der innern Wahrheit sein! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die schriftlichen Ueberlieferungen der christlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat."

Ich. Mich dünkt, Hr. Pastor, daß Sie oben ganz so freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrsatzes genug schien, daß er geschrieben da stehe. Sie sind doch wohl nicht nur darum so freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es sind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der sich nichts denken läßt, ebenso lieb ist als eine, bei der sich etwas denken läßt?

Er. „Das soll sie aber auch nicht."

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Ueberlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann noch geben soll, so hat auch die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr, so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab, so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser: die innere Wahrheit derselben zu entdecken und zu beweisen."

Ich. Soll entdecken so viel heißen, als: zuerst bekannt machen, so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion der Welt nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu, daß sie jetzt den einzelnen Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen Alle mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen zu ihr. — Und beweisen! Soll beweisen hier nur so viel heißen, als: einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind, so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber beweisen hier heißen, was es eigentlich heißt: die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, so kann ja jedes andere Buch dieses ebensowohl als die Schrift, besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht

einzusehen, warum die christliche Religion *jetzt* nicht ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit der christlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deutlicher die heilige Schrift, einander als zwei verschiedene Dinge *entgegensetzen* will."

Ich. Entgegensetzen? Wer will denn diese zwei Dinge einander entgegensetzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie *jetzt* von einander ganz unabhängig sein *können*. Sind denn jede zwei verschiedene Dinge einander entgegengesetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen; ich mache daraus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat, in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen! Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowohl deswegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er *fühlt*, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — „Ebenso vergeblich, als wenn man sagen wollte: man muß die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt! die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers muß aus seinem Gesetze erkannt und beurtheilet werden."

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen Ihren Instanzen und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wohl bei meinem Commando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trifft, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich

kann die Absicht gehabt haben; wenn dem Buchstaben nach Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorher sehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben und holt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beigewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Gesetzgeber? Und Solon würde sehr unzufrieden gewesen sein, wenn man ihm nicht eine lautere, vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe, was antwortete er? „Ὅτι οὐ τοὺς καθαπαξ καλλιστους, ἀλλ' ὡν ἐδυναντο τους καλλιστους." „Die besten schlechterdings nun freilich nicht, aber doch die besten, deren sie fähig waren." Also: —

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Pastor höchst ärgerlich sein würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern Lutherschen Pastoren bekommen, wenn sie jetzt schrieben! Dieser nämliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweifache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den gemeinen Mann und eine andere für den feinern, gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche; nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennet wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntniß von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung und eine Ueberzeugung von dieser Kenntniß, die schlechterdings bei keiner historischen Wahrheit sein kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre, sie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen

nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermeneutiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwächen auch wohl keine Schwächen sein könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündiget haben? Damit? Damit, daß ich geschrieben: „Was gehen den Christen des Theologen Hypotheſen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig *fühlet*. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funken *erfährt*, was kümmert es ihn, ob *Nollet*, oder ob *Franklin*, oder ob Keiner von Beiden Recht hat?“

Doch daß ich *auch das* geschrieben habe, läßt der Hr. Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl ist nur zur Rechtfertigung eines Christen *solcher* Art die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen so kauderwälschen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieses war die Absicht dieser Stelle. Nur dem *fühlenden* Christen sollte darin eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen muthigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Secte den Wahlplatz nicht so bald räumen, auch nicht so bald zu räumen brauchen, besonders wenn sie sich nur mit Ihresgleichen herumschlagen, wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiste seines angenommenen Systems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mit einigen dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Versuch nicht viel, wie leicht möglich ist, so mach' es besser, wer kann! Das wünsche ich ja nur. Bloß darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünschte und hoffte, hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen Antworten

nicht erfolgten, lieber zurückbehalten sollen? Warum das? Wollte ich denn durch diesen Trost im Voraus alle Antworten für überflüssig erklären? Er war ja bloß dem einfältigen Christen und nicht dem Theologen gegeben, dieser Trost; wenigstens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Christ zu sein.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste Bollwerk des Christenthums halte, der Hr. Pastor einen strohernen Schild nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist, fürchte ich, in seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt worden, als er sich auf einer Hamburgischen Kanzel wird wollen merken lassen; mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. Denn auch er muß also alles innere Gefühl des Christenthums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl ist ein stroherner Schild.[1]) Unsere Hermeneutik, unsere symbolischen Bücher, das, das sind das Alles schirmende, undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens!" so kömmt es vermuthlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer sein; denn es giebt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich so schmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was soll ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, nicht auch seine ganze liebe Gemeinde mit Eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Hr. Pastor auch sonach allen seinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als sich dieses Schildes zu bedienen, ist wohl noch werth, mit seinen eignen Worten gehört zu werden: „Ich würde", sagt er mit bebender Stimme, „den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr

---

1) Vgl. unten im ersten „Anti-Göze": „Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohernen Schildes auszudrücken: Herr Maschо streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und so verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieses stroherne Schild nur an meinem Arme schlimmer als keins ist? an seinem aber für eine gar hübsche taugliche Waffe passiren muß?"

bedauern, wenn er sich aus Mangel andrer Gründe in der traurigen Nothwendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegenzuhalten." — Das würde gewisser Maßen auch ich thun. Wenigstens würde ich die Achseln über ihn zucken, daß er sein Handwerk so schlecht verstünde. Aber wer sprach denn von einem Christen, der zugleich Theolog ist? Sollen denn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen sein? Ich habe noch immer die besten Christen unter Denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten. Warum können Die nicht einen strohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein stroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene Hr. Pastor fährt fort: „Ich würde ihm (dem Christen, der zugleich Theolog ist) lieber rathen, gar die Flucht zu nehmen." — Wenn er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner Secte beibehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß Diejenigen bei der Fahne halten, die nur Christen sind! — „Denn durch Anwendung dieser von dem Hrn. Herausgeber an die Hand gegebnen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten; aber welche Religion?" — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entstand. Die nämliche, die man in spätern Zeiten, als sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit sollte verloren gegangen sein, wieder aus der Bibel zog. Oder ist noch keine zuverlässig daraus gezogen worden? Ist die daraus gezogene nur provisorie, nicht wirklich die christliche? Das muß wohl; denn der Hr. Pastor sagt so ganz entscheidend: „Gewiß nicht die christliche, als welche mit der Bibel steht und fällt." — Das thut mir leid! Und die Bibel steht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneustie? Allerdings muß er sagen: Wenn ohne Bibel kein Christenthum ist, so ist ohne Theopneustie keine Bibel.

Und hier sei mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurückzuziehen, an welche mich die nämlichen Worte stehen und fallen erinnern. „Die Frage", sagt ein Mann*), der sich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Herrn Pastors eigner Art zu folgern, nicht mit der christlichen Religion

*) Michaelis, in seiner Einleitung in die Schriften des N. T., S. 73, n. a.

ein Ernst sein sollte, — „die Frage, ob die Bücher des N. Testaments von Gott eingegeben sind, ist der christlichen Religion nicht völlig so wichtig als die vorige, ob sie ächt sind. Sie steht und fällt nicht so schlechterdings mit ihr. Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Testaments inspirirt, sondern Matthäum, Marcum, Lucam, Johannem, Paulum bloß sich selbst überlassen, zu schreiben, was sie wußten, die Schriften wären aber nur alt, ächt und glaubwürdig, so würde die christliche Religion die wahre bleiben. Die Wunder, durch die sie bestätiget ist, würden ihre Wahrheit ebenso gut beweisen, wenn auch die Zeugen derselben nicht inspirirte, sondern bloß menschliche Zeugen wären; denn ohnehin setzen wir bei Untersuchung der Wahrheit dieser Wunder gar nicht das göttliche Ansehen der Schriftsteller zum Voraus, sondern betrachten sie bloß als menschliche Zeugen. Wären die Wunder wahr, die der Evangelist erzählte, so würden auch die Reden Christi, die dadurch bestätiget sind, ein untrügliches Gottes Wort sein, doch mit dieser kleinen Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefasset und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte; und aus den Briefen der Apostel, gesetzt, sie hätten in Nebensachen gefehlt, würden wir doch die so oft wiederholten Hauptsachen der christlichen Religion, die zu predigen Christus sie aussandte, so gut lernen können, als etwa aus Bülfingern[1]) Wolffens Lehrsätze der Philosophie. Es wäre also ganz wohl möglich, daß Jemand an der göttlichen Eingebung der sämmtlichen Schriften des N. T. einen Zweifel hätte, oder sie sogar leugnete, und doch die christliche Religion von Herzen glaubte; ja es giebt wirklich so Denkende, zum Theil in der Stille, zum Theil auch öffentlich, die man nicht sogleich zu den Unchristen rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, sondern bloß als Factum sei es gesagt: manche alte Ketzer, die die Schriften des N. Testamentes für ächt, aber doch nicht für untrügliches Principium cognoscendi gelten ließen, sondern sich zu Richtern über die Apostel aufwarfen, könnten wohl ebenso gedacht haben." —

---

1) Georg Bernhard Bilfinger (Bülfinger oder Bülffinger, 1693—1750), Wolffianer.

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich herausreichen, wenn ich unter dieser Stelle Schutz suchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die sich einen hastigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wissen, als dadurch, daß sie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Hrn. Pastor Göze kenne, so versteht er seinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich festhalten, als frischerdings auf einen Michaelis losgehen sollte.

Anti-Göze.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur. *Tertullianus.*

Das ist:

Nothgedrungener Beiträge

zu den

Freiwilligen Beiträgen des Herrn Pastor Goeze

Erster.

(Gott gebe, letzter!) [1]

(III.)

(S. 71. Stück der Freiwilligen Beiträge.)

Lieber Herr Pastor,

Poltern [2]) Sie doch nicht so in den Tag hinein! ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Absage schon so bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl sonst, es sei mein Ernst nicht. — Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch schließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des

---

1) Vgl. Bd. IV, den 127. Literaturbrief: „Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freimüthigen Nachrichten, in den Critischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum ersten, zweiten, dritten, und der Himmel gebe, letzten Male drucken lassen."

2) Im elften „Anti-Göze": „Ich muß Jeden fragen, der über ihn (den Ungenannten) stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das?"

Tertullian und den fernern Worten, die bei ihm folgen. Ueberschreien können Sie mich alle acht Tage; Sie wissen, wo. Ueberschreiben[1]) sollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectores in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn ebendarum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht Viele prüfen, recht Viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu sein scheinet; und sodann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen größern Dienst erwiesen zu haben als Sie mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion sein? Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?[2]) Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht hereingeholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existiret, und bereits in mehrern Abschriften existiret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferiret hätte.[3])

Versichern Sie indeß nicht selbst, daß diese leidigen Fragmente schon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieser vortrefflichen Werke bin, sollte des Falls ein Reichshofrathsconclusum[4]) zu besorgen

---

1) Vgl. Lessings „Beiträge zu einem Deutschen Glossarium" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 275): „Ueberschreiben, sich, wie wir sagen: überschreien. Luther: hast du mich überschrieben ꝛc."

2) Ps. 91, 6. — Auf diese Stelle bezieht sich Lessing im sechsten „Anti-Göze".

3) Obige Stelle bezieht sich auf eine Gefälligkeit, die Göze von Lessing erbeten. Vgl. die Einleitung zu diesem Bande.

4) Göze „Etwas Vorläufiges", S. 18: „Die Fragmente eines Ungenannten, welche der Herr Hofrath Lessing durch den Druck der Welt mitgetheilet, sonderlich das fünfte unter denselben, in welchem der Verfasser die Wahrheit der Auser-

haben? Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, sobald es nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofraths sein wird, Unrecht zu steuern und böse Handlungen zu ahnden, sobald aufgeklärtere, tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Noth, daß nur Einer in den ersten Gerichten des Reichs sein sollte, der so dächte — wie Göze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste ist es von diesem Lutherschen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen [1]) möchte, der, vor zweihundertundfunfzig Jahren mit Ernst gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs Neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde [2]). Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten

---

stehung Christi zu stürzen, und die Apostel als die ärgsten Betrüger und Lügner darzustellen sucht, sind gewiß das Aergste, das man denken kann. Nur derjenige kann Unternehmungen von dieser Art als etwas Gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinst, oder gar für einen schädlichen Aberglauben hält, und der nicht eingesehen hat, oder nicht einsehen will, daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz hat: So bald ein Volk sich einig wird, Republik sein zu wollen, so darf es, folglich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irrthümer verwirft."

1) Vgl. unten den Aufsatz „Ueber die von der Kirche angenommene Meinung ꝛc."

2) Vgl. Reimarus in den „Wolfenbüttler Beiträgen" IV, S. 287: „Es ist eben derselbe hierarchische Kunstgriff, als da die Pfaffen bei den Katholiken den Laien die Lesung der Bibel verbieten, die sie für sich allein behalten und nach ihrem Gefallen deuten wollen."

voraussetzen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das Alles braucht ein jetziger protestantischer Uebersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm Niemand streitig macht, daß er es thun könne, anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Jetztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Lutherschen Uebersetzung den Proceß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von den damals angenommenen Uebersetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Lutherschen Pastores unsere Päpste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der Erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht. — Hoffentlich werden Mehrere so entschlossen denken, wenngleich nicht Viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten als möglich wieder in den Schooß der katholischen Kirche zu scheuchen! So ein Lutherscher Eifrer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politicus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die Unterredungen meines Nachbars, dessen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit erwiesen habe. Sie wissen nun ohne Zweifel, Herr Pastor, daß damals, als Sie mich

aufforderten, auf diese Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden ist nun an Ihnen, und es soll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien, wie mein Nachbar ist, den weit bessern Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten schon vorhanden waren. —

Das zweite dieser Werke ist des Herrn Maſcho Vertheidigung der christlichen Religion oder, wie ich lieber sagen möchte, die Vertheidigung der christlichen Religion des Herrn Maſcho. Denn wahrlich, die Vertheidigung ist nicht so sehr sein eigen als die Religion, die er vertheidiget. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71. Mal dieses Jahr in Ihr Horn stießen? — Ja?

So kann es denn das Publicum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maß und Gewichte Göze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieses sonst gute Haus so blamiren muß. Aber warum braucht es auch sein richtiges volles Gewicht nicht wenigstens gegen seine alten Freunde? Warum will es mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Maſcho, lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Canäle lenken will, nur erst mit mir fertig sein! er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Jetzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hilfe, Tros Rutulusve fuat[1]), — seine Partie muß sich wenigstens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen Andern anzureden als Den, an welchen der Brief gestellet ist? Ich wende mich also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie nochmals:

---

1) Virgil. Aeneïs X, v. 108: Tros Rutulusve fuat, nullo discrimine habebo.

haben Sie des Herrn Maſcho Vertheidigung, welche Sie ſo rühmen, wirklich geleſen?

Wirklich? — Nun, ſo iſt es erwieſen, Herr Paſtor, was ich Ihnen Schuld gebe. — Sie haben mancherlei Maß und Gewicht, welches dem Herrn ein Gräuel iſt[1]). Mit einem Andern bevortheilen Sie mich, mit einem Andern bedienen Sie den Herrn Maſcho. Wovor Sie bei mir Andere warnen, das preiſen Sie bei ihm Andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verſchreibung als gefährlich und tödtlich nicht adminiſtriren wollen, verkaufen Sie auf ſein Recipe in der nämlichen Quantität oder in einer noch bedenklichern als höchſt unſchuldig und heilſam.

Oder das Ding, Herr Paſtor, in Ihrer ſinnreichen Metapher des ſtrohernen Schildes auszudrücken: Herr Maſcho ſtreitet ſchlechterdings unter dem nämlichen ſtrohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt ſo lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieſes ſtroherne Schild nur an meinem Arme ſchlimmer als keines iſt, an ſeinem aber für eine gar hübſche taugliche Waffe paſſiren muß?

Nämlich behauptet nicht auch Herr Maſcho (S. 10), daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine iſt?

Unterſcheidet nicht auch Herr Maſcho (S. 249) den Buchſtaben von dem Geiſte der Bibel?

Lehret nicht auch Herr Maſcho (S. 202), daß die Religion eher geweſen als die Bibel?

Und ſind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Paſtor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht ſagen, Herr Paſtor, daß Sie dieſe Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn ſie ſtehen nicht allein mit deutlichen Worten da, ſondern Alles, Alles, was Herr Maſcho ſagt, bezieht ſich, gründet ſich darauf.

Ja noch mehr; ebendieſe Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen ſich Diejenigen beruhigen können, die ſich an dem Chriſtenthume ohne Theologie begnügen wollen oder

---

1) Spr. 20, 10: „Mancherlei Gewicht und Maß iſt beides dem Herrn ein Greuel.“

begnügen müssen, ebendiese Sätze macht Herr Masch o zu Grundsätzen, nicht des Christenthums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie annehmen, Herr Pastor, in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerlei Absicht gemeinschaftlichen Sätze bei mir anfeindeten, was ist es dem Herrn Masch o? — Was es mir bei weitem noch nicht ist.

Es ist ihm ebendas, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig stürzen muß. Das ist es ihm; das ist es ihm auf allen Blättern.*)

Und nun, Herr Pastor, sein Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Masch o. Ehe Sie es sich versehen, liegen Sie, nach dem Herrn Masch o, in ebendem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert, und dann ist keine Hilfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit Eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unsern Lehrbüchern Religion hieß**), und alle die schönen Siebensachen dafür anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat und noch täglich erfindet.***).

Sogar werden Sie gezwungen sein, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Masch o selbst unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in seinem Körbchen, die jedem guten Alltagschristen völlig fremd und unerhört sind: über gewisse jüdische Ideen, die wir sehr unrecht ganz ver-

*) S. Vorr., IV, VIII, X, XII; desgleichen in der Schrift selbst, S. 258, 271, 306, und wo nicht? [In den Punkten gegen Maschо" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 142 f.) hatte sich Lessing notiert: „Er verwirft das Buxtorfische System der Inspiration: ohne uns zu sagen, wie weit sich nun die Inspiration erstrecke. — Müssen wir nicht aus einzelnen Worten alle unsre Glaubenslehren nehmen? Und wenn Worte nicht inspirirt sind, worauf beruhen dann unsre Glaubenslehren? — — Wider die übertriebenen Begriffe der Inspiration. S. 258. 271." Was vor 50—60 Jahren in den menschlichen Lehrbüchern stand, war nicht ihre Religion. S. XV, ebendaselbst."]

**) Vorr., XV. [Ebenda S. 142.]

***) S. 3, 4. [Ebenda: „Er macht dem Ungenannten ein Verbrechen daraus, von den Neuerungen in der Religion nichts gewußt zu haben, oder sich wenigstens so gestellt zu haben. S. 3. 4 des ersten Stücks."]

gessen haben*); über das große Pfingstwunder**); über — was weiß ich!

Und o, welch neues Unglück drohet dem Hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho ist mit nichts weniger zufrieden als mit unsern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbesserung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen vor allen Dingen in unsere Katechismen, oder es geht nimmermehr gut!***)

Wie, Herr Pastor? das wollten Sie gestatten? Als unserm guten Freunde Alberti[1]) ehedem so etwas beifiel, wem hat es die Hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet ist?

Erkennen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu machen sucht, und lassen mich in Ruhe! Es könnte ja gar sein, daß ich und Mascho uns verstünden! Doch das muß ich Ihnen nicht zweimal sagen, wenn unsre List gelingen soll.[2])

*) S. 82. [Ebenda S. 143: „Sein Vortrag wird manchem Leser völlig fremd und unerhört sein. S. 82."]

**) S. 113. [Ebenda: „Das große Pfingstwunder? —"]

***) Vorr., XIII; S. 26, 36, 71, 111 u. m. [Ebenda S. 142: „Wenn es nur möglich wäre, daß man der Welt ein ächtes Christenthum beibringen könnte. S. XIII der Vorrede zum 1sten Stück."]

---

1) Alberti, seit 1755 Diaconus an der Katharinenkirche in Hamburg, an welcher Göze Hauptpastor war. Seine „Anleitung zum Gespräch über die Religion" erschien im December 1771. Ueber dieselbe entspann sich ein Streit zwischen ihm und Göze, während dessen Alberti am 30. März 1772 starb. Vgl. den elften „Anti-Göze".

2) Vgl. den zehnten „Anti-Göze": „Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Mißfallen zu erkennen giebt, daß seine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Silbe zu Silbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich gerne zum Teufel beten möchte."

Anti-Göze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos! *Luc.*

Zweiter.

(IV.)

Mein Herr Hauptpastor,

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion ꝛc.[1]) am Abend des Osterabends und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

1) „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion, und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift". Vgl. den Patriarchen im „Nathan" (II, S. 370 f.):

Saladin,
Vermöge der Capitulation,
Die er beschworen, muß uns, muß uns schützen;
Bei allen Rechten, allen Lehren schützen,
Die wir zu unsrer allerheiligsten
Religion nur immer rechnen dürfen!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich der Geschmeidigkeit wegen lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Aequivoken*) und Wortspiele, und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding und äquivocire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf, ohne auch nur im Geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.[1])

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist! Jeder

*) Der Herr Hauptpastor schreiben Equivocen, und das mehr wie einmal (S. VII[2]), IX, 55). Es kann also weder Schreib- noch Druckfehler sein: sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortspielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas *equi vocem*. Denn freilich, was ist äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht, aber doch für uns Andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen als Cardanus. — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spaßhafter sein wollen und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem Hanswurst von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dies Buch, dies Buch an dies Wort, und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers! — [Cardanus erklärt die Astrologie, Chiromantie, Alchymie und Magie bald für trügerische Künste, bald lehrt er selbst magische Charaktere zeichnen, schreibt sich einen Genius oder Spiritus familiaris zu, leitet alle Schicksale und Fehler der Menschen aus der bei ihrer Geburt stattfindenden Constellation her und giebt sich selbst für einen Propheten und Thaumaturgen aus, der aus dem Wiehern eines Pferdes und anderen Anzeichen Schicksale und Zukunft vorauszusagen verstehe. Vgl. die „Rettung des Cardanus" im 5. Bande. In dem Aufsatz: „Ueber eine Prophezeiung des Cardanus ꝛc." (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 249) nennt ihn Lessing „höchstens nur einen sehr gelehrten Charlatan". Luthers Schrift „Wider Hans Wurst" hatte Lessing aus Interesse für die Braunschweiger Geschichte, denn es ist der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, den Luther so nennt, sowohl wie für die deutsche Sprache gründlich durchstudirt. Vgl. Lessings Aufsatz „Nachspiele mit Hanswurst" (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 205 f.) und seine „Beiträge zu einem Deutschen Glossarium" (ebenda XI, 2, S. 258 ff.). Das Wort, welches Lessing Gözen im Sinne gehabt zu haben beschuldigt, findet sich in der Jenaer Ausgabe VII, S. 428 b) und in Lessings eben erwähnten „Beiträgen zu einem Deutschen Glossarium" (ebenda S. 270). Vgl. Röpe, Lessing und Göze 1853, S. 24.]

---

1) D. h. vom Weine oder vom Branntwein. „Vorlauf" oder süddeutsch „Vorleß" ist der erstmals abgelassene Wein oder Branntwein, zum Unterschied von Tresterwein. (Hebels alemannische Gedichte, ed. Götzinger, S. 165.)

2) Zu dem Inhalt dieser Seite vgl. den achten „Anti-Göze".

Mensch hat seinen eignen Stil so wie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum Besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß Niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedienet? daß den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem *scharfen*, sondern dem *blanken* Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt ächten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie unterliegen.

Also von *der*, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil! — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. [1])

---

1) Röpe, ebenda: „Dann wirft er (Göze im „Vorläufigen") ihm seine *Theaterlogik*, Sophismen, Equivoken, Fallacien, falsche und schwache Leser blendende Bilder statt der Gründe u. s. w. vor, ‚die in der gelehrten Welt eben den Werth haben, welchen falsche Würfel haben in der bürgerlichen Welt.'" Vgl. den Patriarchen im „Nathan" (II, S. 368):

> Denn ist der vorgetragne Fall nur so
> Ein Spiel des Witzes: so verlohnt es sich
> Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
> Ich will den Herrn damit auf das Theater
> Verwiesen haben, wo dergleichen pro
> Et contra sich mit vielem Beifall könnte
> Behandeln lassen.

Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll; und Alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht wie Ovid die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nämlich er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen [1]) und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzu entfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatischen Arbeiten mit verstärkt haben; denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der Eine oder der Andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiterbringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein bessrer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in Eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht sein. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen gesetzten, immer gleichen Schritt, dieser verlangt mitunter Sprünge, und selten ist ein hoher Springer ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie.

---

1) Wie in der obigen „Parabel". Am Schluß der „Nöthigen Antwort" (s. unten) sagt Lessing: „Ihm dazu um so viel mehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich eben der Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will."

Aber sagen Sie, was Sie wollen, die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen; so wie Der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hilfe auch nur eine erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht; denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Molière und Shakespeare vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie anstatt des Theaters die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser[1]) wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: Darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: Warum nicht, wenn er kann? Die zweite: Darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: Warum nicht, wenn er will? —

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich jetzt die Armseligkeiten des Stils und Theaters an, jetzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung; und ich einfältiger Tropf stehe bei ihm und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst machen mich des Vorwurfes werth.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu

---

1) Vgl. ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 554: „Bei dem Lermen, welches die Orthodoxen über den guten Pastor Schlosser und s. Komödie (Der Zweikampf, vgl. Guhrauer, Lessing II, 1, S. 161) erhoben, könnte eine doppelte Frage aufgeworfen werden. Die erste: Darf ein Prediger wohl Komödien schreiben? Darauf antworte ich: Warum nicht? wenn er kann. Die zweite: Darf ein Komödienschreiber wohl Predigten machen? Antwort: Warum nicht? wenn er will?" Danzel fand in dieser Antithese einen Anklang an folgendes Sinngedicht Logau's:

Durch Bitten herrscht die Frau und durch Befehl der Mann,
Die eine, wenn sie will, der andre, wenn er kann.

schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie jetzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht, zu sagen, was ich nicht erweisen kann; und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern; für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führet, — was enthält diese Gözische Scharteke? Nichts enthält sie als elende Recensionen, die in den Freiwilligen Beiträgen schon stehen, oder werth sind, darin zu stehen. Doch ja, sie enthält auch einen zum dritten Male aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten — ich will nicht sagen von einem Theologen — begreiflich, daß er unter einem solchen Titel widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt?" — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört; nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederholen? in diesem geschärften Tone zu wiederholen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrieglich? — Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurückzunehmen bewegen könnte? Also wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wieder-

holen die Anklage und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beizubehalten? — Einem Dritten vielleicht. Aber nicht Dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt sein, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderischer sein, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Grenzen der Wiedervergeltung überschreiten werde! Ich werde diese Grenzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden, aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter ihrer Abkunft nach vollkommen das Nämliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders als auf die ungesitteteste Weise geschehen können.

Jetzt ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

Anti-Göze.

Avolent quantum volent paleae levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur. *Tertull.* [1])

Dritter.

(V.)

Also — „meine mittelbaren und unmittelbaren feindseligen Angriffe auf die christliche Religion".

Nun dann! So hält Hr. Göze doch wenigstens einen Spruch im Neuen Testament für nicht eingegeben, für nicht göttlich, sondern für eine bloß menschliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt![2])

Zwar nein! Er selbst verdammt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der h. Geist ausgesprochen. Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den Herren Basedow, Teller,

1) De Praescriptionibus, ein Werk, welches Lessing übersetzt hat. Die vorliegende Stelle lautet bei ihm (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 108): „Mag doch auf jeden Windstoß der Versuchung von der Spreu des leichten Glaubens so viel verfliegen, als nur will; desto reiner wird das übrige Getreide in die Scheuer des Herrn gebracht."

2) Matth. 7, 1: „Richtet nicht, auf daß ihr auch nicht gerichtet werdet."

Semler, Bahrdt[1]), den Verfassern der Allgemeinen Bibliothek, und meiner Wenigkeit die Verdammung anzukündigen. Denn da steht's: Wer nicht gläubt, der wird verdammt! — ihm nicht glaubt, nicht gerade das Nämliche glaubt, was er glaubt — wird verdammt![2])

Warum sollte er also nicht trotz seines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unschuldige Echo des Donners ist, selig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er selbst durch dieses Verdammen selig zu werden hoffet. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure durch Kinderzeugen selig zu werden? Die Worte, worauf sie sich gründete, stehn auch da.

Und wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd er noch mitunter bei diesem kitzligen Geschäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone und in der Manier eines gewissen *Monsieur Loyal*[3]) in einer gewissen Komödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennet. Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge, — nur damit es mich nicht allzu sehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft.[4])

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal!

Doch was thut Alles das zur Sache? Laßt uns die Beschuldigungen selbst vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammet, und ich also mit aller Freudigkeit zu Gott einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht reißen darf — und reißen will, — sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zuerst! —

---

1) Johann Bernhard Basedow, geb. 1723 in Hamburg, seit 1761 Professor am Gymnasium in Altona, gest. 1790 in Magdeburg. — Wilhelm Abraham Teller (1734—1804), Berliner Aufklärungstheolog. — Johann Salomo Semler (1725—1790), seit 1751 Professor der Theologie in Halle, gerieth später auch mit Lessing in Streit.

2) Marc. 16, 16: „Wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden." Vgl. Reimarus in den „Wolfenbüttler Beiträgen" III, S. 216.

3) *Monsieur Loyal* heißt in Molière's „Tartüffe" der frömmelnde Gerichtsdiener (Act 5, Scene 4).

4) Ev. Joh. 14, 2.

Unter diesen versteht der Hr. Hauptpastor „den von mir veranstalteten Druck der Fragmente und die von mir übernommene Advocatur des Verfassers derselben".

Jenes ist notorisch: ich kann es so wenig leugnen, als ich es leugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieses will ich durchaus von mir nicht gesagt, — wo möglich auch nicht gedacht wissen. Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpastor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken lassen, und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Gözen darüber in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen thun zu können geglaubt, habe ich verschiedentlich auch schon beigebracht. Aber Hr. Göze will mir nicht eher zugestehen, daß diese Gründe das Geringste verfangen [1]), als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerechtsame des hohen Hauses, dem ich diene, die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen und unbescholtenen Minister desselben und selbst des regierenden Herrn so angegriffen würden, als dort in jenen Fragmenten die Wahrheit der christlichen Religion, die Ehre und Unschuld der h. Apostel und selbst unsers ewigen Königs angegriffen wirklich werde."

Wie kindisch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn lassen Sie uns doch, Hr. Hauptpastor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Theilen erst gleichmachen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andere Wagschale zu legen vergessen, und Sie wissen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausschlag. Also nur dieses erst berichtiget, und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigst erlassen.

Nämlich nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen historische und politische Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beschaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte,

---

1) In den Anmerkungen „zu dem ersten Bande von L. E. Steinbachs deutschem Wörterbuch" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 282) sagt Lessing: „Fangen, Verfangen. Es will nichts verfangen, nichts helfen. Diese Bedeutung muß aus dem altdeutschen Recht herkommen; anfangen, vindiciren. (Haltaus.)"

sondern sie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtsamen des nämlichen Hauses noch von mehrern Seiten zu verherrlichen und zu erhärten: was ist sodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken lassen? worauf gründete er sich? Darauf, daß es doch wohl mit jener Ehre und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sei? Darauf, daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? — O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeichelei, für diese Besorgniß recht sehr verbunden! recht sehr! — Darüber getraue ich mir allen Falls Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese wenigstens ebensowohl zu beantworten sind als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

„Allerdings!" ruft der Hr. Hauptpastor, „allerdings! Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unsrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnet allerdings, je aufrichtiger und scharfsinniger sie bestritten wird. Aber das ist nur die objective Religion, nur die objective! Mit der subjectiven[1]) ist es ganz anders. Die subjective Religion verlieret unwidersprechlich durch dergleichen Bestreitungen unendlich mehr, als jene nur immer dadurch gewinnen kann! Folglich — —"

Und was ist diese subjective Religion? — „Die Gemüths-

---

1) Im elften „Anti-Göze" redet Lessing den Subrector Behn an: „Oder wollen Sie den Unterscheid zwischen objectiver und subjectiver Religion schlechterdings zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben; so daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht?" In den „Zusätzen zur nöthigen Antwort" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 174) sagt er: „So wie aber regula fidei oft ohne Zusatz regula genannt wird, so heißt sie auch oft schlechtweg fides, d. i. nicht der Glaube subjective, sondern der Glaube objective, das Glaubensbekenntniß: woraus vielleicht die Lehre, daß wir den Glauben in der Taufe erhalten, näher von dem Glaubensbekenntniß zu erklären."

verfassung der Menschen in Absicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die periclitiren bei jedem Worte, das in deutscher Sprache gegen unsere allerheiligste Religion geschrieben wird."

So? Bei Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den ich ja in seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden soll.

Denn wenn es wahr ist, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf sie geschehen, objective gewinnt und nur subjective verliert, wer will behaupten, daß es also nach dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluste entschieden werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden sind oder nicht? Ja, wenn Gewinn und Verlust hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehn brauche, um sich durch den Ueberrest bestimmen zu lassen! Aber der Gewinn ist wesentlich, und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten; der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu Statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur Wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die paleas levis fidei, nur die leichte christliche Spreu, die bei jedem Windstoße der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt.

Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen, so viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht so unsre heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen.

Ueberhaupt läßt sich Alles, was Tertullian*) von den Ketzereien seiner Zeit mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeister unsrer Zeit anwenden. Was sind diese Schriften auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien so fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine

*) *De praescript. haereticorum.* [Von Lessing übersetzt; vergl. die folgenden Anm.]

Spaltung und Trennung; sie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als schriftlich und fingen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu verschaffen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleich ein politisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlicher schickt jetzt ein Mißgläubiger seine Grillen bloß in die Druckerei und läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein weiteres Zuthun sich zu machen vermögen. —

Die freigeisterischen Schriften sind also offenbar das kleinere Uebel; und das kleinere Uebel sollte verderblicher sein als das große? Wenn das größere Uebel sein muß, auf daß Die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, — ut fides habendo tentationem, haberet etiam probationem[1]): warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das ebendieses Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun, um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie in sieben irdenen Töpfen umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die

---

1) Ebenda. In den „Anmerkungen" dazu (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 115) sagt Lessing: „Alles, was Tertullian in diesem und den folgenden Kapiteln von den Ketzereien sagt, kann vollkommen auf die deistischen und naturalistischen Schriften angewendet werden, über deren Ausbreitung und Eindruck man sich so sehr wundert. Denn auch der Naturalismus gehört unter die Rotten, die prophezeit worden und dazu bestimmt sind, ut fides habendo tentationem, haberet etiam probationem", [„damit es dem Glauben weder an Versuchung noch an Bewährung fehle", ebd. S. 106]. Und S. 116: „Eine Stelle aus dem Tertullian gegen die Ketzer kann man auf die Schriften wider die Religion sehr gut anwenden. — Von den Schriften wider die Religion läßt sich sehr wohl sagen, was Tertullian von den Ketzereien sagt: ad hoc sunt, ut fides habendo tentationem, haberet etiam probationem."

Backen wenigstens weniger voll, sobald er an Euren Grenzsteinen anlangt?

Wenn Tertullian von Denen, die sich zu seiner Zeit an den Ketzereien so ärgerten, über deren Fortgang so wunderten, sagt: „Vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum haereses valeant“ [1]), was würde er von Ihnen sagen, Herr Hauptpastor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei so ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch sagen: „Kurzsichtiger, — nihil valebunt, si illa tantum valere non mireris?[2]) Dein Lärmen selbst ist Schuld, wenn diese Fragmente mehr Schaden anrichten, als sie anzurichten bestimmt sind. Der Ungenannte wollte sich keinen Namen erschreiben; sonst hätte er sich genannt. Er wollte sich kein Häufchen sammeln; sonst hätte er's bei seinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte: der diese Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Verantwortung als du, der du das laute Zeter über sie anstimmst. Jener hat nur gemacht, daß Mehrere sie lesen können; du machst, daß Mehrere sie wirklich gelesen haben und nun lesen müssen.“ —

Vielleicht, daß der Herr Hauptpastor diesen Beweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört als aus meinem! —

---

1) Er fährt ebenda fort: „Und von denen, welche sich wundern und darüber ärgern, daß diese Bücher so gelesen werden, kann man eben so recht sagen: Vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur.“ [„Ein sehr nichtiges und unbedächtiges Aergerniß also, sich darüber zu ärgern, daß die Ketzereien gerade so viel vermögen, als sie zu vermögen bestimmt sind“, S. 106.]

2) Ebenda fährt er fort: „Denn wahrlich, auch diese Bücher, wie die Ketzereien, nihil valebunt, si illos tantum valere non mirentur.“ Und vorher sagt er in der „Anmerkung“ zu C. 2: „Auch von den gefährlichen Schriften, gegen welche unbesonnene Zeloten öffentlich predigen, gilt, was Tertullian von den Ketzereien sagt: nihil valebunt, si illas tantum valere non mirentur“ [„Und was vermöchten sie denn auch, die Ketzereien, wenn man sich nicht verwunderte, daß sie so viel vermöchten?“ S. 107] nämlich die schwachgläubigen Eiferer, die den Schaden, welchen dergleichen Bücher stiften, nicht genug bejammern zu können glauben.“

Antwort auf die Anzeige

im 30. Beitrage des Altonaer Postreuters.

1) Habe ich denn auch dem Herrn Göze die Recension des Maſcho'ſchen Buchs einzig und allein in die Schuh gegoſſen? Habe ich nicht ausdrücklich geſagt: Göze und Compagnie?[1]) Die Compagnieſchaft mit den Freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht ableugnen, mit welchen er ſich einer gemeinſchaftlichen Firma bedient? Meint denn der Herr Hauptpaſtor, weil er ſich außer dieſer gemeinſchaftlichen Firma auch noch einer beſondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedienet, daß er für jene gar nicht mit einſtehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigſtens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Maſcho ebendie Grundſätze enthält, die er an mir verdammet, nächſtens den Herrn Maſcho in den Fr. Beitr. ebenſo behandelt als mich. — 2) Warum muß denn Herr Nicolai immer dem Herrn Göze namentlich büßen, ſo oft in der Allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht anſteht? Herr Nicolai iſt auch nicht Director der A. B. Herr Nicolai bekömmt auch nicht alle Aufſätze vorher zu ſehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er ſelbſt nie ein Wort gegen ihn geſchrieben hat. Was ſich Herr Göze mit Nicolai erlaubt, das ſollte ich mir nicht mit Gözen erlauben dürfen?[2]) — 3) Und von dieſer Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirret hätte, ſollen die Leſer auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn ſie ſo ſchließen wollen, wie Herr Göze oder Herr E. ſchließt! Dieſer Herr E. mag ſein, wer er will.[3]) Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

---

1) An Eliſe Reimarus, den 2. Auguſt 1778: „Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen ſähe, meinen Abſchied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, ſchon zu ſeiner Zeit verantworten ſollten. Göze und Compagnie ſollten dabei ſo wenig gewinnen, daß alle und jede, welche das Waſſer dieſen Weg ableiten wollen, ihr Unternehmen wohl bedauern ſollten."

2) Vgl. Leſſings Anmerkung *) zum zehnten „Anti-Göze".

3) Vgl. den zehnten „Anti-Göze".

Anti-Göze.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto.[1])
Francis. de Roxas.

Vierter.

(VI.)

Wenn doch indeß das Eine ohne dem Andern sehr füglich sein könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die christliche Religion objective allen Vortheil aus den Einwürfen der Freigeister ziehen könnte, ohne subjective den geringsten Schaden zu besorgen"?

Das wäre allerdings das Bessere. Aber wie? wodurch? — Hier ist es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantisch genug klingt, um gründlich sein zu können. Ein Andrer würde ihn bloß lächerlich machen; ich, ich will ihn prüfen. Denn mir ist das Pedantische fast Empfehlung.

Es dürfte, sagt man, nur ausgemacht sein, daß der Streit nie anders als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateinisch, ihr Herrn! schreibt lateinisch! — Ja! wer fleißiger in den Classen gewesen wäre! wer Lateinisch könnte!"

1) Ein Narr ohne Latein zu verstehen ist niemals ein großer Narr.

— Nicht weiter, Herr Subconrector, oder man merkt Ihre wahre Absicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verschaffen. „Lernt Latein, Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion sind lateinisch geschrieben! Wenn ihr auch selbst keine schreiben wollt, müßt ihr die geschriebenen doch kennen.“ — Und nun lernen die Jungens Latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe gesagt, daß ich den Einfall nicht bloß lächerlich machen, sondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich fast besorge, daß Dieses auf Jenes hinausliefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernsthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Also wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders als lateinisch schreiben dürfen, damit der gemeine Mann nicht geärgert werde. —

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verstehet, als in Polen, Ungarn — da müssen wohl sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? — Natürlich! Was für ein schöner pädagogischer Handgriff, nun auch die griechische Sprache in diesen Ländern gemein zu machen! Denn es versteht sich, daß die in andern Ländern wider die Religion geschriebenen lateinischen Bücher in diese Länder nicht kommen.

Aber schon wieder auf das Lächerliche zu, das ich so gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorschlag in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch vors Erste in Deutschland.“

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorschlag helfen, der weder thunlich, noch billig, noch klug, noch christlich ist? — Das ist, was ich so ernsthaft erweisen will als möglich.

Zwar daß er thunlich wäre, müßte ich wohl voraussetzen lassen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgesetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringeres Verbot als ein Reichsgesetz würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigstens ewige Gefangenschaft bei Wasser und Brot und ohne Tinte und Feder müßte im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn Jemand wider heilige Sachen anders als römisch schriebe.

Das Gesetz läge schon in dem Namen des heiligen römischen Reichs, und sollte nicht thunlich sein?

Nun gut, so sei es thunlich; aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Gesetz billig sein, das ebenso viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausschließen würde? Und wer sieht nicht, daß dieses hier geschähe? Oder ist es das Latein selbst, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Ist es die Unkunde des Lateins selbst, welche diese Fähigkeit allen Menschen ohne Ausnahme aberkennet? Ist kein gewissenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas[1]) nicht bestehen, daß das Latein erst den rechten Narren macht; aber den rechten Philosophen macht es doch auch nicht. — Dazu von was für einem Latein können ist die Rede? Von dem bis zum Schreiben. Wenn nun Baco[2]), der kein Latein schreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, so hätte auch Baco diese Zweifel unterdrücken müssen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateinisches Programma zusammenraspeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart[3]) dachte, der es geradezu für das Zeichen eines schiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können als in seiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: „Wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht.“ — Wenn Mehrere wüßten, welch Latein sie schrieben, so würden

---

1) Francisco de Rojas (Roxas), geb. um 1601 zu Toledo, einer der bedeutendsten dramatischen Dichter Spaniens. Lessing las diesen Dichter, als er bei seinem ersten Berliner Aufenthalte mit Mylius Spanisch trieb. Vgl. III, S. 7.

2) Baco von Verulam (geb. 1561, gest. 1626), Staatsmann und Philosoph, der Bahnbrecher einer neuen Philosophie, schrieb selbst sein philosophisches Hauptwerk ursprünglich englisch, und es wurde dann erst ins Lateinische übersetzt.

3) Das berühmte Werk des spanischen Arztes Juan Huarte (geb. um 1520) „Examen de ingenios para las sciencias“ (Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften) ist von Lessing selbst ins Deutsche übersetzt worden (Wittenberg 1752). Er kann nur die Stelle S. 152 f. meinen: „Und daher kömmt es nun, daß die Sprachgelehrten als Leute von einem starken Gedächtnisse, womit sie den ersten Grad der Einbildungskraft verbinden, nothwendig wenig Verstand haben können und so sein müssen, wie sie das Sprichwort abmalet.“

noch Wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freilich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich sein könnte, aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateinischen Männer durch ihre Dolmetscher nur so viel mittheilen ließen, als sie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehret? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateinische nur bei einer gewissen Classe von Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn sollten auch nur in Europa zusammen nicht mehr Menschen sein, welche Lateinisch könnten und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindrucke wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen, als dergleichen schwache Menschen, die nicht Lateinisch könnten, in jedem einzelnen Lande? Seele ist für den Teufel Seele; oder wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studirten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen gespickten.

Sein Votum also, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Gesetz gewiß, wenn es auch nicht noch obendarein unchristlich wäre, wie schon daraus zu vermuthen, daß es unbillig ist. — Ich verstehe aber unter „unchristlich", was mit dem Geiste des Christenthums, mit der letzten Absicht desselben streitet. Nun ist, so viel ich mit Erlaubniß des Herrn Hauptpastor Göze davon verstehe, die letzte Absicht des Christenthums nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen, woher sie will, sondern unsre Seligkeit vermittelst unsrer Erleuchtung; welche Erleuchtung

nicht bloß als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist, in welcher am Ende unsre ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung so Vieler nichts beitragen, als Wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen sein werden, die bloß unter dem Namen der Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen, immer muß dieser verächtliche Theil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Theil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden? — Was für ein Christenthum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Christenthume noch nicht einmal der größere Haufe so anhängt, wie sichs gehöret? — Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten, einige von ihnen auf Veranlassung in ihrer Sprache geschriebener freigeisterischen Schriften sogar erklärten, daß sie nicht länger sein wollten, was sie nie waren, was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: „Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt?“ [1]) Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde, der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod, bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung, oder lieber Tod und Bewegung?

1) Unmittelbar nach dem Motto des dritten „Anti-Göze“ fährt Tertullian nach Lessings Uebersetzung fort (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 108): „Haben sich nicht an dem Herrn selbst einige seiner Schüler geärgert und sind von ihm abgewichen?“

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern als der lateinischen Sprache bedienen dürften, mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden möchte! So ist es schon jetzt damit beschaffen; und wie meinet man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Herr Hauptpastor S. 79 und 80 über diesen Punkt sagt; und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen, der hat den Schnupfen ein wenig zu stark.

„Verständigen" — heißt es alldort —, „verständigen und gesetzten Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene Einwürfe gegen die christliche Religion und selbst gegen die Bibel zu machen." — Aber von wem soll die Entscheidung abhangen, wer ein gesetzter und verständiger Mann ist? Ist Der bloß ein verständiger Mann, der Verstand genung hat, die Verfolgung zu erwägen, die er sich durch seine Freimüthigkeit zuziehen würde? Ist Der bloß ein gesetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in den ihn sein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe und daher herzlich wünscht, daß auch Andere, wenn sie schon so weich nicht sitzen, dennoch ebenso ruhig sitzen bleiben möchten? Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich bescheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die sich bescheiden, nur so weit sich zu entwickeln, als ohngefähr noch eine Antwort abzusehen ist?

Das Letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpastor fährt fort: „Es wird solches nöthig sein, um die Lehrer in Odem zu erhalten." — So? nur darum? So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte sein? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink giebt, sobald der Opponent merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit darauf antworten könne, muß die Disputation aus sein? müssen Präses und Opponent

freundschaftlich mit einander zum Schmause eilen? — Doch wohl nein; denn der Herr Hauptpastor setzt ja noch hinzu: „und um solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Christenheit von dem 9ten bis zum 15ten Jahrhundert beinahe völlig zu Grunde gegangen wäre.“ — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpastor wohl, daß selbst in diesen barbarischen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die christliche Religion gemacht wurden, als die Geistlichen zu beantworten Lust hatten? Bedenkt er wohl, daß diese Zeiten nicht darum der christlichen Religion so verderblich wurden, weil Niemand Zweifel hatte, sondern darum, weil sich Niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpastor will, daß unsere werden sollen?[1])

1) Vgl. den sechsten „Anti-Göze“.

Anti-Göze.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est.

Augustinus ad Dioscorum.

Fünfter.

(VII.)

glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen, — so mögen sie fühlen! Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reifet. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens [1]) sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.

---

1) Jacques Clement, ein junger Dominicanermönch, ermordete, auf Anstiften, nach der gewöhnlichen Erzählung, seines Priors, am 31. Juli 1589 den König Heinrich III. von Frankreich. — François Ravaillac (geb. 1578), eine Zeit lang Mitglied des Ordens der Feuillants, ermordete am 14. Mai 1610 den König Heinrich IV. von Frankreich. Robert François

Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Jetzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Göze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheinet; und daß ebendas die Klauen sind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können sich so ärgert.

Ich sage nämlich: es ist mit seiner Erlaubniß, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt sie und giebt sie nicht; denn er verclausulirt sie von allen Seiten so streng und rabulistisch[1]), daß man sich, Gebrauch davon zu machen wohl hüten muß.

Die Clausel in Ansehung der Sprache habe ich genugsam beleuchtet. Auch habe ich die Clausel in Ansehung der Personen und der Absicht berühret. Aber noch ist die Clausel in Ansehung der Punkte selbst übrig, welche die Einwürfe nur sollen treffen können; und diese verdient um so mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen, je billiger sie klingt, je weniger man dem ersten Ansehen nach etwas dagegen einzuwenden haben sollte.

„Nur müßte", sind die Worte des Herrn Hauptpastors, „der angreifende Theil die Freiheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und geschrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiste[2]), als Dummköpfe, als Bösewichter, als Leichenräuber zu lästern."

Wie gesagt, dieses klingt so billig, daß man sich fast schämen sollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch ist es im Grunde mehr nicht als Pfiff oder Armseligkeit. Denn verstehen wir uns nur erst recht!

Will der Herr Hauptpastor bloß, daß der angreifende Theil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er

---

Damiens (geb. 1715), Schlosserlehrling, dann fahnenflüchtiger Soldat, Schüler eines Jesuitencollegiums, machte am 5. Januar 1757 einen Mordversuch auf Ludwig XV, wofür er geviertheilt wurde.

1) In den „Beiträgen zu einem Deutschen Glossarium" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 277) sagt Lessing: „Zungenkrämer, so viel als Zungendrescher. P. Bl. 26. „Es ist um die Zungenkrämer und Fürsprecher gleich als umb eine Wage." Es steht hier für eigennützige Advokaten, Rabulisten."

2) 2. Petr. 1, 21.

ihm in den Mund legt, anstatt aller Gründe zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freiheit nicht haben müßte, solche Dinge und Thatsachen zu berühren, aus deren Erweisung erst folgen würde, daß den Aposteln jene Benennungen gewisser Maßen zukommen? Das ist die Frage, deren er sich wohl nicht versehen hat.

Will er bloß Jenes, so ist seine Forderung höchst gerecht; aber sie betrifft eine Armseligkeit, über die sich der Christ lieber hinwegsetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf, sie mögen wider ihn selbst oder wider seinen Glauben gerichtet sein. Ruhige Verachtung ist Alles, was er ihnen entgegensetzt. Wehe seinem Gegner, der nichts Anderes hat, womit er ihn bestreite, und ihn doch bestreitet! —

Will der Herr Hauptpastor aber auch zugleich Dieses, so geht er mit Pfiffen um, deren sich nur eine theologische Memme schuldig macht, und Jeder muß sich ihm widersetzen, dem die Wahrheit der christlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die christliche Religion kranke Stellen, die schlechterdings keine Betastung dulden? die man selbst der Luft nicht auslegen darf? Oder hat sie keine solche Stellen, warum sollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht Alles sagen dürfe, was man gegen sie sagen könnte?" Dieser Vorwurf ist so erniedrigend, ist so marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologische Memme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu sehen wünschen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht daß mir der theologische Renommist lieber wäre, welcher mitten vom Pflaster dem leutescheuen Freigeiste, der sich an den Häusern hinschleicht, ein Schnippchen schlägt und trotzig zuruft: „Komm heraus, wenn du was hast!" Ich kann beide nicht leiden; und das Sonderbarste ist, daß auch hier nicht selten Memme und Renommist in einer Person sind. Sondern ich glaube, daß der wahre Christ weder den Einen noch den Andern spielt, zu mißtrauisch auf seine Vernunft, zu stolz auf seine Empfindung. —

So viel gegen die Forderung des Herrn Hauptpastors, im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzelnen Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl sein sollen, der sich einer Freiheit bedienet, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er sich denn ihrer bedienet? Wo hat er denn die Apostel als Dummköpfe, Bösewichter, Leichenräuber gelästert? Ich biete dem Herrn Hauptpastor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit solchen Ehrentiteln um sich wirft. Der Herr Hauptpastor sind es einzig und allein selbst, dem sie hier zuerst über die Zunge oder aus der Feder, — zuerst in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apostel lästern, damit er den Ungenannten lästern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit schützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchstäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat sogar nichts von den Aposteln positiv behauptet, was sie derselben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derselben gerade auf den Kopf zugesagt.

Es ist nicht wahr, daß mein Ungenannter schlechthin sagt: „Christus ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger haben seinen Leichnam gestohlen.“ Er hat die Apostel dieses Diebstahls weder überwiesen, noch überweisen wollen. Er sahe zu wohl ein, daß er sie dessen nicht überweisen könne. Denn ein Verdacht, selbst ein höchst wahrscheinlicher Verdacht ist noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter sagt bloß: dieser Verdacht, welchen sein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher sich aus dem Neuen Testamente selbst herschreibt, dieser Verdacht sei durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes nicht so völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrscheinlich und glaublich bleibe; indem besagte Erzählung nicht allein ihrer innern Beschaffenheit nach höchst verdächtig, sondern auch ein ἅπαξ λεγόμενον sei, dergleichen in der Geschichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene, und hier desto weniger, weil sich selbst Diejenigen nie darauf zu berufen getrauet, denen an der Wahrheit derselben am meisten gelegen gewesen.

Wer sieht nun nicht, daß es sonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer sehr wahren Sache sehr unglaublich sein kann, wer erkennt nicht, daß diese Unglaublichkeit jener Wahrheit nur insoweit präjudicirt, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen lassen?

Doch gesetzt auch, mein Ungenannter hätte sich in diesen Grenzen nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anstoß glauben und behaupten kann, daß in der schriftlichen Erzählung der Evangelisten und Apostel einzig und allein gewisse heilige Begebenheiten so ungezweifelt nicht erscheinen, daß sie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; gesetzt, er hätte das Wahrscheinliche für wahr, das Glaubliche für unleugbar gehalten, er hätte es schlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apostel den Leichnam Jesu entwendet: so bin ich auch sodann noch überzeugt, daß er diesen Männern, durch welche gleichwohl so unsäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er selbst nicht in Abrede ist, daß er, sage ich, diesen uns in aller Absicht so theuern Männern die schimpflichen Namen Betrieger, Böswichter, Leichenräuber würde erspart haben, die dem Herrn Hauptpastor so geläufig sind.

Und zwar würde er sie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit erspart haben, nicht bloß aus Besorglichkeit, das Kalb, wie man zu sagen pflegt, zu sehr in die Augen zu schlagen, sondern er würde sie ihnen erspart haben, weil er überzeugt sein mußte, daß ihnen zu viel damit geschähe.

Denn wenn es schon wahr ist, daß moralische Handlungen, sie mögen zu noch so verschiednen Zeiten, bei noch so verschiednen Völkern vorkommen, in sich betrachtet immer die nämlichen bleiben, so haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es ist ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche sie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun ist es erwiesen und ausgemacht, daß die ältesten und angesehensten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Absicht geschiehet, für keinen Betrug gehalten und diese nämliche Denkungsart den Aposteln beizulegen sich kein Bedenken gemacht haben.[1] Wer diesen Punkt von einem unverdächtigen Theologen selbst belegt und aufs Reine gebracht lesen will, der lese Ribovs

1) Vergl. Reimarus in den „Wolfenbüttler Fragmenten" IV, S. 337: „Man erdichtete auch wohl zur Bestärkung der christlichen Lehre, durch pias fraudes, allerlei Bücher, Weissagungen und Wunder, welche durch dreistes Vorgeben bei der Unwissenheit Glauben gefunden. Die Leute wurden erst durch Verheißung der

Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen sind unwidersprechlich, die Ribov daselbst mit Verschwendung zusammenträgt, um zu beweisen, daß die Kirchenväter fast ohne Ausnahme der festen Meinung gewesen, „integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant.“ Auch sind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Aposteln selbst eine dergleichen *οἰκονομίαν*, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, ebenso unleugbar. Was Hieronymus unter Andern vom h. Paulus versichert*), ist so naiv, daß es dem naiven Ribov selbst auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man sage nicht, daß diese uns jetzt so befremdende Vorstellung von der Aufrichtigkeit der ersten Kirchenväter und Apostel bloße Vortheile der Auslegungskunst, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht so weit aus einander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem Andern fähig, kann falsch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zu Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verstehen geben sollte, daß die Apostel zu diesem Allen fähig gewesen, weil sie die Kirchenväter zu Einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlassen: ob in ebendem Geiste, in welchem wir jetzt in Ansehung dieses Einen über sie urtheilen, ein billiger Mann allen Falls nicht auch in Ansehung des Uebrigen urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Last fiele?

*) Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus, quod agit!

---

baldigen Wiederkunft Christi zu seinem herrlichen Reiche und durch die großen Belohnungen, welche sie darin sollten zu gewarten haben, wenigstens durch Versprechung einer ewigen unaussprechlichen Freude im Himmel, angelockt und zu herzhaften Bekennern gemacht, den Tod zu verachten und alle Marter dafür auszustehen“ ꝛc.

Und so ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in schwerem wiedergefordert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachsehendern Gesetzen begangen war, nach spätern geschärfteren Gesetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abstracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unsrer Zeit beigelegt. Er hat immer in seinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen sind; aber er hat sich wohl gehütet, zu sagen, daß wir von Betriegern betrogen sind.

Vielmehr spielt Jeder, welcher meinen Ungenannten dieses Letztere sagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das Erstere geglaubt habe, selbst einen Betrug, um einen Pöbel in Harnisch zu bringen, der keinen Unterschied zu machen fähig ist. Ob aber diese Absicht auch zu den Absichten gehört, die einen Betrug entschuldigen, das lasse ich dahingestellt sein. Ich sehe wenigstens den Nutzen, der daraus entspringen soll, noch nicht ein, und ich muß erst erfahren, ob selbst der Pöbel jetziger Zeit nicht schon klüger und vernünftiger ist als die Prediger, die ihn so gern hetzen möchten.

Herr Göze weiß sehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apostel es ebenfalls gemacht, wie es alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er schreibt und prediget, nicht so recht auf. Er spricht also mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels und schreiet, daß mein Ungenannter die Apostel als Betrieger und Böswichter lästere. — Das klingt! das thut Wirkung! — Vielleicht, wie gesagt, aber auch nicht. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser, anstatt daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los.

Anti-Göze.

Non leve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex.

Hieron. adv. Ruffinum.

Sechster.

(VIII.)

Ich habe erwiesen (Anti-Göze III.), daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdienet; welches auch schon daher klar ist, weil der subjective Nachtheil nur so lange dauert, bis der objective Vortheil sich zu äußern beginnet, in welchem Augenblicke sofort objectiver Vortheil auch subjectiver Vortheil zu werden anfängt. — Ich habe erwiesen, daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Bestes verstehet, sich nicht einfallen lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken; weder in Ansehung der Sprache noch in Ansehung der Personen einzuschränken, von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (A.-G. IV.) — Ich habe erwiesen, daß am wenigsten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen solle (A.-G. V.), indem

dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen sie geschrieben worden, von welcher Beschaffenheit sie auch sein mögen, in ihrer Geburt zu ersticken oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu lassen, es sei denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrthum verfolget, alle die Schonung von ihr genießen, welche man Denjenigen so gern widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie Den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher bloß fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde? —

Als Hieronymus eine seinem eignen Urtheile nach der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — es waren des Origenes Bücher περὶ ἀρχῶν; man merke wohl, übersetzte! und übersetzen ist doch wohl mehr als bloß herausgeben — als er diese gefährliche Schrift in der Absicht übersetzte, um sie von den Verkleisterungen und Verstümmelungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateinischen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewisse schola Tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele: was war seine Antwort? „O impudentiam singularem! Accusant medicum quod venena prodiderit.“ — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola Tyrannica eigentlich sagen wollen. Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte wie Göze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben*): „Weil ich das Gift,

*) Anti-Göze I, S. 4.

das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?

Freilich, als ich die Fragmente herauszugeben anfing, wußte ich oder äußerte ich doch den Umstand noch nicht, den ich zur Entschuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rücksicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen scheine. Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden sei, an mehrern Orten vorhanden sei und in der Handschrift darum keinen geringern Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich scheine auch nur mich dieses Umstandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine sehr unschuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefordert wurde, mehr daraus mitzutheilen.[1]) Ja, ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Aufforderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas später gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen so viel gute Absichten vereiteln können, und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet: er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das Andere, nachdem ihm das eine mehr angelächelt als das Andere, nachdem ihm das eine den Finger mehr gedrücket als das Andere.

Gerade so wünschte ich wenigstens — denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr der Gestalt

1) Vgl. oben Lessings Vorbemerkung zum vierten „Beitrag".

verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? — wünschte ich wenigstens, alle und jede ausgesetzte Geburten des Geistes mit Eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können; und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue, was ich kann, und Jeder thue nur ebenso viel. Selbst die Ursache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher diese als jene hinbringe, warum ich mir von dem gesundern und freundlichern Findlinge den Finger umsonst muß drücken lassen; sondern es wirken auch hier meistens so viel kleine unmerkliche Ursachen zusammen, daß man mit Recht sagen kann: habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich diese meine Schwachheit — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich sagen soll: zum Bibliothekar geboren oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloset bin —, nie habe ich diese meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preisen. Ich bin sehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin und an keinem andern Orte. Ich bin sehr glücklich, daß ich dieses Herrn Bibliothekar bin und keines andern. —

Unter den heidnischen Philosophen, welche in den ersten Jahrhunderten wider das Christenthum schrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichste gewesen sein, so wie er aller Vermuthung nach der scharfsinnigste und gelehrteste war. Denn seine 15 Bücher κατὰ χριστιανῶν sind auf Befehl des Constantinus und Theodosius so sorgsam zusammengesucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übriggeblieben. Selbst die dreißig und mehr Verfasser, die ausdrücklich wider ihn geschrieben hatten, worunter sich sehr große Namen befinden, sind darüber verloren gegangen; vermuthlich, weil sie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt sollte, angeführet hatten. — Wenn es aber wahr sein sollte, was Isaak Vossius[1]) den Salvius wollen glauben machen*), daß dem ohngeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieser so fürchterlichen

*) Ritmeieri Conringiana Epistolica, p. 71.

1) Der berühmte Philolog Isaak Vossius, geb. 1618 zu Leyden, starb 1689 als Kanonikus zu Windsor.

Bücher des Porphyrius vorhanden sei, in der Mediceischen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber so heimlich gehalten werde, daß Niemand es lesen, Niemand das Geringste der Welt daraus mittheilen dürfe, wahrlich, so möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar sein, und wenn ich Großherzog zugleich sein könnte. Oder vielmehr ich möchte es nur unter dieser Bedingung sein, damit ich ein der Wahrheit und dem Christenthume so nachtheiliges Verbot geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaste drucken lassen und geschwind das Großherzogthum, welches mir jetzt schon im Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte. —

Abälard[1]) ist der Mann, den ich oben*) in Gedanken hatte, als ich sagte, daß selbst in jenen barbarischen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Lust hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen Den nur gleich zu allen Teufeln zu schicken bereit waren, der sich mit seinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn sollte man wohl glauben, daß trotz den Streitigkeiten, welche der h. Bernhardus dem Abälard gegen verschiedene seiner Schriften erregte, trotz der Sammlung, welche Amboise mit seiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte, trotz den Nachlesen, welche Martene und Durand und B. Petz zu dieser Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk[2]) des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgesinnungen desselben vornehmlich zu ersehen sein müßten? D'Achery[3]) hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abschrift davon genommen und war Willens, es drucken zu lassen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch

*) Anti-Göze IV, S. 16.

---

1) Peter Abälard, geb. 1079 zu Pallet bei Nantes, gest. 1142, berühmter Scholastiker.

2) Dieses so lange vermißte Werk des Abälard ist das Buch „Sic et Non" (Ja und Nein). Dasselbe wurde zuerst von Victor Cousin in seinen Ouvrages inédits d'Abélard (Paris 1836), später vollständig von Henke und Lindenkohl (Marburg 1851) herausgegeben.

3) Der Benedictiner d'Achery (Acherius od. Dacherius, geb. 1609, gest. 1685).

Benedictinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rathe gehen, und so konnte aus dem Drucke nichts werden: die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, „in quo, genio suo indulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat", ward zu ewigen Finsternissen verdammet.*) Die Abschrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand, und Diese, welche so viel historischen und theologischen Schund dem Untergange entrissen hatten, hatten ebenso wenig das Herz, noch ein Bißchen Schund mehr der Welt aufzubewahren, weil es doch nur philosophischer Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände; ich lasse dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benedictiner bin! — Aber wünschen, einer zu sein, könnte ich fast, wenn man nur als ein solcher mehr dergleichen Manuscripte zu sehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wieder aus dem Orden gestoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken lassen, wozu mir der Orden den Vorschub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken schlagen, und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päpstischen Hierarchie so zuträglich ist, auch dem wahren Christenthume zuträglich sein könne.

„Doch das Alles heißt ja nur eine Missethat durch das Jucken entschuldigen wollen, welches man, sie zu begehen, unwiderstehlich fühlet. Wenn es denn deine Schwachheit ist, dich verlassener Handschriften anzunehmen, so leide auch für deine Schwachheit! Genug, von dieser Handschrift hätte schlechterdings nichts müssen gedruckt werden, weil sie wenigstens ebenso schlimm ist als das Toldos Jeschu." [1])

Wohl angemerkt! Und also hätte auch wohl Toldos Jeschu nicht müssen gedruckt werden? Also waren Die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Christen? Freilich war Der, welcher es den Christen zuerst gleichsam unter

*) Thes. Anecdot., T. V, Praef.

1) Die Toldos Jeschu („Geburtsgeschichten Jesu"), von dem Altdorfer Professor Joh. Christoph Wagenseil (1633—1705) in seinen „Tela ignea Satanae" herausgegeben (Altdorf 1681).

die Nase rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenseil, der sogar das hebräische Original retten zu müssen glaubte! O der unbesonnene, der heimtückische Wagenseil! Sonst bekam unter tausend Juden kaum einer das Toldos Jeschu zu lesen; nun können es alle lesen. Und was er auch sonst noch einmal vor dem Richterstuhl Gottes schwer wird zu verantworten haben, der böse Wagenseil! aus seiner Ausgabe hat der abscheuliche Voltaire seine scurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlassen haben würde, wenn er das Buch erst in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufsuchen müssen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpastor? Ich setze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müssen bleiben lassen, wenn Wagenseil das Lästerbuch anstatt hebräisch und lateinisch, hebräisch und deutsch hätte drucken lassen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es ist, wenn die Schriften wider die Religion nur lateinisch zu haben sind. Nicht wahr, Herr Hauptpastor?

Indeß, Herr Hauptpastor, hat doch Wagenseil in der weitläuftigen Vorrede zu seinen Telis igneis Satanae sein Unternehmen so ziemlich gut vertheidiget. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus hersetze, in welcher auch ich mit eingeschlossen zu sein glaube? Es ist die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. „Neque vero non legere tantum Haereticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare librorumque ab iis compositorum sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.“

Anti-Götze.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare et qua mente defendat.

Quinctilianus.

Siebenter.

(IX.)

Aber der Herr Hauptpastor wird ärgerlich werden, daß ich ihm so Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwischen kann. Er wird schon jetzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwischen suchen und sagen: „Ei, wer spricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der ließe sich freilich noch so so beschönigen. Das eigentliche Verbrechen stecket da, daß der Herausgeber der Fragmente zugleich die Advocatur des Verfassers übernommen hat."

Advocatur? Die Advocatur des Verfassers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an seiner Statt übernommen? Die Advocatur ist die Befugniß, vor gewissen Gerichten gewisse Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine solche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man seine Befugniß, den gesunden Menschenverstand vor dem Publico zu vertheidigen, darunter

verstehen wolle. Doch diese Befugniß hat ja wohl ein Jeder von Natur, giebt sich ja wohl ein Jeder von selbst, braucht Keiner erst lange von dem Andern zu übernehmen. Sie ist weder eine Fleischbank noch ein Pastorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpastor die Worte so zu mäkeln! So genau bei ihm auf das zu sehen, was er sagt, und nicht vielmehr auf das, was er sagen will? Er will sagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu sein, mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er sagen, und ich wette Zehne gegen Eins, daß ihn kein Karrenschieber anders versteht. —

So habe er es denn auch gesagt! — Wenn ich nur sähe, wo der Weg nun weiter hinging. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpastor von einem Advocaten sich mache, so wollte ich den geraden Weg, in seine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpastor wohl Wunders halben hier einmal gar den rechten Begriff sich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advocaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter diesem Namen meinen, der der Gesetze genau kundig ist und keinen Handel übernimmt, als solche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt ist? — Nein, nein! den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten völlig so, wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt; vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß, wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzelnen Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nöthig ist, und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringsten dieser Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan sei, ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Aus-

gabe der Fragmente befaßt, nie das Geringste geschrieben oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu sein. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-Lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidiget habe.

Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor größten Theils selbst, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt seinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennet er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen sein, seitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unsrer Trennung zu erlangen ebenso viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde nach dem Hafen zutreiben, in welchem ich ebenso freudig zu landen hoffe als er?

Gewiß nicht, gewiß nicht! ich bin noch der nämliche Mensch; aber der Herr Hauptpastor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat sich seiner Sehe bemeistert, und die Galle trat ihm über. — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantaene animis coelestibus irae?[1] — Doch ich muß meinen Nachtisch nicht vor der Suppe aufzehren.[2]

Ich komme auf die Advocatur zurück und sage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenannten, der mit seinem Clienten über den anhängigen Streit ein Herz und eine Seele wäre, bin ich also nicht, kann ich also nicht sein. Ja, ich kann auch nicht

---

1) So sagt Virgil zu Anfang der Aeneïs von dem Zorn der Juno gegen die Trojaner.

2) Wegen dieser Anspielung vgl. den ersten „Anti-Göze" und unsre Einleitung zu diesem Bande.

einmal der sein, der von der Gerechtigkeit der Sache seines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat und sich dennoch, entweder aus Freundschaft oder aus andern Ursachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chicane begiebt, fest entschlossen, jeden Windstoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu setzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht, und ich wüßte auch sonst nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit seinen Handschriften als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder so viel Verdruß noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen.

Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine leere Ausflucht. Aber freilich, eigennützig ist dieses Verlangen, höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern selbst noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig, und daß sie mich an mehrern Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein bischen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig aus einander zu setzen nicht zureicht. Ich sehe hier und da auf tausend Meilen keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhiget.

Bin ich *mir* denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben als bei dem Publico? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne *zeitliche* Wohlfahrt der Wohlfahrt Mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine *ewige*? Was vor Gott und den Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpastor! —

Allerdings habe ich keine *besondere* Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten literarischen Schätzen auch dergleichen

feurige Kohlen[1]) der Welt mitzutheilen. Ich habe diese besondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeschlossen zu sein geglaubt, die mir mein gnädigster Herr zu ertheilen geruhet. Habe ich durch diesen Glauben mich seines Zutrauens unwürdig bezeigt, so beklage ich mein Unglück und bin strafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen, wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Priesters bewahret!

Und was wird dieser zornige Priester nun vollends sagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte selbst an das Licht zu treten sich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn schon jetzt an das Licht gezogen, ist nicht allein ohne seinen Willen, sondern wohl gar wider seinen Willen geschehen. Dieses läßt mich der Anfang eines Vorberichts besorgen, der mir unter seinen Papieren allerdings schon zu Gesichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienste seines Einführers in die Welt entschloß. Er lautet also: „Die Schrift, wozu ich hier den Vorbericht mache, ist schon vor vielen Jahren von mir aufgesetzt worden. Jedoch habe ich sie bei Gelegenheit eines öftern Durchlesens an manchen Stellen vermehrt, an andern eingekürzt oder geändert. Bloß meine eigene Gemüthsberuhigung war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederschrieb, und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz gerathen, die Welt durch meine Einsichten irre zu machen oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als daß er sich und Andere durch gar zu frühzeitige Aeußerung unglücklich machen sollte. Denn ich muß es zum Voraus sagen, die hierin enthaltenen Sätze sind nicht katechismusmäßig, sondern

1) Röm. 12, 20. Vgl. II, S. 388.

bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes und Ausübung der Menschenliebe und Tugend. Da ich aber mir selbst und meinen entstandenen Zweifeln zureichend Genüge thun wollte, so habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu untersuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht."

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller seiner Freigeisterei doch noch so ehrlich, daß er die Welt durch *seine* Einsichten nicht irre machen wollte: und ich, ich trage kein Bedenken, sie durch *fremde* Einsichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein so friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte: und ich, ich setze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpastor, am besten wissen, wie sauer es jetzt einem treufleißigen Seelensorger wird, sie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unsrer allerheiligsten Religion zu erregen[1]). Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte: und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß, fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzu frühzeitige Aeußerungen weder sich noch Andere unglücklich machen wollte: und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wenn schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse: und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.

1) Vgl. den Anfang des ersten „Anti-Göze". Lessing spielt auf die schon angeführten Händel an, die Göze mit seinem Collegen Alberti anzettelte.

Das ist Alles wahr, Herr Hauptpastor, das ist Alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Bescheidenheit und Vorsicht des Ungenannten nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur zu Folge dieser Gesinnungen seine Handschrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpastor, daß es gleichviel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel, fein in dem Geleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? Meinen Sie?

Anti-Göze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae.
Hieron. adv. Ruff.

Achter.

(X.)

Heida! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat sich wohl, daß der Herr Hauptpastor den Namen Advocat in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen sollte! Advocat heißt bei Seinesgleichen weiter nichts als Zungendrescher[1]), und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendrescher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm, und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund, der Reichspostreiter, ehedem selbst ein Advocat, scheinet, ohne Zweifel aus eigner Erfahrung, ebenden Begriff vom Advocaten zu haben; wie aus einem Epigramm zu sehen, welches er neulich in einem seiner Beiträge mit einfließen lassen. Ich weiß die schönen Zeilen nicht mehr, aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advocaten gehöre. Dieses Epigramm soll zu seiner Zeit

1) Vgl. oben die Anmerkung zu „rabulistisch" im fünften „Anti-Göze".

zwischen der Börse und dem Rathhause in Hamburg einiges Aufsehen gemacht haben, und es hätte dem Verfasser leicht ebenso bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen sind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er selbst das Epigramm nicht gemacht habe. Dieses schrieb man mir aus Hamburg und setzte hinzu: „Das fand sich auch wirklich. Nicht der Reichspostreiter, sondern des Reichspostreiters Pferd[1]) hatte das Epigramm gemacht."

Doch das Pferd dieses Reiters kümmert mich ebenso wenig als der Reiter dieses Pferdes. Mag doch noch ferner Eines mit dem Andern immer durchstechen und das Pferd, was es sich schämt gemacht zu haben, auf den Reiter, sowie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd schieben. Ihr gemeinschaftlicher Sattel ist ein Maulthier; damit gut![2]) — Es sollte mir leid sein, wenn der Reichspostreiter nicht ebensowohl Miller's Jests, als den Dedekind[3]) gelesen hätte. —

Und so wende ich mich wieder zu dem geistlichen Herrn, dem dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so ist es und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor den Advocaten des Ungenannten nennet, so meint er bloß einen gedungnen Zungendrescher, dem es gleichviel ist, was für einer Sache er seinen Beistand leihet, wenn es nur eine Sache ist, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt Heuremata, anbringen und Richter und Gegentheil so blenden und verwirren kann, daß dieser gern mit dem magersten Vergleiche vorlieb nimmt ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin zielet,

---

1) An Ramler, den 18. December 1778: „Daß ich Ihre Verbesserungen meiner Dingerchen blindlings unterschreibe, das wissen Sie schon, und ich habe mich weidlich vor einigen Wochen über das dumme Altonaer Postpferd geärgert, welches noch immer den Hagedornischen Lesarten die Stange halten will."

2) Dieser Witz wird dem Professor Taubmann in Wittenberg zugeschrieben, über den III, S. 17 zu vergleichen ist.

3) Friedrich Dedekind, geb. zu Neustadt an der Leine, studirte in Wittenberg, 1551 Pastor zu Neustadt, 1575 zu Lüneburg, starb dort am 27. Febr. 1598. Verfasser des „Grobianus", eines lateinischen Gedichtes, das Caspar Scheidt in Worms übersetzte und erweiterte. (Gödeke, Grundriß I, S. 330. 366.)

1) seine ewige Klage über meine Art zu streiten. Dahin zielet 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielet 3) seine Beschuldigung, daß ich Alle, welche bisher noch gegen ihn geschrieben und sich der christlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte abgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll, so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt.*) Ich suche allerdings durch die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle guten Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchternen und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen und auf nichts hinauslaufen, als er. Selbst witzig sein und spotten möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter oder dessen Pferd hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, „daß er die satirische Schreibart gleichfalls in seiner Gewalt habe". — Worauf sich aber wohl dieses gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl competentere Richter erbitten als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor ebenso gut als ich die satirische Schreibart in seiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Postreiter und

*) Anti-Göze II.

sein Pferd leicht Recht haben. Denn ich habe die satirische Schreibart Gott sei Dank gar nicht in meiner Gewalt, habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das Einzige, was freilich mehrere Pferde Satire zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit und Wahrheit, mit Wärme gesagt, als Satire verschreiet. Häckerling und Haber können nicht verschiedner von einander sein, mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren, was Satire ist. Wenn dein Reiter — sonst genannt der Schwager, weil er schwägerlich die Partei eines Jeden hält, dem er vorreitet — sagt, daß eine anständige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir, das, das ist Satire! Das ist ebenso platte Satire, als wenn er dich einen Pegasus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie sinkest. Glaube mir, Scheckchen, du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht; ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten, und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen.[1]) Wie er es mir gemacht hat, so macht er es Allen, und ich bedaure den Herrn Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm schon will gefunden haben. Er kann ja allen Falls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm an[2]), Scheckchen — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu räsonniren —, sage du selbst, edler Houyhnhnm[3]) — (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) — sage du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit

1) Vgl. den ersten „antiquarischen Brief" im 5. Bd.

2) Vgl. II, S. 246.

3) In Jonathan Swifts berühmter Satyre „Gullivers Reisen" kommt Gulliver auch in das Land der Houyhnhnms, einer edlen und weisen Pferderace, die sich über die Menschen erhaben dünken. Der Name ist natürlich nach dem Wiehern der Pferde und absichtlich für eine Menschenzunge unaussprechbar gebildet.

keinem Worte eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alten Beschuldigungen wörtlich wiederholt und höchstens ein paar neue hinzusetzt, die er ebenso wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Cartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmest, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Cartel[1]) wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche Beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst, den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze große Schüssel Fricassee von diesen Weibern und Kindern meines Landes vorzusetzen.*) Aber er hat sein Versprechen wieder zurückgenommen; denn es ist freilich ganz etwas Anderes, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden, und ganz etwas Anderes, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere oder gar alle in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse, und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir so bald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten spiele; daß überall ein guter triftiger

*) Etwas Vorl., Vorr., VII.

1) Studentischer Ausdruck für: Herausforderung. Im „Theologischen Nachlaß", S. 38 (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 187), spricht Lessing von dem „wohlgemeinten Cartell" Lavaters gegen Mendelssohn.

Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Grillen und chinesische Fratzenhäuserchen daraus emporsteigen. Das, wie gesagt, kann ich nicht mehr zeigen, und mit Analysirung der Proben, die der Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meinest, edler Houyhnhnm, daß ich die Widerlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu lassen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpastor dich mit mindrer Aufmerksamkeit hören würde als den Schwager? — Sei du es also nur selbst, der dem Herrn Hauptpastor meine Wünsche und Erwartungen und Besorgnisse mittheilet! Sage du ihm nur selbst, wie sehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehret zu werden! Ich bin äußerst unruhig, bis ich seine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen nur auf Gelegenheit warte. Ich habe Manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdienet; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, sich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehöret, einlassen wollte. Gleichwohl muß ich es leider besorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm, denke nur, was er mir eben itzt[1]) schon im Voraus von seinem bald zu eröffnenden Feldzuge wissen läßt! Da steht auf einer Anhöhe eine armselige Vedette; die, die will er mit Heereskraft vors Erste verjagen. Ich habe ein Histörchen erzählt von einem hessischen Feldprediger (könnte auch ein braunschweigischer gewesen sein), der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute Luther'sche Christen fand, die von dem Katechismus sehr wenig und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre, und ich soll es ihm beweisen, wie man wirklich

1) Lessings Schwächen, S. 5.

geschehene Dinge zu beweisen pflegt: mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen. Kann ich das, so will er es glauben, es mag möglich sein oder nicht. Kann ich das aber nicht, so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrieger bin, und mir die gesammten hessischen Feldprediger wegen dieser groben Verleumdung eines ihrer Collegen auf den Hals hetzen. Ja, er treibt seine Rache wohl noch weiter und giebt mich bei der englischen Regierung an, der die bermudischen Inseln schon seit 1609 ein wohlthätiger Sturm[1]) sammt und sonders geschenkt hat, daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, so bin ich ohne Rettung verloren! Denn sieh nur! welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wissen: der hessische Feldprediger ist seitdem bei Saratoga[2]) mit gefangen worden, und die bösen Amerikaner wechseln vor der Hand nicht aus. Gut, daß ihr Beide das wenigstens wißt und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpastor den Feldprediger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende ist und die Hessen wieder zu Hause sind. Dann will ich mein Möglichstes thun, ihn zu befriedigen, vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldprediger auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf, was hindert, daß er indeß die historische Wahrheit meiner Erzählung bei Seite setzt und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folget aus dem bloß möglichen Falle nicht ebendas, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob Menschen, welche sehr lebhaft glauben, daß es ein höchstes Wesen giebt; daß sie arme sündige Geschöpfe sind; daß dieses höchste Wesen dem ohngeachtet durch ein andres ebenso hohes Wesen sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen die Anstalt getroffen — ob Menschen,

---

1) Die Bermudas wurden im Jahre 1522 von dem Spanier Juan Bermudez entdeckt, im Jahre 1609 durch den durch einen Sturm dahin verschlagnen Engländer Georg Somers zu colonisiren begonnen.

2) Bei dem Städtchen Saratoga im Staate Newyork wurde am 13. Oct. 1777 ein englisches Corps von den Amerikanern geschlagen.

welche das und weiter nichts glauben, Christen sind, oder keine" — in beiden Fällen nicht die nämliche? Ueberlege es doch nur selbst, lieber — Gaul! Denn was brauchst du viel, dieses zu können, ein Houyhnhnm zu sein, der du doch einmal nicht bist? Ueberlege es nur und suche es dem Herrn Hauptpastor, so gut du kannst, begreiflich zu machen. Auf jene Frage soll er antworten, auf jene Frage, und um die Colonie sich unbekümmert lassen! — Hörst du? — Hiemit lebe wohl, Gaul, und grüß mir den Schwager!

Anti-Göze.

Qui auctorem libri dogmatici absconditum mihi revelat, non tam utilitati meae quam curiositati servit; immo non raro damnum mihi affert, locum faciens praejudicio auctoritatis.

Heumannus de libr. an. et pseud.

Neunter.

(XI.)

Die Klage über meine Art zu ſtreiten konnte ich nur in dieſer nämlichen Art beantworten, und ich laſſe es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpaſtor meine Antwort ſelbſt zu einem Beweiſe ſeiner Klage macht. Warum ſollte ich ihm nicht mit gutem Vorſatze noch mehrere Beweiſe zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobſprüchen beehret, in der doppelt ſchelmiſchen Abſicht, bei flachen Leſern ein günſtiges Vorurtheil für ihn zu erſchleichen und die Gegner abzuſchrecken, die ſich etwa wider ihn rüſten möchten: dieſer Vorwurf iſt ernſthafter und verdienet eine ernſthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich dieſe ernſthaftere Antwort nicht ſo einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieſes zu können, müßte ſchon das ganze Werk des Unge-

nannten der Welt vor Augen liegen, indem sich alle meine Lobsprüche bloß und allein auf eine Beschaffenheit desselben beziehen, aus einer Beschaffenheit desselben entsprungen sind. Und aus welcher? Aus einer solchen, die sich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptsache sehr weit vom Ziele schießt. Ich habe es ein freimüthiges, ernsthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt: lauter Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keines Weges folget, und die ich gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne ihn deswegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es setzen daher auch diese Lobsprüche im Geringsten nicht voraus, daß ich ihn näher oder aus mehrern Werken kenne, noch weniger, daß ich ihn persönlich kenne oder gekannt habe.

Denn so empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpastor mag gewesen sein, daß ich geradezu gesagt, „mein Ungenannter sei des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrsamkeit sieben Gözen nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind", so getraue ich mir doch diese Aeußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von seinem Werke in den Händen ist. Der Herr Hauptpastor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrsamkeit sage, auf alle Minutissima dieser Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl schwer zu erweisen sein, daß mein Ungenannter von allen plattdeutschen Bibeln eine ebenso ausgebreitete gründliche Kenntniß gehabt als der Herr Hauptpastor.[1]) Kaum dürften ihm die verschiednen Ausgaben der Lutherischen Bibelübersetzung selbst so vollkommen bekannt gewesen sein als dem Herrn Hauptpastor, welcher so außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des seligen Mannes gewachsen. Aber Alles dieses sind doch nur Stäubchen aus der Literargeschichte, welchen mein Ungenannter nur sieben-

1) In seinen Collectaneen hat sich Lessing unter „Hamburg" notirt (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 414): „Göze hat eine vortreffliche Sammlung von Bibeln und besonders den ersten Ausgaben von Luthers Uebersetzung." Ueber ein Citat zu seiner „Historie der Niedersächsischen Bibeln", das Göze von Lessing verlangt und dieser nicht nachgeschlagen hatte, ergrimmte Göze gegen Lessing zuerst.

mal siebenmal so viel andere Stäubchen ebendaher entgegenzusetzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und so mit den übrigen Kenntnissen allen! Selbst mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, sondern nur virtualiter besaß. Die Ursache ist klar. Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen und jeden Pfad desselben zu finden wissen, sobald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten. Ein Wieviel-theilchen eines solchen Kopfes dem Herrn Hauptpastor zu Theil worden, bleibt seinem eigenen unparteiischen Ermessen anheimgestellt. Gnug, daß 7 mal 7 nur 49 macht, und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth und siebenmal mehr ist, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfordert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbescholtenen Mann genannt, und dieses setzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und persönlich kenne? — Auch dieses nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet praesumitur etc. [1]) zu decken, will ich nur gleich sagen, was für Grund in seinem Werke ich gefunden habe, ihm auch diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nämlich, obschon mein Ungenannter freilich alle geoffenbarte Religion in den Winkel stellet, so ist er doch darum so wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich schlechterdings Niemanden weiß, bei dem ich von der bloß vernünftigen Religion so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden hätte als bei ihm. Diese Begriffe trägt das ganze erste Buch seines Werkes vor, und wie viel lieber hätte ich dieses erste Buch an das Licht gebracht als ein anderes Fragment, welches mir seine voreiligen Bestreiter abgedrungen haben! Nicht sowohl, weil die speculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geschärftere Beweise gestellet worden, sondern vielmehr weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß diese Wahrheiten auf unsere Pflichten haben müssen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen

1) Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium, Jeder wird für gut angenommen, bis das Gegentheil erwiesen wird (juristischer Grundsatz).

Gottesdienst übergehen soll. Alles, was er von diesem, von diesem Einflusse insbesondere sagt, trägt das unverkennlichste Merkmal, daß es aus einem ebenso erleuchteten Kopfe als reinem Herzen geflossen, und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in ebendiesem Kopfe bei ebendiesen erhabenen Einsichten, in ebendiesem Herzen bei ebendiesen edeln Neigungen tolle vorsätzliche Irrthümer, kleine eigennützige Affecten hausen und herrschen können. „In eodem pectore", sagt Quinctilian, „nullum est honestorum turpiumque consortium, et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum." — Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Person des Wertheimischen Bibelüberseters näher zu kennen, und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Aeußerung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmidten vielen Umgang gepflogen, und ich habe sein schriftliches Zeugniß in Händen. Doch Herr Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden sein. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein wenig sehr, z. E. der, welcher von der Wolffischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmidt so ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden sein soll. Denn mit Erlaubniß des Herrn Mascho, das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolffische Definitionen gegründet, und wenn in allen übrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Herrn Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben, die Handschrift des Ungenannten habe wenigstens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht stattfinden könne, weil Wettsteins und des Spruches 1. Johann. 5, 7 darin gedacht werde.[1]) Es ist wahr, Wettsteins Neues Testament kam

1) Wolfenbüttler Beiträge IV, S. 350. 340. Vgl. über diesen Streit auch

erst 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erschienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis ist ja wohl noch älter. Allein was würde es helfen, wenn ich auch in diesen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Mascho weiß so unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den Wertheim'schen Schmidt nicht passen, daß schwerlich an diesen weiter gedacht werden kann; wenn uns Herr Mascho nur noch vorher zu sagen beliebt, woher er diese Particularia hat.

Von mir hat er sie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er sie von einem gewissen E., der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfasser der Fragmente „einen leider nur zu bekannten Ungenannten nennet", wenn dieser E. nicht vielmehr, was er so dreist in die Welt schreibt, von dem Herrn Mascho hat. Nach Belieben! Nur daß sich Keiner auf mich berufe! Denn ich für mein Theil, sobald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmidten wohl möchte übereilet haben, machte mir das Gesetz, einer solchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja, ich faßte sofort den Entschluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverlässig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei diesem Entschlusse, so mir Gott hilft, bleibt es, gesetzt auch, daß ich ihn wirklich seitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus [1]) trauen

---

die eben angeführten „Collectaneen" S. 413 f.: „Hierauf sprachen wir (Göze und Lessing) wegen s. Streitigkeit mit Semler, in welcher Göze nun wohl offenbar Recht hat. Semler hat von dem Komplutensischen Neuen Testamente gesprochen, ohne es gesehen und untersucht zu haben. Die Spanier müssen allerdings Manuscripte gebraucht haben, und der locus bei dem Johannes ist aus der Vulgata nicht übersetzt worden. Sie würden sonst, wie die Vulgata lieset, gewiß ἓν εἰσι übersetzt haben und nicht εἰς το ἓν. Es ist zwar wahr, die noch übrigen Codices haben diesen Spruch gar nicht: bis auf den Berlinischen, welchen Christian Rau oder Ravius dem Churfürsten verkaufte. Aber das geht sehr weit, den Rau darum zum Betrüger zu machen und vorzugeben, daß ihn Rau selbst aus der Komplutensischen Ausgabe abgeschrieben habe."

1) In dem Aufsatz „Gegen Mascho" nennt er ihn einen „lichtscheuen Gast" (ed. v. Maltzahn XI, 2, 141).

können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist, wo die Vernunft auf ihrem eignen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name Deß, der das bloße Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein nichts, sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftigen Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft, die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreißen; oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden: und sogleich will ebender Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben, der festen schönen Meinung, daß Dem, der an einem Sinne verwahrloset ist, nothwendig alle fünfe mangeln müssen. — So urtheilen selbst Literatores, die es sonst für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pseudonyme Schriftsteller Jagd zu machen, und ich sollte unphilosophischer urtheilen und handeln als diese Männer, welche, so zu reden, ein Recht haben, unnütze und unphilosophische Entdeckungen zu machen? „Prudentis est", sagt Heumann[1]) an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieses Stücks genommen ist, „ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus." Hier ist das quasi wirklich. Der Leser braucht nicht erst wieder zu vergessen, was er nicht weiß.

Und nun stelle man sich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich im Gefühl dieser meiner Gesinnungen folgende Stelle des Herrn Hauptpastors las*): „Zuletzt erinnere ich den Herrn L. noch, daß es nun von ihm Pflicht sei, den Verfasser der Fragmente zu nennen, da er mit der Entdeckung seines Namens gedrohet und es versucht hat, seinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, da es ihm nicht unbekannt sein kann, was für gelehrte unbescholtene Männer für Verfasser dieser Mißgeburten ausgegeben worden. Die Schuld, daß ihre Asche so unverantwort-

*) Freiwillige Beiträge, 5. B. 75.

1) Christoph August Heumann, geb. 1681, seit 1717 Rector der Gelehrtenschule und seit 1734 Professor an der Universität in Göttingen, gest. 1763.

lich besudelt wird, fällt auf ihn zurück, wofern er mit der Wahrheit länger zurückhält, und er kann solche zu offenbaren um so viel weniger Bedenken tragen, da er seinen Autor und dessen Arbeit schon vorläufig mit solchen Lobsprüchen beehret hat."

Wie? Ich soll gedroht haben, den Verfasser der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf soll sich meine Pflicht gründen, mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, so der Bewegungsgrund zur Erfüllung derselben! Ich habe gewarnet, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und schülerhaft zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch *mich* erfahren soll? daß *ich* endlich den Namen aussprechen will? — Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat, so ist es doch ein Beweis, wie er mich lieset. Er lieset nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gerne möchte, daß ich geschrieben hätte.

Anti-Göze.

Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag, wo nicht, so soll ich meiner Seelen rathen, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt. Luther.

Zehnter.

(XII.)

Fiernächst ist es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbescholtene Männer, ohne Zweifel auf Vorspiegelung der Herren Mascho und E. in Hamburg, für Verfasser der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freuet mich, daß man dort doch Mehrere kennet, die so etwas könnten geschrieben haben. Es macht Keinem Schande, wer er auch sei; und was der Herr Hauptpastor von unverantwortlicher Besudelung ihrer Asche sagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung mir in den Kopf. Asche nimmt es gar nicht übel, mit Koth vermengt zu werden, und der Geist, der diese Asche belebte, steht vor den Augen Deß, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterscheiden. Die tappende Neugierde der Sterblichen ist für Beide ein Spiel, das des Zusehens nicht werth ist, und welcher Vernünftige diese Neugierde am ersten zu befriedigen sucht, erzürnet die spielenden Kinder am meisten.

Wenn der Herr Hauptpastor unter diese neugierigen spielenden Kinder nicht selbst gerechnet werden will, so sage er doch nur, in welcher ernsthaften Absicht sonst er gern den Namen meines Ungenannten wissen möchte! Kann er seine Asche noch einmal zu Asche brennen lassen? Sollen seine Gebeine in der Erde, welche sie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen sie in Staub zermalmet, auf das Wasser geworfen, in den Wind zerstreuet werden? Die Erde, in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpastor, nimmt sie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutschland herumschreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomme zu finden, den Sie es können empfinden lassen, daß er in seiner Linie oder in seinen Nebenlinien, aufsteigend oder absteigend, einen solchen Bösewicht gehabt habe? — Wem ist es zu verargen, wenn er so heillos von Ihnen urtheilet? Denn ganz ohne Grund kann der Mensch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben in Ansehung des bekannt zu machenden Namens eines so höllischen Abenteurers, wofür Göze und die Wenigen seines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorschlag thun, indem mir der 45. Beitrag zum Reichspostreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E., welcher in dem 40. Beitrage uns versicherte, daß der Ungenannte „leider nur gar zu bekannt sei", findet nun für gut, wie er sich ausdrückt, „der sehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob ein gewisser ehemaliger berühmter Lehrer am Hamburgischen Gymnasio Verfasser der Fragmente sei, öffentlich zu widersprechen." Er fügt hinzu, „daß er dieses um so viel zuversichtlicher thun könne, da der Herr Licentiat Wittenberg Briefe von dem Sohne dieses berühmten Mannes in Händen habe, worin derselbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung erkläret, und deren Einsicht der Herr Besitzer einem Jeden, dem daran gelegen ist, gern erlauben werde."

Kann sein, kann nicht sein! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspostreiter oder an diesen mehrbelobten E. im Reichspostreiter: Wird an beiden Orten des Reichspostreiters der nämliche Mann verstanden oder nicht? — Wenn nicht der

nämliche: ist es nicht wahre Vexirerei des Publikums, sich hier des nicht rechten so feierlich anzunehmen und von dem rechten, von dem es dort leider nur gar zu bekannt war, daß er und kein Andrer der wahre Verfasser der Fragmente sei, so gänzlich zu schweigen? — Wenn aber der nämliche: was sollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu besiegeln und sich der nämlichen Lüge wegen fast zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu schlagen? Der Reichspostreiter kann sich allen Falls mit seinem Relata refero schützen, aber auch er? Der Reichspostreiter muß jeden Tag sein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu lassen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache sei; er war an Ort und Stelle, diesem Gerede sogleich auf den Grund zu kommen, er durfte nur ebenden Weg einschlagen, auf welchem die Unzuverlässigkeit desselben sich nun soll erwiesen haben. Warum ist er der Erste und Einzige, der die Lüge in die Welt schrieb? Warum ist er der Erste und Einzige, der dieser Lüge, die vielleicht Niemand geglaubt hat, jetzt widerspricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, jetzt mit guter Manier einen noch bedeutendern Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er sich beruft, zweifle ich im Geringsten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, diese Briefe einem Jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin sogar versichert, daß er sie Mehrern zeigen wird, als sie zu sehen verlangen werden. Auf diese Weise wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunschuldigste Weise verbreitet, und das erste Böse, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weise zu widerlegen bedacht sein.

Doch was kann auch wohl der Herr Licentiat dafür, wenn eine ebenso dumme als boshafte Klatsche*) (Klätscher wäre hier viel zu gut) die Unverschämtheit hat, sich auf ihn zu berufen

*) Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieser Klatsche zugleich aus dem zu erweisen, was sie von mir sagt. Auch möchte ich sie nicht gern abschrecken, sich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen, in der süßen Meinung, daß sie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar

und ihn in läppische unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat selbst nicht vollkommen mit mir einsehen sollte, wie läppisch und unnütz diese ganze Namenjagd sei, wird mich

Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht schaden. — Gleich anfangs also geifert Mutter Else, oder wie sie sonst heißen mag: „Da die schlechte Beschaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache selbst zu bleiben, so ergreife ich Nebendinge und lasse die Hauptsache unbeantwortet.“ — Mütterchen, und wenn Ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Athem heraussprudelt, so wißt Ihr doch von der Sache gerade so viel wie nichts. Aber seid doch so gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und Ihr sollt alle Eure Zähne, oder wenn Ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Else, daß ich ja nicht der angreifende Theil, sondern der angegriffene bin, und also überall mit hin muß, wohin mich Euer Seelensorger, der Herr Hauptpastor Göze, schleppt! Freilich schleppt er mich an manchen Ort, wo wir Beide nichts zu suchen haben; aber ist das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Israels dem Herrn opfern will, in das heilige Messer fallen? Ich schneide mich freilich oft genug in diesem heiligen Messer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat Euch dieser liebe Herr Seelensorger weiß gemacht, daß er sich an den bösen Nicolai bloß als an den Verleger der Allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er Euch wohl weiß machen können, aber wem er es sonst weiß machen wird, der ist der Zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der Freiwilligen Beiträge mich an Euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von Euern alten Hemden befunden, was würdet Ihr sagen? Und doch ist wahrlich Eines dem Andern nicht sehr aus dem Wege. Denn ebenso wenig Ihr wißt, was man mit Euren alten Hemden macht, ebenso wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weißes Papier drucken läßt; und er ist Das ebenso wenig verbunden zu wissen, als Ihr Jenes. Habt Ihr denn auch nie gehört, Else, daß Euer Herr Seelensorger noch bei viel mehrern Verlegern ebenso übel zu Gaste gewesen ist, als bei Nicolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nicolai? Nein, Else, glaubt mir, er hat es nicht mit Nicolai dem Verleger zu thun, sondern mit Nicolai dem Mitarbeiter an der A. B., welcher sich bis jetzt, so viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und so, so will ich mich auch an den Herrn Hauptpastor Göze wegen der Freiwilligen Beiträge halten, er mag schreien, wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt sich in dieser Bande, und das ist mir genug. Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Mißfallen zu erkennen giebt, daß seine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Silbe zu Silbe die nämlichen Sätze enthält, um deren Willen er mich so gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Else, was wißt denn Ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographisch schreiben sehen. Das klatscht Ihr wieder nur so nach und merkt nicht, daß auch Ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte oder mit sonst einem Punkte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derselben zu schaffen, daß ich schreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heißen

hoffentlich Niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und gesetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name sogar zur Prüfung der Sache schädlich werden könne, so wird er doch nicht in Abrede sein, daß er wenigstens der Ruhe und dem Leumunde aller Derer nachtheilig zu sein nicht fehlen werde, welche sich in dem entdeckten Verfasser einen Anverwandten oder Freund zu erkennen nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes steht da gern stille, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Freilich desto besser, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele setzen, welchen mancher schwache Gesell sich als seinen Gewährsmann wohl wünschen möchte. In der That wüßte ich auch selbst keinen neuern Gelehrten in ganz Deutschland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber ebendaher möchte ich auch auf diesen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir selbst in eigner verklärter Person die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, sie unter seinem Namen herauszugeben; und wenn er mir seitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erschiene und das nämliche Gesuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Versprechungen, wiederholte. Ich würde zu ihm sagen: „Lieber Geist, herausgeben will ich deine Handschrift recht gern, ob ich gleich wohl merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr ist und man mir vorwerfen wird, daß ich die schwachen Gewissen

müsse vorkommt und bekommt? Es kränkt Euch, daß ein so großer Sprachkundiger wie ich — (niemals sein wollen) — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil Ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich Euch ja wohl zurechte weisen. Nehmt also Eure Brille zur Hand und schlagt den Adelung nach! Was leset Ihr hier? „Ich komme, du kommst, er kommt; im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart: du kömmst, er kömmt.“ Also sagt man doch Beides? Und warum soll ich denn nicht auch Beides schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht: „du kömmst, er kömmt“, warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil Ihr und Eure Gevattern nur das Andre sprecht und schreibt? Ich ersuche Euch höflich, Else, allen Euern Gevattern bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen! Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein Andrer auch so schreiben soll?

nur damit ärgern wollen. Denn was dieses Aergerniß betrifft, darüber denke ich wie Luther. Genug, ich kann ohne Gefahr meiner Seele deine Schrift nicht unter den Scheffel stellen [1]). Sie hat Zweifel in mir erregt, die ich mir muß heben lassen. Und wer kann sie mir anders heben als das Publicum? Mich an den und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deshalb zu wenden, das kostet Geld und Zeit, und ich habe deren keines viel zu versplittern. Also wie gesagt, herausgeben will ich deine Schrift gern; aber warum soll ich sie nicht anders herausgeben als mit deinem Namen? Bist du in jenem Leben eitler geworden, als du in diesem warest? Oder gehöret dein Name auch mit zu den Beweisen? Wenn du auf diesem kindischen ärgerlichen Ehrgeize bestehest, so weiß ich wohl, woher du kömmst. Die Glorie, die du da um deinen Kopf hast, ist Betrug; denn du bist klein genug, noch eine andre neben ihr zu verlangen." —

Diese Phantasie erinnert mich wieder an den Vorschlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geschrieben, nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch seinem Nächsten mitzutheilen, so kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben als unselige Ruhmsucht, gloriae cupiditatem sacrilegam, und ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit Niemanden zu vergleichen als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, „ut opere pulcherrimo consumpto nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur". Als nun der Phantast diesen seinen Schwindel auf der Folter bekannte, was thaten die Epheser? Sie beschlossen, um ihn von der empfindlichsten Seite zu strafen, daß Niemand seinen Namen nennen solle, und wir würden es noch nicht wissen, wie der stolze Narr geheißen, hätte sich Theopomp [1]) in seinen Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unterwerfen

---

1) Matth. 5, 15.

2) „Illa vero gloriae cupiditas sacrilega. Inventus est enim, qui Dianae Ephesiae templum incendere vellet, ut opere pulcherrimo consumpto nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur; quem quidem mentis furorem eculeo impositus detexit. Ac bene consuluerant Ephesii decreto memoriam taeterrimi hominis abolendo, nisi Theopompi magnae facundiae ingenium historiis eum suis comprehendisset." (*Valerius Maximus* VIII, 14.)

wollen. Ich folge den weisen Ephesern, nenne trotz dem Theopomp, nach dem Beispiel des Valerius, den ungeheuren Geck auch noch nicht und trage an: Wie, wenn wir ein Gleiches unter uns ausmachten und den Frevler nie nennten (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten oder erführen), der aus Ehrsucht den Felsen sprengen wollen, auf welchen Christus seine Kirche gegründet? — Ich stelle mir vor, ich sammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis [1]) des Lutherthums, einem Ernesti, einem Semler, einem Teller, einem Jerusalem, einem Spalding ꝛc., und komme herab bis auf den kleinsten Dorfpriester, der in den Freiwilligen Nachrichten seiner Nothdurft pfleget: und Alle, Alle stimmen für Ja.

Nur Einer, Einer nur, der Hauptpastor Göze, stimmet für Nein. „Nein!" donnert er, „und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen!" fügt er hinzu, „Amen!"

---

1) Väter, Ausgehobene: die Anrede an den römischen Senat.

Anti-Göze.

Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satisfaciam.

Quinctilianus.

Elfter.

(XIII.)

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advocaten des Ungenannten erzeigen soll. Es soll in meinem Betragen gegen Diejenigen bestehen, die sich der christlichen Religion wider ihn annehmen.

Diese Rüge enthält Zweierlei, auf deren Jedes ich verschieden antworten muß. Entweder man findet es nur sonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei seinen Gegnern vertrete, oder man findet es zugleich so viel sonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir so hoch aufmutzt.

Auf Ersteres glaube ich schon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erkläret, nicht als Advocat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen. Ich spreche bloß als ehrlicher Mann, der ihn nur so tumultuarisch nicht will verdammt wissen. Höchstens spreche ich so, als ein zugegebner Advocat für einen Verbrecher spricht, und rede nur statt seiner,

und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in seine Seele. Hierzu aber bin ich um so mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von seinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrath an der Unschuld, er mag nun viel oder wenig Anspruch auf Unschuld machen können, wenn ich in diesen mehrern Papieren das Geringste, das ihm auf irgend eine Weise zu Statten käme, fände und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von mir um so viel größer, da ich ungebeten sein Herausgeber geworden bin und als literarische Proben Stücke aus ihm mitgetheilet habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen sein lassen, was sie sein sollen? Warum hat man sie einer größern Aufmerksamkeit gewürdiget, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungspartikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwiesenes beziehet, für bloßes Blendwerk ausgegeben und dadurch sowohl meine als seine Redlichkeit in den liebloseſten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederholen, da es einmal gestanden ist.[1]) Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegenzusetzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann Niemand sein als das Publicum.

1) Die Worte von hier an bis: „wie beweisen Sie das?" sind fast gleichlautend aus dem unvollendeten Aufsatz „Gegen Maſcho" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 141) genommen worden, woraus sich ergiebt, daß Lessing, als er den elften „Anti-Göze" schrieb, schon entschlossen war, diesen Aufsatz nicht zu veröffentlichen. Derselbe fängt an: „Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das Geringste gegen die Fragmente schreiben oder auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort meine Augen selbst dabei zu haben. — Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen, in die Welt gezogen. Also bin ich ihm meine Vorsprache schuldig: so oft Unwissenheit oder Stolz die Nase über ihn rümpfen. — Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich ꝛc."

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publico empfängt? Ich muß Jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: „Wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das?" Auch werde ich mich mit der ersten der besten Antwort des ersten des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre, so ist das Beste doch nicht immer gut, und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advocaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr (weil es doch einmal Advocat heißen soll) als den Advocaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene Advocat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Clienten lange genug angehöret, sich ein Langes und Breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt*), „in aliam rursus ei personam transeundum est *agendusque adversarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura". Gerade so auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion sodann am schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am schlimmsten meinen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion „interrogare quam *infestissime* ac premere", weil auch hier „dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus", weil auch hier „optimus est in dicendo patronus incredulus".

Nun habe ich freilich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenig Genüge leisten können. Aber ich hoffe in Zukunft es besser zu thun, und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme

*) Quinctilianus, L. XII.

für die Sache bestehen können, welche allein Quinctilian bei seinem infestissime kann gedacht haben.

„Ei nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpastor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieser Rüge. „Ei nun ja! Da verlasse sich Einer darauf und binde mit ihm an! Wir haben die Erfahrung davon, ich und sein Nachbar. Wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er wider uns geschrieben!“

Fühlen Sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht, aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis diese Stunde ihn noch in nichts widerlegt, Sie haben bloß auf ihn geschimpft. Sie sind bis diese Stunde nur noch als mein Gegner anzusehen, nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächst dem haben Sie wider diesen Gegner des Ungenannten sich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten sich hätten erlauben müssen. Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldiget, Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldiget. Sagen Sie selbst, wissen Sie infamirendere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht anders als den Hut in der Hand gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehn bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund: „Er ist toll!“ wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern, und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion!) der Art sei, „in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus.“ Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr und nichts weiter. Aber ebenso oft Firniß des

Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg sein und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht sein, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern? —

Dieses ist nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt als den Herrn Hauptpastor. Bloß sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle; bloß dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt; bloß dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein großer Theil auf mich zurücke spritzt, hat mich im Fortgang des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu sein mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das Bitterste ist doch wohl, daß ich von ihm gesagt habe, „er schreibe im Schlafe"? Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schließen, daß das Testament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich sein könne? Nun wohl, so hat Hieronymus, aus welchem ich das Testament Johannis genommen, ebenso wenig von dieser Liebe gehabt als ich, und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch ebenso viel habe als Hieronymus, wenn schon nicht ganz so viel als der Herr Hauptpastor Göze, der seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht[1]) als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nämlich schreibt er mit dürren Worten: „Ego reor, et nomen tibi *κατ' ἀντίφρασιν* impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis quam lethargo." Auch wieder-

1) Anspielung auf Göze's Streit mit Alberti, über welchen dieser starb.

holt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er von dem Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl ebenso oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in seinem Schlafe zu stören mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im Geringsten nicht, daß der Nachbar selbst diesen kleinen Spaß so hoch aufgenommen haben sollte, daß er sich mit mir nicht weiter abzugeben beschlossen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren, und lieber will ich gleich hier mit folgenden Worten des Augustinus ihn um Verzeihung bitten: „Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec me vicissim laedendo malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris inscriptis meis.“ —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun, welchem Gegner meines Ungenannten sonst ich auf eine unanständige abschreckende Art begegnet bin, als mit Eins ein Ritter, das Visir weder auf- noch niedergeschoben, in den Kampfplatz gesprengt kömmt, und gleich von weitem in dem wahren Ton eines Homerischen Helden mir zuruft*): „Ich sollte —? Woher wissen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr —?“ Und hierauf ein Geschrei über Verleumdung und ein Hochzeitbitter-Beweis, daß ein Subrector in einer Reichsstadt ebenso viel sei als ein Bibliothekar, der Hofrath heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniß, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrector? Wahrlich? O wie bedaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Göze wider alle mein Wollen so in den Harnisch geschrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt; ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen; ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie sagen selbst, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht sei. Und leicht möglich, daß sie es wirklich nicht ist, obgleich der Herr Hauptpastor Göze sie um ein Großes so vorstellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zweiten Abschnitte den Unfug be-

*) Anti-Lessing.

klagen, daß man die christliche Religion in deutscher Sprache bestreite. Wie wenn ich es also nur mit diesem Manne zu thun hätte, der Alles für Unfug erkläret, was nicht in seinen Kram taugt? Wie, wenn ich es nur mit Denen zu thun hätte, die mir diese nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verstehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subconrector, sondern Subrector. Warum muß ich denn Diesen lieber in Jenen herabgewürdiget, als unter Jenem Diesen gar nicht gemeint haben? Darf ich einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector ist? Oder wollen Sie den Unterscheid zwischen objectiver und subjectiver Religion zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben, so daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie sind ein wenig sehr stolz, aber doch noch hitziger als stolz, und mich jammert Ihrer Classe! So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.

Daß er diesen Anti-Göze fortsetzen wollen, erhellet daraus, daß ich unter seinen Papieren einen Bogen finde, darauf der Titel zum 12ten Stück, so wie er abgedruckt werden sollen, steht und so heißt:

Anti-Göze.

Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum.
Cicero. [Phil. III, 11.]

Zwölfter.

Braunschweig 1778.

(K. G. Lessing, „Theologischer Nachlaß", S. 22.)

Gotth. Ephr. Leſſings

Nöthige Antwort

auf eine ſehr unnöthige Frage

des Hrn. Hauptpaſtor Göze in Hamburg.

Endlich ſcheinet der Herr Hauptpaſtor Göze, nach ſo langem ärgerlichen Aufheben[1]), welches nur bei der ſchlechteſten Art von Klopffechtern in Gebrauch iſt, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigſtens äußert er nun*), daß er auf den Punkt, über welchen er mit mir ſtreite —

> ob die chriſtliche Religion beſtehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge, wenn ſie ſchon längſt verloren gegangen wäre, wenn ſie niemals geweſen wäre —

ſich ſofort weiter gehörig einlaſſen wolle, ſobald ich eine beſtimmte

*) Leſſings Schwächen, Zweites Stück, S. 66.

1) Vgl. unten den erſten „Brief an Walch“: „Die Naturaliſten können dir großes Aufheben von der chriſtlichen Religion machen.“ II, S. 125: „Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen.“ Wörterbuch zu Logau (ed. v. Maltzahn V, S. 345): „Aufgehebe, das; ein Kunſtwort der Klopffechter, worunter ſie

Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anforderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem er sich einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir zu entziehen für gut findet. Er sagt nämlich*): der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpastor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiß sich rein und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpastor versichert zu sein vorgiebt**), „daß ich, wenn ich voraus hätte sehen können, daß die Controvers diesen Lauf nehmen werde, mich wohl gehütet haben würde, mich so frühzeitig zu verrathen und die wahren Gedanken meines Herzens zu offenbaren."

Ich habe nichts mehr gewünscht als das, und es soll sich gleich zeigen, wer von uns Beiden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar, mit der längern Nase nun abziehen wird.

Denn kurz, ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann: daß ich unter der

*) S. 64. — **) S. 69.

---

alle die Ceremonien und Fechterstreiche verstehen, mit welchen sie ihren Kampf beginnen. Diese Bedeutung muß man wissen, um das 2624te Sinngedicht unsers Logau's über die Gicht zu verstehen:

Was man auch der Gicht immer Schuld gleich gebe,
Ist sie fechtrisch doch, macht manch Aufgehebe.

Und eben daher kömmt auch der sprichwörtliche Ausdruck: viel Aufhebens machen; den man eigentlich nur von unnöthigen, prahlerhaften Vorbereitungen brauchen sollte. Weil man aber nach und nach diese wahre Ableitung vergessen und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben sei nach dem lateinischen extollere (laudibus) gemacht worden (gleichwie man erheben für loben wirklich daraus gemacht hat), so hat man hernach den Begriff eines übermäßigen Lobes, einer Prahlerei überhaupt damit verbunden."

christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whistonsche[1]) Falle träumen lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das sogenannte Symbolum der Apostel und das sogenannte Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht ist, daß diese zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieser Erklärung könnte ich es bewenden lassen und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm, zu beweisen:

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre;
2) warum diese Lehren längst verloren gegangen sein müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;
3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre.

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht Schuld haben und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Herr Hauptpastor jeder Zeit festhalten kann. Nur muß er mich bei keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er seinen Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit zu einem Inquisitionsverhör werden. Genug, daß er ungefähr daraus sieht, was ich in recessu habe, und worauf er sich gefaßt halten muß.

§. 1. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heißt bei den ältesten Vätern Regula fidei.

§. 2. Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des Neuen Testaments gezogen.

§. 3. Diese Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testaments existirte.

---

1) William Whiston (geb. 1667, gest. 1752), als Mathematiker ein Schüler Newtons, als Theologe der Hauptvertreter des Unitarismus in England.

§. 4. Diese Regula fidei ist sogar älter als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher, die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zusammengebracht wird, ist ja wohl früher als die Gemeinde.

§. 5. Mit dieser Regula fidei haben sich nicht allein die ersten Christen bei Lebzeiten der Apostel begnügt, sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christenthume gehalten.

§. 6. Diese Regula fidei also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, und nicht die Schrift.

§. 7. Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, nicht Petrus und dessen Nachfolger.

§. 8. Die Schriften des Neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzelnen Stücke, welche sie ohngefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bei Einigen von uns nach Luthers Zeiten stehen.

§. 9. Die Laien der ersten Kirche durften diese einzelnen Stücke gar nicht einmal lesen, wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10. Es ward sogar den Laien der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§. 11. Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilet worden. Nach ihrer mehrern Uebereinstimmung mit der Regula fidei ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden, und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12. Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätiget worden.

§. 13. Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion

ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen.

§. 14. Der Beweis, daß der heil. Geist durch seine Leitung es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen.

§. 15. Die Authentie der Regula fidei ist viel leichter und richtiger zu erweisen als die Authentie der neutestamentlichen Schriften.

§. 16. Auf die unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei ist auch weit sichrer die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man jetzt auf die Authentie der neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeinet; welches eben, um es beiläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17. Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18. Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19. Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften in Absicht der Glaubenslehren ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer obenan stehen und, sofern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Beläge derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20. Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte zur Seligkeit nicht nothwendig, kann wahr oder falsch sein, kann so oder so verstanden werden.

Diese Sätze habe ich aus eigner sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammlet, und ich bin im Stande, mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen als ich, und es ist gar nicht wahr, daß

so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich Manche wohl einbilden und Manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beifügen und zugleich den besondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die christliche Religion in Absicht ihrer jetzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers schon noch Gelegenheit geben, besonders, wenn es dem Herrn Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerei abzusondern und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so viel mehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich ebender Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will.

Der nöthigen Antwort

auf eine sehr unnöthige Frage

des Herrn Hauptpastor Göze in Hamburg

Erste Folge.

Si licet et falsi positis ambagibus oris
Vera loqui sinitis — — —

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe, ohne Anstand abgegeben. Aber anstatt des Beweises, den ich darauf erwarte, den Herr Göze darauf versprochen (nämlich, daß diese christliche Religion sich nothwendig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie ohne Bibel weder werden noch dauern können), muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit sei, einen dergleichen Beweis von ihm zu fordern.

„Diese Forderung", sagt er[1]), „ist so ungereimt, als eine sein kann. Ich bin in dieser Sache der Respondent. Herr L. ist der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Christen, von allen Lehrern der christlichen Kirche, ohne

1) Lessings Schwächen, drittes Stück, S. 128.

Unterschied der verschiedenen Parteien, in welche dieselbe getheilet ist, selbst die Socinianer nicht ausgenommen, als ein keinem Zweifel unterworfener Grundsatz angenommen ist: daß die Bibel der einige Lehrgrund der christlichen Religion ist, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzet werden, also nicht bestehen könne."

Ich will mich auf jene Kathederetikette, welche ebensowohl für mich als für ihn zu erklären ist, nicht einlassen. Wer beweisen kann, läßt sich nicht lange nöthigen, zu beweisen. Ich will nur sogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen suchen und rund heraus erklären:

1) daß es nicht wahr ist, daß alle Lehrer der christlichen Kirche ohne Unterschied der verschiedenen Parteien die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion halten;
2) daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht.

1. Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich-katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen, indem bei ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist; indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage oder sagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollen, sich nachgebender hierüber erklärt, so geht mich dieses nichts an, und der eigentliche Lehrbegriff der römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind, sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein Lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat[1]) einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen

1) Wittenberg. Vgl. oben den Anfang des achten „Anti-Göze".

Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen, die bloß das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten sein soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiscale in Acht nehmen![1]) Denn es wird dem Reichsfiscale leicht begreiflich zu machen sein, daß nur sie und Ihresgleichen die Stänker[2]) sind, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem sie Alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern sage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Christi nicht mit ins Neue Testament bringt, wer sie nur aus dem Neuen Testamente holen will, dem ist sie bald

---

1) An Karl Lessing, den 23. Juli 1778: „Vom Corpore evangelico ist nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beiden sehr zu fürchten habe. Denn (du wirst zwar lachen) ich habe ein sicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen und unter sich selbst uneins zu machen, so wie Paulus das Synedrium. Nämlich, da die mehresten Glieder desselben Katholiken sind, so darf ich meine Sache nur so vorstellen, daß in der Verdammung, welche die Lutherischen Geistlichen über mich aussprechen, eigentlich die Verdammung aller Papisten liegt, welche die Religion eben so wenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein, wollen gegründet wissen als ich. In dieser Absicht habe ich bereits auch einen Bogen geschrieben, den ich dir hiermit beilegen will." (Die „Nöthige Antwort".) An Elise Reimarus, den 9. August 1778: „Es freut mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm (Götzen) Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion *glaube*, sondern was ich unter der christlichen Religion *verstehe*: so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium [Apost.-Gesch. 23, 7]; und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird, nämlich nur zu verhindern suchen, daß die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden."

2) Wörterbuch zu Logau (ed. v. Maltzahn V, S. 383): „*Stänker*, in der niedrigen Sprache so viel als Zänker. Sinngedicht 911." Vgl. ebenda XI, 2, S. 170.

abdisputirt. Daher ist den Socinianern der Grundsatz, daß sowohl die Gottheit Christi als die übrigen Wahrheiten der christlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangelisten und Apostel erwiesen werden müssen, sehr willkommen gewesen, und es läßt sich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Christi, daß es die Arianer gewesen, welche ihn zuerst angenommen haben. —

Also nur alsdann, wenn Herr Göze sowohl dieses als jenes abzuleugnen und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande ist, will ich ihm allen Falls den Beweis des Hauptsatzes, zu welchem er sich anheischig gemacht hat, schenken und den Erweis meiner Gegensätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweisen kann, wovon er so trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweisen brauche. Denn wenn er nicht damit sagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müsse, so muß es wenigstens doch anderswo erwiesen sein, und er kann ja diesen anderswo geführten Beweis, mich zu beschämen, mit leichter Mühe abschreiben oder auch nur mit einem Worte nachweisen.

Ich sage, daß ich sodann meine Gegensätze zu erweisen nicht anstehen will. Aber werde ich damit nicht zu spät kommen? Hat Herr Göze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus[1]) alle meine 20 Gegensätze auf einmal niedergeschlagen? „Da die Kirchenväter", sagt er, „bei Herr Lessing mehr gelten als die Bibel" — (Verleumdung! die neutestamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr als die ersten Kirchenväter) — „so will ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo entgegensetzen, welche sein Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebenen 20 Sätze auf einmal niederschlagen kann. Dieser ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts schreibt adv. Haer. lib. III, cap. 1: „Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus quam

1) Vgl. unten den ersten „Brief an Walch": „Kaum daß er (Göze) auf die kurzen Sätze, die Ew. Hochwürden kennen, und die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken, ein einziges abgedroschenes Stellchen aus dem Irenäus erwiderte! Und als ich auch diesem Stellchen die Ehre anthat, mich darauf einzulassen: wie gesagt; nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der freiwilligen Beiträge und des Postreuters war mit ihm zugleich verstummt!"

per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum.“ Es wird sich zeigen, ob Herr Lessing Stellen in Vorrath habe, welche hinlänglich sein werden, dieses Zeugniß niederzuschlagen.“

Und was sich jetzt schon zeigt, ist dieses, daß Herr Göze, wenn er sich in der Geschwindigkeit nicht besser beritten macht, auf dem ausgeschriebenen Turniere nur eine sehr armselige Figur spielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citiret, selbst gelesen? Unmöglich! Er hat dieses einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Luther'schen Polemik, bloß aufgelesen. Denn er legt wider alle Grammatik, wider allen Zusammenhang einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, sondern der Sinn der Luther'schen Polemik ist, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus sagt in dieser Stelle schlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden. Wenn er dieses hätte sagen wollen, müßte es heißen: „in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae *futuris*.“ [1]) Aber es heißt nicht *futuris*, sondern *futurum*, und bezieht sich nicht auf scripturis, sondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, sondern den wesentlichen Inhalt der Evangelien ohne Rücksicht auf dessen Verzeichnung bedeutet. Herr Göze selbst, in der beigefügten Uebersetzung dieser Stelle, hat nicht anders construiret, und nur bei ihm ist es begreiflich,

1) An Ebert, den 28. December 1778: „Noch mehr aber (danke ich Ihnen) für Ihre Bemerkung in der bewußten Stelle. Allerdings wäre fundamentum et columnam futuris ein Donatschnitzer; und ich weiß nicht, wo ich die Gedanken gehabt haben muß. Indeß thut dieser Schnitzer meiner Behauptung ganz und gar nichts. Denn wenn nun vollends Irenäus, falls er das hätte sagen wollen, was ihn Göze sagen läßt, müßte geschrieben haben: in scripturis nobis tradiderunt fundamento et columna fidei nostrae futuris: so ist es ja klar, daß fundamentum et columnam futurum, wie er wirklich geschrieben hat, sich nicht auf scripturis beziehen kann und futurum nicht etwa bloß ein Schreibfehler für futuris ist. — Aber warum Sie meinen, daß Irenäus überhaupt eine ganz andere Wendung hätte nehmen müssen, wenn futurum, verwandelt in futuris, sich auf scripturis beziehen sollte: sehe ich doch nicht. Denn scriptura fundamento et columna (im Ablativo) fidei nostrae (im Dativo) futurae, ist doch gut Latein; wenn Sie auch nicht wollen, daß fundamento et columna bloß von futuris regiert würden.“

wie man so leichte Worte anders construiren und anders verstehen kann. Das Evangelium ist der Grund und Pfeiler unsers Glaubens; wer leugnet das? Allein das Evangelium ist ebensowohl ein praeconatum als ein scripturis traditum, und das futurum muß sich ebensowohl auf jenes als auf dieses beziehen. Ebensowohl das bloß gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unsers Glaubens sein können als das aufgeschriebene. — Daß dieses der wahre Sinn des Irenäus ist, erhellet aus den folgenden Capiteln unwidersprechlich. Und wenn er besonders im 4ten sagt: „Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis, quibus committebant Ecclesias", hat er auch wie Göze geglaubt, daß die christliche Religion nothwendig hätte untergehen müssen, wenn die Apostel nichts geschrieben hätten? Wenn er fortfährt: „Cui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium quae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium", hat er auch gelehrt wie Göze, daß der heilige Geist ohne Schrift nichts vermöge, daß kein Glaube ohne Schrift möglich sei? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführet, hinzusetzt: „Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt, quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem propter fidem perquam sapientissimi sunt et placent Deo, conversantes in omni justitia et castitate et sapientia", hat er auch wie Göze den Gebrauch der Bibel allen und jeden Christen für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch wie Göze wegen meiner Fiction eines Volks, das ich ohne Bibel Christen sein lasse, verdammet haben? —

Was ich oben von den Arianern sage, daß sie die Ersten gewesen zu sein scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, gründet sich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäischen Concilio wissen. Die Geschichte dieses Concilii selbst kann Herr Göze

doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 protestiret? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweises, den ich zu seiner Zeit führen will, in Voraus zeigen.

§. Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit hat sich auf dem Nicäischen Concilio nur schlecht erwiesen. Durch die Schrift ist auf demselben schlechterdings nichts ausgemacht worden.

§. Arius und seine Philosophen blieben auf ihren Köpfen, und nur zwei der letztern wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§. Der eine Philosoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch das bloße Glaubensbekenntniß auf eine wunderbare Weise erleuchtet.

§. Die Mitwirkung des heiligen Geistes bei dem bloßen Glaubensbekenntnisse war also noch damals nichts Befremdendes.

§. Hingegen zeigte sich von der Mitwirkung des heiligen Geistes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringste Spur.

§. Denn der zweite Philosoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, sondern durch ein paar menschliche, nicht einmal sehr passende Gleichnisse überredet.

§. Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im Geringsten nicht ein, ihren Lehrsatz aus der Schrift auch nur erweisen zu wollen. Sie hatten bloß die Herablassung, auf die Schriftstellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böse zu antworten.

§. Sie gaben ihren Lehrsatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten sei, sondern für eine Wahrheit, die sich von Christo unmittelbar herschreibe und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§. Sie erwiesen also nur, daß die Schrift diesen Ueberlieferungen nicht widerspreche.

§. Und der Gebrauch, den sie sonach von der Schrift machten, war ein ganz anderer als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat, welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, sondern aus der einzigen Schrift

unmittelbar bestimmt wird, was uns hätte überliefert werden sollen.

§. Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen, so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im Geringsten etwas von dem Christenthume zu wissen, das ganze Christenthum aus den neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr.

§. Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl schwerlich ein vernünftiger Mann zu den neutestamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Christenthum vorher zu kennen, und die Kunst, es wieder zu vergessen, wenn er zu dieser vermeinten einigen Quelle nun selbst kommt, noch soll erfunden werden.

Neue Hypothese über die Evangelisten,

als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet. [1])

Vorrede.

Dies sind die ersten Linien eines Werkes, an welchem ich seit vielen Jahren arbeite. Meine Absicht war freilich, es nicht eher als ganz vollendet der Welt vorzulegen. Doch es sind Umstände eingetreten, welche mich nöthigen, einen Vorschmack davon zu geben.

Denn ich bin bei den Haaren dazu gezogen worden [2]), mich über gewisse Dinge zu erklären, die mit gegenwärtiger Hypothese sehr genau zusammenhängen. Wenn ich mich nun auch in dieser oder in jenen oder in beiden irren sollte, so wird man doch finden, daß ich nicht ohne Karte, und daß ich nach einer und der nämlichen Karte geirrt habe, die man für falscher ausschreiet, als sie bei sorgfältigen Nachmessungen sich wohl finden möchte. — Den wahren Weg einschlagen, ist oft bloßes Glück; um den rechten Weg bekümmert zu sein, giebt allein Verdienst.

Da übrigens nur von einer Hypothese die Rede ist und ich die höhere Würde der Evangelisten weder bestreite noch leugne,

1) Theologischer Nachlaß, S. 45—72.

2) Vgl. unten „zu Nathan dem Weisen" und „Bibliolatrie".

diese höhere Würde vielmehr bei meiner Hypothese selbst noch sehr wohl bestehen kann, so werde ich hoffentlich nicht mehr Anstoß und Aergerniß geben, als ich zu geben willens bin.

Daß ich aber nur diejenigen Gottesgelehrten, deren Geist ebenso reich an kalter kritischer Gelehrsamkeit als frei von Vorurtheilen ist, für meine Schöppen und Richter erkennen und auf das Urtheil aller übrigen dieses Standes, so verehrenswürdig sie mir aus andern Ursachen auch immer sein mögen, nur wenig achten werde, versteht sich von selbst.

---

§. 1. Die ersten Anhänger Christi waren lauter Juden und hörten nach dem Beispiele Christi als Juden zu leben nicht auf.*) Ihnen gaben die übrigen Juden den Namen Nazarener, worüber ich mich bloß auf Apostelgeschichte 24, 5 zu beziehen brauche.

§. 2. Freilich mochten ihnen die Juden wohl diesen Namen aus Verachtung beigelegt haben. Es war aber doch auch sehr in der Denkungsart der Jünger Christi, daß sie einen Zunamen, den sie mit ihrem Meister gemein hatten, nicht weit von sich warfen, sondern die ihnen dadurch zugedachte Schande durch freiwillige Annehmung in Ehre kehrten.**)

§. 3. Daher konnte sie auch nichts bewegen, sich dieses Namens bald wieder zu entschlagen. Vielmehr stehet zu glauben, daß auch da noch, als der Name Christen in Antiochia aufgekommen und längst allgemein geworden war, die palästinischen Judenchristen***)

*) Denn wenn auch einige Judengenossen darunter waren, so waren es doch sicher nicht bloß Judengenossen des Thores, sondern Judengenossen der Gerechtigkeit, welche mit der Beschneidung das ganze Mosaische Gesetz übernommen hatten[1]), so wie Nicolaus, Apost.-Gesch. 6, 5.

**) Epiphanius sagt dies ausdrücklich: „*Οἱ του Χριστου μαθηται — ἀκουοντες παρα ἀλλων Ναζωραιοι, οὐκ ἠναινοντο τον σκοπον θεωρουντες των τουτο αὐτους καλουντων, ὁτι δια Χριστον αὐτους ἐκαλουν.*“ Haeres. XXIX.

***) Wenigstens zum Theil. Denn woher wäre es sonst gekommen, daß sich noch viele Jahrhunderte später in ebenderselben Gegend, unter ebendemselben Namen eine Art Christen erhalten hätte, welche die nämlichen Grundsätze bekannten und in gänzlicher Absonderung von der allgemeinen Kirche lebten, die vornehmlich aus Heiden gesammelt war?

1) Vgl. oben das Fragment des Reimarus „Von Duldung der Deisten“.

jenen ihren ältern Namen Nazarener vorzüglich werden geliebt und um so williger werden beibehalten haben, je geschickter er war, sie von den unbeschnittenen Christen zu unterscheiden, gegen welche sie noch immer eine kleine Abneigung unterhielten, wovon im Neuen Testament Spuren die Menge zu finden.

§. 4. Wäre nun wohl ohne Gefahr anzunehmen, daß jene ältesten Nazarener sehr früh, sehr bald nach dem Tode Christi eine geschriebene Sammlung von Nachrichten gehabt, welche Christi Leben und Lehren betroffen und aus den mündlichen Erzählungen der Apostel und aller derjenigen Personen erwachsen waren, welche mit Christo in Verbindung gelebt hatten? — Warum nicht?*)

§. 5. Und wie würde sie ohngefähr ausgesehen haben, diese Sammlung? — Wie eine Sammlung von Nachrichten, deren Anfang so gering ist, daß man der ersten Urheber ohne Undank vergessen zu können glaubt, welche hierauf gelegentlich von mehr als Einem vermehrt und von mehr als Einem mit aller der Freiheit abgeschrieben worden, deren man sich mit dergleichen Niemanden zugehörigen Werken zu bedienen pflegt — wie eine dergleichen Sammlung, sage ich, nur immer aussehen kann. Im Grunde stets die nämliche, aber bei jeder Abschrift bald in etwas verlängert, bald in etwas verkürzt, bald in etwas verändert, so wie der Abschreiber oder der Besitzer der Abschrift mehrere oder bessere Nachrichten aus dem Munde glaubwürdiger Leute, die mit Christo gelebt hatten, eingezogen zu haben glauben durfte.**)

§. 6. Und wenn man endlich doch einmal aufhören müssen, diese Sammlung zu vermehren oder zu verändern, weil doch endlich

*) Was ich hier bloß postulire, wird sich in der Folge zeigen, daß es wirklich so gewesen. Man müßte gar nicht wissen, wie neugierig die Menge nach Allem ist, was einen großen Mann betrifft, für den sie einmal sich einnehmen lassen, wenn man mir diesen Heischesatz streitig machen wollte. Und will Menge immer eine größere Menge werden, so ist natürlich, daß man sich Alles von Hand zu Hand reicht, was man von dem großen Manne nur in Erfahrung bringen können, welches endlich schriftlich geschehen muß, wenn die mündliche Mittheilung nicht mehr reichen will.

**) Wenn wir jetzt neuerer Zeit wenige oder keine Beispiele von solchen wie Schneebälle bald wachsenden, bald wieder abschmelzenden historischen Nachrichten haben, so kommt es daher, daß gar bald eine oder die andere der ersten Abschriften durch den Druck ihre umschriebene Consistenz erhält. Wer indessen alte geschriebene Chroniken von großen Städten oder vornehmen Familien öftere Ge-

die zeitverwandten Leute aussterben mußten, aus deren glaubwürdigen Erzählungen es Jeder thun zu können glaubte, wie würde sie wohl sein betitelt worden, diese Sammlung? — Entweder, bilde ich mir ein, nach den ersten Währmännern der darin erhaltenen Nachrichten, oder nach Denen, zu deren Gebrauch die Sammlung vornehmlich wäre gemacht worden, oder nach Dem oder Jenem, welcher der Sammlung zuerst eine bessere Form gegeben oder sie in eine verständlichere Sprache gebracht hätte.

§. 7. Wenn sie nach den ersten Währmännern wäre benennt worden, wie würde sie wohl geheißen haben? — Die ersten Währmänner waren alles Leute, die mit Christo gelebt, ihn mehr oder weniger gekannt hatten. Sogar gehörten darunter eine Menge Weiber, deren kleine Anekdoten von Christo desto weniger zu verachten waren, je vertraulicher einige derselben mit ihm gelebt hatten. Aber vornehmlich waren es doch seine Apostel, als aus deren Munde sich ohnstreitig die mehresten und zuverlässigsten Nachrichten herschreiben. Sie hätte also geheißen, diese Sammlung — (das Wort Evangelium in dem Verstande einer historischen Nachricht von Christi Leben und Lehren genommen) — das Evangelium der Apostel.

§. 8. Und wenn sie nach Denen wäre benannt worden, zu deren Gebrauche sie besonders gemacht gewesen, wie hätte sie da geheißen? — Wie anders als das Evangelium der Nazarener? Oder bei Denen, welche das Wort Nazarener nicht hätten brauchen wollen, das Evangelium der Hebräer. Denn als paläſtinischen Juden gehörte auch den Nazarenern dieser Name mit allem Rechte.

§. 9. Endlich wenn sie nach Dem oder Jenem wäre benannt worden, welcher ihr zuerst eine bessere Form gegeben oder sie in eine verständlichere Sprache übersetzt hätte, wie hätte sie da geheißen? — Wie anders als das Evangelium Des und Des, der sich dieses Verdienst um sie gemacht hätte? —

§. 10. Bis hieher werde ich meinen Lesern scheinen mich in

legenheit gehabt zu durchblättern, wird wohl wissen, wie weit jeder Besitzer eines jeden besondern Exemplars derselben sein Recht des Eigenthums, so oft es ihm beliebt, auch über den Text und desselben Länge oder Kürze auszudehnen sich für erlaubt gehalten.

leere Vermuthungen verlieren zu wollen, wo sie ganz etwas Anderes von mir erwarten. — Aber nur Geduld! was sie bis jetzt leere Vermuthung dünkt, ist nichts Anderes und nichts mehr, als was ich von glaubwürdigen historischen Zeugnissen abstrahiret habe, welche jeder Andere, der weniger behutsam zu gehen gedächte, als unmittelbare Beweise seines Vorgebens vielleicht gebraucht hätte.

§. 11. Es findet sich nämlich, daß die Nazarener des 4. Jahrhunderts gerade eine solche Sammlung von Nachrichten, Christum und Christi Lehre betreffend, nicht allein wollen gehabt haben, sondern auch wirklich gehabt haben. Sie hatten ein eigenthümliches chaldäisch-syrisches Evangelium, welches bei den Kirchenvätern bald unter dem Namen des Evangeliums der Apostel, bald unter dem Namen des Evangeliums der Hebräer, bald unter dem Namen des Evangeliums Matthäi vorkömmt. Jenes zu Folge des ersten Grundes einer nähern Benennung, §. 7; dieses zu Folge des zweiten, §. 8; und das — vermuthlich zu Folge des dritten, §. 9.

§. 12. Ich sage vermuthlich, und in meiner ganzen Hypothese ist dieses die einzige Vermuthung, die ich mir erlaube, und worauf ich baue. Auch beruhet sie auf so viel Gründen, daß in der Welt keine historische Vermuthung sich finden muß, die es mehr verdienet, für historische Wahrheit angenommen zu werden.

§. 13. Und dennoch will ich aus dieser Uebereinstimmung des wirklichen Evangelii der spätern Nazarener aus dem 4ten Jahrhunderte mit einem bloß angenommenen Evangelio, wie es die allerersten Nazarener mußten gehabt haben, wenn sie eines gehabt hätten, noch nicht so geradezu schließen, daß jenes nothwendig dieses müsse gewesen sein. Denn man kann sagen, daß die spätern Nazarener Ketzer und die allerersten Nazarener bloß schwachgläubige Judenchristen gewesen, daß also jene wohl etwas zusammengeschrieben haben könnten, wovon diese nie etwas gewußt.

§. 14. Laßt uns also so bedächtig gehen als möglich. — Hat jemals ein Kirchenvater, der des Evangelii der spätern Nazarener gedacht, einen solchen Verdacht geäußert oder nur mit einem Worte darauf gezielt? — Niemals; kein einziger.

§. 15. Haben nicht vielmehr die gelehrtesten und scharfsichtigsten Kirchenväter immer mit einer Art von Achtung davon

gesprochen? nicht zwar als von einem durch den heiligen Geist eingegebenen Evangelio, aber doch als von einem unstreitig alten, zu oder kurz nach den Zeiten der Apostel geschriebenen Werke? — Allerdings.

§. 16. Hat nicht mehrmalen einer derselben, welcher ohne Zweifel der einzige von allen Kirchenvätern war, der ein chaldäisch-syrisches Werk brauchen konnte, sogar verschiedene Stellen daraus zur Erläuterung des griechischen Textes oder der vorhandenen Evangelisten anwenden zu dürfen geglaubt? — Allerdings; Hieronymus nämlich.

§. 17. Hat nicht ebendieser Hieronymus es sogar zu übersetzen und in zwei verschiedene Sprachen zu übersetzen für werth gehalten? — Das sagt er selbst.

§. 18. Was hat man also denn noch für Ursache, zu leugnen, daß das Evangelium der spätern Nazarener sich von den ältesten, ersten Nazarenern hergeschrieben? Ist es vielmehr nicht ganz glaublich, daß das syrisch-chaldäische Evangelium, welches zu des Hieronymus Zeiten in den Händen der damaligen Nazarener oder Ebioniten war, auch in den Händen der Nazarener zu den Zeiten der Apostel werde gewesen sein? daß es das geschriebene Evangelium werde gewesen sein, dessen sich selbst die Apostel zuerst bedienten?

§. 19. Die spätern Nazarener *hießen* freilich Ketzer; aber sie *waren* doch im Grunde keine anderen Ketzer als die alten Nazarener, die noch nicht Ketzer hießen, wie aus dem Stillschweigen des Irenäus zu schließen. Denn die Einen sowohl als die Andern glaubten, das Mosaische Ceremonialgesetz nebst dem Christenthume beibehalten zu müssen.

§. 20. Daß die spätern Nazarener überhaupt die ältern Nazarener ganz und gar nichts angegangen, ist eine Grille des *jungen Mosheims*, als er noch keck *einen* Kirchenvater ergriff, um den andern damit vor den Kopf zu schlagen, die der *alte, bedächtlichere Mosheim* selbst widerrufen hat.

§. 21. Die kleinen Abweichungen aber, die man noch jetzt an den vorhandenen Fragmenten des Nazarenischen Evangelii, deren einige die nämliche Sache betreffen, wahrnimmt, und woraus man lieber eine gänzliche Verschiedenheit des Ebionitischen und Nazarenischen Evangeliums erpressen möchte, sind eher aus der Ent-

stehungsart desselben, wie ich sie §. 6 wahrscheinlich angenommen, zu erklären. Denn da es keinem alten Nazarener einkommen konnte, ein aus verschiedenen Nachrichten nach und nach erwachsenes Werk als ein göttliches Buch zu betrachten, dem man weder etwas abnehmen noch zusetzen dürfe, so war es kein Wunder, daß die Abschriften nicht alle übereinstimmten.

§. 22. War nun aber das Evangelium der Nazarener keine spätere untergeschobene Mißgeburt, so war es auch älter als alle unsere vier Evangelia, deren das erste wenigstens 30 Jahr nach Christi Tode geschrieben worden.

§. 23. Wäre es auch wohl zu begreifen, daß man in diesen 30 Jahren ganz und gar keine geschriebene Nachricht von Christo und seinen Lehren gehabt hätte? daß der Erste, welcher dergleichen aufzusetzen sich entschloß, nach so geraumer Zeit sich hingesetzt, aus seinem oder Anderer bloßem Gedächtnisse zu schreiben? daß er nichts vor sich gehabt, wodurch er sich rechtfertigen können, wenn er wegen dieses oder jenes Umstands in Anspruch genommen wurde? Das ist nicht einmal glaublich, wenn er auch inspirirt war. Denn der Inspiration war er sich nur selbst bewußt, und vermuthlich zuckte man auch damals schon die Achseln über Leute, die etwas Historisches aus Inspiration zu wissen vorgaben.

§. 24. Es gab also eine ältere geschriebene Nachricht von Christo als des Matthäus, und sie blieb nur während den dreißig Jahren in derjenigen Sprache, in welcher allein sie ihre Urheber hatten aufsetzen können. Oder die Sache unbestimmter und doch genauer auszudrücken: sie verblieb in der hebräischen Sprache oder in dem syrisch-chaldäischen Dialekte derselben so lange, als das Christenthum größten Theils nur noch in Palästina, nur noch unter den Juden in Palästina eingeschränkt war.

§. 25. Erst als das Christenthum auch unter den Heiden verbreitet ward und so Viele, die gar kein Hebräisch, gar keine neuere Mundart desselben verstanden, begierig wurden, nähere Nachricht von der Person Christi einzuziehn (welches doch auch nicht ganz in den ersten Jahren der Heidenbekehrung mag gewesen sein, indem die ganz ersten bekehrten Heiden sich mit den mündlichen Nachrichten begnügten, die ihnen ein jeder ihrer Apostel gab), fand man nöthig und nützlich, zu Befriedigung einer so frommen Neugierde sich an

jene Nazarenische Quelle zu wenden und Auszüge oder Uebersetzungen in einer Sprache davon zu machen, die so ziemlich die Sprache der ganzen cultivirten Welt war.

§. 26. Den ersten dieser Auszüge, die erste dieser Uebersetzungen, meine ich nun, machte Matthäus. — Und das, wie gesagt §. 12, ist die Vermuthung, die man kühnlich unter die historischen Wahrheiten anführen darf, die wir von diesen Dingen überhaupt haben. Denn Alles, was wir sowohl von der Person des Matthäus als von seinem Evangelio wissen oder mit Grunde annehmen können, stimmt mit dieser Vermuthung nicht allein vollkommen überein, sondern auch sehr Vieles wird durch diese Vermuthung allein erklärt, was noch immer ein Räthsel ist, so viel Gelehrte sich auch die Köpfe darüber zerbrochen haben.

§. 27. Denn einmal wird Matthäus ohne Widerspruch für den ersten und ältesten unserer Evangelisten gehalten. Dieses aber, wie schon angemerkt, kann unmöglich heißen, daß er schlechterdings der Erste von Allen gewesen, welche von Christo etwas Schriftliches verzeichnet, das in den Händen der Neubekehrten gewesen wäre. Es kann nur heißen, daß er der Erste gewesen, der es in der griechischen Sprache gethan.

§. 28. Zweitens ist es sehr wahrscheinlich, daß Matthäus der Einzige unter den Aposteln gewesen, der Griechisch verstanden, ohne erst die Kenntniß dieser Sprache unmittelbar durch den heiligen Geist erhalten zu dürfen.

§. 29. Drittens spricht selbst die Gelegenheit, bei welcher Matthäus sein Evangelium soll aufgesetzt haben, dafür. Denn wenn Eusebius schreibt: Matthäus, der verschiedene Jahre den Hebräern in Palästina das Evangelium gepredigt, als er endlich auch zu Andern in dieser Absicht gehen wollen, habe Jenen sein Evangelium schriftlich in ihrer väterlichen Sprache hinterlassen, um so auch noch in ihrer Abwesenheit ihr Lehrer zu bleiben*), so dürfte hiervon wohl nur die Hälfte im strengen Verstande wahr

*) Hier wird der Ort sein, eine Stelle des Hieronymus zu verbessern. Hieronymus sagt in dem Eingange seiner Commentarien über den Matthäus: „Primus omnium (sc. Evangelistarum) Matthaeus est, qui Evangelium in Judaea hebraeo sermone edidit, ob eorum vel maxime causam, qui in Jesum crediderunt ex

sein. Nur die Veranlassung, bei welcher Matthäus sein Evangelium schrieb, dürfte wahr sein; aber diese Veranlassung war nicht so, daß er ein hebräisches Evangelium schriftlich verfassen mußte, sondern vielmehr so, daß er ein griechisches aufzusetzen für thunlich hielt. Nämlich als er nun lange genug den Hebräern gepredigt hatte, ließ er nicht den Hebräern sein Evangelium hebräisch zurück (bei den Hebräern in Palästina blieb ja noch so mancher Apostel zurück, dessen mündliche Belehrung sie alle Augenblicke haben konnten), sondern er machte sich für seinen künftigen Gebrauch, da er nun auch Andern das Evangelium predigen wollte, die nicht Hebräisch verstanden, aus dem hebräischen Evangelio der Apostel einen Auszug in derjenigen Sprache, die Mehrern verständlich war.

§. 30. Viertens wird damit der ganze Streit über die Grundsprache des Matthäus auf eine Art geschlichtet, daß beide Theile damit zufrieden sein können: Diejenigen sowohl, welche zu Folge des einmüthigen Zeugnisses der Kirchenväter behaupten, die Grundsprache des Evangelii Matthäi sei hebräisch gewesen, als auch die neuern protestantischen Dogmatiker, die ihre Bedenklichkeiten dagegen haben und haben müssen.

Judaeis et *nequaquam* legis umbram succedente Evangelii veritate servabant.“ Die den Schatten des Gesetzes keineswegs, nequaquam, beobachteten? Aber die ersten Juden in Judäa, welche Christen wurden, blieben ja allerdings hartnäckig bei dem Gesetze. Ich glaube also, daß hier für nequaquam zu lesen sei: nequicquam, incassum, umsonst, vergeblich.

Und daß wirklich Matthäus für die Nazarener, das ist für Judenchristen, die Mosen und Christum verbinden wollen, geschrieben, ist aus 5, 17—20 zu sehen, wo er Jesum etwas sagen läßt, das ihn kein anderer Evangelist sagen läßt und freilich wohl die Nazarener so hartnäckig machen mußte. Besonders V. 17, wo es nur lächerlich ist, anstatt des Mosaischen Gesetzes überhaupt das Sittengesetz allein zu verstehen. Die Auslegung des Babylonischen Talmuds ist unstreitig die wahre. S. das engl. B.-W. [1])

Wir haben jetzt freilich Ursache, ja wir können Recht dazu haben, diese Stelle jetzt anders auszulegen; war es aber den ersten Judenchristen zu verdenken, sie so zu verstehen?

Ebenso haben Marcus und Lucas den Befehl ausgelassen, den Matthäus 10, 5. 6 den Heiland seinen Jüngern geben läßt, die er aussandte, zu heilen und Wunder zu thun.

---

1) Das „englische Bibel-Werk“, die englische oder Londoner Polyglotte.

§. 31. Nämlich das Original des Matthäus war allerdings hebräisch; aber Matthäus selbst war nicht der eigentliche Urheber dieses Originals. Von ihm als von einem Apostel konnten sich zwar in dem hebräischen Originale mancherlei Nachrichten herschreiben, er aber selbst hatte diese Nachrichten nicht schriftlich verfaßt. Andre hatten sie aus seinem Munde hebräisch niedergeschrieben und mit Nachrichten der übrigen Apostel verbunden, und aus dieser menschlichen Sammlung machte er zu seiner Zeit bloß einen zusammenhängenden Auszug in griechischer Sprache. Nur weil sein Auszug, seine Uebersetzung so bald auf das Original folgte; weil er selbst ebensowohl hebräisch hätte schreiben können; weil es seinen persönlichen Umständen nach wahrscheinlicher war, daß er wirklich hebräisch geschrieben, war es kein Wunder, daß man gewisser Maßen das Original mit der Uebersetzung verwechselte.

§. 32. Und wie viel diejenigen neuern Gottesgelehrten dabei gewinnen, welche aus innern Kennzeichen des Matthäus und aus nicht unerheblichen dogmatischen Gründen schließen zu müssen glauben, daß Matthäus nicht wohl in einer andern Sprache geschrieben haben könne als in der, in welcher wir ihn noch haben, erkennt ein Jeder. Matthäus schrieb, was er schrieb, griechisch, aber er zog es aus einer hebräischen Quelle.

§. 33. Hat er nun diesen seinen Auszug in eine bekanntere Sprache mit allem dem Fleiße, mit aller der Vorsicht gemacht, deren ein solches Unternehmen würdig war, so hat ihm ja wohl, auch nur menschlicher Weise zu reden, ein guter Geist beigestanden, und Niemand kann etwas dagegen haben, daß man diesen guten Geist den heiligen Geist nennt. Und so muß denn auch wohl Matthäus wirklich zu Werke gegangen sein; ein solcher guter Geist muß ihn denn auch wohl geleitet und unterstützt haben, indem sein Auszug oder seine Uebersetzung nicht allein gar bald unter den Christen insgemein ein kanonisches Ansehen erhielt, sondern sogar bei den Nazarenern selbst der Name des griechischen Uebersetzers nunmehr der hebräischen Urschrift anheimfiel und diese selbst für ein Werk des Matthäus ausgegeben wurde. Das Evangelium secundum Apostolos hieß mit der Zeit bei den Mehresten das Evangelium juxta Matthaeum, wie Hieronymus ausdrücklich sagt.

§. 34. Daß ich hiemit kein falsches Ende aufgefaßt habe, zeigt der lange nicht abreißende Faden, den ich dadurch von einem sehr verwickelten Knaule abzuwickeln im Stande bin. Das ist: ich kann aus dieser meiner Vorstellung zwanzig Dinge erklären, die unauflösliche Räthsel bleiben, man mag den einen oder den andern der gewöhnlichen Sätze von der Originalsprache des Matthäus behaupten. Ich führe die vornehmsten derselben an, weil dergleichen neue Aufschlüsse, welche eine neu angenommene Meinung gewähret, in kritischen Dingen, wie man weiß, so viele Beweise derselben sind.

§. 35. Wann Epiphanius z. E. sagt, daß die Nazarener das Evangelium des Matthäus το πληρεστατον Ἑβραϊστι, am allervollständigsten in hebräischer Sprache besaßen, was kann man dazu sagen, das ohne allen Anstoß wäre? — War es Matthäus selbst, der diesen vollständigen hebräischen Text schrieb, so ist unser griechischer Matthäus nicht ganz. — Schrieb Matthäus ursprünglich griechisch, so haben ihn die Nazarener in ihrer Uebersetzung mit menschlichen Zusätzen vermehrt, welches sie nicht gethan haben würden, wenn er in ebendem kanonischen Ansehen gestanden hätte, in dem er jetzt steht. Und wie konnte Origenes und Hieronymus dieser Zusätze so glimpflich gedenken? — Nur wie ich die Sache nehme, haben die Worte des Epiphanius ihre gute Richtigkeit. Das hebräische Original des Matthäus enthielt mehr, als Matthäus in seinen griechischen Auszug daraus zu nehmen für gut fand. Das Mehrere, was in dem hebräischen Matthäus war, hatten die späteren Nazarener nicht hinzugefügt, sondern Matthäus hatte es übergangen.

§. 36. Ingleichen wer kann auf Folgendes antworten? — Hat Matthäus ursprünglich griechisch geschrieben, wie kömmt es, daß die Kirchenväter einmüthig vorgeben, sein Evangelium sei hebräisch abgefaßt? — Und hat er sein Evangelium ursprünglich hebräisch abgefaßt, wie hat man diesen seinen hebräischen Originaltext können untergehen lassen? — Wer kann hierauf, frage ich, so befriedigend antworten als ich? — Die Kirchenväter fanden ein hebräisches Evangelium, das Alles und noch mehr enthielt als Matthäus; sie hielten es also für des Matthäus eignes Werk. — Aber dieser hebräische vermeinte Matthäus war zwar für den

historischen Theil die Quelle des Matthäus, aber nur der griechische Auszug war das eigentliche Werk eines Apostels, der unter einer höhern Aufsicht schrieb. Was war also daran gelegen, daß die Materialien verloren gingen, nachdem sie auf die glaubwürdigste und beste Art genutzt waren?

§. 37. Nichts aber bestätigt meine Meinung, daß Matthäus nicht hebräisch geschrieben, sondern nur ein hebräisches Original so treu und vorsichtig übersetzt und gebraucht habe, daß man dem Original selbst seinen Namen gegeben — nichts, sage ich, bestätigt diese Meinung mehr, als daß man dadurch nunmehr eine Stelle des Papias[1]) versteht, die so manchem Ausleger so manche undankbare Mühe gemacht hat. Papias nämlich sagt bei dem Eusebius: „*Ματθαιος μεν Ἑβραϊδι διαλεκτῳ τα λογια συνεγραψατο· ἡρμηνευσε δ' αὐτα, ὡς ἠδυνατο ἑκαστος.*“ Matthäus schrieb sein Evangelium hebräisch, es übersetzte es aber Jeder, so gut er konnte.

§ 38. Die letzten Worte dieser Stelle sind allerdings so anstößig, daß man dem guten Papias allen Glauben in Ansehung der erstern absprechen zu dürfen geglaubt. Man hat sich gar nicht einbilden können, daß Papias damit wirklich sagen wollen, was sie so offenbar sagen. Besonders ist sehr lustig zu lesen, was ihm Clericus für einen Ausputzer deswegen giebt, und wie schulmeistermäßig er dem Griechen seine griechischen Worte corrigirt, ohne zu überlegen, daß er nicht sowohl den Papias als den Eusebius, wenigstens den Eusebius ebensowohl als den Papias (weil jeder Schriftsteller auch für die aus einem andern angeführten Worte mit haften muß, insofern sie Unsinn zu enthalten scheinen, den er mit keiner Silbe rügt) schulmeistert.

§ 39. Wie gesagt, allerdings hätte man Ursache, dem Papias zu Leibe zu gehen und ihn zu fragen, ob er auch wisse, was sein „*ὡς ἠδυνατο ἑκαστος*“ sage; ob denn unser griechischer Matthäus nicht eine so gute Uebersetzung sei, als nur irgend eine sein könne; ob denn wirklich mehrere griechische Uebersetzungen seines hebräischen Matthäus vorhanden gewesen, und wie es denn komme, daß man von diesen mehrern Uebersetzungen nirgends die geringste Spur

---

1) Der heilige Papias, gest. um 165 als Bischof von Hierapolis in Phrygien, schrieb eine „*λογίων κυριακῶν ἐξήγησις*“ in fünf Büchern.

finde. — Was Papias hierauf antworten könnte, läßt sich nicht absehn.

§. 40. Aber nun nehme man mit mir an, daß Papias nicht einen ursprünglich hebräischen Matthäus, sondern das hebräische Original des Matthäus meine, welches, weil es Matthäus zuerst so allgemein bekannt und brauchbar gemacht hatte, unter seinem Namen nunmehr umging: was sagt Papias alsdenn Ungereimtes, wenn er sagt, daß sich dem ohngeachtet noch Mehrere an das hebräische Original gemacht und es aufs Neue in griechischer Sprache bearbeitet hätten?

§. 41. Haben wir nicht schon gesehen, daß Matthäus ein bloßer Uebersetzer von Allem und Jedem, was er in dem Evangelio der Nazarener fand, nicht war? Er ließ Vieles zurück, was ihm so glaubwürdig nicht bekannt war. Da waren Nachrichten, die sich von allen elf Aposteln herschrieben, deren manche zwar wohl wahr, aber für die christliche Nachwelt nicht nutzbar genug waren. Da waren Nachrichten, die sich allein von Christi weiblicher Bekanntschaft herschrieben, und von welchen es zum Theil zweifelhaft war, ob sie den Wundermann, den sie so liebten, auch immer gehörig verstanden hatten. Da waren Nachrichten, die sich nur von seiner Mutter, nur von Leuten herschreiben konnten, die ihn in seiner Kindheit in dem Hause seiner Eltern gekannt hatten; und was konnten die, wenn sie auch noch so zuverlässig waren, der Welt helfen, die an dem genug zu lernen hat, was er seit Antretung seines Lehramts that und sagte?

§. 42. Was war also natürlicher? — Da der Uebersetzung des Matthäus kein untrügliches Kennzeichen der Göttlichkeit aufgedrückt werden konnte; da sie ihr kanonisches Ansehn erst durch Prüfung und Vergleichung sich erwerben und so von der Kirche bestätigt erhalten mußte — was war natürlicher, als daß sich Andere und Mehrere, welche die Arbeit des Matthäus entweder nicht kannten oder nicht ganz genehmigten, weil sie Dieses und Jenes noch gern darin gehabt hätten, weil sie Dieses und Jenes lieber anders als so erzählt wünschten: als daß sich, sag' ich, Mehrere an die nämliche Arbeit machten und sie so vollführten, wie es die Kräfte einem Jeden verstatteten? „Ως ἠδυνατο ἑκαστος."

§. 43. Und so stehen wir hier an der Quelle, woraus sowohl

die bessern noch vorhandenen als die minder guten und daher aus dem Gebrauch und endlich aus der Welt gekommenen Evangelia geflossen.*)

§. 44. Daß es viele Evangelia von dieser zweiten Art gegeben wenn wir es aus der Kirchengeschichte auch nicht wüßten, müßten wir auch ganz allein dem Lucas glauben, der wahrlich nicht die ganz erdichteten untergeschobenen Evangelia und apostolischen Schriften der Ketzer meinen konnte**), sondern nothwendig solche Evangelia, deren Urstoff zwar unverwerflich, deren Ordnung, Einkleidung, Ab=

*) Man macht sich eine ganz unrichtige Vorstellung, wenn man glaubt, die Ketzer hätten falsche Evangelia geschmiedet. Umgekehrt: weil es so vielerlei Evangelia gab, die alle aus der einen Nazarenischen Quelle entstanden waren, gab es so viele Ketzer, deren jeder gerade ebenso viel für sich hatte, als der andere.

Es ist zum Exempel nichts weniger als glaublich, daß Cerinthus ein eignes Evangelium gemacht. Er hatte weiter nichts als eine eigne Uebersetzung des hebräischen Originals des Matthäus.

Dieses sagt Hieronymus ausdrücklich (Prooem. in Comment. super Matth.): „Plures fuisse, qui Evangelia scripserunt, et Lucas Evangelista testatur dicens: quandoquidem — et perseverantia usque in praesens tempus monimenta declarant, quae, a diversis autoribus edita, diversarum haereseon fuere principia." Also die verschiedenen Evangelia waren nicht ein Werk der Ketzer, sondern daß so vielerlei Evangelia waren, machte, daß so viele Ketzereien entstunden.

So sagt auch Epiphanius, Haeres. LXII, von den Sabellianern, daß sie ihren ganzen Irrthum aus den falschen Evangelien geschöpft: *„την δε πασαν αὐτων πλανην ἐχουσιν ἐξ Ἀποκρυφων τινων, μαλιστα ἀπο του καλουμενου Αἰγυπτιου Εὐαγγελιον."*

**) „Epiphanius und Ambrosius glauben, Lucas sähe hier auf die Evangelia der Ketzer Basilidis, Cerinthi und Anderer, wie schon von Daniel Heinsio (Exercit. sacr. 1. 3. c. 1) bemerkt worden." Masch, §. 30.

„Ausus fuit et Basilides scribere Evangelium et suo illud nomine titulare", schreibt Origenes, Homilia I. in Lucam. Ebendas sagt auch Ambrosius. Comment. in S. Lucam, und Hieronymus, Prooemio in Comment. super Matthaeum. Aber Basilides lebte im zweiten Jahrhundert; wie konnte Lucas sein Evangelium in Gedanken haben? Wenn Basilides anders eines geschrieben und Ambrosius und Hieronymus hier nicht bloße Abschreiber des Origenes sind, der es wahrscheinlich ohne Grund vorgegeben! (S. Moshemii Comment. de rebus Christianorum ante Constant. Magnum, p. 357.) Aber von diesen Allen sagt kein Einziger, daß Lucas darauf gesehen; sie erwähnen dieses Evangelii nur bei der Stelle des Lucas, und das ist ein gewaltiger Bock von Herrn Masch.

Von dem Cerinthus wäre es noch eher möglich, daß Lucas auf ihn gesehen. Und Epiphanius, Adversus Haeres., L. I, p. 428, scheint es zu versichern. Da aber Epiphanius an einem andern Orte sagt, daß er nur das Evangelium des

ſicht nur nicht ſo ganz lauter und rein war, meinen mußte, wenn er ſagt, daß er durch ſie berechtigt und aufgemuntert worden, ebenfalls eine Geſchichte des Herrn zu ſchreiben.

§. 45. Ich wäre ſogar geneigt zu glauben, daß in der gedachten Stelle des Lucas jener hebräiſchen Quelle ausdrücklich erwähnt, und mit ihrem Titel erwähnt werde, welcher gar wohl (auf Hebräiſch verſteht ſich) *„Διηγησις περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων“* könnte geweſen ſein*); es ſei nun, daß die folgenden Worte: *„καθως παρεδοσαν ἡμιν οἱ ἀπ᾽ ἀρχης αὐτοπται και ὑπηρεται του λογου“*, mit darin begriffen geweſen, oder vom Lucas nur hinzugeſetzt worden, um ſo viel deutlicher jene authentiſche Sammlung zu bezeichnen.**)

§. 46. Und wenn ich ſonach den ganzen erſten Verſikel des Lucas: *„Επειδηπερ πολλοι ἐπεχειρησαν ἀναταξασθαι διηγησιν περι των πεπληροφορημενων ἐν ἡμιν πραγματων“*, überſetzte: Quoniam quidem multi conati sunt, *iterum iterumque* in ordinem

Matthäus angenommen, ſo wird nun auch bloß das Evangelium des Cerinthus nichts als eine eigene Ueberſetzung des hebräiſchen Originals geweſen ſein.

Ueberhaupt finde ich wohl, daß man den Ketzern Schuld gegeben, daß ſie die evangeliſche Geſchichte verfälſcht — (obgleich auch nicht ſo häufig, als man ſich einbildet; denn Origenes ſagt, Contra Celsum II, 5, daß dieſes nur von den Schülern des Marcion, des Valentinianus, und wo ich nicht irre, ſetzt er hinzu, des Lucianus geſchehen ſei): aber daß die Ketzer ganz eigne Evangelia ſich aus ihren Köpfen geſchmiedet, das findet ſich nirgends. Ihre Evangelia waren ebenfalls alte unter dem Namen der Apoſtel oder apoſtoliſchen Männer herumgehende Nachrichten; es waren nur die nicht, welche man bei der Kirche allgemein angenommen hatte. Mit dieſen hatten ſie zwar die Quelle gemein, nur der Mann, der aus dieſer Quelle geſchöpft, war minder zuverläſſig.

*) Das iſt: Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge. Ein Titel, der mir ganz hebräiſch klingt, ob ich gleich weder angeben kann, noch mit Anderer Hilfe angeben mag, wie er etwa auf Syriſch oder Chaldäiſch könne geheißen haben. Vermuthlich wäre damit auf die mancherlei Prophezeihungen geſehen worden, die durch die Begebniſſe, Lehren und Thaten Chriſti in Erfüllung gegangen, auf das öfters vorkommende *„τουτο δε γεγονεν ἱνα πληρωθη το ῥηθεν ὑπο του Κυριου δια του Προφητου.“* Matth. 1, 22; 2, 17; 4, 14; 8, 17; 12, 17; 13, 14.

**) In beiden Fällen wird dadurch beſtätigt, was ich §. 2—4 von den Perſonen insgemein geſagt, die an dem Evangelio der Nazarener, ſo zu reden, geſchrieben. *Ὑπηρεται του λογου*, die Apoſtel, als die Vornehmſten, nach welchen die ganze Sammlung genennet war; und *αὐτοπται* alle Diejenigen männlichen und weiblichen Geſchlechts, die Chriſtum von Perſon gekannt.

redigere narrationem *illam* de rebus, quae in nobis completae sunt, was könnte man eigentlich viel darwider haben?*)

§. 47. Ja ob ich gleich diese Ueberſetzung und Erklärung nur für eine kritiſche Vermuthung ausgeben will, die bei weitem ſo kühn und gewagt nicht iſt, als kritiſche Vermuthungen in unſern Tagen zu ſein pflegen, ſo will mich doch bedünken, als ob nur durch ſie alle Schwierigkeiten gehoben würden, die ſich gegen die Worte des Lucas machen laſſen.**)

§. 48. Doch dem ſei, wie ihm wolle, genug, daß ſo viel gewiß iſt, daß Lucas ſelbſt die hebräiſche Urkunde, das Evangelium der

*) Wenigſtens *ἀνατάξασθαι διηγησιν* bloß durch litteris mandare, bloß durch beſchreiben, aufzeichnen zu überſetzen, ſcheint mir den Sinn der Worte nicht zu erſchöpfen; denn *ἀνα* ſcheint allerdings auch hier eine oftmalige Wiederholung anzuzeigen, zu welcher das *ἐπεχειρησαν*, ſie haben vor die Hand genommen, beſonders paßt. Folglich lieber ſo: Weil denn Viele verſucht haben, jene Erzählung der unter uns in Erfüllung gegangenen Dinge einmal über das andere in Ordnung zu bringen, ſo u. ſ. w. Das in Ordnung bringen jene alte Sammlung, die ſo gelegentlich aus ſo verſchiednen Nachrichten erwachſen war, war ohne Zweifel das Schwerere, und das Ueberſetzen derſelben, wenn man einmal wegen der Ordnung mit ſich eins geworden war, war ohnſtreitig das Leichtere. Daß alſo Lucas die ganze Arbeit nur durch das Schwerere bezeichnet, darf wohl nicht befremden.

Freilich würde Alles das noch wahrſcheinlicher ſein, wenn vor *διηγησιν* noch *την* ſtünde.

**) Denn wenn er nach der gewöhnlichen Ueberſetzung ſagt: Sintemal ſich's Viele unterwunden haben, zu ſtellen die Rede von den Geſchichten, ſo unter uns ergangen ſind, wie uns das gegeben haben, die es von Anfang ſelbſt geſehen und Diener des Worts geweſen ſind, hat man nicht Recht, dem Lucas ſofort einzufallen: „Alſo haben doch jene Viele nichts geſchrieben, als wie und was die Augenzeugen und die erſten Diener des Wortes gemeldet? Und haben ſie das, lieber Lucas, was braucht es noch deiner Arbeit, die alles angewandten Fleißes ohngeachtet doch nicht beſſer gerathen kann? Habe immer von Anbeginn Alles ſelbſt erkundet: haſt du es denn beſſer erkunden können, als wie uns das gegeben haben, die es von Anfang ſelbſt geſehen und Diener des Worts geweſen ſind?" Nur wenn dieſe letztern Worte entweder ein Theil des Titels der erſten hebräiſchen Urkunde waren oder vom Lucas zu ihrer nähern und gewiſſern Bezeichnung hinzugeſetzt wurden, ſo daß ſie auf die hebräiſche Urkunde ſelbſt und nicht auf die von Vielen unternommene Ordnung und Ueberſetzung zu ziehen ſind, hatte Lucas Recht, eine ähnliche Arbeit zu unternehmen, nachdem er Alles von Anbeginn erkundet hatte, d. i. nachdem er Alles, was in der hebräiſchen Urkunde ſtand, gegen die mündlichen Erklärungen der Apoſtel, die er zu ſprechen Gelegenheit hatte, geprüft und durch ſie beſtätigt hatte.

Nazarener, vor sich gehabt und wo nicht Alles, doch das Meiste in sein Evangelium, nur in einer etwas andern Ordnung, nur in einer etwas bessern Sprache übertragen hat.

§. 49. Noch offenbarer ist es, daß Marcus, den man gemeiniglich nur für den Epitomator des Matthäus hält, bloß daher dieses zu sein scheint, weil er aus ebenderselben hebräischen Urkunde schöpfte, aber vermuthlich ein minder vollständiges Exemplar vor sich hatte.*)

§. 50. Kurz, Matthäus, Marcus, Lucas sind nichts als verschiedene und nicht verschiedene Uebersetzungen der sogenannten hebräischen Urkunde des Matthäus, die Jeder machte, so gut er konnte: ὡς ἠδύνατο ἕκαστος.“

§. 51. Und Johannes? — Ganz gewiß hat Johannes jene hebräische Urkunde gekannt, gelesen und bei seinem Evangelio genützt; aber dem ohngeachtet ist sein Evangelium zu jenen nicht zu zählen, zu jener Nazarenischen Classe nicht zu rechnen, sondern es macht allein eine Classe vor sich aus.

§. 52. Die Meinung, daß Johannes ein bloßes Ergänzungsstück zu den drei übrigen Evangelien schreiben wollen, ist allerdings ungegründet.*] Man darf ihn auch nur lesen, um ein ganz Anderes zu empfinden.**] [1])

§. 53. Daß Johannes aber sonach die übrigen drei Evangelisten auch gar nicht gekannt, ist ebenso unerweislich als unglaublich.

§. 54. Vielmehr, eben weil er die übrigen drei und mehrere aus der Nazarenischen Urkunde entstandene Evangelia gelesen hatte,

*) Daß er wirklich aus der hebräischen Urkunde unmittelbar geschöpft, zeigt 5, 41, wo er die eigentlichen chaldäischen Worte beibringt, deren sich Christus bei Erweckung der Tochter des Jairus bediente, welche weder Matthäus noch Lucas haben. Auch 7, 11. Corban.

Marcus soll der Dolmetscher und vertraute Jünger des Petrus gewesen sein. Daher kam es ohne Zweifel, daß er das wegließ, was Matthäus 14, 28—31 von Petro erzählt. Hingegen ist um so viel unbegreiflicher, warum er auch das Nämliche weggelassen, was Matthäus von Petro erzählt, 16, 17, ob er (Marcus) schon 8, 33 beibehalten.

---

1) *] **] „Diese Zeichen, welche sich im Originale befinden, beweisen hinlänglich, daß zu diesem Paragraph Anmerkungen kommen, welche ich aber nirgends finden können.“ Karl Lessing.

weil er sahe, was diese Evangelia für eine Wirkung machten, fand er sich gemüssigt, sein Evangelium zu schreiben.

§. 55. Denn wir dürfen uns nur erinnern, von wem sich das Evangelium der Nazarener eigentlich herschrieb. Von lauter Leuten, die persönlichen Umgang mit Christo gehabt hatten, die also von Christo als Mensch am überzeugtesten sein mußten und außer Christi eignen Worten, die sie sich getreuer in das Gedächtniß als deutlich in den Verstand geprägt hatten, nichts von ihm erzählen konnten, was nicht auch von einem bloßen, aber mit Kraft aus der Höhe ausgerüsteten wunderthätigen Menschen hätte wahr sein können.

§. 56. Was Wunder also, daß nicht allein die palästinischen Judenchristen, denen der Name Nazarener vornehmlich zukam, sondern alle und jede Juden und Heiden, welche ihre Kenntniß von Christo mittelbar oder unmittelbar aus der Nazarenischen Urkunde geschöpft hatten, Christo von Seiten seiner Gottheit nicht genug Verehrung widerfahren ließen?

§. 57. Jene, selbst in ihrem ersten Ursprunge betrachtet, hätten unmöglich auch noch das Mosaische Gesetz beibehalten wollen, wenn sie Christum für mehr als einen außerordentlichen Propheten gehalten hätten. Ja, wenn sie ihn auch für den wahren versprochenen Messias hielten und ihn als den Messias den Sohn Gottes nannten, so ist doch unstreitig, daß sie keinen solchen Sohn Gottes meinten, welcher mit Gott von gleichem Wesen sei.

§. 58. Wem dieses von den ersten Judenchristen einzuräumen, zu bedenklich ist, der muß wenigstens zugestehen, daß die Ebioniten, das ist, diejenigen Judenchristen, welche sich noch vor der Zerstörung Jerusalems jenseit des Jordans in Pella niederließen und noch im vierten Jahrhundert kein ander Evangelium erkannten als das hebräische Original des Matthäus, — daß, sag' ich, die Ebioniten nach dem Zeugnisse des Origenes sehr armselig von Christo dachten, wenn es auch nicht wahr wäre, daß sie von dieser ihrer armseligen Denkungsart gar ihren Namen bekommen hätten.[1])

---

1) Der Name bezeichnet sie nämlich als die Armen, und bezieht sich in der ältesten Zeit ebenso wie der der Nazaräer wohl auf alle Christen.

§. 59. Ebenso hielt Cerinthus, welcher zwar ein Jude, aber schwerlich ein palästinischer Jude war, weil er unter die Gnostiker gerechnet wird, Christum für nichts als den ehelichen, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur von Joseph und Maria erzeugten Sohn, weil er oder daher er entweder die hebräische Urschrift des Matthäus oder den griechischen Matthäus für das einzige Evangelium annahm.*)

§. 60. Das Nämliche gilt vom Karpokrates, der gleichfalls, entweder weil er nur den Matthäus annahm, keine höhere Idee von Christo haben konnte, oder weil er von Christo keine höhere Idee haben zu dürfen glaubte, nur den Matthäus annehmen konnte.

§. 61. Mit einem Worte, Rechtgläubige und Sectirer hatten Alle von der göttlichen Person Christi entweder gar keinen oder einen ganz unrechten Begriff, so lange kein ander Evangelium vorhanden war als die hebräische Urkunde des Matthäus oder die aus ihr geflossenen griechischen Evangelia.

§. 62. Sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Secte wieder einschlafen und verschwinden, sollte es unter den Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bekleiben, so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben.

§. 63. Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz, nur seinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion in dieser Consistenz allen Anfällen ungeachtet noch fortdauert und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben, das ist ewig.

§. 64. Daß wir sonach nur zwei Evangelia haben, den Matthäus und Johannes, das Evangelium des Fleisches und das Evangelium des Geistes, haben schon die alten Kirchenväter erkannt und ist eigentlich noch von keinem neuern Orthodoxen geleugnet worden.

*) Nach dem, was ich in der Anmerkung zu §. 44 angeführt, scheint es mir sogar glaublich, daß er sich eine eigne Uebersetzung des hebräischen Originals gemacht und also selbst zu Denen des Papias gehört, die den Matthäus so gut übersetzt, als sie gekonnt.

§. 65. Und nun hätte ich nur noch zu erklären, wie es gekommen, daß das Evangelium des Fleisches von drei Evangelisten gepredigt worden, wenn ich es nicht schon bereits erklärt habe. Denn, genauer zu sprechen, hätte ich nur noch zu erklären, warum unter vielen andern aus der Nazarenischen Urkunde geflossenen griechischen Evangelien die Kirche außer dem Matthäus nur eben noch den Marcus und Lucas beibehalten, da die Ursache, welche Augustinus hiervon angiebt, wohl schwerlich befriedigen dürfte.

§. 66. Ich will meine Meinung kurz sagen. Marcus und Lucas wurden nächst dem Matthäus von der Kirche beibehalten, weil sie in vielen Stücken gleichsam die Kluft füllten, die zwischen dem Matthäus und Johannes liegt, und der Eine ein Schüler des Petrus und der Andere ein Schüler des Paulus gewesen war.

§. 67. Das, sag' ich, ist meine Meinung, die eine hinlängliche Ursache angiebt, warum man die vier Evangelisten zusammen in fast allen alten Abschriften so und nicht anders geordnet hat. Denn daß sie in ebender Ordnung der Zeit nach auf einander geschrieben haben sollten, ist unerwiesen.

§. 68. Nur den Beweis dieser Meinung kann ich hier nicht führen, weil er durch Induction geschehen muß und ich die Beispiele nicht genug beisammen haben kann, um eine dergleichen Induction zu einer Art von Demonstration zu machen.[1])

---

1) Ueber die vorstehende Schrift sagt Karl Lessing im „Theologischen Nachlaß", S. 24f.:

„Es sind vier Handschriften davon da. Eine in klein Folio, vermuthlich erster Entwurf, den er davon gemacht, ist am allerunleserlichsten. Sie hat keinen Titel, aber eine kurze Anzeige dessen, was er in diesem Werke abhandeln wollen, die so lautet:

‚Inhalt:

Erst wird die Hypothese in planen trockenen Worten vorgetragen.

Sodann werden die kritischen Beweise derselben und Alles, was darauf geführt, dargelegt.

Worauf der Vortheil, welchen dieselbe in Begreiflichmachung verschiedener Schwierigkeiten und genauerer Erklärung streitiger Schriftstellen haben möchte, gezeigt und mit Unterwerfung einer näheren Prüfung geschlossen wird.'

„Das 2te Manuscript davon, in groß Octav und gebunden, hat den Titel: Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschicht-

schreiber betrachtet. Wolfenbüttel, November 1777 angefangen. Auf jedem Blatte steht nur ein Paragraph, der übrige Raum ist zu den Anmerkungen gelassen, deren sich auch einige finden.

„Das 3te ist in Quart, nur von drei Bogen, fängt sich an: Umriß der Hypothese, und geht bis auf §. 33. So weit es reicht, ist Alles besser darin ausgeführt, nur sind die Anmerkungen, die sich in den beiden ersten befinden, ganz weggelassen."

„Das 4te ist sehr gut geschrieben, mit Anmerkungen, und scheint wohl, es habe so in die Druckerei abgeschickt werden sollen. Leider aber ist es nur ein Bogen in Octav mit den ersten sechs Paragraphen. Die Vorrede dazu nebst dem Titel, wie ich ihn angeführt, ist auf einem besondern Bogen."

Ueber die von der Kirche angenommene Meinung:

„Daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde."

Gegen Herrn Hauptpastor Göze zu Hamburg.[1])

Eingang.

Bei Gelegenheit der nähern Prüfung, welche der Reichshofrath über Bahrdts neueste Offenbarungen Gottes zu verhängen nöthig gefunden, und die noch bis diese Stunde zu keiner wirklichen Unterdrückung dieses Buches gediehen, indem die Exemplare desselben nur einstweilen bei Seite geschafft worden, ist mir im ersten Stücke des Anti-Göze folgende Stelle entflossen:

„Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs Neue so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch

1) Theologischer Nachlaß, S. 163—184.

Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das Alles braucht ein jetziger protestantischer Uebersetzer nicht. Die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm Niemand streitig macht, daß er es thun könne, anstatt daß Luther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdts oder eines andern Jetztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Luther'schen Uebersetzung den Proceß machen, wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von der damals angenommenen Uebersetzung auch ab, und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an."

Diese Stelle, sagt der Hauptpastor Göze*), sei ein bloßes Gewäsche. — Aber seine Widerlegung dieses Gewäsches? was ist denn die? — Ohne Zweifel ein Meisterstück von Präcision, von gesunder Logik und literarischen Kenntnissen. —

Das wird aus folgender Erörterung näher erhellen, die ich in zwei Abschnitte zu theilen für gut finde. Der erste soll die Antithesin des Herrn Hauptpastors überhaupt beleuchten. Der zweite soll meine Thesin mit allen den Beweisen unterstützen, die seine Unwissenheit abzuleugnen sich erdreistet hat. — Ich will eine Schrift, die freilich nur bestimmt ist, die Blöße eines Mannes auch hier aufzudecken, wo man seine ganze Stärke vermuthen sollte, so lehrreich zu machen suchen als möglich.

*) Lessings Schwächen, zweites Stück, S. 99 u. f.

Erster Abschnitt.

Hier ist des Herrn Hauptpastors Widerlegung von Wort zu Wort. Erst will ich bloß durch kleine Einschiebsel sie hier und da unterbrechen und sodann in ausführlichen Anmerkungen nachholen, was ich ohne allzu große Auseinanderrückung des Textes so einschieben nicht konnte. Jenes giebt wieder eine Art von Dialog, die ich als der Erfinder derselben den Kanzeldialog zu taufen mir die Freiheit genommen habe. — Der Herr Hauptpastor hat im feierlichsten Pompe seinen Ort bestiegen, und ich, der arme Sünder, stehe unter demselben. Er spricht, und ich horche. Er schwadronirt, und ich denke mir mein Bißchen dabei. Also

1. Dialog und nicht Dialog.

Er. „Nun, wenn das kein Gewäsche ist —"

Ich. Obige meine Worte nämlich.

Er. „So weiß ich nicht, was sonst diesen Namen führen könnte."

Ich. Ich will auch nichts voraus wissen.

Er. „So etwas in die Welt hineinschreiben zu können und dabei doch auf die Dictatur in der Kirche selbst und der gelehrten Welt Anspruch machen, ja, dabei nur Bibliothekar in Wolfenbüttel sein, das ist zu viel."

Ich. Ich danke Gott herzlich, daß ich nicht mehr bin. Und wer wenigstens nächst mir auf die Dictatur in der Luther'schen Kirche Anspruch macht, lasse man sich von Semlern sagen.

Er. „Herr Lessing setzt hier zum Grunde, daß Luther durch Unternehmung einer neuen Uebersetzung der Bibel eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit gehandelt habe, nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde. Und das weiß Herr Lessing so gewiß, daß er es auch nicht einmal nöthig findet, davon den geringsten Beweis zu geben."

Ich. Weil ich glaubte, daß es jeder Gelehrte ebenso gewiß wisse. Weil mir nicht alle Augenblicke einfällt, was wohl der Herr Hauptpastor Göze nicht wissen könnte, der doch auch ein Gelehrter sein will.

Er. „Ich weiß es, daß mehrere Gelehrte diese abgeschmackte Meinung angenommen haben, aber nur solche, welche in der gelehrten Geschichte der Bibel offenbare Idioten sind."

Ich. Das wäre ein Trost — und wäre auch kein Trost für mich! Denn darf ein Bibliothekar wohl ein offenbarer Idiote in der gelehrten Geschichte irgend einer Wissenschaft, irgend einer Art von Kenntnissen sein? — Er möchte mich doch gar zu gern, der liebe freundschaftliche Herr Hauptpastor, von meinem kleinen Aemtchen verdrängen! — Nun soll ich ihm auch das nicht einmal haben, was mir andre gute Freunde nur geben. Nicht einmal Geschichte der Gelehrsamkeit! Nicht einmal Bücherkunde!

Er. „Hr. Lessing mag nun so geringschätzig von der Bibel urtheilen, als er will, so behauptet doch dieselbe immer unter den merkwürdigen Büchern den ersten Platz, und ich sollte glauben, daß eine solche Unwissenheit in diesem Fache, als Hr. Lessing hier zu meinem Erstaunen zu Tage legt, Niemand weniger kleide als einen Vorsteher eines solchen Bücherschatzes —"

Ich. Ja, ja; ich soll fort, ich soll fort. Der Hr. Hauptpastor hat bereits einen Andern an meine Stelle, einen Candidatum Reverendi Ministerii, der ihm alle Wochen seine Bibliothek abstaubet, und der es in dieser, in dieser gelernt hat, was die rechten raren Bücher sind.

Er. — „eines solchen Bücherschatzes, dessen erster durchlauchtigster Stifter ein so großer Verehrer der heiligen Schrift war und weder eigenhändigen Briefwechsel, noch Mühe, noch Kosten scheuete, um seine Bibliothek mit den kostbarsten und seltensten Ausgaben derselben in allen Sprachen zu bereichern, so daß auch Conring[1]) wußte, daß er demselben eine besondre Freude machte, wenn er in seiner Epistola gratulatoria auf den 88. Geburtstag desselben die vornehmsten Stücke davon namentlich anführte und dem Herzoge zum Besitz derselben besonders Glück wünschte —"

Ich. Gottes Wunder! Wo der Mann alle die geheimen Nachrichten von unsrer Bibliothek her hat! Ich muß gestehen, ich lese und höre so etwas heute, den 18. Julius 1778, zum ersten Male. — Aber, allwissender Mann, ich bitte Sie, wozu Alles das hier?

1) Hermann Conring (1606—1681), einer der gelehrtesten Polyhistoren des 17. Jahrhunderts.

Er. — „als dem Vorsteher eines Bücherschatzes, welcher durch den Zuwachs der zahlreichen und vortrefflichen Bibelsammlung der hochseligen Herzogin Maria Elisabeth Sophia einen solchen Vorrath in diesem Fache erhalten hat, daß nun die Wolfenbüttel'sche Bibelsammlung unstreitig in Deutschland die erste ist."

Ich. Noch mehr? Barmherzigkeit! Ich vergehe vor Scham, daß ich allein nicht weiß, was die ganze Welt von unsrer Bibliothek weiß. — Aber nochmals, Hr. Hauptpastor, nochmals, wozu Alles dieses hier? Warum beschämen Sie mich ebenhier so? — Ich kann doch nimmermehr glauben, daß Sie mich damit auf alle die Bibel-Uebersetzungen in gemeine europäische Sprachen verweisen wollen, die schon vor Luther's Zeiten im Drucke waren? Wer leugnet die? Welcher Auctionator, welcher Händler mit alten Schwarten kennt die nicht? Aber was haben die mit meiner Behauptung zu thun? Ich behaupte, daß es eine schon vor Luthers Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, daß es besser sei, wenn der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache nicht lese, und Sie, um das zu widerlegen, wüßten mir nichts entgegenzustellen als die damals schon gedruckten namenlosen Uebersetzungen, welche sich in den Händen des gemeinen Mannes gar nicht befanden, und welche die Kirche da so sein ließ, weil, wenn sie auch in den Händen des gemeinen Mannes gewesen wären, sie dennoch keinen Schaden anrichten konnten, indem sie alle aus der Vulgata genommen und zum Theil mit Anmerkungen gespickt waren, die allem eigenen Raisonnement den Weg abschnitten? — Ich weiß freilich, Hr. Hauptpastor, daß Sie eine wunderbare Gabe haben, herzlich albern zu schließen, aber so gar albern! — Nein, ehe ich so sehr verächtlich von Ihnen urtheile, muß ich Sie doch nur erst aushören. Vielleicht wollen Sie noch ganz wo anders hinaus.

Er. „So lange also Hr. Lessing diese Stelle bekleidet, wird die Bibliothek in diesem Felde wohl wenig Thaten thun und nichts weiter als ein prächtiges Bibelgrab bleiben."

Ich. Das erwäge doch ja mein gnädiger Herr, des regierenden Herzogs von Braunschweig Durchlaucht, und schicke mich je eher je lieber zum Guckguck! — Indeß doch, Hr. Hauptpastor,

wer weiß? — Ich ziehe Sie wohl auch gar am Ende dieser Erörterung bei Seite und lasse Sie wohin gucken, wohin ich eben sonst nicht einen Jeden gern gucken lasse.

Er. „Ich ersuche denselben, mich hier nicht als ein hungriges Pferd, sondern als einen lehrbegierigen Schüler anzusehen."

Ich. Fiat, wie gebeten. — Aber es giebt gleichwohl lehrbegierige Schüler, die am Ende doch nichts weiter als hungrige Pferde sind, die nur lernen, um zu essen, die, wenn sie durch ihr Erlerntes endlich zu essen bekommen haben, lieber essen und essen, als anders lernen und mehr lernen.

Er. „Ich verspreche, ihn auf der andern Seite nie unter dem niedrigen Bilde eines Stallknechts, der nur Heu auf die Raufe tragen soll, sondern unter dem ehrwürdigen Bilde meines Lehrers zu betrachten und mir diejenigen Schriften anzuweisen, in welchen —"

Ich. Einen Augenblick Geduld! — Was schnacken Sie? — „Ich verspreche, ihn als meinen Lehrer zu betrachten und mir diejenigen Schriften anzuweisen" — Wenn das zusammenhängt, kann es nur in Ihrem Kopfe zusammenhängen. — Wie mag der Mann predigen, wenn er so schreibt! Wenn seine Feder so stolpert, was mag seine Zunge thun! — Doch nur weiter! Es wird sich ja doch wohl noch errathen lassen, was er will.

Er. „Und mir diejenigen Schriften anzuweisen, in welchen ich den Beweis des von ihm mit so großer Autorität dahingeworfenen Satzes: daß es zu Luthers Zeiten eine von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Mann in seiner Sprache gar nicht gelesen würde, finden könnte."

Ich. Nur das? Nur das soll ich thun, damit er mich künftig unter dem ehrwürdigen Bilde seines Lehrers betrachte? Weiter nichts? — Nun so merken Sie auf, senex ABCdarie! die Schriftsteller, welche ex professo erwiesen haben, daß jene Wahrheit nicht bloß eine erst zu Luthers Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, sondern daß die Kirche von Anfang an sie nicht anders als erkennen und befolgen müssen, sind: Hosius, Lizet, Roter, Staphylus, Ledesma, Poncet, — haben

Sie genug? In der Anmerkung (a) können Sie nähere Nachricht von ihnen einziehen.

Er. „Ich vermuthe, daß es ebendie Schriften sein werden, in welchen der Beweis für die von dem Hrn. D. Semler angenommene Meinung, daß die ganze römische Kirche vor der Tridentinischen Kirchenversammlung die Vulgata für authentisch gehalten und verlangt habe, daß sogar die Grundtexte nach derselben geändert werden müßten, befindlich sind."

Ich. Sie vermuthen nicht glücklich, und Ihr Triumphchen, das Sie über D. Semlern dort wollen erhalten haben, verlohnt sich wohl der Mühe, daß Sie so damit prahlen.

Er. „Daß dieser Satz in der Tridentinischen Kirchenversammlung, Sess. IV, 7, angenommen worden, aber mit der Einschränkung, daß der Bischof, Inquisitor, Parochus oder Beichtvater das Recht haben sollte, die Erlaubniß, die von katholischen Verfassern in die Landessprachen übersetzten Bibeln solchen Personen zum Lesen zu ertheilen, von welchen sie versichert wären, daß dieselben am Glauben und an der Gottseligkeit dadurch keinen Schaden nehmen würden, das weiß ich —"

Ich. Das weiß er! das weiß er! Nun, so weiß er denn auch hier eine große Falschheit, eine große Lüge! So zeigt er denn auch hier eine Unwissenheit, wie nur immer eine den Namen eines Luther'schen Prädicanten bei gelehrten Katholiken stinkend gemacht hat! denn offenbar ist es, offenbar, daß er die Verhandlungen der Tridentinischen Kirchenversammlung nie selbst kann gelesen haben. Auch nicht einmal nachgeschlagen kann er sie haben in dem Augenblicke, da er sich so vermessen auf sie beziehet. Das Allegat Sess. IV, 7 ist handgreiflich Gott weiß aus welchem Luther'schen Tröster oder aus welchem alten Hefte irgend eines Collegiums abgeschmiert, das er einmal auf der Universität über Chemnitii [1]) Examen Concilii Tridentini mag gehört haben. Denn

1) Martin Chemnitz (1522—1586), Verfasser des bedeutendsten evangelischen Werks über das Tridentinische Concil: „Examinis Concilii Tridentini per Martinum Chemnicium scripti opus integrum: quatuor partes, in quibus praecipuorum capitum totius doctrinae Papisticae firma et solida refutatio, tum ex sacrae scripturae fontibus, tum ex orthodoxorum Patrum consensu, collata est." (1565—1573.) Die Stelle, die Lessing meint, findet sich daselbst S. 78.

bei Dem nur ist der Stoff der vierten Session in acht Sectionen abgetheilt, wovon die siebente de versione seu translatione scripturae in alias linguas handelt. In der Urschrift des Conciliums selbst enthält die vierte Session nur zwei Decrete, in deren zweiten das stehen müßte, was er so unverschämt daraus anführt. Aber man glaube ja nicht, daß also der belesene Hr. Hauptpastor nur eine 7 anstatt einer 2 drucken lassen. Er würde sich sehr freuen, wenn ich eine solche Lumperei zu rügen im Stande wäre. Nein, sein Pudel ist der, daß der ganze Satz, von welchem er sagt, daß ihn die Tridentinische Kirchenversammlung am angeführten Orte angenommen habe, weder an dem angeführten Orte noch sonst wo in den Decreten der Kirchenversammlung vorkömmt. Es wird nirgends darin der Uebersetzung der Bibel in gemeine lebendige Sprachen mit einer Silbe gedacht, und es ist so wenig wahr, daß sich die Väter des Conciliums wegen der Schädlichkeit solcher Uebersetzungen erst auf dem Concilio vereinigten, daß sie vielmehr in fester Ueberzeugung von derselben auf das Concilium schon kamen. Von dem einzigen Cardinal Madruccio könnte es scheinen, daß er andrer Meinung gewesen sei. Doch wenn man die Stelle des Pallavicini[1]) von ihm etwas genauer erwägt, so ist auch diese mehr für mich als wider mich. (b) — Aber, wird man fragen, wie kam es denn gleichwohl, daß der Herr Hauptpastor einen solchen Bock schoß? Er weiß nicht allein, daß die Tridentinische Kirchenversammlung mehrgedachten Satz zuerst angenommen, er weiß sogar, mit welcher Einschränkung sie ihn angenommen habe. Das Alles kann er sich doch nicht aus den Fingern gesaugt haben. — Das nun freilich nicht. Freilich hat er lauten hören, nur zusammenschlagen hat er nicht gehört. Denn kurz, die Deputation, welche das Concilium zu Folge der 18ten Session zu Untersuchung der verdächtigen Bücher niedersetzte, hat er für das Concilium selbst genommen; die allgemeinen Regeln, welche diese Deputation ihrem Indici librorum prohib. vorsetzte, hat er für Decrete des Conciliums gehalten; die vierte dieser Regeln hat er, so wie es

1) Sforza Pallavicini, geb. zu Rom 1607, seit 1639 Professor am jesuitischen Collegium Romanum, 1659 Cardinal, starb 1667. Seine berühmte Geschichte des Concils zu Trident war gegen das Werk des Venetianers Fra Paolo Sarpi gerichtet.

in seinem Tröster oder in seinem Hefte stehet, nach Sess. IV, 7 verlegt, weil vermuthlich sein Professor seliger an dieser Stelle dieser Regel gedachte. (c) Weiter nichts? Das laßt mir den Mann sein, der sich rühmen darf, einen Sieg über Semlern erhalten zu haben! So ein Quidproquo paßt trefflich zu jenen Lorbeern![1])

Er. — „aber ich weiß auch, daß dieser Satz nicht vom Concilio selbst förmlich confirmirt worden, sondern erst seine Bestätigung von den Päpsten Pius IV. und Clemens VIII. erhalten."

Ich. Wie könnte denn etwas, das schon Sess. IV, 7 stehen soll, von dem Concilio nicht confirmirt sein? Etwa darum, weil das zweite Decret dieser Session kein Anathema hat, womit der Herr Hauptpastor alle seine Behauptungen zu versiegeln pflegt? Und was soll denn überhaupt die förmliche Confirmation des Conciliums heißen, insofern sie der päpstlichen Bestätigung entgegengesetzt wird? Hat denn das Concilium irgend eines seiner Decrete selbst confirmirt? Sind denn nicht alle und jede in Bausch und Bogen von dem Papste confirmirt worden? — Doch warum will ich die Absurda alle erschöpfen, die aus den windschiefen Worten des Hrn. Hauptpastors nothwendig folgen? Wir wissen ja ein- für allemal, welche Unwissenheit ihm nicht erlaubt hat, sich bestimmter auszudrücken. Was von Wassernüssen nicht ganz unwahr ist, erzählt er von Weintrauben: die Stacheln von jenen versetzt er an diese, und wir sollen ihm gleichwohl glauben, daß er allein Weintrauben gegessen hat.

Er. „Daß er aber schon zu Luthers Zeiten ein solcher allgemeiner Satz gewesen, dessen Ungrund Luther erst hätte erweisen und die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten müssen, ehe er, ohne gegen ein allgemeines Kirchengesetz zu sündigen, sich an seine Uebersetzung hätte machen können, das ist mir ein böhmisches Dorf."

Ich. Also, Hochehrwürdiger Schüler, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, Sie mit diesem böhmischen Dorfe ein wenig

---

1) Die von Lessing gerügte Unwissenheit ist für Göze um so beschämender, weil es sich um die berüchtigte Sessio IV handelt, in welcher nicht bloß die Vulgata für die authentische Uebersetzung der h. Schrift erklärt, sondern auch die Apokryphen den kanonischen Büchern gleichgestellt wurden. — Ueber diesen „Sieg" vgl. die Anmerkungen zum neunten „Anti-Göze".

bekannter zu machen. Sie denken, weil Sie keine Bauern daraus kennen, daß es auch keine Bauern drinnen giebt? Ei ja doch! — Ernsthaft! Da dieses das Centrum unsers Streits ist, so habe ich den ganzen zweiten Abschnitt dazu bestimmt, in welchem ich hoffentlich mehr erweisen will, als der Hauptpastor verlangt. Denn er verlangt nur, daß ich ihm beweisen soll, der Satz von Schädlichkeit dem gemeinen Volke verständlicher Bibelübersetzungen sei zu Luthers Zeiten ein von der Kirche allgemein angenommener Satz gewesen. Kleinigkeit! Ich will ihm das und noch ganz etwas Anderes erweisen. Ich will ihm sogar erweisen, daß von Luthern zurück bis zu der Zeit hinauf, da dergleichen Uebersetzungen erst möglich zu werden anfingen, die Kirche nie anders als diesem Satze gemäß gelehrt und gehandelt hat. Das will ich ihm sogar beweisen; es wäre denn, daß Concilium und Papst zur Kirche nicht gehörten. Er borge mir nur bis dorthin.

Er. „Wie viele Uebersetzungen in Landessprachen, in die italienische, ober- und niederdeutsche, holländische, waren schon an das Licht getreten, ehe Luther den ersten Gedanken von einer neuen Uebersetzung fassen konnte und gefaßt hatte?"

Ich. So viele, als der Hr. Hauptpastor nur immer mag gezählt haben! — Aber wie? So kommen Sie doch auf die Absurdität wieder zurück, die ich Ihnen oben kaum zutrauen wollte? So denken Sie doch mit einem bißchen elender Bücherkunde mich einzutreiben? Weil Bibeln in Landessprachen vor Luthern sogar gedruckt vorhanden sind, soll die Kirche nicht dafür gehalten haben, daß der gemeine Mann solcher Bibeln gar wohl müssig gehen könnte? Ist denn gar kein Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen: Die Kirche will durchaus nicht, daß die Bibel in gemeine Landessprachen übersetzt werde, und: Die Kirche hält für besser, wenn der gemeine Mann dergleichen Uebersetzungen gar nicht lieset? Hätte die Kirche dieses Letztere nicht glauben können, ohne darum jene Uebersetzungen durchaus verbieten zu können und zu wollen? Konnten denn jene Uebersetzungen nicht von der Art sein, und waren sie nicht wirklich von der Art, daß sie in die Hände des gemeinen Mannes gar nicht kommen konnten? Konnten denn jene Uebersetzungen, welche dem gemeinen Mann schadeten, nicht

Andern nützlich sein, auf welche die Kirche doch auch ein Augenmerk nehmen mußte? Und was kann deutlicher beweisen, daß vorbesagter Unterschied keine Grille ist, die ich aus der Luft gegriffen habe, als wenn ich gute Katholiken aus Luthers Zeiten anführe, welche nicht allein die ältern Uebersetzungen der Bibel ins Deutsche recht wohl kannten, sondern auch selbst neue Uebersetzungen besorgten und dennoch mit ihrer Kirche glaubten, daß dergleichen Uebersetzungen dem gemeinen Manne gefährlich und schädlich wären? (d)

Er. „Hr. Lessing wird sie alle in der Wolfenbüttel'schen Bibliothek finden; er muß sie aber noch nicht angesehen haben; denn sonst würde der Anblick derselben ihn von dem Ungrunde dieser seiner Meinung überzeugt und ihn bewahret haben, solche zu seinem eignen Nachtheile so dreist auf das Papier zu werfen."

Ich. Dieses bärtige Schülerlein hat von dem Manne, den es sich zu seinem Lehrer erbittet, eine wunderliche Idee! — Wenn es aber auch möglich wäre, daß ich jene alten Bibelübersetzungen noch nicht angesehen hätte, so dürfte ich von vernünftigen Männern doch leicht Vergebung desfalls erhalten, weil ich wohl so viele andere gute Bücher dafür angesehen haben könnte. Hingegen würden es mir vernünftige Männer weit schwerer vergeben, wenn ich sie wirklich angesehen hätte, wenn ich sie so oft und viel angesehen hätte, als der Herr Hauptpastor wohl mag gethan haben, und ich fähig wäre, aus dem bloßen Anblicke derselben einen so albernen Schluß zu ziehen, als er mir gern zutrauen möchte.

Er. „Wie leicht wäre es in den Zeiten gewesen, diese Uebersetzungen zu unterdrücken oder den Druck derselben zu hindern!"

Ich. Das beliebt sich der Herr Hauptpastor nur so einzubilden! Heut zu Tage ist es freilich ganz etwas Leichtes, daß die Obrigkeit in die Buchdruckereien und Buchläden schickt und da etwas mit gewaltsamer Hand wegnehmen läßt; und das hätte freilich auch in dem 15ten Jahrhunderte ganz etwas Leichtes sein können, wenn es nur damals schon auch etwas Gerechtes und Gesetzmäßiges gewesen wäre. Das Recht und die Befugniß, einem Bürger sein Eigenthum zu nehmen, ob es schon nur papiernes Eigenthum ist, hatte sich der Papst erst kurz vor dem völligen Ausbruche der Reformation gegeben, und die protestantischen Kirchen, besonders die

Luther'sche, weil diese gar zu gerne wieder Papstthum werden möchte, sind ihm christlich darin gefolgt. Die hohe Landesobrigkeit hilft ihnen treulich Alles confisciren, was sie widerlegen sollten, und confiscirt ist widerlegt.

Er. „Kann aber Herr Lessing eine Spur angeben, woraus dieses geschlossen werden könne?"

Ich. Dieses? nämlich daß die Kirche jemals gesucht, jene schon vor Luthern gedruckte Uebersetzungen der Bibel in gemeine lebendige Sprachen zu unterdrücken? — Ganz gewiß kann ich keine solche Spur angeben. Ebenso wenig, als mir der Herr Hauptpastor eine Spur angeben kann, daß man überhaupt in dem 15ten Jahrhunderte ein gedrucktes Buch wieder aus der Welt zu schaffen gesucht habe. Ebenso wenig, als er mir eine Spur angeben kann, daß die Kirche dasjenige genehmiget habe, was sie so da sein ließ und aus andern nicht unerheblichen Ursachen weder vernichten konnte, noch wollte.

Er. „Er sehe doch nur die dort befindlichen Ausgaben der Cöllnischen Bibel[1]) nach, so wird er in der Vorrede Stellen finden, in welchen der Verfasser das Lesen der Bibel in der Landessprache vertheidiget, nein, das hatte er nicht nöthig — denn es war kein Verbot da — sondern anpreiset."

Ich. Ich kenne diese Cöllnische Bibel recht gut und habe sie nicht erst hier in der Bibliothek dürfen kennen lernen. Denn ich kannte sie schon, als ich noch bloß die alten Bibeln wegen der Holzschnitte durchsuchte, und erinnere mich gar wohl, wie sehr ich mich freute, als ich in der Vorrede derselben eine sehr merkwürdige Anekdote zur alten deutschen Kunstgeschichte unvermuthet entdeckte. (e)[2]) Daß ich sonst damals etwas darinnen sollte bemerkt haben, was

1) Die älteste niederdeutsche Bibelübersetzung erschien in Cöln um 1480. In Göze's „Versuch einer Historie der gedruckten Niedersächsischen Bibeln vom Jahre 1740 bis 1621" ist diese Vorrede S. 57—60 abgedruckt. Es heißt darin (S. 59): „De hogeleerde meestere der scholen der gotlyker wysheyt schollen lesen unde ghebrucken der translacien Iheronimi in dat latin. Men de ungeleerden simpel mynschen — — scholen hebben dyt teghenwordighe boek der bibelen recht na dem text latins in duitschen overghesat sick entegen de geschuit unde pyle des vyandes van der hellen dar mede wapenen des hyllighen daeges."

2) Am Ende dieser Vorrede heißt es: „Unde ouck umme dat meere ghenoechde unde leeffde kreghe dee Mynsche dese werdige hyllighe Schrifft

hier für oder wider mich angezogen werden könnte, kann ich nicht sagen. Aber es verlohnt sich immer der Mühe, sie aufs Neue desfalls zu durchlesen, und wenn es wahr ist, daß die Lesung der Bibel in der Landessprache darinnen so angepriesen wird, ein wenig genauer zu erwägen, wer denn dieser Anpreiser ist, was er denn eigentlich anpreiset, wem er es anpreiset, und wie er es anpreiset. (f)

Er. „Hatten denn etwa Emser, Dietenberger, Eck besondere Dispensationen, daß sie mit ihren deutschen Uebersetzungen des Neuen Testaments und der Bibel an das Licht treten durften? Ich weiß keine."

Ich. Alle drei haben auch nichts weniger als neue Uebersetzungen gemacht. Emsers Neues Testament ist nichts als Luthers Neues Testament, fast von Wort zu Wort, bis auf die Stellen, von welchen Emser glaubte, daß sie Luther verfälscht oder ihnen nicht Recht genug gethan habe. Dietenberger und Eck aber, deren Letzter die Lutherisch-Emsersche Arbeit ganz beibehalten hat, haben bloß die alten Uebersetzungen aus der Vulgata ein wenig polirt und den wahren Sinn der Vulgata gegen Luthern gerechtfertiget und wiederhergestellt. Was brauchten sie hierzu besondere Dispensationen? Und wirft es denn Emser nicht Luthern ausdrücklich genug vor, daß er, Luther, mit seiner Uebersetzung sich eigenmächtig einer Arbeit unterwunden habe, zu der er höhere Erlaubniß bedurft hätte? (g)

Er. „Aber, wird Herr Lessing sagen, hat man nicht vor dem Tridentinischen Concilio Luthers Uebersetzung auf das heftigste verfolgt und solche an vielen Orten gar verbrannt?"

Ich. Dieses würde ich vielleicht sagen, wenn ich nichts Bessers zu sagen wüßte, und vielleicht auch dann nicht einmal. Denn immer wäre es doch nur ein sehr Gözischer Schluß: „Weil Luthers Uebersetzung schon vor dem Tridentinischen Concilio verfolgt worden, so hat die Kirche auch schon vor diesem Concilio alle

---

tho lesen, unde sin tyt darmede nuytlick tho ghebruken: sint in etliken enden unde Capittulen Figuren ghesat, soe see van oldes ouck noch in veelen kerken unde cloesteren ghemaelt staen welke ock dat sulven de oghen ertoenen unde meer erclaren." Vgl. dazu Lessings Aufsatz „Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau" (ed. v. Maltzahn IX, S. 239 ff.).

Uebersetzungen der Bibel in gemeine Sprachen ohne Unterschied gemißbilliget." Ich beweise das Letztere unabhängig von jener spätern Verfolgung und weiß es sehr wohl zu erklären, warum man hier und da nur Luthers Uebersetzung verfolgte, ohne jemals eine ältere auf ebendie Art zu verfolgen, welche die Genehmigung der Kirche ebenso wenig hatte.

Er. „Hat nicht Karl V. in den Niederlanden durch die schärfsten Mandate alle aus Luthers Uebersetzung gemachten holländischen Uebersetzungen zum Feuer verdammt, und sind solche aus dem Grunde nicht so häufig verbrannt und auf alle mögliche Art vertilgt, daß von vielen Ausgaben auch nicht ein Exemplar übrig geblieben ist?"

Ich. Auch das läßt mich der Herr Hauptpastor so sagen, weil er es an meiner Stelle sagen würde; — weil er mir am liebsten in den Mund legt, was er am leichtesten beantworten kann; — weil er mir gern die Karten in die Hand spielt, die er stechen kann.

Er. „Ich antworte: dieses Alles räume ich ein —"

Ich. Nicht weil ich es sage, sondern weil er es mich sagen läßt. Wie trefflich der Mann antwortet, wenn er sich selber antwortet!

Er. — „Aber ist Solches aus dem Grunde geschehen, weil Luther die Bibel in die Landessprache übersetzt hat, oder weil man ihn beschuldigte, daß er solche seinen Irrthümern zu Gunst verfälscht hätte?"

Ich. Weder aus jenem Grunde allein, noch aus diesem allein: aus beiden Gründen zugleich. Denn wenn Luther seine Uebersetzung aus der Grundsprache lateinisch gemacht hätte, so würde seine Uebersetzung sicherlich nicht mehr und nicht weniger sein verfolgt worden als die Uebersetzung des Erasmus.[1]) Gleicherweise, wenn er sie zwar deutsch, aber nur aus der Vulgata gemacht hätte, würde sie zuverlässig ebensowohl ohne alle Verfolgung geblieben sein, als nur irgend frühere Uebersetzungen geblieben sind.

Er. „Dieses (die Verfälschung) und nicht Jenes (die Uebersetzung an und für sich selbst) warf ihm Emser vor." —

---

1) Der berühmte Humanist Desiderius Erasmus von Rotterdam (1467 bis 1536) hat die erste gedruckte Ausgabe des griechischen Neuen Testaments besorgt.

Ich. Er warf ihm schlechterdings Beides vor. Man sehe nochmals die Anmerkung. (g)

Er. — „Und sein (Emsers) Hauptgravamen ist dieses: er hätte nicht allein aus einem verfälschten Hussitischen Exemplare übersetzt, sondern auch selbst hinzugesetzt, was ihm gefallen, und in der Feder gelassen, was ihm nicht angestanden hat."

Ich. Ich denke, es ließe sich noch sehr streiten, was Emser eigentlich unter dem Wiclef'schen oder Hussitischen oder Picardischen[1]) Exemplare verstehe, welches Luther vor sich gehabt habe. Daß er ein Exemplar des lateinischen oder griechischen Textes verstanden, will mir nicht recht zu Kopfe, weil ich nirgends finde, daß man den Wiclefiten oder Hussiten oder Picardern eine Verfälschung der Vulgata oder gar des griechischen Textes Schuld gegeben habe. Wohl aber finde ich, daß sowohl Wiclefiten als Hussiten und Picarder sich mit Uebersetzungen der Bibel in ihre Landessprache geschleppt haben, und es wäre nicht unmöglich, daß Emser irgend eine solche deutsche Uebersetzung gemeint hätte, auf welche Luther zugleich ein Auge gehabt habe. Der Grund dieser meiner Vermuthung wird sich in dem zweiten Abschnitt zeigen. Doch da dieses hier nichts verschlägt, so lasse ich den Herrn Hauptpastor nur fortplaudern.

Er. „Alle diese Beschuldigungen getrauet sich kein vernünftiger Katholik, die einzige Stelle Röm. 3, 28, wo er das Wort allein gegen den Grundtext hinzugethan haben sollte, ausgenommen, zu wiederholen."

Ich. Ich weiß weder, wer dem Herrn Hauptpastor ein vernünftiger Katholik ist, noch was sich ein solcher getrauen würde. Ich weiß nur, daß es nicht darauf ankömmt, was jetzt geschehen würde, sondern was damals geschah, als Luthers Uebersetzung noch neu war. Unmöglich kann Herr Göze jetzt von Bahrdts Uebersetzung mehr Böses sagen, als Emser damals von Luthers sagte; und ob über 200 Jahr die guten Exegeten sich auch noch getrauen werden, alle Vorwürfe zu wiederholen, die Herr Göze und

---

1) Picarden nannte man zur Zeit der Hussitischen Bewegung gewisse böhmische Sectirer, die von den Hussiten selbst verfolgt wurden. Der Name ist wahrscheinlich entstellt aus Beghar den.

Seinesgleichen Bahrdten jetzt machen, das muß die Zeit lehren. Hiermit aber will ich im Geringsten nicht mich zum Vertheidiger von Bahrdts Uebersetzung aufwerfen; ich will bloß seine Befugniß nach seinem Gewissen zu übersetzen, rechtfertigen, die wenigstens in keinem Betracht geringer war als Luthers Befugniß.

Er. „Zu ebender Zeit, da in den Niederlanden Luthers Uebersetzung auf das heftigste verdammt wurde, erschienen katholische Uebersetzungen in holländischer Sprache mit dem Privilegio ebendes Kaisers, der Luthers Uebersetzung zum Feuer verurtheilte. Kann Herr Lessing nach seinem Grundsatze diesen Widerspruch heben?"

Ich. Sehr leicht; denn wenn man dem gemeinen Manne eine ketzerische Bibel in seiner Sprache nahm, so mußte man ihm ja wohl an deren Statt eine rechtgläubige in der nämlichen Sprache wiedergeben, wenn er nicht glauben sollte, daß die Unterdrückung mehr auf die Bibel als auf die hineingelegte Ketzerei gemünzt sei; besonders wenn der gemeine Mann desselben Landes schon ehedem eine unschädliche Bibel in seiner Sprache gehabt hatte. — Das wäre, dächte ich, eine sehr natürliche Antwort, wenn das Factum anders seine Richtigkeit hat. Aber es sei mir erlaubt, gegen das Factum selbst noch erst meine Zweifel zu äußern. (h)

Er. „Ich besitze ein sehr seltnes hieher gehöriges Buch: Sanctuarium profanis occlusum, sive de S. S. Bibliorum prohibitione in lingua vulgari seu vernacula tractatus. Gallice primum conscriptus, Anno 1651 a Do. *Nicolao le Maire*, S. S. Theologiae Licentiato in facultate Parisiensi, Consiliario, Eleemosinario, et Praedicatore Regis Christianissimi etc. Nunc latine prodit in Germania. Herbipoli, MDCLXII. 4°."

Ich. Dieses Buch sehr selten? wer sagt denn das? noch habe ich es in keinem Verzeichnisse seltener Bücher gefunden, so gemeine Schwarten dergleichen Verzeichnisse auch sonst mit aufzuführen pflegen. In unserer Bibliothek ist es zweimal, und ich habe es in meinem Leben wohl an zwanzig Orten gesehen. Es ist schon wegen der Titel-Vignette so berüchtiget. Es ist in Deutschland gedruckt; ein berühmter Lutherischer Gottesgelehrter hat dawider disputirt: und soll gleichwohl sehr selten sein! Ein sehr seltnes Buch, das so bekannt ist! Allenfalls könnte das

französische Original in Deutschland so heißen, aber die lateinische Uebersetzung, die in Würzburg ans Licht getreten! — Doch der Literatoren haben bereits mehrere die Eitelkeit des Herrn Hauptpastors belacht, welche alle Bücher, die ihm die gnädige Vorsehung Gottes zufließen lassen, als selten stempelt. Mag er doch! — ich will ihn mit dem eigentlichen Werke bekannt machen, welches er hätte kennen und anführen müssen. (i)

Er. „Dieser Verfasser theilt sein Werk in drei Theile; in dem ersten will er seinen Satz aus der heiligen Schrift und in dem zweiten aus den Kirchenvätern der ersten vier Jahrhunderte beweisen; in dem dritten macht er den Anfang sogleich, aus dem Tridentinischen Concilio seinen Beweis zu führen. Ein sichtbarer Beweis, daß er vor dieser Kirchenversammlung nichts gefunden, was er zu seinem Behufe hätte anführen können."

Ich. Also weil Der nichts gefunden, so ist auch nichts zu finden. — Wie doch ein elender Schriftsteller sich immer mit dem andern schützt!

Er. „Ich glaube nunmehr das Gegentheil von dem, was Hr. Lessing vorgegeben, hinlänglich erwiesen zu haben."

Ich. Er glaubt es; denn er ist sich bewußt, daß er hinlänglicher nie in seinem Leben etwas bewiesen.

Er. „Kann er diese Beweise umstoßen und mir gegenseitige vorlegen, welche seinen Satz erweisen, so will ich ihm von Herzen danken."

Ich. Ich erlasse ihn seines Dankes, damit er mit gutem Gewissen undankbar sein kann.

Er. „Bis hieher ist das, was er vorgegeben, nicht so sonnenklar, wie er rühmt, sondern vielmehr erweislich falsch."

Ich. Daß es wenigstens noch nicht erwiesen falsch ist, werden unsre Leser wohl hoffentlich anfangen zu merken. — Und hiermit lasse ich sie zu den

2. Anmerkungen,

in welchen sie finden werden, daß ich in den Zwischenreden nichts mehr geäußert habe, als was ich gut zu machen im Stande bin.

(a)

Zu Nathan dem Weisen.[1]

[I.]

Es ist allerdings wahr, und ich habe keinem meiner Freunde verhehlt, daß ich den ersten Gedanken zum Nathan im Dekameron des Boccaz gefunden. Allerdings ist die dritte Novelle des ersten Buchs, dieser so reichen Quelle theatralischer Producte, der Keim, aus dem sich Nathan bei mir entwickelt hat. Aber nicht erst jetzt, nicht erst *nach* der Streitigkeit, in welche man einen Laien, wie mich, nicht bei den Haaren hätte ziehen sollen. Ich erinnere dieses gleich anfangs, damit meine Leser nicht mehr Anspielungen suchen mögen, als deren noch die letzte Hand hineinzubringen im Stande war.

Nathans Gesinnung gegen *alle* positive Religion ist von jeher *die meinige* gewesen. Aber hier ist nicht der Ort, sie zu rechtfertigen.

[II.]

Vorrede.

Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute

1) Zuerst gedruckt bei K. Lessing, Lessings Leben I, S. 408—411.

Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben.

Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug: doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen. —

Wenn man aber sagen wird, daß ich wider die poetische Schicklichkeit gehandelt, und jenerlei Leute unter Juden und Muselmännern wolle gefunden haben: so werde ich zu bedenken geben, daß Juden und Muselmänner damals die einzigen Gelehrten waren; daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müsse auffallender gewesen sein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultane gefunden.

Wenn man endlich sagen wird, daß ein Stück von so eigner Tendenz nicht reich genug an eigner Schönheit sei: — so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann.

Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird [1]).

---

1) An Karl Lessing, den 7. November 1778: „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen."

G. E. L.

Bibliolatrie.[1]

Καλον γε τον πονον ὠ
Χριστε σοι προ δομων λατρευω,
Τιμων μαντειον ἑδραν.

Ich verstehe unter Bibliolatrie diejenige Verehrung, welche man für die Bibel und besonders für die Bücher des N. Testaments zu verschiedenen Zeiten verschiedentlich gefordert hat. Ich nehme also Latrie nicht in dem Sinne der katholischen Kirche, nach welchem es bloß eine Verehrung und einen Dienst anzeigt, wie sie nur Gott zukommen, und bin weit entfernt, das ganze zusammengesetzte Wort Bibliolatrie nach Idolatrie gebildet zu haben.

Bloß weil ich lange Titel hasse und unter diesen so ziemlich Alles zu bringen ist, was ich zu meiner Vertheidigung über eine

---

1) Lessings sämmtliche Schriften VI, S. 57. — „Noch war dem Exemplar des Verfassers (von der „Nöthigen Antwort") gleich nach dem Titelbogen auf einem besondern Blatte Folgendes vermuthlich zu einer Fortsetzung oder auch zu einem eignen Werke Bestimmtes beigeschrieben." (K. Lessing.) Das Bruchstück ist ganz unverkennbar ein Entwurf zur Vorrede für ein längeres Werk, das den Titel „Bibliolatrie" führen sollte, und dessen vollendete Vorrede nebst einem kleinen Stück der Ausführung Karl G. Lessing bereits im Jahre 1784 im „Theologischen Nachlaß", wie es scheint ohne es selbst zu wissen, veröffentlicht hatte.

Sache anzuführen habe, die mich nach der Verdrehung eines unwissenden und hämischen Zeloten um alle Ansprüche auf den Namen eines Christen bringen sollte: bloß darum habe ich auch hier zweideutige Kürze einer langweiligen Umschreibung vorziehen zu dürfen geglaubt. Büchertitel sind ja doch nur wie Taufnamen, die nicht zum Charakterisiren, sondern lediglich zum Unterscheiden gegeben werden.

Die darauf folgenden Zeilen, nur nicht an Christum gerichtet*), sagt beim Euripides Jon**), indem er vor dem Tempel des Apollo die Stufen kehrt. Auch ich halte es für keine unrühmliche Arbeit, vor dem Sitze göttlicher Eingebungen wenigstens die Stelle desselben zu fegen.

G. E. Lessings

Bibliolatrie.[1])

Καλον γε τον πονον ὠ
Χριστε σοι προ δομων λατρευω,
Τιμων μαντειον ἑδραν.

Vorrede.

Ich habe das Wort Bibliolatrie nicht nach Idololatrie gemacht und will keinesweges damit zu verstehen geben, daß irgend Jemand noch jetzt Abgötterei mit der Bibel treibe.

*) Das Original hat nämlich *Φοῖβε*. — [Nach Donners Uebersetzung lauten die Worte des Euripides:

„Wie schön ist, Phöbus, der Dienst,
Den ich übe vor deinem Hause,
Fromm ehrend den Sehersitz." (Groß.)]

**) Im Jon, Akt I, V. 128—130.

---

1) Theologischer Nachlaß, S. 83—92. Die Vorrede dazu ist dreifach da, jedesmal immer verbessert. Das Uebrige aber ist nur im ersten Entwurfe." Karl G. Lessing, „Theol. Nachlaß", S. 26.

Daß ehedem dergleichen geschehen, ist wohl nicht zu leugnen. Man überlege den vielfältigen Aberglauben, zu welchem besonders das Evangelienbuch in den dunklen Zeiten gemißbraucht worden, den knechtischen Respect, den man für das materielle Buch hatte, dessen Geist man so wenig kannte. Wer den Gräuel beisammen haben will, der lese Joh. Andr. Schmidt's Exercitationum historico-theologicarum dritte, de culto Evangeliorum. Das Alles entsprang aus Abgötterei oder lief auf Abgötterei hinaus.

Und warum so weit zurückgehen? Wenn noch im Anfange dieses Jahrhunderts ein angesehener Theolog der Lutherschen Kirche*) es für nöthig hielt, die Frage, ob die heil. Schrift Gott selbst sei, in einer eignen Schrift zu erörtern, so muß es doch wohl Leute gegeben haben, welche diese Frage mit Ja beantworten zu müssen geglaubt. Wie sollte es deren auch keine gegeben haben, da Luther selbst ihnen in einer so wunderbaren Bejahung vorangegangen war! Luther selbst hatte die heilige Schrift mehr als einmal Gott genennet, und wenn schon Luther des Falls zu entschuldigen wäre: hat er nie Jünger gehabt, hat er Jünger nicht noch, die sich dadurch einer ähnlichen Entschuldigung unwürdig machen, daß sie das auch nicht zu verwerfen wagen, was er selbst, more scilicet magnorum virorum et fiduciam magnarum rerum habentium, zu verwerfen und zu verbessern bei jeder Gelegenheit keinen Augenblick anstand? Mir ist Luther noch weit anstößiger in einer andern Stelle, wo er sagt, daß die heilige Schrift Christus' geistlicher Leib sei, und eine solche Crudität mit seinem treuherzigen wahrlich besiegelt. Nun werfe man dem Gegentheile noch vor, daß von seiner Seite geäußert worden, die ganze Bibel sei ohne das Zeugniß der Kirche nicht mehr und weniger werth als Aesopi Fabelbuch! Kräftiger könnte man doch schwerlich die beiden äußersten Punkte der Abweichung bezeichnen. — Aber schon zu viel eine Saite gekniffen, die ich gar nicht berühren wollte. — Auch muß man mir das einfache Latrie nicht aufmutzen, als ob es nur einen Dienst anzuzeigen bestimmt sei, wie er Gott zukomme. Denn diese Bedeutung hat es selbst in den Schriften, in welchen es sie am meisten hat, nicht immer. „Latria vero", sagt Augusti-

*) Georg Nitsche, Generalsuperintendent des Fürstenthums Gotha, 1714.

nus*), „secundum consuetudinem, qua locuti sunt qui nobis divina colloquia condiderunt, aut semper aut tam frequenter ut *pene* semper ea dicitur servitus, quae pertinet ad colendum Deum.“ Der Unterschied, den die Gottesgelehrten der römisch-katholischen Kirche zwischen λατρεια und δουλεια machen, ist vollends ungegründet, und Fatius**) hat gerade das Gegentheil davon festsetzen wollen.

Kurz, ich nehme Latrie in seinem allerweitesten Sinne und verstehe unter Bibliolatrie weiter nichts als den Gebrauch, den die Christen von der Bibel und besonders von den Büchern des Neuen Testaments zu verschiedenen Zeiten gemacht haben, weiter nichts als die Schätzung und Verehrung, die sie diesem verschiedenen Gebrauche zu Folge verschiedentlich für jene Bücher gefordert haben.

Nun kann den Wenigsten von Denen, die diese meine Schrift aus Wahl in die Hand nehmen, unbekannt sein, in welche Streitigkeit über eine so verstandene Bibliolatrie ich von einem Manne ex istis inepte religiosis, nimia superstitione impatientibus . . . namentlich von dem Hrn. Hauptpastor Göze in Hamburg . . . gleichsam bei den Haaren gezogen worden. Ich sage: bei den Haaren gezogen worden. Nicht, weil ich mich vor einem solchen Streite aus Unkunde der Sache zu fürchten gehabt. Denn ich hatte es längst für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum. Nur weil man dergleichen Untersuchungen doch eigentlich nur zu seiner eigenen Beruhigung anstellt [1]) und sich selten die Mühe nimmt, ihnen die Ründe und Politur zu geben, durch welche sie allein im Publico Umlauf erhalten können, war es mir verdrießlich, zu einer Arbeit zurückzukommen, die ich einmal für allemal abgethan glaubte.

Ich schickte daher in der Eil' auch nur einige tumultuarische Sätze voraus, um wenigstens mit dem Hrn. Hauptpastor auf das

*) De C. D., libro X, c. 1.

**) Siehe dessen neuen Abdruck hinter dem Onomastico des Hrn. Professor Sachs, T. II, p. 389.

1) Vgl. unten den „Brief an Walch“: „In einem Studio, welches ich nur zu meiner eigenen Beruhigung getrieben.“

freie Feld zu kommen und da abzuwarten, welche Evolutiones er weiter selbst zu machen für gut finden würde. Doch was erfahr' ich! Kaum sieht der Hauptpastor, daß ich mich doch wirklich einzulassen gesonnen, als er sein Lieblingsmanöver macht, mir auf einmal den Rücken kehrt und unter einem impertinenten Siegsgeschrei herzhaft abmarschiret.

„Aber warte!" denkt der Kanzelheld; „ich will dir schon einen Andern auf den Hals schicken."

Und wahrlich, ein Dritter, dessen Gelehrsamkeit und Bescheidenheit kaum vermuthen ließen, daß er Gözen näher als dem Namen nach kenne, hat die Treuherzigkeit, sich ihm — Gözen! — sich Gözen surrogiren zu lassen![1])

Was kann mich abhalten, den Namen dieses Dritten nunmehro zu nennen, da seine Schrift vor den Augen der Welt liegt? Des Herrn D. und Prof. Walchs[2]) zu Göttingen Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift soll zwar laut einer ausdrücklichen Erklärung des Verfassers, S. 25, nicht wider mich geschrieben sein. Aber ich halte sie um so viel mehr gegen mich geschrieben, da sie aus einer so sonderbaren Ursache nicht gegen mich geschrieben sein soll. „Ich kann", sagt der Herr Doctor, „die polemische Absicht nicht haben, den Herrn Hofrath Lessing zu widerlegen, weil er bis jetzt noch keine Gründe angegeben hat, die beantwortet werden könnten."[3])

---

1) Ebenda: „Bloß weil Herr Doctor Walch die Gutherzigkeit gehabt, sich dem Hauptpastor surrogiren zu lassen, muß er mich ja wohl eben in dem Gesichtspunkt fassen, in welchem mich dieser genommen."

2) Der zwar ziemlich pedantische, aber äußerst gründliche Gelehrte Christian Wilhelm Franz Walch (1726—1784), der sich namentlich durch gediegene Forschungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte große Verdienste erworben hat, zog sich durch seine Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Christe'n in den ersten drei Jahrhunderten (Leipzig 1779) von Seiten Lessings eine ganze Reihe von Entgegnungen zu, die alle mehr oder weniger Fragment geblieben und daher dem vorliegenden Theile einverleibt worden sind. Von 1753 bis an seinen Tod war er Professor in Göttingen. Der bekannte Herausgeber von Luthers Werken ist sein Vater. — (Groß.)

3) Ebenda: „Zwar wollen Ew. Hochwürden es auch eigentlich gegen mich nicht geschrieben haben. Noch weniger gegen den Herrn Doctor Semler. ‚Wie kann ich auch?' fragen Sie; ‚da keiner von beiden bis jetzt die Gründe angegeben,

Also da der Herr Doctor mich nicht bestreiten kann, so will er mir wenigstens im Voraus die Waffen aus dem Wege räumen, die ich brauchen könnte?

Wenn ich nun eile, um doch einige noch habhaft werden zu können, wer kann mir es verdenken? Er selbst nicht. Denn ich eile zugleich, mich auch in seinen Augen zu rechtfertigen. Und in wessen Augen mich zu rechtfertigen muß mir angelegener sein, als in den Augen eines Mannes, den ganz Deutschland für den competentesten Richter in dieser Sache erkennt!

So sei er denn auch mein Richter; nur höre er mich erst aus! Nur verstehe er mich nicht aus Gözen, sondern aus mir selber. Und wenn ja die Sache Gözens die Sache der Kirche sein soll, so unterscheide er wenigstens diese Sache von diesem Anwalte.[1]) —

Damit ich ihm aber die endliche Erkennung so viel möglich erleichtere und zugleich die Umsteher, die eine unschuldige Neugier etwa um uns versammlet hat, in den Stand setze, wenn nicht mit zu entscheiden, doch mit zu urtheilen, muß ich meine Schrift in drei Abschnitte theilen: in einen historischen, in einen thetischen und in einen epanorthotischen.

In dem ersten, historischen Abschnitte muß ich um Erlaubniß bitten, die Sache ganz von Neuem zu erzählen und einige Actenstücke der Welt nochmals in extenso vor Augen zu legen. Ein Beklagter, der nur losgesprochen wird, hat seinen Proceß nur halb gewonnen. Er wird losgesprochen, weil er sich gut vertheidigt hat. Aber sein guter Name leidet doch immer, so lange er nicht zeigen kann, daß er auch nicht einmal angeklagt hätte werden müssen.

In dem zweiten, dem thetischen Abschnitte will ich alle die Sätze gut zu machen suchen, deren Unerwiesenheit man so höhnisch für Unerweislichkeit ausgiebt. Daß man mir die Beweise so lange

---

die beantwortet werden könnten.' — — Ohne also auch für den Herrn Doctor Semler mit zugleich antworten zu wollen, muß ich Ew. Hochwürden bekennen, daß ich Ihre ‚Kritische Untersuchung ꝛc.' um so mehr gegen mich geschrieben zu sein glauben muß, je sonderbarer die Ursache ist, warum sie es nicht sein soll."

1) Ebenda fast wörtlich zu Ende des ersten Abschnittes, woraus sich wieder ergiebt, daß Lessing eine von den beiden Streitschriften, wie es scheint, den „Brief an Walch", um der andern willen liegen ließ.

borgen müssen, daran hat Der allein Schuld, dessen Verbindlichkeit es vornehmlich gewesen, sie zu exequiren. Aber so sind nun diese Elende! Sie exequiren bei Niemand lieber, als wo sie so ziemlich sicher sein können, daß die Zahlung nicht parat liegt.

In dem epanorthotischen Abschnitte will ich die gelieferten Beweise aufs Neue unterbauen und sie besonders gegen den Gelehrten retten, der nothwendig einige davon errathen mußte und sich der Widerlegung derselben so viel leichter nahen durfte, als er mit Recht sagen konnte, daß er sie nur errathen habe.

Von diesen drei Abschnitten bitte ich Alle, die mich lesen, keinen ohne den andern zu beurtheilen. Auch das ist meine Schuld nicht, wenn mein Vortrag ein wenig desultorisch scheint. Er mußte schon selbst meinem gymnastischen Tone zu Hilfe kommen, um ihn in den präcis dogmatischen Ton zu übersetzen, wozu nichts weiter erfordert wird als die billige Voraussetzung, daß ich etwas Ungereimtes, etwas ganz Aergerliches weder sagen können noch wollen.

Nur dem einzigen Stänker gilt diese meine Bitte nicht, der hämisch und klein genug ist, Händel anzuspinnen, die er selbst durchzusetzen weder Herz noch Kraft hat. — Nur dem Herrn Hauptpastor Göze gilt sie nicht. Der kann es halten, wie er will. Insectetur hoc opus nostrum etiam maledictis. Immerhin!

Was die griechischen Zeilen auf dem Titel sagen sollen, will man noch wissen? Diese Zeilen sagt beim Euripides Jo, indem er die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt.[1]) Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch ich bin stolz auf diese geringe Arbeit; denn ich weiß am besten, wem zu Ehre ich es thue.

---

1) Vgl. ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 339: „Ich habe den Jon des Euripides wieder gelesen. — Der junge Jon kehret mit Lorbeerzweigen die Schwellen des Tempels und verscheuchet die Vögel, daß sie die aufgehängten geweihten Geschenke nicht beschädigen sollen."

Erster, historischer Abschnitt.

Der bessere Theil meines Lebens ist — glücklicher oder unglücklicher Weise? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewisser Maßen Modeschriften waren. Nun werden Modeschriften, die meisten Theils aus Nachahmung irgend eines vortrefflichen Werks ihrer Art entstehen, das sehr viel Aufsehn macht, seinem Verfasser immer sehr ausgebreiteten Namen erwirbt . . . nun werden Modeschriften, sag' ich, eben weil es Modeschriften sind, sie mögen sein, von welchem Inhalte sie wollen, so fleißig und allgemein gelesen, daß jeder Mensch, der sich nur in Etwas mit Lesen abgiebt, sich schämen muß, sie nicht auch gelesen zu haben. Was Wunder also, daß meine Lectüre ebenfalls darauf verfiel und ich gar bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Product in diesem Fache habhaft werden und verschlingen konnte. Ob ich daran gut gethan, auch wenn es möglich gewesen wäre, daß bei dieser Unersättlichkeit, die nämliche wichtige Sache nur immer von einer Seite plädiren zu hören, die Neugierde nie entstanden wäre, endlich doch auch einmal zu erfahren, was von der andern Seite gesagt werde, will ich hier nicht entscheiden. Genug, was unmöglich ausbleiben konnte, blieb bei mir auch nicht einmal lange aus. Nicht lange, und ich suchte jede neue Schrift *wider* die Religion nun ebenso begierig auf und schenkte ihr ebendas geduldige unparteiische Gehör, das ich sonst nur den Schriften *für* die Religion schuldig zu sein glaubte. So blieb es auch eine geraume Zeit. Ich ward von einer Seite zur andern gerissen, keine befriedigte mich ganz. Die eine sowohl als die andere ließ mich nur mit dem festen Vorsatze von sich, die Sache nicht eher abzuurteln, quam utrinque plenius fuerit peroratum. Bis hieher, glaub' ich, ist es manchem Andern gerade ebenso gegangen. Aber auch in dem, was nun kömmt?

Je zusetzender die Schriftsteller von beiden Theilen wurden — und das wurden sie so ziemlich in der nämlichen Progression: der neueste war immer der entscheidendste, der hohnsprechendste — desto mehr glaubte ich zu empfinden, daß die Wirkung, die ein jeder auf mich machte, diejenige gar nicht sei, die er eigentlich nach seiner

Art hätte machen müssen. War mir doch oft, als ob die Herren wie dort in der Fabel „Der Tod und Liebe", ihre Waffen vertauscht hätten! Je bündiger mir der Eine das Christenthum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der Andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.

Das konnte von einer bloßen Antiperistasis, von der natürlichen Gegenwirkung unsrer Seele, die mit Gewalt ihre Lage ändern soll, nicht herkommen. Es mußte folglich mit an der Art liegen, mit der Jeder seine Sache vertheidigte.

Sogenannte

Briefe an verschiedene Gottesgelehrten,

die an seinen

theologischen Streitigkeiten auf eine oder die andere Weise

Theil zu nehmen beliebt haben. [1])

Sogenannte Briefe sind eine Art schriftstellerischer Composition, bei welcher sich die Posten eben nicht am besten stehen. Denn selten ist es nothwendig, sie schriftlich abzuschicken. Nur dann und wann kann es seinen Nutzen haben, wenn sie gedruckt werden und mit Buchladenfracht durch das Land reisen. Man könnte sie auch den einseitigen Dialog nennen, weil man sich wirklich mit einem Abwesenden darin unterhält, den man aber nicht zum Wort kommen läßt, so oft auch darin steht: Sagen Sie, mein Herr; werden Sie antworten, mein Herr?

Figürlich ist es die allercommodeste Art von Buchmacherei, obgleich darum eben nicht die schlechteste. Was sie durch Mangel der Ordnung verliert, gewinnt sie durch Leichtigkeit wieder, und selbst Ordnung ist leichter in sie hineinzubringen, als Lebhaftigkeit

1) Theologischer Nachlaß, S. 27 und S. 113—154.

in eine didaktische Abhandlung, die an Niemand gerichtet ist als an Alle, und von Niemand ganz sich herzuschreiben scheint als von der alten ruhigen Wahrheit selbst.[1])

Sogenannte Briefe an den Herrn Doctor Walch.

I.

Hochwürdiger ꝛc. ꝛc.

Sogleich als ich Ew. Hochwürden Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Christen in den vier ersten Jahrhunderten angekündiget fand, wisperte mir mein Gewissen oder meine Eitelkeit zu: Auch das vermuthlich wird Dir gelten.

Denn eben damals schien es, als wollten sich meine Händel mit dem Herrn Hauptpastor Göze in Hamburg in einen gelehrten Streit auflösen, der eine Materie betrifft, die mit dem Inhalt Ihrer Schrift sehr nahe verwandt ist.

Ich hatte, um gewissen Einwürfen gegen das Christenthum mit Eins den Weg zu verlegen, behaupten zu dürfen geglaubt, daß Einwürfe gegen die Bibel nicht nothwendig auch Einwürfe gegen die christliche Religion wären, weil diese, in dem engen Verstande genommen, in welchem man nur die eigentlichen Glaubenslehren darunter begreift, die sie von jeder andern positiven Religion

---

1) „Von diesen sogenannten Briefen findet sich aber nichts, als was mein Bruder an den Hrn. D. Walch in Göttingen geschrieben, wovon er zwei Manuscripte hinterlassen. Das eine ist wahrscheinlich der erste Entwurf und führt den besagten Titel. Das zweite aber ist nicht bloß besser geschrieben, sondern auch ausgearbeiteter und hat den Titel: Gotthold Ephraim Lessing, von den Traditoren. Begleitet mit einem Schreiben an Se. Hochwürden, den Herrn Doctor C. W. Fr. Walch in Göttingen, dessen Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Christen in den vier ersten Jahrhunderten betreffend. *Ὁ ἐλεγχων μετα παῤῥησιας εἰρηνοποιει.* Berlin 1780. Es hat auch mit Nr. 4 [„Von den Traditoren", ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 182 ff.] gar keine Aehnlichkeit als den Titel. Doch findet sich darin eine Beschwerde über Hauptpastor Gözens Art zu streiten, die der in der Vorrede zu der Bibliolatrie sehr ähnlich ist." — Karl G. Lessing im Theol. Nachlaß, S. 28.

unterscheiden, sich weder auf die ganze Bibel noch auf die Bibel einzig und allein gründe. Ich hatte behauptet, daß sich das Wesen des Christenthums gar wohl ohne alle Bibel denken lasse. Ich hatte behauptet, daß es einem wahren Christen sehr gleichgiltig sein könne, ob sich auf alle Schwierigkeiten gegen die Bibel befriedigend antworten lasse oder nicht. Besonders wenn diese Schwierigkeiten nur daraus entstehen, daß so mancherlei Schriften von so verschiedenen Verfassern, aus so verschiedenen Zeiten ein Ganzes ausmachen sollen, in welchen sich nicht der geringste Widerspruch finden müsse, wovon doch der Beweis in diesen Schriften selbst unmöglich zu finden sein könne.

Diese Behauptungen hatte der Herr Hauptpastor in Hamburg für weit giftiger, weit verdammlicher erklärt als alle das Böse, das ich damit unschädlich zu machen hoffte. Die abscheulichen Fragmente selbst wären ihm nichts gegen diesen meinen Vorschlag — die einzige, simpelste Art, darauf zu antworten.

Denn ihm war es allerdings so klar wie der Tag, daß die heilige Schrift der einzige Grund seiner allerheiligsten Religion sei, von deren mehresten Glaubenslehren er gar nicht einsähe, wo er an heiliger Stätte den Beweis anders her als aus der Bibel nehmen könne! „Da steht's! da kratzt es aus! da seht ihr's ja, daß nur wir, wir Lutheraner, erhörlich zu Gott beten können! Das und dergleichen mehr ist einzig aus der Bibel und einzig aus Luthers Bibel zu beweisen, von welcher mir Gott alle die Original-Ausgaben so nebenbei in die Hände geführt hat."

Auch war ja der liebe Mann so versichert, daß mein Vorgeben, ein Christ zu sein, ohne auf die Schriften des Neuen Testaments vollkommen ebenden Werth zu legen, den er als ein Luther'scher Theolog Wittenbergischer Schule darauf zu legen geschworen, das bloße Blendwerk eines Teufels sei, der gerne den Engel des Lichts spielen möchte! Seht da — dachte er? nein, schrieb er — die Naturalisten können dir großes Aufheben von der christlichen Religion machen, im Grunde aber weiter nichts als ihr bißchen elende Religion der Vernunft darunter verstehen.

„Und nun will ich ihn fragen", fuhr er fort, „diesen undienstfertigen Bibliothekar! Ich will ihm auflegen, nur kurz und rund zu erklären, was er unter christlicher Religion eigentlich verstehe.

Auf mein Alle gute Geister! soll er sich wohl packen, dieser Teufel! Sprich, rede, Teufel!"

Ich that es; aber wie groß muß sein Erstaunen gewesen sein, als er nun gewahr ward, daß ich sonach doch wohl von einer andern Art Teufel sei, gegen welche diese Beschwörung nicht anschlage! Denn er erstaunete bis — zum Verstummen.

Kaum daß er auf die kurzen Sätze, die Ew. Hochwürden kennen, und die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken, ein einziges abgedroschenes Stellchen aus dem Irenäus erwiderte! Und als ich auch diesem Stellchen die Ehre anthat, mich darauf einzulassen: wie gesagt, nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der Freiwilligen Beiträge und des Postreuters war mit ihm zugleich verstummt!

Nun also der Gedanke, einen beschwerlichen Gegner, an dem keine Ehre zu erjagen ist, losgeworden zu sein nnd dafür einen andern zu erhalten, dem selbst unterzuliegen Ehre sein müßte — dieser Gedanke, der mir bei Erblickung des Titels aufstieß, durch welchen Ew. Hochwürden bald zu erscheinende Schrift sich ankündigte, wie hätte er mir nicht höchst angenehm und schmeichelhaft sein sollen, wenn er auch weit minder natürlich gewesen wäre?

Das halbe Jahr, das darauf hinging, ehe diese Schrift Ew. Hochwürden erschien, würde mir sehr lang geworden sein, wenn es mir die unruhige Neugierde, den nähern Inhalt voraus zu errathen, in welcher ich so manches Buch aufs Neue nachlas, nicht sehr kurz gemacht hätte.

Da ist sie nun! da liegt sie nun vor mir, und ich habe die Feder ergriffen, ein ungeheucheltes Bekenntniß von dem Eindrucke abzulegen, den sie nach einer sorgfältigen Durchlesung auf mich gemacht hat.

Ein dergleichen Bekenntniß kann ein Mann, dem es nur um Wahrheit zu thun ist, einem Manne unmöglich übel nehmen, der sich bewußt zu sein versichert, keine unedlere Absicht zu haben, dabei aber das sonderbare Unglück hat, nicht selten gerade da auf eine ganz ungeheuere Art mißverstanden zu werden, wo er geglaubt hätte, daß seine Aeußerungen am allerwillkommensten sein würden.

Dieses Unglück, denke ich, hat mir sogar bei Ew. Hochwürden nicht wenig aufgelauert; denn ich könnte mich gleich anfangs be-

klagen, daß der Herr Doctor Walch mich lieber aus Gözen als aus mir selber verstehen wollen.

So ist denn Gözens Sache nothwendig die Sache der Kirche? und wenn sie es ist, ist denn nicht wenigstens diese Sache von diesem Anwalte zu unterscheiden?

II.

Göze hatte behauptet, daß es schlechterdings keine christliche Religion geben könne, wenn die Bibel nicht wäre, wenn die Bibel nicht vollkommen das wäre, wofür sie nur der Lutheraner hält. Ich setze diesem schneidenden Satze andere vielleicht (dieses „vielleicht" soll mir aber durchaus nichts vergeben) ebenso schneidende Sätze entgegen, und mir will man nichts zu Gute halten, ihm Alles?

Bei der unchristlichen Anstößigkeit seines allgemeinen Satzes, auf dem er zum offenbaren Nachtheile des gesammten Christenthums, zum bloß anscheinenden Vortheile seiner Partei so trotzig und unwissend besteht, soll ihm stillschweigend doch Recht gegeben werden? Bei der geringsten Einschränkung, die ich hingegen von seinem allgemeinen Satze mache, soll und muß ich nicht einschränken, sondern völlig aufheben wollen?

Weil ich behaupte, daß die ersten Christen ihre Glaubenslehren nicht aus den Schriften des Neuen Testaments geschöpft haben, sondern aus einer frühern Quelle, aus welcher selbst diese Schriften und ihre, wenn ich das Wort wagen darf, Kanonicität geflossen: soll ich behaupten, daß die Schriften des Neuen Testaments gar nichts nutzen, daß die ersten Christen sie gar nicht gekannt, gar nicht gebraucht haben?

Ich hätte geglaubt, so könne nur Göze schließen, dem es nun einmal zur Natur geworden, einer jeden Behauptung, die nicht in seinen Kram taugt, die allerliebloseste Ausdehnung zu geben. Ich hätte geglaubt, so könne nur ein Homilet schließen, dem es erlaubt ist, von dem Unterschiede zwischen regula fidei und regula disciplinae nie etwas gehört zu haben.

Allerdings, so kann auch nur er schließen! Und wenn Ew. Hochwürden nicht viel anders zu schließen scheinen, so geschieht es doch

bloß auf seine Rechnung. Bloß weil Herr Doctor Walch die Gutherzigkeit gehabt, sich dem Hauptpastor surrogiren zu lassen, muß er mich ja wohl eben in dem Gesichtspunkt fassen, in welchem mich dieser genommen. Ich muß ein förmlicher Bibliomachus sein, oder was für ein Buch kann er denn gegen mich schreiben? Wenigstens hätte er das nicht gegen mich schreiben können.

Zwar wollen Ew. Hochwürden es auch eigentlich gegen mich nicht geschrieben haben, noch weniger gegen den Herrn Doctor Semler. Wie kann ich auch, fragen Sie; „da Keiner von Beiden bis jetzt die Gründe angegeben, die beantwortet werden könnten?"

Was Herr Doctor Semler zu dieser Erklärung sagen wird, weiß ich nicht. So viel weiß ich nur, daß ich sein Interesse von dem meinigen nicht früh genug absondern kann. Denn wenn ich mit ihm auch jetzt auf einem Wege zu wandeln scheine, so wollen wir Beide doch gewiß nicht nach einem Orte.

Zudem hat mich ohnlängst Herr Doctor Semler durch einen guten Freund, der ehemals Theologie studiret, jetzt aber festere Wissenschaften treiben soll (vermuthlich handfestere), nach Berlin ins Tollhaus bringen lassen. Und das wohl darum, damit ich auf alle Weise mit ihm thun zu haben verreden muß. Träte ich nun auf seine Seite, dächt' ich, sprächt' ich so wie er: würde es nicht scheinen, als ob ich wünschte, daß er ein lucidum intervallum für die völlige Rückkehr meiner Vernunft halten und sonach Befehl stellen möchte, daß man mich aus dem Tollhause nur wieder entlassen könnte? Gleichwohl befinde ich mich in dem Tollhause, in welches mich gewesene oder noch sein wollende Theologen bringen, so wohl! so wohl![1])

Oder wollt' ich nun gar anderer Meinung mit ihm sein, nur im Geringsten mit ihm anbinden: — Gott sei bei uns! — er ließ' mich vollends an Ketten legen!

---

1) Das Fragment einer Streitschrift „Gegen Semler" beginnt (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 164): „Es hat Ew. Hochehrwürden beliebt, Ihre sonst ganz ernsthaften Widerlegung des Wolfenbüttelschen Fragments vom Zweck Jesu und seiner Jünger mit einem lustig gründlichen und gründlich lustigen Nachspiele zu beschließen und zu krönen, in welchem ich die Ehre habe, ins Tollhaus verwiesen zu werden. — Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doctor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die

Ohne also auch für den Herrn Doctor Semler mit zugleich antworten zu wollen, muß ich Ew. Hochwürden bekennen, daß ich Ihre Kritische Untersuchung ꝛc. um so mehr gegen mich geschrieben zu sein glauben muß, je sonderbarer die Ursache ist, warum sie es nicht sein soll. —

Wenn ich gesagt habe, daß die ersten Christen das Neue Testament nicht für ihre regulam fidei erkannt, habe ich denn das Nämliche auch von der regula disciplinae gesagt? Von dieser ist ja gar nicht die Rede gewesen. Auf diese hat man mich ja gar noch nicht kommen lassen.

Und nun urtheilen Ew. Hochwürden selbst, wie nahe es mir gehen muß, wenn ich finde, daß ich gleichwohl in Ihrer Schrift unter einem Schwalle von Stellen erliegen soll, die alle nur erweisen, daß die ersten Christen das Neue Testament bloß für regulam disciplinae gehalten haben.

Ich sage: alle; alle, sage ich, alle! da ist auch nicht eine einzige, die das Neue Testament als die Quelle empföhle, aus welcher der Glaube fließe, den die ersten Christen in der Taufe angelobten, und von welchem sie die Ueberzeugung, kraft dieser aufrichtigen Angelobung, durch die Taufe erhielten.

Es ist wahr, Ew. Hochwürden haben einen ganzen Paragraph, welcher versichert *), „daß die heilige Schrift die Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren sei", und dieser Paragraph ist mit Zeugnissen aus dem Ignatius, Justinus Martyr, Theophilus von Antiochien, Celsus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Athanasius, Julian, Hilarius, Paulinus, Johann Chrysostomus, Hieronymus, Pelagius, Augustinus, Theodoretus belegt.

*) Kritische Untersuchung, S. 168.

Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eignes Tollhäuschen sperren möchten." An Elise Reimarus, den 14. Mai 1779: „Der Schubiack Semler ist einzig daran Schuld. Ich bekam sein Geschmiere, eben als ich noch den ganzen fünften Akt am Nathan zu machen hatte, und ward über die impertinente Professorgans so erbittert, daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen so nöthig ist, darüber verlor und schon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergessen. — — Aber ich will es ihm schon indeß auf eine andre Weise einträuken und ihm ein Briefchen aus Bedlam schreiben, daß er an mich denken soll! Nur ein klein wenig Geduld. Mittlerweile wird ihm mein Nathan schon auch ein wenig einheizen."

Wenn ein einziges von diesen Zeugnissen schlechterdings wider mich ist, was für ein Großsprecher oder was für ein Leser muß ich sein, der ich mich gerühmt habe, meinen Satz (daß die Grundlehren unsers Glaubens nicht aus der Schrift gezogen sind, so deutlich sie auch immer darin enthalten sein mögen, und daß die Schrift folglich der einzige Grund derselben nicht ist) aus eigner sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte zu haben!

Aber ich bin weder Großsprecher noch unachtsamer Leser, und alle jene Zeugnisse insgesammt und sonders beweisen gegen mich so viel als nichts. Denn entweder sprechen sie nicht von den Schriften des Neuen Testaments, oder unter die Kenntnisse, deren Quelle diese sein sollen, gehöret die Kenntniß der eigentlichen Glaubensartikel offenbar nicht; welches nicht sowohl aus den einzeln angeführten Stellen, als vielmehr aus dem Geiste der ganzen Werke, aus welchen sie genommen sind, erhellen muß.

Erlauben mir Ew. Hochwürden sie durchzulaufen und das, was sie eigentlich sagen, mit dem, was sie sagen müßten, wenn sie mich widerlegen sollten, kurz und gut zusammenzuhalten.

1) Zuvörderst fertige ich also den Ignatius, Justinus und Theophilus mit einer und ebenderselben Antwort ab. *) Sie reden alle Drei bloß und namentlich von den Propheten des Alten Testaments und nicht von Schriften des Neuen, die man doch nur vornehmlich in Gedanken hat, wenn man behauptet, daß die Grundlehren unsers Glaubens aus der Bibel gezogen worden. Daß die Propheten von den ersten Christen fleißig und vielleicht nur zu fleißig gelesen worden, wie habe ich das leugnen können oder wollen? Aus den Propheten freilich konnten es die ersten Christen einzig und allein lernen, daß Christus der Messias sei, das ist, derjenige Verheißene, welcher dem Gesetze Mosis ein Ende machen und der Welt eine allgemeinere Religion dafür schenken sollte. Aber wenn sie in den Propheten den Stifter der neuen Religion erkannten, erkannten sie denn auch darin die Grundlehren dieser neuen Religion? Oder wenn sie aus den Propheten sich würdigere, erhabenere Vorstellungen von Gott zu machen lernten, als ihnen

*) Kritische Untersuchung, S. 32, § III, 1, und S. 34, § V, 3. 5, und S. 40, § VIII, 1. 2. 3.

ihre ehemaligen heidnischen Religionen beizubringen im Stande waren, sind denn dergleichen Vorstellungen das eigentliche ganze Christenthum? Von diesem, so wie es in dem apostolischen oder jedem andern orthodoxen Glaubensbekenntnisse der ersten Jahrhunderte enthalten ist, ist ja nur allein die Frage. Von diesem behaupte ich ja nur allein, daß es aus der Bibel ursprünglich unmöglich könne gezogen sein, am wenigsten aber aus dem Neuen Testamente. — Ich will nicht hoffen, daß man mich hier zu Schöttgen [1]) verweisen wird, welcher im Sohar und andern Midraschischen [2]) Büchern die deutlichsten Spuren von allen christlichen Glaubensartikeln will gefunden haben. Denn wenn das wahr ist, (was ich nicht beurtheilen kann), so waren die Verfasser besagter Bücher zuverlässig keine eigentliche Juden, sondern es waren Juden-Christen, es waren Nazarener oder Ebioniten, welche ihre christlichen Ideen in die Propheten hineintrugen, aber nicht aus ihnen herholten.

Gegen das Zeugniß des Ignatius insbesondere hätte ich noch dieses zu erinnern, daß die Worte desselben äußerst verstümmelt und verfälscht sind, und daß das, was Ew. Hochwürden und Herr Doctor Leß*) jetzt darin zu finden glauben, ursprünglich unmöglich an dieser Stelle gestanden haben kann. Wie Ignatius eigentlich geschrieben, glaub' ich aus dem 30sten Capitel des zweiten Buchs der apostolischen Constitutionen zuverlässig errathen zu haben. Es ist von keinem Evangelio, von keinem Apostel, von keinem Propheten als Büchern und Schriftstellern die Rede. Anstatt *Εὐαγγελίῳ* muß *Ἐπισκόπῳ* gelesen werden, und Ignatius will die Philadelpher durch sein Exempel bloß lehren, wie hoch sie ihren Bischof, ihre Presbyteros und ihre Diakonos verehren sollen. Den Bischof

*) Wahrheit der christlichen Religion, vierte Auflage, S. 44.

1) Christian Schöttgen (geb. 1687, gest 1751 als Rector der Kreuzschule in Dresden) schrieb „Horae hebraicae et talmudicae in universum N. T., quibus horae Jo. Lightfooti in libris historicis supplentur, epistolae et apoc. eodem modo illustrantur", 1733. Der zweite Theil dieses Werkes erschien 1742 unter dem Titel: „Horae hebraicae et talmud. in theologiam Judaeorum dogmaticam antiquam et orthodoxam de Messia impensae".

2) Targumim und Midraschim heißen die nicht wörtlich wiedergebenden, sondern nach dem damaligen Standpunkt der jüdischen Theologie vielfach umschreibenden chaldäischen Uebersetzungen des Alten Testamentes.

als den Körper Christi, die gesammelten Presbyteros als die Apostel, und die Diakonos als die Propheten. Kurz, ich bin des festen Glaubens, daß die ganze Stelle ohngefähr so geheißen: „*Προσφυγων τῳ Ἐπισκοπῳ, ὡς σαρκι Ἰησου Χριστου, και τοις πρεσβυτεροις ἐκκλησιας, ὡς Ἀποστολοις, και τους Διακονους δε ἀγαπω, ὡς προφητας Χριστον καταγγειλαντας και του αὐτου πνευματος μετασχοντας, οὐ και οἱ Ἀποστολοι*“, und nur so entstehet ein Sinn, wie er des Ignatius und seines Zeitalters würdig ist. Ich will mich hier bei den einzelnen Beweisen aller meiner Veränderungen und Einschaltungen nicht aufhalten. Genug, daß Ew. Hochwürden sie größten Theils aus dem angeführten Capitel der apostolischen Constitutionen leicht errathen werden, besonders wenn Sie in dem Briefe an die Smyrnäer den achten Paragraph damit vergleichen wollen, den ich für die vollkommenste und entscheidendste Parallelstelle halte. Für meine weitere Ausführung ist bereits ein anderer Ort [1]) bestimmt, und ich hoffe, daß mir Jeder Beifall geben soll, der die Sache ohne Vorurtheile überlegen will und nicht befürchten darf, ich weiß nicht welchen Hauptbeweis für die Authentie des Neuen Testaments dadurch zu verlieren.

2) Ich komme von den drei apostolischen Männern zu einem ihnen sehr ungleichen Mann, zum Celsus.*) Wie? auch der soll es gewußt haben, daß die Christen die heilige Schrift für die Erkenntnißquelle ihrer Religion halten? Kaum beweisen die Stellen, welche Ew. Hochwürden aus seinen Fragmenten anführen, daß er die Schriften des Neuen Testaments nur gekannt hat. Denn namentlich führt er keine derselben an, und Origenes, bei verschiedenen auffallenden Beweisen von der Unwissenheit seines Gegners in den allerbekanntesten evangelischen Nachrichten, zweifelt ja selbst, ob er die Evangelia gelesen habe. Was er daraus zu haben scheint, konnte er aus hundert andern Büchern haben. Wenn er sie aber auch gelesen, die Evangelia, was beweiset das wider mich? Sind sie deswegen für Alle und Jede zu lesen gewesen? Haben die Christen seiner Zeit kein Geheimniß daraus machen können? Wenn der spätere Hierokles in seiner Schrift gegen die Christen so

*) Kritische Untersuchung, S. 41.

1) Dieser „andre Ort“ ist Lessings Bibliolatrie.

viele und so geheime Dinge beibrachte, „ut aliquando ex eadem disciplina fuisse videatur“, und Lactanz*) ihn in diesem Falle den ruchlosesten Verräther nennt: was setzt Lactanz gleichwohl noch hinzu? „Nisi forte casu in manus ejus divinae literae inciderant.“ Hatte den Celsus nicht ein ähnlicher Zufall begünstigen können, aus dem entweder sein Vorsatz, wider die Christen zu schreiben, entsprang, oder den er um so viel begieriger ergriff, weil er diesen Vorsatz schon hatte? Auf alle Weise ist aus den Worten des Lactanz unwidersprechlich, daß Schriften, zu deren Besitz Hierokles oder Celsus nur als Christen hätten gelangen können, wenn sie ihnen nicht etwa durch einen besondern Zufall in die Hände gekommen wären, daß solche Schriften unmöglich sehr gemein sein konnten. Doch sehr gemein oder nicht sehr gemein: Celsus soll sie gehabt haben, Celsus soll gewußt haben, daß sie die Quellen christlicher Kenntnisse sind. Aber welcher Kenntnisse? Doch wohl nur der historischen und nicht der dogmatischen? Daß sich die Christen wegen der Begegnisse und Thaten ihres Meisters auf die Evangelia beruften, sei dem Celsus immerhin bekannt gewesen. Genug, ihm war unbekannt, daß sie auch wegen der Lehren, die nicht unmittelbar aus seinen Thaten folgen, sich auf die nämlichen Evangelia oder auf irgend eine jetzige Schrift des Neuen Testaments zu berufen gewohnt gewesen. Und das ist daher unwidersprechlich, weil er gerade ganz andre Schriften namhaft macht, wenn er den Christen ihre geheimen Lehrsätze vorrückt. Das himmlische Gespräch zum Exempel. Würde Celsus die Christen wohl aus einer solchen gnostischen Armseligkeit haben überweisen wollen, wenn er die eigentlichen Quellen ihres Lehrbegriffs gekannt hätte? Wer unsre symbolischen Bücher kennt, wird der einen Einwurf gegen das Lutherthum aus einem Herrenhutischen Katechismus hernehmen?

3) Den Irenäus anbelangend, kann ich mich wegen der Hauptstelle aus ihm auf meine Erste Folge der Nöthigen Antwort ꝛc. beziehen, von der es mir leid sein sollte, wenn sie Ew. Hochwürden nicht zu Gesichte gekommen wäre. Es ist die nämliche Stelle, die sogar Gözen bekannt war; und wem ist sie's nicht? Aber um so mehr steht zu verwundern, daß Männern ent-

*) Instit. lib. V, c. 2, p. 581. Edit. Bünem.

wischt, was jeder Knabe sehen muß, der construiren kann. Die Worte des Irenäus sind: „Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus, quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum.“ Diese Worte sollen sagen, daß die Schriften der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden? Gewiß nicht! Es müßte sodann schlechterdings futuris anstatt futurum, und da der Syntax fundamentum et columnam futuris zu sein nicht wohl erlauben würde, so müßte die Veränderung sich noch weiter erstrecken und es wenigstens heißen: fundamento et columnae futuris — wenn Irenäus nicht lieber eine ganz andere Wendung gewählt hätte, falls er das hätte sagen wollen, was man mit einer Luther'schen Brille so offenbar darin entdecken will. Futurum beziehet sich auf evangelium, und daß dieses sowohl praeconatum als scripturis traditum, der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden, ist der eigentliche Sinn des Irenäus. Was brauche ich mich bei den übrigen Stellen aus ihm aufzuhalten? Wer behaupten darf, daß Irenäus die Schrift unabhängig von der Tradition gemacht; daß er der Meinung gewesen, sobald die Schriften der Apostel vorhanden waren, sei es gar nicht mehr darauf angekommen, was die Apostel mündlich gelehrt; daß er nicht dafür gehalten, nur der mündliche Vortrag der Apostel, so wie er in der regula fidei zusammengezogen und aufbehalten worden, sei der wahre Grund unsers Glaubens, sei der unentbehrliche Schlüssel zu den Schriften der Apostel: wer, sage, ich, das behaupten darf, der hat den Irenäus nie im Zusammenhange gelesen, der kann sich kaum die Mühe genommen haben, auch nur die Oekonomie seiner 5 Bücher contra Haereses mit einem flüchtigen Blicke zu übersehen. Denn wie ist sein Gang in diesen Büchern? Nachdem er die abgeschmackten schändlichen Lehren der Gnostiker an den Tag gebracht und sie vorläufig aus ihrer eigenen Ungereimtheit und mit Vernunftschlüssen bestritten (eversis, qui irreligiosas adinvenerunt sententias, aliquid quidem ex propria unius cujusque illorum doctrina, quam in suis conscriptis reliquerunt, aliquid autem ex ratione, universis ostensionibus procedente), läßt er nicht sein Erstes sein, sie manifestato

praeconio Ecclesiae zu widerlegen? Und was ist dieses praeconium Ecclesiae anders als die regula fidei, oder wie sie Irenäus lieber nennen wollen, die regula veritatis, der κανων της ἀληθειας, den er allen Widerlegungen aus der Schrift vorausschickt, nach welchem er allein ausdrücklich prüfen zu müssen versichert, ob eine Schriftstelle für oder wider die Ketzer gelten könne? Durchaus erst traditio und dann ostensio ex scripturis. [1]) — Wäre es nicht gut, wenn man auch ein wenig auf den Geist des ganzen Buchs sähe, aus dem man einzelne Stellen anführt, und diese nach jenem vorher prüfte, ob sie das auch sagen könnten, was sie nach den ausgehobenen Worten freilich oft wahrscheinlich genug zu sagen scheinen?

Ich will aber diese Erinnerung bloß in Rücksicht auf den Herrn Hauptpastor Göze gemacht haben. An das sorglose Nachsprechen, welches ich Diesem mit so völliger Zuversicht auf den Kopf zusagen darf, ist bei Ew. Hochwürden gar nicht zu denken. Mit Ew. Hochwürden ist es hier gar etwas Anderes. Sie mußten nothwendig diese Stelle des Irenäus hier so beibringen, wie sie die Protestanten gemeiniglich zu nehmen pflegen, wenn man Ihrer Sammlung ähnlicher Stellen nicht einen sehr wesentlichen Mangel vorwerfen sollte. Ich bin weit entfernt, mich in einem Studio, welches ich nur bis zu meiner eigenen Beruhigung getrieben, einem Manne gleich zu dünken, dessen Stand und Pflicht es mit sich gebracht, den größten Theil seiner Zeit und seines Fleißes darauf zu wenden. Ich bin zufrieden, wenn mir ein solcher Mann nur zugesteht, daß ich nicht in den Tag hinein plaudere und keine feindseligen Angriffe auf die christliche Religion thue, welches mir jener Schreier so hämisch Schuld giebt.

Ich hoffe, daß mich Ew. Hochwürden sogar von aller Untergrabung der protestantischen Kirche und namentlich der Lutherschen loszählen sollen, wenn ich hinzusetze, daß jene regula veritatis des Irenäus, von der ich behaupte, daß sie das nicht aus der

---

1) In den „Zusätzen zur nöthigen Antwort" (ed. von Maltzahn XI, 2, S. 174) sagt Lessing: „Sie (die regula fidei) ist also nicht aus der Schrift gezogen; denn die Kirchenväter nennen sie überall traditam ab apostolis oder mit einem Worte traditionem, welche Irenäus sorgfältig von der ostensione ex scripturis eorum, qui Evangelia conscripserunt unterscheidet (l. III, c. 5, p. 179)."

Schrift gezogene, sondern der Schrift als Grundfeste unterzogene Glaubensbekenntniß sei, mir nun auch einzig und allein das ist was er unter apostolischer Tradition versteht. Die katholischen Schriftsteller, die mehr darunter begreifen wollen, können aus ihm wenigstens keinen Beweis führen; und hieraus allein können schon Ew. Hochwürden abnehmen, wie weit ich noch von allem Papstthum entfernt bin, und wie wenig ich bloß den alten Streit über Tradition und Schrift zu erneuern gedenke. Nur kann ich unmöglich vorsätzlich taub sein, wenn mir das ganze Alterthum einmüthig zuruft, daß unsre Reformatores unter dem ihnen so verhaßten Namen Tradition viel zu viel weggeworfen haben. Sie hätten schlechterdings wenigstens dem, was Irenäus darunter versteht, das nämliche göttliche Ansehen lassen müssen, was sie so ausschließungsweise der Schrift beizulegen für gut fanden.

Wenigstens bin ich gewiß versichert, wenn Ew. Hochwürden diesen ächten ältesten Sinn des Worts Tradition bei dem Irenäus erkannt hätten, daß Sie eine Stelle desselben minder anstößig würden übersetzt haben. Nach Ihnen soll Irenäus unter Andern auch sagen: „Wenn die Apostel keine Schriften hinterlassen hätten, denn müßte man dem mündlichen Unterricht folgen, welchen sie Denjenigen ertheilt, die sie zu Vorstehern der Kirche verordnet.“ — Nur alsdenn? Es thut mir leid, daß, wenn ein strenger Katholik dieses für parteiische Entkräftung, wo nicht gar für eigentliche Verfälschung erklärte, ich eigentlich nicht wüßte, was ich darauf antworten sollte. Nur alsdenn? Also da nun aber die Apostel Schriften hinterlassen, ist es gar nicht mehr nöthig, sich um Tradition zu bekümmern? Und das wäre die wahre Meinung des Irenäus? Nimmermehr, und Ew. Hochwürden hätten ihm schlechterdings seine Frage hier lassen müssen: „Quid autem, si neque Apostoli quidem scripturas reliquissent, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis?“ Denn nur aus der Frage erhellet, daß Irenäus den Nutzen der Tradition, den man in dem angenommenen Falle doch wohl für ganz unwidersprechlich erkennen müßte, auch außer diesem Falle erkennt. Bleibt hingegen die Frage weg, so scheint dieses so nicht, welches im Zusammenhange mit dem, was vorhergeht, noch merklicher auffällt. Denn kurz, aus dem Vorhergehenden ist klar, daß Irenäus schlechterdings von keiner

Trennung der Tradition und Schrift weiß, sondern ihm vielmehr Schrift so gut als keine Schrift ist, wenn sie nicht nach der Tradition verstanden wird. Und was ist darin auch Anstößiges für einen Lutheraner, sobald wir wissen, daß er unter Tradition nichts Anderes versteht als das Glaubensbekenntniß, von welchem wir ja selbst drei verschiedene Formeln [1]) unsern symbolischen Büchern vorgesetzt haben?

Auch schiebe ich wahrlich dem Irenäus keinen bessern Sinn unter, als er hat. Denn ebendas, was er regulam veritatis nennt, nennt er an andern Stellen veritatis traditionem oder veterem traditionem, mit unmittelbarer Beifügung des Glaubensbekenntnisses selbst, welches alle falsche Deutung unmöglich macht. Und wie hätte auch das Glaubensbekenntniß in der ersten Kirche überhaupt anders heißen können als Tradition, da es gar nicht aufgeschrieben werden durfte, sondern von den Competenten [2]) bloß auswendig gelernt, bloß aus öfterm mündlichen Vorsagen auswendig gelernt werden mußte? So ward es noch zu den Zeiten des Augustinus in der Kirche damit gehalten; und was könnte uns verleiten, zu argwohnen, daß es jemals anders damit gehalten worden? Die Reden, die Augustinus bei Ablegung des Glaubensbekenntnisses zu mehr Malen gehalten, heißen alle Sermones in traditione symboli, und in einer derselben*) sind die Worte so ausdrücklich als möglich. „Nec ut eadem verba symboli teneatis", sagt er zu den Täuflingen, „ullo modo debetis scribere, sed audiendo perdiscere; nec cum didiceritis, scribere, sed memoria semper tenere atque recolere", so wie bald darauf: „audiendo symbolum discitur, nec in tabulis vel in aliqua materia, sed in corde scribitur." Und Irenäus, der die nämlichen Worte braucht, sollte nicht die nämliche Sache meinen, wenn er

*) Sermone CCXII, T. V. Ed. Bened., p. 653.

---

1) Das Symbolum Apostolicum, das Symbolum Nicaenum und das Symbolum Athanasii.

2) Den Katechumenen. In den „Zusätzen" sagt Lessing: „Vor allen Dingen mußten auch die Competentes das Symbolum lernen und hernach sechs Tage darauf das Vater Unser. Jenes mußten sie täglich vor sich fleißig wiederholen."

von den gläubigen barbarischen Völkern, welche die Schriften der Apostel nicht lesen können, sagt, daß sie „sine charta et atramento scriptam habent per spiritum in cordibus suis salutem“? Er sollte etwas Anderes damit meinen als das auswendig gelernte Glaubensbekenntniß, welches der heilige Geist in ihren Herzen mit seiner Kraft begleite und als hinlänglich zu ihrer Seligkeit versiegle?

4) Aus dem Clemens Alexandrinus sind es nicht weniger als fünf Stellen, welche die Bibel als die Quelle der christlichen Religion zeigen sollen. Da ich mich, wie begreiflich, nicht eher darüber zu erklären anfange, als bis ich alle fünfe in Erwägung gezogen, so kann ich mich kaum enthalten, mich im voraus zu beklagen, welch sonderbares Unglück entweder ich oder Ew. Hochwürden mit diesem Clemens haben. Denn wenigstens drei von diesen fünf Stellen finde ich in meinen Collectaneen als solche angemerkt, die meine Meinung von dem Gebrauche, den die damaligen Christen von der heiligen Schrift zu machen pflegten, am kräftigsten bestärken. Sollten die Stellen selbst eines so zweideutigen Lichts fähig sein? Wir wollen sehen.

a) Wegen der Stelle aus dem Pädagogen sind mir Ew. Hochwürden bereits selbst mit der Antwort zuvorgekommen. Der Pädagog zeigt, „wie die Kinder aus der heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments in der Moral zu unterrichten.“ Daß dieses sehr wohl geschehen könne, besonders wenn der Pädagog den Kindern die Bibel nicht selbst in die Hände giebt, sondern ihnen das bloß stellenweise beibringt, was ihren Einsichten und Umständen angemessen ist, wer wird das in Zweifel ziehen? Aber Moral ist nicht diese und jene Religion, ist die Grundlage aller Religionen, und Clemens, durch häufige Anführungen aus heidnischen Schriftstellern, welche die nämlichen Vorschriften enthalten, gestehet genugsam ein, daß moralisch gut zu leben, es eben keiner Offenbarung bedurft hätte. Und wenn auch schon der christliche Pädagog bei bloßer Moral der Vernunft nicht stehen bleibt, sondern auch eine höhere christliche Moral lehrt, so ist doch auch selbst die christliche Moral nicht die christliche Religion. Von dieser will ich wissen, wo der Pädagog die ersten Grundlehren aus der Bibel beibringt. Nirgends, nirgends! Tugendlehren, Sittensprüche,

nicht dicta probantia der eigentlichen Glaubensartikel zog er für seine Jugend aus der Bibel und war sonach das völlige Widerspiel von unsern Luther'schen Schulmeistern. Denn was diese fast nur thun, that er gar nicht, weil er wußte, daß er damit entweder zu früh oder zu spät komme. Zu früh, wenn seine Untergebenen noch nicht getauft waren, zu spät, wenn sie es bereits waren. In jenem Falle sollten sie noch nichts von den eigentlichen Glaubenslehren des Christenthums wissen, in diesem hatten sie nichts mehr davon zu lernen. Die Taufe, die Taufe war der entscheidende Augenblick, in welchem die Competenten Alles erfuhren. Was sie da erfuhren, war der vollständige christliche Glaube, die eigentliche christliche Religion, insofern in jeder geoffenbarten Religion das allein das Wesen derselben ausmacht, was mit der Vernunft nicht zu erreichen steht, weil es entweder über die Vernunft oder bloß positiv, bloß willkürlich ist. Ich bitte hierüber das sechste Capitel im ersten Buche des Pädagogen nachzulesen. Denn ich selbst möchte mich nicht gern aus der Nachbarschaft der vorigen Stelle bringen lassen, in welcher eine andere Stelle vorkommt, aus welcher ich mir zuerst meine Thesin abstrahirt habe. Wenn denn nun aber, läßt sich Clemens oder der Pädagog gleichsam fragen*), für Kinder und für den gemeinen Christen, der immer Kind bleiben soll, aus der Bibel weiter nichts zu nehmen, als moralische Lehren und Sprüche, durch welche das Laster gleichsam mit der Wurzel ausgerissen wird; die Bibel gleichwohl noch so viel andere Dinge enthält und doch die ganze Bibel von dem heiligen Geiste eingegeben ist: für wen ist denn alle das Uebrige? Hierauf antwortet Clemens: für προσωπα ἐκλεκτα, für auserlesene Personen. Und wer sind ihm diese auserlesenen Personen? Theils die Personen geistlichen Standes: Bischöfe, Presbyteri, Diaconi, Wittwen, theils seine Gnostiker, das ist, diejenigen Christen, welche Zeit und Kräfte haben, in diejenigen Tiefen des Glaubens zu dringen, welche der heilige Geist bloß durch Aenigmata und Parabeln in der Schrift anzudeuten für gut befunden hat. Das, das liegt offenbar in folgender Stelle, die unmittelbar auf eine kurze Zusammenfassung aller vernunftmäßigen

*) Libro III, cap. 12, pag. 309. Edit. Potteri.

Tugendlehren folgt, die in den Schriften der Apostel enthalten sind! „Ὀλιγα ταυτα ἐκ πολλων, δειγματος χαριν, ἀπ᾽ αὐτων διεξελθων των θειων γραφων ὁ Παιδαγωγος, τοις αὐτου παρατιθεται παισιν, δι᾽ ὡν, ὡς ἐπος εἰπειν, ἀρδην ἐκκοπτεται κακια, και περιγραφεται ἀδικια. Μυριαι δε ὁσαι ὑποθηκαι, εἰς προσωπα ἐκλεκτα διατεινουσαι, ἐγγεγραφαται ταις βιβλοις ταις ἁγιαις· αἱ μεν, πρεσβυτεροις· αἱ δε, ἐπισκοποις· αἱ δε διακονοις· ἀλλαι χηραις· περι ὡν ἀλλος ἀν εἰη λεγειν καιρος· πολλα δε και δι᾽ αἰνιγματων· πολλα δε και δια παραβολων τοις ἐντυγχανουσιν ἐξεστιν ὠφελεισθαι.“ Ich darf nicht vermuthen, daß mir Ew. Hochwürden hier einwerfen könnten, daß Clemens unter den auserlesenen Personen auch der Wittwen gedenke. Denn Ew. Hochwürden wissen zu wohl, daß unter dieser Benennung die Diaconissä verstanden worden, die zu den Zeiten des Clemens noch einzig und allein aus dem Stande der Wittwen genommen wurden. Wohl aber werde ich zu einer andern Zeit auf diese Bemerkung zurückkommen, wenn ich zeigen werde, daß alle die Bibelleserinnen, die in der Kritischen Untersuchung eine so ansehnliche Rolle spielen, zu den Laien, unter die sie daselbst gesetzt worden, nicht gehören, sondern vermuthlich insgesammt Diaconissä gewesen.

b) Jetzt will ich nur zu der zweiten Stelle des Clemens, die zu der Classe derjenigen Stellen gehört, die ich für diesesmal durchlaufen zu müssen um Erlaubniß gebeten habe. Das Quid pro quo, das Ew. Hochwürden mit dieser widerfahren, kann ich mir nur auf eine einzige Art erklären. Dadurch nämlich, daß Sie diese Stelle nicht selbst nachgesehen, sondern nur bei einem von denjenigen Männern gefunden haben, die Sie S. 20 und 21 so sehr empfehlen. Aber nur erst das Quid pro quo selbst, und sodann noch ein Wort von dem Gebrauche dieser Männer. Die Stelle ist aus dem Anfange des ersten Buchs der Stromatum, wo Clemens überhaupt von der Schriftstellerei handelt. Nach verschiedenen allgemeinen Betrachtungen, ob man überhaupt schreiben müsse, wer schreiben müsse, aus was für Ursachen man schreiben müsse — deren einige verloren gegangen — kömmt es endlich darauf hinaus, daß Schriften doch immer einen doppelten unstreitigen Nutzen haben: einen für den Schriftsteller und den

andern für den Leser. Der Schriftsteller, so wenig er sich auch bemüht, künstlich und zierlich zu schreiben, hat doch immer den Nutzen, daß das Aufschreiben seinem Gedächtniß zu Statten kömmt und ein untrügliches φαρμακον ληθης ist. Dem Leser hingegen sind Schriften um so viel vortheilhafter, je unwissender er selbst ist. Selbst einer, der in seiner Erziehung und in seinem ersten Unterrichte ganz versäumt worden, „ὁταν ἀπημβλυται κακῃ τροφῃ τε και διδασκαλιᾳ το της ψυχης ὀμμα", braucht, wenn er diese Versäumniß wieder einbringen will, nur zu demjenigen Lichte seine Zuflucht zu nehmen, das einem Jeden bei der Hand ist, einem Jeden gleichsam eigenthümlich zugehört, „προς το οἰκειον φως βαδιζετω", braucht nur denjenigen Wahrheitslehrer aufzusuchen, der schriftlich ihm auch das Ungeschriebene erklärt, „ἐπι την ἀληθειαν, την ἐγγραφως τα ἀγραφα δηλουσαν", das ist, braucht nur zu lesen. Dieses Lob der Lectüre insgemein ist eine so feine und richtige Bemerkung, als nicht Viele von einem Kirchenvater zu erwarten geneigt sein möchten. Aber, bei Gott, so ist es! Wer aus den Büchern nichts mehr lernt, als was in den Büchern steht, der hat die Bücher nicht halb genutzt. Wen die Bücher nicht fähig machen, daß er auch das verstehen und beurtheilen lernt, was sie nicht enthalten; wessen Verstand die Bücher nicht überhaupt schärfen und aufklären: der wäre schwerlich viel schlimmer dran, wenn er auch gar keine Bücher gelesen hätte. „Die Schrift", fährt Clemens bald darauf fort, „entzündet jeden Funken der Seele und gewöhnt das innere Auge zur Beschauung. Vielleicht daß sie wie ein pfropfender Landmann auch etwas hineinlegt, aber ganz gewiß erweckt sie doch das, was darinnen ist." Daß Clemens hier auf die Platonische Entwickelung zielt, brauche ich nicht zu erinnern. Aber wenn denn nun auch dieses allgemeine Lob des Bücherlesens die heiligen Bücher notwendig mit treffen muß, was für Ursachen haben Ew. Hochwürden gehabt, uns die Stelle so zu übersetzen, als ob sie von diesen nur allein handle? Heißt denn γραφη immer nur die heilige Schrift? Oder soll das etwas entscheiden, daß Potter[1]) das Wort mit einem großen Anfangsbuchstaben drucken

1) John Potter (geb. 1672, Professor der griechischen Sprache, später der Theologie in Oxford, seit 1737 Erzbischof von Canterbury, gest. 1747), Herausgeber dieses Kirchenvaters.

lassen? Und nun vollends ἐγγραφως und ἀγραφα nicht für „geschrieben" und „ungeschrieben" überhaupt, sondern in dem besondern Sinne, in welchem Beides erst um das Nicäische Concilium gebräuchlich ward! Doch weg mit allen den Wortkritteleien! Die Verfälschung, in welcher uns gleich darauf eine Thatsache gezeigt wird, verdient eine schärfere Rügung. — Clemens will nun auch anzeigen, was er denn eigentlich in seinem vorhandenen Werke aufzeichnen wolle. Und da gedenkt er denn verschiedener apostolischer Männer, die er in seiner Jugend zu hören gewürdiget worden, deren Reden er gern niederschreiben möchte, damit sie ihm in seinem Alter nicht einmal entfielen. Von Einem insbesondere sagt er, daß er wie eine Biene in Sicilien auf der prophetischen und apostolischen Flur Blumen gebrochen, und von Allen insgesammt sagt er, daß sie die wahren Ueberlieferungen der seligen Lehre unmittelbar vom Petrus, Jacobus, Johannes und Paulus erhalten gehabt und durch Gottes Gnade bis auf seine Zeit leben müssen, damit auch er jenes uralten apostolischen Samens durch sie theilhaftig werden können. Es ist merkwürdig, daß das, was Clemens von jenem Einzelen sagt, Eusebius in seiner Anführung der ganzen Stelle völlig wegzulassen für gut befunden. Ein alter unverdächtiger Lehrer, der auf der prophetischen und apostolischen Flur nur Blumen gebrochen, ist freilich kein Mann, der uns einen hohen Begriff von der homogenen Göttlichkeit der heiligen Schrift machen kann. Doch hätte nun wohl eben Eusebius kein spitzes Maul machen dürfen, der uns an einer andern Stelle so etwas auf eine noch anstößigere Art schon vom Papias erzählt hat. Wenn man auch nur die Worte ein klein wenig anders schraubt, was wäre denn darin, was nicht vollkommen Lutherisch klänge? Ew. Hochwürden übersetzen ja ganz ohne Anstoß, wie folgt: „Wer die Blumen auf den prophetischen und apostolischen Wiesen benutzt, gleicht einer Biene in Sicilien, der pflanzet einen vortrefflichen Vorrath von Erkenntniß in die Seelen Derer, welche ihn hören. Solche Lehrer bleiben bei der wahren Ueberlieferung der seligen Lehre, welche sie von Petro, Jacobo, Johanne und Paulo, diesen heiligen Aposteln, empfangen und vom Vater auf den Sohn bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt." Ich habe mir alle Wortkritiken bereits untersagt. Aber die Uebersetzung eines Dritten dagegen halten, das darf ich doch

wohl? Dieser Dritte ist Herr Stroth, von welchem wir ohnlängst eine sehr treue und unbefangene Uebersetzung der Kirchengeschichte des Eusebius erhalten haben. Da lautet es in dem 11. Capitel des 5. Buches, wo Eusebius die Stelle des Clemens einschaltet, nun so: „Diese Männer, die die wahre Ueberlieferung der seligen Lehre erhalten haben (wiewohl sonst wenig Kinder ihren Vätern ähnlich sind), hat uns Gott erleben lassen, daß sie jenen altväterlichen apostolischen Samen auf uns brächten." Sehr gut und genau! Das heiß' ich doch übersetzen! Bloß für die Kleinigkeit: hat uns Gott erleben lassen, möchte ich lieber gesetzt wünschen: „hat Gott bis auf uns leben lassen", weil „erleben" einen Nebenbegriff der Zukunft mit sich führet, welcher die Zeitordnung, wenn sie nicht sonst bekannt wäre, ungewiß machen könnte. Aber nun? Getrauen Sich Ew. Hochwürden wohl, auch dieser Strothischen Uebersetzung die nämliche Anmerkung gleich an die Seite zu stellen, die Sie Ihrer Uebersetzung beizufügen kein Bedenken getragen? Die Versicherung meine ich, „daß die Namen der vier Apostel sich offenbar auf ihre Schriften und nicht auf ihren mündlichen Unterricht beziehen." Getrauen Sich Ew. Hochwürden das wirklich? Und so entscheidend? mit einem solchen offenbar? Wenn es wahr ist, daß unter Andern hier auch die Epistel Jacobi zu verstehen, so haben der Ritter Michaelis und D. Leß sehr Unrecht, daß sie diese Stelle nicht als ein offenbares Zeugniß für die Authentie derselben angenommen haben, und Ew. Hochwürden würden wohlgethan haben, diesen Männern eine dergleichen Entdeckung unter den Fuß zu geben. Doch ich bin gewiß versichert, daß weder der Eine noch der Andre, was Ihnen so offenbar scheinet, auch nur wahrscheinlich, auch nur möglich würden gefunden haben. Und noch mehr Schade, daß nicht schon Luther aus dieser Stelle des Clemens gewußt, daß ein Jacobus wenigstens sich zuverlässig unter den apostolischen Schriftstellern befunden! Er würde uns das Aergerniß mit der strohernen Epistel erspart haben. — Im Ernst und ohne alle Spötterei: Zweierlei ist vielmehr aus der Stelle des Clemens offenbar. Einmal, daß Clemens mündliche geheime Nachrichten meint, die durch seine Lehrer von gedachten Aposteln auf ihn gekommen. Denn was hatte er nöthig, die Schriften der Apostel von ihnen zu erhalten?

Oder würden Ew. Hochwürden, um dieses mit einigem Anschein vorgeben zu können, nicht wirklich Ihre eigene Ernte niedertreten müssen? Und zweitens, daß Clemens seine Lehrer, den Pantänus, den Bardesanes, den Tatianus oder wie sie sonst geheißen, für nicht geringer gehalten als die benannten Apostel selbst, welches aus der Anspielung auf den Vers des Homers folgt: „wiewohl sonst wenig Kinder ihren Vätern ähnlich sind", in welchem Herr Stroth ὁμοιοι auch wohl ein wenig nachdrücklicher hätte übersetzen können; denn Kinder, die ihren Vätern bloß ähnlich sind, giebt es doch genug? —

Und sonach darf ich meine Vermuthung gar wohl wiederholen, daß Ew. Hochwürden ohne Zweifel diese Stelle des Clemens selbst nachzusehen für überflüssig gehalten, weil Sie dieselbe beim Chamier oder Suicer oder Gott weiß bei wem sonst dergestalt angeführt gefunden, auf welchen allein alle das Harte zurückfällt, was ich von einer so groben Mißdeutung zu sagen gezwungen worden. Ich müßte den Hrn. D. Walch in seinen übrigen Schriften zu sehr verkannt haben, wenn ich ihn selbst für fähig halten könnte, uns vorsätzlich einen solchen Staub in die Augen streuen zu wollen. Er glaubte als ein redlicher Mann, daß das, was solche Männer untersucht hätten, ein- für allemal untersucht sei. Aber lieber nicht so, und besonders möchte ich mir meine Landsleute und Glaubensgenossen, die Gerharde, die Kortholte und die Zorne verbitten. Diese guten Leute waren viel zu herzliche Lutheraner, als daß sie nicht ihren Lehrbegriff nur allzu oft auch da gesehen haben sollten, wo das pure platte Gegentheil davon befindlich ist. Wahrlich bedürfen vornehmlich ihre Anführungen einer sehr starken Revision, und wie anders? Die gelehrten Katholiken hatten das Entscheidendste darin schon beschlagen und befanden sich in ihrer Heimat.

c) Ich will bei den übrigen Stellen des Clemens kürzer zu sein suchen. Die dritte Stelle ist eine Auslegung, die Clemens von einer Dichtung des Hermas macht. Aber so, wie das ganze Buch des Hermas meiner Hypothese von Entstehung des Neuen Testaments und von dem Gebrauche, den die ersten Christen davon machen zu müssen sich verbunden hielten, ganz besonders günstig ist, so ist es diese Clementinische Auslegung nicht minder, so

gezwungen sie auch an und für sich selber ist. Ich verstehe nur die Worte ein wenig anders, als Ew. Hochwürden sie zu übersetzen für gut befunden. Wenn nämlich die Bibel, „κατα την ψιλην ἀναγνωσιν“ genommen, allen Menschen verständlich sein soll, so verstehe ich die darauf folgenden Worte: „και ταυτην εἰναι την πιστιν στοιχειων ταξιν ἐχουσαν“, nur so, daß πιστις hier nicht der Glaube, die Disposition unsrer Seele, sondern das Glaubensbekenntniß bedeute. Auch ist es weit schicklicher, dieses mit den ersten Elementen der Schrift, mit den Buchstaben zu vergleichen als jenen. Das Glaubensbekenntniß allein macht die Bibel allen Menschen verständlich, und das ist gerade das, was ich will. Aber dieses Glaubensbekenntniß muß nicht aus dem Neuen Testament gezogen sein, sondern es muß früher als das Neue Testament und in seiner völligen Unabhängigkeit vom Neuen Testamente wenigstens ebenso glaubwürdig als das Neue Testament sein. — Wenn das Buch des Hermas hiernächst, von welchem Eusebius sagt, daß es zum ersten Unterrichte in der Religion gebraucht worden, überhaupt der heiligen Schriften mit keiner Silbe gedenkt, worüber sich Hr. Leß selbst so sehr verwundert, was folgt daraus? Entweder waren die Schriften des Neuen Testaments damals noch nicht beisammen, oder sie standen in dem Ansehen noch nicht, in welchem sie jetzt stehen, und wurden zu dem Unterrichte in der christlichen Religion für entbehrlich gehalten — oder Beides.

d) Bei der vierten Stelle des Clemens wünschte ich sehr, daß Ew. Hochwürden wenige Zeilen weiter damit zurückgegangen wären. Clemens will von der Schwierigkeit reden, welche mit den gnostischen Auslegungen der Schrift verbunden ist. Bei hohen Unternehmungen, sagt er, steht immer ein hoher Fall zu besorgen, vor welchem man sich hier nicht anders sichern kann, als wenn wir uns genau an die Regel der Wahrheit halten, die wir von der Wahrheit selbst überkommen haben. „Σφαλλεσθαι γαρ ἀναγκη μεγιστα τους μεγιστοις ἐγχειρουντας πραγμασιν, ἠν μη τον κανονα της ἀληθειας παρ' αὐτης λαβοντες ἐχωσι της ἀληθειας.“ Nun wissen wir aber, wenn wir es auch aus ihm selbst nicht wüßten, aus dem Irenäus, was diese Regel der Wahrheit, dieser κανων της ἀληθειας ist. Es ist das Glaubensbekenntniß, die πιστις der vorigen Stelle, wodurch das Verständliche der Schrift auch dem

gemeinsten Manne verständlich wird und das Unverständliche auch dem kühnsten Forscher nicht länger unverständlich bleibt. Ich brauche Ew. Hochwürden nicht zu sagen, wie Clemens diesen κανονα της ἀληθειας von dem κανονι ἐκκλησιαστικῳ unterscheidet, die er beide unter dem gemeinen Namen der παραδοσεως ἐκκλησιαστικης zusammenfaßt. Aber ich darf versichern, daß man, ohne diesen Unterschied genau in Gedanken zu behalten, im Clemens gar nicht fortkömmt und da bloß ein gnostisches Geschwätz findet, wo er doch sehr bestimmte Begriffe zum Grunde legt. Er geht freilich von der Göttlichkeit der heiligen Schrift aus; — und habe ich denn die schon geleugnet? Ich bezeige ja bloß mein Mißfallen, daß man ihn auf seinem Wege so bald verläßt und von dem Werthe der Hilfsmittel, die heilige Schrift zu verstehen, so verschieden mit ihm denkt, als welche die Protestanten in die Schrift selbst zu legen für gut finden, anstatt daß Clemens mit dem gesammten christlichen Alterthume sie außer der Schrift annimmt. Es ist wahr, Clemens sagt allerdings: „Menschen, die nur schlechthin (ἁπλως, d. i. ohne Beweis) ihre Lehren vortragen, lasset uns keinen Glauben schenken! Sie können auf ebendiese Art auch Irrthümer lehren.“ Aber wie? „Ohne Beweis reden“, soll ihm so viel sein als „ohne Beweis aus der Schrift reden“? Ihm ist „ohne Beweis reden“ gerade das Gegentheil; ihm ist „ohne Beweis reden“ „mit nichts als mit Stellen aus der Schrift beweisen wollen“; denn dieses Beweises rühmen sich ja auch alle Ketzer. Clemens soll fortfahren: „Wenn es nun nicht hinreichet, seine Meinung schlechthin zu sagen, sondern man auch das, was man sagt, beweisen muß, so erwarten wir keine menschlichen Zeugnisse, sondern wir erweisen durch das Wort des Herrn das, was bewiesen werden soll. Diese Stimme des Herrn übertrifft alle Beweise (ἀποδειξεις) an Sicherheit, ja, recht zu sagen, ist sie allein ein Beweis. Durch diese Ueberzeugung sind Diejenigen, welche die heilige Schrift gekostet haben, gläubig.“ Fährt Clemens wirklich so fort, wo bleibt Tertullian: „Fides salvum facit, non exercitatio scripturarum?“ Aber er fährt auch so nicht fort, und man mißbraucht auf eine unverantwortliche Weise einige seiner Worte, um ihn nichts weniger als seine Gedanken sagen zu lassen. Ihm sind die menschlichen Zeugnisse eben die Zeugnisse der Propheten und Apostel, so

lange sie unabhängig von der Regel der Wahrheit genommen werden, und die Stimme des Herrn, die allein gilt, die allein keine weitere Demonstration zuläßt, ist diese Regel der Wahrheit, die wir von der Wahrheit selbst empfangen haben, ist mit einem Worte das Glaubensbekenntniß. Dieses, dieses ist die Wissenschaft „*καθ' ἣν οἱ μεν ἀπογευσαμενοι μονον των γραφων, πιστοι*", durch welche auch Die gläubig sind, welche die Schriften auch nur gekostet haben. Auch nur gekostet! „*ἀπογευσαμενοι μονον.*" Ei, sagen mir doch Ew. Hochwürden, warum Sie dieses *μονον* nicht mit übersetzt haben? Sie empfanden ohne Zweifel, daß es sehr abgeschmackt sein würde, den Clemens sagen zu lassen: „Die Stimme des Herrn", wenn „Stimme des Herrn" nothwendig das geschriebene Wort Gottes bedeuten müsse, „mache auch Diejenigen gläubig, welche die heiligen Schriften nur eben gekostet hätten?" Aber warum wollen Sie hieraus nicht lieber schließen, daß jene Ueberzeugung aus dem Worte des Herrn die Ueberzeugung aus der Schrift nicht sein könne? Warum wollen Sie Ihren Autor lieber verstümmeln? Ich kann nicht anders glauben, als daß Ew. Hochwürden auch hier bloß mit den Augen eines Compilators gesehen haben, der in seiner Anführung das *μονον* wohl ganz weggelassen hatte. — Ich muß über den Clemens nur wegzukommen suchen. Es möchte mir länger unmöglich sein, über Männer nicht heftig und bitter zu werden, die uns solche Steine für Brot in die Hände stecken wollen.

e) Auf die fünfte Stelle des Clemens endlich brauche ich nichts zu erwidern als dieses, daß Clemens daselbst von den Gnostikern insbesondere, nicht aber von den Christen überhaupt spricht. Der Gnostiker allerdings muß Schrift aus Schrift erklären und beweisen. Aber die Christen überhaupt haben das nicht nöthig, weil der Gnostiker selbst, so weit er sich über sie verstiegen hat, doch wieder zu ihnen herab muß, und wenn er die Schrift aus Schrift noch so apodiktisch erwiesen hat, doch nur auch durch das Glaubensbekenntniß apodiktisch überführen kann. Das ist der wahre Sinn folgender Stelle des Clemens, die, wenn sie diesen Sinn nicht hätte, gar keinen haben würde: „*Οὕτως και ἡμεις*", auch wir, wir Gnostiker, „*ἀπ' αὐτων περι αὐτων των γραφων τελειως ἀποδειχνυντες ἐκ πιστεως πειθομεθα ἀποδεικτικως.*"

5) Ich bin wirklich sehr erfreut, über den Clemens hinweg zu sein. Ich kenne keinen salebrosern Scribenten, der mehr Schlupfwinkel für Zänker gewährt, als ihn. Besonders sind seine Stromata ein so buntscheckiges, desultorisches Werk, daß man selten eine Seite lang gewiß bleibt, mit ihm auf einer Bahn zu wandeln. Ich will damit nicht sagen, daß er in streitigen Untersuchungen darum ganz unbrauchbar sei; ich will nur sagen, daß er eine ganz besondre Aufmerksamkeit erfordert und von zwanzig Lesern, die ihn in die Hände nehmen, achtzehn ganz gewiß bloß den schönen Brocken nachjagen, die er aus der weltlichen Gelehrsamkeit so reichlich einstreuet, wenn von den übrigen zwei der eine auch nur bloß bei den schönen theologischen Steinchen verweilt, die sich in einen Lehrbegriff so gut wie in den andern passen. Wir kommen von ihm auf einen Lateiner, der in Ansehung des Stils und der Worte vielleicht noch salebroser ist, aber doch in Ansehung der Ordnung und Deutlichkeit des gesammten Vortrags ihn bei weitem übertrifft: auf den Tertullian.

Von Diesem nun muß ich Ew. Hochwürden im voraus bekennen, daß er es ist, von welchem ich zuerst eine richtigere Vorstellung von der wahren Quelle unsers Glaubens erlangt zu haben glaube; daß er es ist, welcher mir das Pochen auf die bloße Schrift zuerst verdächtig gemacht hat; daß er es ist, welcher mich zuerst überzeugt, wie natürlich es sei, wenn sich die Apostel vor allen Dingen unter einander über ein gewisses Formular verglichen, um nicht allein selbst Einerlei zu glauben, sondern auch Einerlei zu lehren, welches Formular schlechterdings auch noch jetzt mehr gelten müsse als die nachherigen Schriften der Apostel, die nur gelegentliche Erläuterungen über diesen und jenen Punkt desselben sein könnten, indem nicht eine einzige erst Christen machen sollen, sondern alle an schon gläubige Christen geschrieben worden.

Doch es ist hier noch nicht der Ort, wo ich zeigen muß, was Alles für mein System aus dem einzigen Tertullian zu beweisen stehet. Jetzt soll ich nur auf ein paar Stellen antworten, die mir Ew. Hochwürden aus ihm entgegensetzen, als deutliche Beweise, daß auch er die Schrift für die einige Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren erkannt habe.

Die erste derselben ist aus der Schutzschrift genommen und

lautet nach Ew. Hochwürden Ueberſetzung, wie folget: „Wie könnet ihr Heiden euch doch einbilden, daß wir Chriſten uns um das Wohl der Kaiſer nicht bekümmern? Leſet nur ſelbſt die Befehle Gottes, die Quellen unſerer Erkenntniß, die wir gewiß ſelbſt nicht unterdrücken, und die ſo viele beſondre Pflichten gegen Nichtchriſten vorſchreiben!“ Und das wäre eine Ueberſetzung von den Worten des Tertullian, die ich aus der nämlichen Ausgabe, die Ew. Hochwürden gebraucht, herſetze: „Qui ergo putaveris, nihil nos de salute Caesarum curare, inspice Dei voces, literas nostras, quas neque ipsi supprimimus et plerique casus ad extraneos transferunt?“ Wo ſteht denn da eine Silbe von Erkenntnißquellen? Sie haben doch nicht literas nostras durch Erkenntnißquellen geben zu müſſen geglaubt, in der Meinung, daß literae nostrae auch wohl ſo viel als primae literae fidei nostrae heißen könne? Ja, wenn man ſo überſetzen darf, ſo läßt ſich freilich Alles in Allem finden! Ebenſo unrichtig und ohne allen Grund hineingetragen iſt das Letzte: „die ſo viel beſondere Pflichten gegen Nichtchriſten vorſchreiben.“ Casus — Pflichten! transferunt — vorſchreiben! Wem iſt ſo was ſchon vorgekommen? Tertullian will ſagen, daß die Schriften der Chriſten, auf die er ſich hier beruft, von ihnen ja nicht unterdrückt würden, ſondern durch dieſen und jenen Zufall in die Hände der Heiden kämen. Es iſt ebendas, was oben Lactanz vom Hierokles vermuthet, und ich kann mich nicht enthalten, den ähnlichen Fingerzeig dabei zu thun. Wenn es wahr iſt, wie Tertullian hier ſaget, daß die erſten Chriſten ihre heiligen Schriften nur eben nicht unterdrückt haben und bloß zulaſſen müſſen, daß ſie zufälliger Weiſe vielen Nichtchriſten in die Hände gekommen: ſo kann man doch auch wahrlich nicht ſagen, daß ſie dieſelben auszubreiten und bekannter zu machen freiwillig bemüht geweſen; ſo kann man doch auch wahrlich nicht leugnen, daß ſie eine Art von Vorſicht damit gebraucht und ebendas Geheimniß daraus gemacht haben, was ungefähr die Freimäurer aus ihren Conſtitutionsbüchern oder die preußiſchen Officiere aus ihren Reglements machen, die ſie beide auch eben nicht unterdrücken, ſondern vielmehr in die weite Welt zu kommen nicht verhindern können.

Die zweite Stelle des Tertullian, die aus ebender Schrift genommen ist, würde mir ebenso leichtes Spiel machen, wenn ich im Geringsten auf die Hinterfüße treten wollte. „Cogimur ad litterarum divinarum commemorationem, si quid praesentium temporum qualitas aut praemonere cogit aut recognoscere.“ Ich dürfte nämlich nur fragen, wie Ew. Hochwürden beweisen wollten, daß unter den litteris divinis auch das gesammte Neue Testament begriffen gewesen? Weil wir es jetzt unter jener allgemeinen Benennung mit begreifen würden? Divina litteratura heißt dem Tertullian in ebenderselben Schutzschrift*) offenbar nur das Alte Testament, von welchem er behauptet, daß es die Schatzkammer aller fremden Weisheit gewesen, und gegen welches seinem Ausdrucke nach eine gewisse novitiola paratura sehr absticht, unter welcher er das Neue Testament verstehen soll. Doch in die Verlegenheit, sich auf solche Dinge einzulassen, brauche ich Niemand zu setzen, der ich es mit beiden Händen zugebe, daß die gesammten Schriften der Evangelisten und Apostel nicht allein damals vorhanden, sondern auch bei den Christen im Gebrauche gewesen. Ich frage ja nur, in welchem Gebrauche. Ich frage ja nur, ob sie ihre Glaubenslehren daraus hergeholt, ob sie ihre Glaubenslehren ohne sie nicht gehabt haben würden. Hierauf antwortet diese Stelle des Tertullians so wenig mit einiger Bejahung, daß sie vielmehr einen ganz andern Gebrauch, einen bloß zufälligen Gebrauch nach Maßgebung gewisser Zeitumstände offenbar anzudeuten scheint. Die Christen schlugen ihre heiligen Schriften nach, so wie die Römer ihre geheimen archivalischen Nachrichten oder die Sibyllinischen Bücher, nicht ihre Gesetze daraus zu lernen, sondern daraus zu sehen, wie es bei gewissen Vorfällen ehedem gehalten worden, oder was ihnen bei gewissen ominösen Ereignungen bevorstehe. Vollends machen die nächstfolgenden Worte des Tertullian: „Certe fidem sanctis vocibus pascimus, spem erigimus, fiduciam figimus, disciplinam praeceptorum nihilominus in compulsationibus densamus“, es klar, daß bloß von einem disciplinarischen und von keinem dogmatischen Gebrauche des Neuen Testaments hier die Rede sein könne. Fidem sanctis vocibus

*) Cap. 47, p. 396.

pascimus kann gar wohl auch nur heißen: „zur Stärkung unsers Glaubens singen wir geistliche Lieder.“ Denn daß das Singen in den ersten Versammlungen der Christen Mode war, wissen wir gewiß; da hingegen von Vorlesungen wenigstens der jüngere Plinius weder in Gutem noch in Bösem etwas erfahren hatte. Wenn nun gar unter compulsationibus die Verfolgungen zu verstehen wären, wem könnte man es verdenken, wenn er unter der commemoratione litterarum divinarum vornehmlich die Ablesung der Verhandlungen der heiligen Märtyrer verstehen wollte, als welche freilich erst nach den Zeiten des Plinius recht üblich werden konnte, und von welcher bekannt ist, wie viel die erste Kirche darauf gehalten, „ut armentur filiorum animi, dum patrum recensentur triumphi.“

Und das wäre denn Alles, was man mir aus dem Tertullian entgegensetzen könnte? Wie gut komme ich da weg! Ich fürchte, ich werde Ew. Hochwürden so leicht nicht können abkommen lassen, wenn ich nun einmal den Tertullian für mich reden lasse. Und wie, wenn Ew. Hochwürden, damit diese wiederholte Drohung nicht bloß einer Drohung ähnlich bleibe, mir sofort erlaubten, hier eine kleine Ausschweifung über einen Punkt zu machen, der am besten zeigen kann, wer von uns Beiden seinen Tertullian am richtigsten inne hat?

Dieser Punkt betrifft die Glaubensbekenntnisse, die Ew. Hochwürden nach dem Basnage[1]) für nichts als zufällige menschliche Erweiterungen der ersten von Christo selbst eingesetzten Taufformel ansehen, weil man die Täuflinge mit den Unterscheidungslehren der Ketzer nicht zeitig genug bekannt machen können. Von diesen behaupten der Herr Doctor S. 205 u. f. Ihrer Kritischen Untersuchung eine Menge Dinge, von welchen Sie, ich weiß nicht ob mitleidiger oder zufriedener mit sich selbst — bald hätte ich stolzer gesagt — bedauern, daß sie Denen, die sich darüber zu schreiben erdreisten, nicht bekannt sind. Was Wunder also, daß ich die Gelegenheit nicht früh genug ergreifen zu können glaube, mich von dem Verdachte einer so schülerhaften Unwissenheit — denn welche

1) Jakob Basnage, geb. zu Rouen 1653, floh 1685 nach Holland, starb 1723. Sein bedeutendstes Werk ist die „Histoire de l'Eglise depuis J. C. jusqu'à présent“, Rotterdam 1699, zwei Bände.

Unwissenheit ist schülerhafter, als wenn man auch das nicht einmal weiß, was Andre glauben? — zu befreien, und zu entschuldigen, wenn ich von so bekannten Angaben nicht vermeine, daß sie darum keines Beweises nöthig haben? — Das Scharmützel ist aber noch kein Treffen, in welches ich mich zu seiner Zeit Paragraph vor Paragraph einzulassen gesonnen. —

Ausschweifung über das Glaubensbekenntniß der ersten Christen.

§. 1. Es sei immerhin noch so wahrscheinlich, daß die Anerkennung der von Christo, Matth. 28, 19, vorgeschriebenen Taufformel anfangs hinlänglich gewesen, Denen, die sich zu Christo bekennen wollten, die Taufe widerfahren zu lassen: ist es denn darum unwahrscheinlich oder etwa gar unmöglich, daß Christus nach seiner Auferstehung seinen Jüngern einen kurzen Inbegriff von dem hinterlassen, was sie künftig von ihm lehren sollten, welchen er ihnen vor seinem Tode darum nicht ertheilen konnte, weil das Wenigste davon noch geschehen war? Daß ein solcher Inbegriff sehr nützlich gewesen wäre, wird doch Niemand leugnen wollen, und nach der großen Entdeckung, die in unsern Tagen gemacht worden, daß Christus nach seiner Auferstehung bis zu seiner Himmelfahrt nicht bloß seinen Jüngern dann und wann erschienen, sondern die ganzen vierzig Tage continuirlich nach wie vor mit ihnen gelebt habe, hatte er ja wohl auch noch Zeit genug dazu.

§. 2. Es wäre falsch, schlechterdings falsch, daß man vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts auch nur eine Spur eines vermehrten Taufformulars oder eigentlichen Glaubensbekenntnisses anträfe? Bei dem Irenäo und Tertullian kommen dergleichen zuerst vor? Wer sie älter mache, der sage nicht historische Wahrheit, sondern Conjectur und Hypothese? Hierauf antworte ich. Erstlich: Giebt es denn frühere Kirchenväter dieser Art als Irenäus und Tertullian, bei welchen ein eigentliches Glaubensbekenntniß vorkommen könnte? Ich sage dieser Art, d. i. solcher, die sich mit Widerlegung der Ketzer abgegeben und sonach Anlaß gehabt hätten, sich ausdrücklich darauf zu beziehen. Zweitens: Wenn Diejenigen,

bei welchen ein eigentliches Glaubensbekenntniß zuerst in extenso zu finden, versichern, daß das von ihnen angeführte das nämliche sei, welches sofort mit dem Evangelio seinen Umlauf in der Welt gemacht habe, „hanc regulam ab initio Evangelii decucurrisse"; wenn sie versichern, daß es das nämliche sei, welches die Kirche von den Aposteln, die Apostel von Christo, Christus von Gott erhalten habe, „quam Ecclesia ab Apostolis, Apostoli a Christo, Christus a Deo tradidit"; wenn sie versichern, daß es das nämliche sei, welches selbst Paulus ungeachtet seiner unmittelbaren Erleuchtung sich endlich von den Aposteln habe müssen geben lassen: sind das keine ältere Spuren?

§. 3. Ja, die letztgedachte, führt sie uns nicht so hoch hinauf, als wir nur immer verlangen können? führt sie uns nicht auf ein Zeugniß des Apostels selbst? „Paulus Hierosolymam ascendit", sagt Tertullian, „ad cognoscendos Apostolos et consultandos, ne forte in vanum cucurrisset, id est, ne non secundum illos credidisset et non secundum illos evangelizaret. Denique ut cum auctoribus contulit et convenit de regula fidei, dexteras miscuere et exinde officia praedicandi distinxerunt." Nun beziehet sich dieses freilich auf Galat. 2, 2, wo nach Luthers Uebersetzung bloß steht, daß sich Paulus mit den Aposteln über dem Evangelio besprochen. Doch da ἀνατίθεσθαι in dieser Bedeutung nur an diesem Orte vorkommen würde, so müssen die alten Kirchenväter doch ihren Grund gehabt haben, eine nähere Anspielung auf das eigentliche Glaubensbekenntniß darin wahrzunehmen. Denn nicht allein Tertullian erkennet diese, sondern auch Augustinus, und zwar unter dem nämlichen Ausdrucke der regula fidei. Wenn denn auch das Symbolum, wie der Herr Doctor wollen, weiter nichts als ein bloßer geheimer Gruß gewesen, wie ihn noch unsre Handwerker haben, so kann ja wohl ἀνατίθεσθαι το εὐαγγέλιον bedeutet haben: „diesen Gruß hersagen", um sich dadurch für einen wahren Bruder in Christo erkennen zu lassen.

§. 4. Oder soll etwa regula fidei das Glaubensbekenntniß nicht bedeuten? Hat Tertullian die Bedeutung dieses Ausdrucks durch die unmittelbare Hinzufügung der Sache selbst nicht genug gesichert? Herr D. Walch scheinen, als ob Sie es gar zu gern

leugnen möchten. Denn nicht allein soll noch gar nicht gewiß sein, daß κανων und κανων ἀληθειας das öffentliche Glaubensbekenntniß bedeute, sondern die lateinische Benennung, die nach jener unstreitig gemacht ist (indem Tertullian ebensowohl regula veritatis sagt als regula fidei), soll nun wohl einmal eine Sammlung der vornehmsten christlichen Lehren, aber wiederum kein eigentliches Symbolum anzeigen? Kein eigentliches? Nun, was gehört denn zu einem eigentlichen? Ipsissima verba, in welchen es zuerst abgefaßt worden? Und weil die Tertullianische regula fidei diese nicht hat, soll es kein eigentliches Symbolum sein? Wie haben der Herr Doctor hier mich erinnern können, daß es ja verboten war, das Symbolum aufzuschreiben — ipsissimis verbis, versteht sich, aufzuschreiben.

Nun folgt in der Reihe der Väter, welche die Bibel zur Erkenntnißquelle der christlichen Lehren machen sollen, Athanasius. — Athanasius? und wer mehr? Wer sonst als lauter Männer, mit welchen sich die zweite Periode der Kirche anfängt, und die nur immer zum vierten Jahrhunderte gezogen werden können.

Dieser Aller, wenn ich Ew. Hochwürden die Wahrheit gestehen darf, wäre ich mir kaum hier vermuthen gewesen. Es ist wahr, ich habe überall, was ich behauptet habe, von den ersten vier Jahrhunderten behauptet. Aber ich habe wirklich geglaubt, daß es erlaubt sei, sich so in Bausch und Bogen auszudrücken, wenn man eigentlich nur die erste Periode der Kirche meine, die sich in Ansehung der äußern Verfassung mit der Regierung Constantin des Großen und in Ansehung der innern mit dem Nicäischen Concilio beschließt. Ich habe wirklich geglaubt, daß ein Schriftsteller, welcher von gewissen Besonderheiten der Kirche in den ersten vier Jahrhunderten spreche, nicht eben sagen wolle, daß diese Besonderheiten gerade bis 399 gedauert. Ich habe wirklich geglaubt, daß, wenn man einen solchen Schriftsteller gütlich behandeln wolle, man vornehmlich auf die Hauptmeinung sehen müsse, die sich in dem letzten Viertel seiner ganzen Epoche zugetragen.[1])

1) In den „Zusätzen" sagt Lessing: „Ich will hoffen, daß man nicht so gar streng mit mir verfahren und mich aus diesem Worte nur [? nicht] anhalten wird, bis gerade zum Ausgange des 399. Jahres Zeugniß hiervon beizubringen. Eigentlich hab' ich nur sagen wollen: bis auf das erste Nicäische Concilium. In diesem,

Doch was hätten Ew. Hochwürden *mich* so gütlich zu behandeln für Ursache gehabt? Nachgebend ist man nur für seine Freunde, und mit wem wir nach der äußersten Strenge verfahren, der mag es sich selbst zuschreiben, daß er unter unsre Freunde nicht gehört. Auch wäre es Thorheit, das *Nachgeben* weiter zu erstrecken, wo man sich selbst dadurch so viel *vergeben* würde.

Meine Thesis hätte offenbar nicht mehr und nicht weniger auf sich gehabt, wenn ich sie so ausgedrückt hätte: Bis auf das Nicäische Concilium findet man keine Spur, daß die Kirche die heilige Schrift für eine eigentliche Quelle ihrer Glaubenslehren gehalten. Was aber hätten Ew. Hochwürden nicht verloren, wenn es mir eingekommen wäre, mich so vorsichtig auszudrücken? Ihr Buch würde offenbar auf sein Drittheil eingeschrumpft sein; und das ist nun einmal Disputirkunst, daß man seinen Gegner bei dem geringsten Excesse vornehmlich angreift, den er sich entwischen zu lassen das Unglück hat.

Freilich werden Ew. Hochwürden nunmehr sagen, daß diese nähere Beschränkung meines Satzes nichts als ein elender Fechterstreich sei, genannt Brechung der Mensur, durch den man einen Stoß noch gar abglitschen machen möchte, der schon sitzt. Aber bei Gott, das ist sie nicht! Denn sehen Ew. Hochwürden. Daß mit und nach dem Nicäischen Concilio die Väter der Kirche angefangen haben, der Bibel einen höhern Werth beizulegen und sie nach und nach so vorzustellen, als ob auch die eigentlichen Glaubensartikel daraus gezogen wären und gezogen sein müßten: das will ich so wenig leugnen, das ist mir so wenig unbekannt gewesen, daß vielmehr dieser nämliche Unterschied zwischen den Vätern vor der Nicäischen Versammlung und zwischen den Vätern nach derselben ebendas ist, was mich zuerst aufmerksam gemacht hat.

---

bin ich der Meinung, hat die ganze christliche Religion so einen neuen Schwung erhalten, daß ich die Lehrer nach demselben nicht gern so gerade zu gegen mich möchte anziehen lassen. Wenn man daher in der Griechischen Kirche den Chrysostomus und in der Lateinischen den Hieronymus oder wohl gar den Augustinus noch zum vierten Jahrhundert rechnen will, weil sie in demselben noch geboren und auch in demselben schon geschrieben: so muß ich erklären, daß ich ihre Zeugnisse gegen mich nicht anders kann gelten lassen, als wo ich sie mit älteren, eben so ausdrücklichen Zeugnissen belegt finde. Wohl aber müssen dieser drei Männer Zeugnisse, wo sie für mich lauten, statt aller ältern gelten."

Dieser Unterschied, sagte ich mir, muß nothwendig eine besondere Ursache haben. Er kann nicht bloß die Frucht einer allmählichen Wurzelgewinnung der größern Evidenz sein. Denn er ist so auf einmal, so schnell! Aeußere Ursachen müssen ihn befördert haben.

Hier fiel mir bei, daß so wie alle Ketzer von jeher fleißig in der Schrift geforscht und ihnen von dieser Seite nichts vorzuwerfen gewesen, als daß sie nicht bloß nach dem „quod salva regula fidei potest in quaestionem devenire", darin geforscht, sondern diese regulam fidei selbst nach ihrem Gutdünken darin finden wollen: besonders sind die Arianer wegen ihrer vorzüglichen Fertigkeit, die Schrift auszulegen, von Anfang an berühmt gewesen. Arius selbst war — — — — — —

Hilarius. [1]

Auch hier brauche ich mich bei den einzelnen Stellen nicht aufzuhalten. Es trifft mich keine. Sie beweisen alle nur, daß Hilarius [2] die heiligen Schriften gekannt, gebraucht und empfohlen habe. Das habe ich nie geleugnet, und das ist die Frage nicht. Sondern die Frage ist, wozu er sie gebraucht, wozu er sie empfohlen habe. Die Frage ist, ob er sie gebraucht habe, die Glaubenslehren daraus zu lernen, ob er sie empfohlen habe, daß Andere und besonders der Laie die Glaubenslehren darin suchen solle. Und das hat er gewiß nicht.

Es ist wahr, in seinem Buche De Trinitate führt er unend-

---

1) „Ein besonderer Bogen Manuscript, überschrieben Hilarius, welchen Kirchenvater auch Herr D. Walch für seine Meinung anführt, ist von der Beschaffenheit, daß er hier am Schicklichsten mit eingerückt werden kann. Karl G. Lessing im „Theol. Nachlaß", S. 152.

2) Der Bischof Hilarius von Poitiers (geb. um 300, gest. 368), der orthodoxe Lehrer der abendländischen Kirche. Seine Werke sind herausgegeben von P. Constant, Par. 1693 und von Sc. Maffei, Veron. 1730. 2 Bde.

liche Schriftstellen an. Aber bloß, sie von den Verdrehungen der Arianer zu retten, bloß als die Belege seiner katholischen Lehre und im Geringsten nicht als die Quellen derselben.

Es waren die Arianer, es war Constantius auf Anstiften der Arianer, die es ausdrücklich verlangten, daß der Streit von der Gottheit Christi „tantum secundum ea, quae scripta sunt“*) ausgemacht werden sollte. Hilarius ließ sich dieses sehr wohl gefallen. Er sagte: „Hoc qui repudiat antichristus est, et qui simulat anathema est.“ Nun fuhr er fort: „Sed unum hoc ego per hanc dignationis tuae sinceram audientiam rogo, ut praesente synodo, quae nunc de fide litigat, pauca me de scripturis evangelicis digneris audire.“ Diese seine Rede ist nicht mehr; aber wir können darum nicht minder zuverlässig wissen, was der Inhalt derselben gewesen. Er stellte dem Kaiser darin vor, daß es unmöglich sei, Glaubenslehren aus bloßen Schriftstellen auszumachen, wenn man nicht zugleich eine gewisse Regel annehme, wie diese Schriftstellen verstanden werden müßten. Und diese Regel war keine andere als das Glaubensbekenntniß, davon er die Ueberzeugung in der Taufe angelobet und empfangen habe. Diese innere Ueberzeugung, sagt Hilarius, habe er und bedürfe einer äußern aus der Schrift nicht: „penes me habeo fidem, exteriore non egeo.“ Dieser in der Taufe erhaltene Glaube müsse als der Sinn der Schrift angenommen werden, und aller vorgegebene Glaube, der einzig auf Schriftstellen beruhe, sei außer diesem Glauben nichts, weil Schriftstellen auch Ketzer für sich anzuführen nicht ermangelten. Es sei daher auch in diesem Sturme mit einander streitender Auslegungen das Sicherste, sich in den Hafen, aus welchem man ausgelaufen sei, wieder zurückzuziehen, und man sieht leicht, welchen Hafen er meint. „Inter haec fidei naufragia, coelestis patrimonii jam paene profligata haereditate, tutissimum nobis est, primam et solam evangelicam fidem confessam in baptismo intellectamque retinere.“

Heißt das nun auch, die Schrift zur einzigen Quelle des Glaubens machen? Meint Hilarius auch, wenn die Bibel nicht wäre, würde er gar keinen Glauben haben? er würde auf Niemand

*) Hil. ad Constantium, lib. II, §. 8.

getauft sein, wenn es die Bibel nicht sagte, auf wen er getauft sein müßte? — [1])

---

1) „Auch findet sich noch ein Bogen, der wahrscheinlich auch zu dieser Schrift gehört hat. Er ist überschrieben Theodoretus, welchen Herr D. Walch gleichfalls als Zeugen anführt, daß in den ersten vier Jahrhunderten die heilige Schrift allein die Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren gewesen, ob er wohl selbst sagt, daß Theodoretus in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts gestorben sei. Man kann aber aus diesem Bogen schwerlich die Meinung meines Bruders errathen. Z. E. gleich der Anfang.

Lib. I, p. 7.

Arius, cui sacrorum voluminum expositio commissa erat. Vom Alexander aber heißt es: τοις θειοις λογοις ἑπομενος, welches nicht gut durch sacrarum litterarum vestigiis insistens übersetzt wird. θειοι λογοι heißen wohl mehr die göttlichen Ueberlieferungen.

Und dergleichen Anmerkungen mehrere." — (K. Lessing.)

Register.

Seite

Einleitung V

Leben und leben lassen. Ein Projekt für Schriftsteller und Buchhändler . 1

Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel 8

Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit 37

Von Adam Neusern einige authentische Nachrichten 55

Von Duldung der Deisten. Fragment eines Ungenannten 115

Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend 137

Fünftes Fragment. **Ueber die Auferstehungsgeschichte** 139

Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Erste Entdeckung 203

Zweite Entdeckung 226

Die Nachtigal 253

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. An den Herrn Director Schumann zu Hannover 270

Das Testament Johannis. Ein Gespräch 277

Eine Duplik 283

Eine Parabel. Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Göze in Hamburg 362

Die Parabel 363

Die Bitte 366

Das Absagungsschreiben 370

Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt. Wider den Herrn Pastor Göze in Hamburg 375

5281 A

Seite

Anti-Göze. Das ist: Nothgedrungener Beiträge zu den Freiwilligen Beiträgen des Herrn Pastor Göze
Erster . . . 412
Zweiter . . . 420
Dritter . . . 427
Vierter . . . 435
Fünfter . . . 442
Sechster . . . 449
Siebenter . . . 456
Achter . . . 463
Neunter . . . 471
Zehnter . . . 478
Elfter . . . 485

Gotth. Ephr. Lessings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze in Hamburg . . . 492

Der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze in Hamburg erste Folge . . . 498

Neue Hypothese über die Evangelisten, als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet . . . 506

Ueber die von der Kirche angenommene Meinung: „Daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde.“ Gegen Herrn Hauptpastor Göze in Hamburg . . . 527

Zu Nathan dem Weisen . . . 544

G. E. Lessings Bibliolatrie . . . 546

Sogenannte Briefe an verschiedene Gottesgelehrten, die an seinen theologischen Streitigkeiten auf eine oder die andere Weise Theil zu nehmen beliebt haben . . . 555
Sogenannte Briefe an den Herrn Doctor Walch . . . 556
Ausschweifung über das Glaubensbekenntniß der ersten Christen . . 584
Hilarius . . . 588

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the library rules or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
	AUG 18 1961		
C28 (449) M50			

833L56

Il4
v.7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0037107682